

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHKUNDE



AP

30

Z 48



2

Zeitschrift

UNIVERSITÄT
LEIPZIG

für den

Deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

2. Jahrgang.



Leipzig,

Verlag von V. G. Teubner.

1888.

4

A. 58655

Druck von O. G. Leubner in Dresden.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

Kaiser Wilhelm I., Ansprache gehalten vom Herausgeber dieses Blattes
Heft 3 S. I – VI
Am Tage der Weisung des Kaisers Friedrich. Vom Herausgeber Heft 4 S. I

A. Allgemeines.

	Seite
Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums. Von Gotthold Klee in Baugen	1
<u>Der Unterricht in deutscher Sprache am Lehrerfeminar. Von Rudolf Dietrich in Göttingen b. Zürich</u>	<u>222</u>
<u>Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkfübungen. Von Rudolf Hildebrand in Leipzig</u>	<u>277</u>
<u>Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu. Von Rudolf Hildebrand in Leipzig</u>	<u>294</u>
<u>Pestalozzi und der deutsche Unterricht. Von Karl Wehrmann in Kreuznach</u>	<u>441</u>
<u>Zu dem Scherzspruche im 4. Hefte. Von J. Peters in Leitmeritz</u>	<u>470</u>
<u>Ein altes Kinderlied aus neuer Zeit. Von Rudolf Hildebrand in Leipzig</u>	<u>476</u>
<u>Scherzgespräche. Von Rudolf Beer in Leipzig</u>	<u>484</u>

B. Pädagogik.

Über die realistischen Elemente von Goethes „Hermann und Dorothea“. Von A. Huther in Cottbus	72
Schillers „Lied von der Glocke“ in der ersten Klasse des slovenischen Ober- gymnasiums in Laibach. Von Anton Heinrich in Laibach	139
Heinrich von Kleist und seine Sprache. Von Reinhard Kade in Leipzig	193
Betrachtungen über Handbücher zur Litteraturkunde. Mit besonderer Beziehung auf Kluge, Auswahl deutscher Gedichte. Von Oskar Erdmann in Breslau	210
Die Grundgedanken der Romanzen (Balladen) Schillers. Nach seinen eigenen philosophisch-ästhetischen Abhandlungen erläutert. Von Julius Brod in Posen	247
Über die Sprache Goethes in der „Natürlichen Tochter“. Von Franz Kern in Berlin	283

	Seite
Litterarhistorische Typen aus Gustav Freytags „Ahnen“. Von K. Landmann in Darmstadt	309.
Goethes „Egmont“ im deutschen Unterricht. Von P. Klauke in Bremen	319
Das Dämonische in Goethes „Egmont“. Von Franz Kern in Berlin	325
Lessings Fabel „Die Sperlinge“. Von P. Klauke in Bremen	328
Zu Lessings Fabel von den Sperlingen. Von Franz Kern in Berlin	332
Die Weltanschauung in Goethes „Iphigenie“. Von Chr. Semler in Dresden	404
Zu Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben“. Von Hugo Hildebrand in Leipzig	464
Zu Goethes „Torquato Tasso“. Von K. Kirchner in Chemnitz	510

C. Grammatik und Stilistik.

Zum grammatischen Unterrichte im Deutschen in Sexta. Von Ludwig Tachau in Frankfurt a. M.	123
Ein Beleg für die Gefahren, welche der deutschen Sprache aus den altsprachlichen Übungsbüchern erwachsen. Von Karl Ondrusch in Neustadt (Oberschlesien).	301
Eine neue deutsche Stilistik. Von W. Münch in Barmen	334
Schlechtes Deutsch. Von Paul Schumann in Dresden	435
Eingegangene Anfragen, beantwortet von der Leitung des Blattes:	
<i>Kein Federlesen machen oder kein Federlesens machen</i>	87
<i>sich nicht entblöden</i>	348
<i>unsern und unseren</i>	349
<i>sich und selbst</i> in Briefen	350
die Etymologie von <i>Schmetterling</i>	553
Wir Deutsche	553
Zur Zeit, wo; jetzt, wo u. a.	554

D. Deutscher Aufsatz.

Ein deutscher Schulaufsatz aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Von F. Jonas in Berlin	115
Vom Übersetzen in der Schule. Von Aug. Mühlhausen in Hamburg	118
„Moralische“ Thematata. Von Ferdinand Schulz in Charlottenburg	238
Die Freundschaft bei Klopstock. Eine Meditation. Von Ferdinand Schulz in Charlottenburg	550

E. Behandlung des Altdeutschen.

Ausproben Denkübung. Mitgeteilt von Rudolf Beer in Leipzig	208
Zum Unterrichte in der altdeutschen Litteratur. Von W. Schulze in Dortmund	409
Proben einer Übersetzung von Diefriids Evangelienbuch. Von L. Freytag in Berlin	501

F. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

	Seite
Die neuesten Forschungen zur Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache. (Über Friedrich Kluge und Adolf Socin.) Von Otto Lyon in Dresden	160
Über die Sprache Luthers im kleinen Katechismus. Von Ernst Göpfert in Annaberg	188

G. Aussprache und Deklamation.

Zur Aussprache des Hochdeutschen in der Schule. Von Bernhard Maydorn in Ratibor	136
Ist eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen erstrebenswert? Von Karl Franke in Leisnig	422

H. Poetik und Metrik.

Accent und Quantität. Eine kritische Studie zu C. Meyers deutscher Poetik. Von Paul Schönsfeld in Berlin	97
Die Poetik unter den „exakten“ Wissenschaften. Von Gotthold Bötticher in Berlin	379

J. Der Ausländerunterricht und der deutsche Unterricht im Auslande.

Einige Worte über die deutsche Sprache in Bezug auf die norwegische. Von Hedwig Lysholm in Gardanger (Norwegen)	219
---	-----

K. Sprachreinheit.

Zur Verdeutschung fremder Ausdrücke. Von Julius Sahr in Dresden	300
Die Berechtigung der Fremdwörter. Von G. Kämelin. Angezeigt von Adalbert Feitteles	354

L.

Sprechzimmer	88. 167. 351. 556
------------------------	-------------------

M. Bücheranzeigen.

Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Von R. Jonas. Angezeigt von Franz Kern	88
Jüdische Legenden. Von Michael Haberlandt. Angez. v. Otto Lyon	88
Anzeigen aus der Schillerlitteratur. Von Hermann Unbescheid in Dresden:	
F. Anders, Schillers Flucht von der Heimat	167
H. Deiter, Schillers Don Carlos	169
K. Holdermann und L. Sevin, Meisterwerke der deutschen Litteratur.	
Nr. 2. Wilhelm Tell. Nr. 7. Die Jungfrau von Orleans. Nr. 8.	
Wallenstein	170

	Seite
R. Borges, über Schillers Einfluß auf Goethes Dichtung	171
H. Heklamy, Die Braut von Messina	173
W. Wittich, Über Sophokles' „König Oedipus“ und Schillers „Braut von Messina“	174
Georg Kern, Wallensteins Tod	174
S. Rober, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit	175
M. Wandl, Klassische Sentenzen	176
Alfred Ruhe, Schillers Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls	176
H. Dünker, Don Carlos. 2. Aufl.	177
Gudrun von L. Freytag. Angez. v. Robert Schneider	179
Wielands Werke. Von H. Pröhle. Angez. v. Robert Schneider	179
Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. Von P. Klauke. Angez. v. Franz Kern. (Götz und Egmont)	180
Zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von P. Klauke. Angez. v. Franz Kern	183
Welche Schriftart sollen wir beibehalten, die Kundschrift oder die Edenschrift? Von Rudolf Dietlein. Angez. v. G. Berlitz	188
Franz Kern, Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten gehalten. Angez. v. Otto Lyon	281
Stephan Waeppoldt, Zwei Goethevorträge. Angez. v. Otto Lyon	281
Über deutsche Sprache und Litteratur in den Modern Language Notes. Von Julius Goebel. Angez. v. Wilhelm Scheffler	359
Lied und Legende. Von Ph. Kuhff. Angez. v. Wilhelm Scheffler	361
Die Grundzüge der Meditation. Von Ferd. Schulz. Angez. v. G. Berlitz	364
Methode des Unterrichtes in der deutschen Sprache. Von Franz Brankly. Angez. v. G. Berlitz	364
Klopstocks Oden. Von Christoph Würfl. Angez. v. G. Klee	365
Deutsche Aufsatz-Entwürfe. Von Eduard Niemeyer. Angez. v. H. Unbescheid	367
Disposition zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda. Von Ernst Ziegler. Angez. v. H. Unbescheid	369
Hausmärchen aus Altgriechenland. Von Gotthold Klee. Angez. v. Otto Lyon	372
Diese, Reinhold, Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Angez. v. Hugo Hildebrand	471
Geschichte der deutschen National-Litteratur. Von Hermann Kluge. Angez. v. Robert Schneider	556
Über die Nachbildung griechischer Metra im Deutschen. Von E. Henschke. Angez. v. Hugo Hildebrand	558
Das Wesen des Tragischen. Von Franz Wettingen. Angez. v. Hugo Hildebrand	558
Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Von Anselm Salzer. Angez. v. Hugo Hildebrand	559

	Seite
Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Von Kurt Bruchmann.	
Angez. v. Hugo Hildebrand	559
Der deutsche Unterricht am Realgymnasium und seine Eigenart. Von	
W. Münch. Angez. v. H. Unbescheid	562
Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. Von Ferdinand Schöns-	
tag. Angez. v. Hermann Unbescheid	563
Goethes Iphigenie auf Tauris. Von H. Boderadt. Angez. v. Arthur	
Deneke	564

N.

Kleine Mitteilungen	95. 189. 282. 373. 565
-------------------------------	------------------------

O.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher	95. 96. 189. 192. 282. 374. 377. 472. 474. 567. 569
--	--

Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums.¹⁾

Von Gottbold Alee in Bautzen.

Sexa.

Wöchentlich vier Stunden.

1. Leseübungen.

§ 1. Dem Leseunterricht liegt zu Grunde: Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von Vellermann, Imelmann, Jonas und Suphan. 1. Teil. (2. Aufl. Berlin, Weidmann 1883.) [3. Aufl. inzwischen erschienen.]

Das Lesen selbst soll ein „richtiges, besonnenes, ein über den Worten ruhendes und sinnendes“ sein (Ph. Wackernagel²⁾), wobei auf deutliche Artikulierung, auf Beachtung der Interpunktion, auf richtiges Atemholen, Heben und Senken der Stimme zu halten ist. Oft wird zu schnell und darum flüchtig und gedankenlos gelesen. Die Forderung der Richtigkeit erstreckt sich natürlich auch auf die Aussprache. So wie man kein fehlerhaft gelesenes Wort unverbessert lassen darf, sondern den Schüler zur Wiederholung des schwierigen Wortes solange zwingen muß, bis er dasselbe korrekt wiedergibt, so dürfen auch Nachlässigkeiten der Aussprache nicht geduldet werden. (Vgl. M. Göbinger, Stilschule zu

1) Indem ich den nachstehenden Versuch auf Wunsch veröffentliche, bemerte ich, daß derselbe keineswegs mit hohen Ansprüchen auftritt, sondern sich vielfältiger Mangelhaftigkeit gar wohl bewußt ist. Er ward zunächst für den Gebrauch am Bauhner Gymnasium ausgearbeitet und möchte nur den Anstoß zu gründlicher Erwägung und Besprechung einer in Sachsen vielleicht noch zu wenig erörterten und, wie mir scheint, hochwichtigen Unterrichtsfrage geben. Im Interesse der Sache bitte ich daher diejenigen Herren Kollegen, welche Teilnahme und Beruf für den angeregten Gegenstand haben und meinen Entwurf eingehender Prüfung wert achten, mir ihre zustimmenden oder verwerfenden Urteile und berichtenden oder ergänzenden Bemerkungen über das Ganze oder über Einzelheiten nicht vorzuenthalten, sondern für jede Belehrung meines aufrichtigen Dankes versichert zu sein.

2) S. die Schrift desselben „Der Unterricht in der Muttersprache“, 4. Teil des Lesebuchs, 3. Aufl. 1863.

Übungen in der Muttersprache. 2. Aufl. Schaffhausen 1861, 1867. I, 21.) W. Münch (Progr. d. Realgymn. Barmen 1886) redet sehr richtig von einem wahrhaft lächerlichen Gegensatz, in dem gegenwärtig noch die gleichgiltige Behandlung der Aussprache des Deutschen zu der sorgfältigen Pflege derselben bei fremden Sprachen steht. Dem Verschlucken der Endsilben, den Verwechslungen der harten und weichen Mutä, der hellen und dumpfen Vokale und anderen dialektischen Eigenheiten muß nach Kräften gesteuert werden.

§ 2. Behandlung der Profastücke.¹⁾ Das Lesestück wird in der Regel zuerst vom Lehrer mit richtiger Betonung und sorgfältiger Aussprache, klar, laut und langsam vorgelesen. Dann ruft man einzelne Schüler ohne Berücksichtigung der Sitzordnung auf und läßt von jedem etwa 4 bis 6 Zeilen lesen, wobei vor der Hand noch nichts erklärt wird, sondern nur grobe Lesefehler durch andere Schüler zu verbessern sind. Bei den hierauf folgenden Fragen über den Inhalt ist streng darauf zu achten, daß die Schüler stets in einem ganzen Satze antworten. (Vgl. Wendt, Progr. d. Gynn. Karlsruhe 1877, S. 7.) — Die nötigen Erklärungen sachlicher und sprachlicher Art werden nach heuristischer Methode angeknüpft. („Was der Lernende selbst finden kann, das soll man ihm nicht geben.“ Dinter. Ebenso Hildebrand: „Der Lehrer des Deutschen sollte nichts lehren, was die Schüler selbst aus sich finden können.“ Vgl. das 2. Kap. von Hildebrands Deutschem Sprachunterricht in der Schule; 3. Aufl. 1887. S. 21—31.) Zum Schluß läßt man das Lesestück nochmals von einem Schüler lesen, von einem anderen mündlich nacherzählen, wobei die Bücher aller geschlossen sind.

Ist die Klasse etwas vorgeschritten, so wird bei leichteren Stücken das Vorlesen durch den Lehrer bisweilen weggelassen, ebenso auch hin und wieder das nochmalige Lesen durch einen Schüler, das in der Regel der Erklärung folgt.

Zur Erklärung gehört auch eine elementare Auskunft über die Darstellungsgattung, welcher das gelesene Stück angehört. Es genügt völlig, daß der Schüler weiß, ob er eine Erzählung, eine Fabel, eine Beschreibung, einen Brief, ein erzählendes Gedicht, ein

1) C. Rehr, Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke. 8. Aufl. Gotha 1883. (Zunächst für Volksschulen geschrieben, doch auch für den Unterricht an unteren Gynnasialklassen sehr brauchbar.) C. Richter, Anleitung zum Gebrauch des Lesebuchs in der Volksschule. 9. Aufl. Berlin 1885. D. Fried, Behandlung eines deutschen Lesestückes in unteren und mittleren Klassen, in den Lehrproben 2c 6. Heft. S. 110ff. Als methodischer Leitfaden wird auch empfohlen: Fr. Otto, Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt 2c. 7. Aufl. 1873.

Lied vor sich hat; auch was eine Legende ist, kann ihm leicht begreiflich gemacht werden.

An die Reihenfolge der Lesestücke im Buche kehrt man sich natürlich nicht, sondern trachtet nach einem Aufsteigen vom Einfachen und Leichteren zum Größeren und Schwierigeren. Nur bei Nummern von geringem Umfang, deren das Lesebuch leider nicht genug enthält, kann die oben angedeutete Behandlungsart angewendet werden. Sehr umfangreichen Stücken gegenüber, die man möglichst erst im letzten Viertel des Schuljahres lesen läßt, ist eine mehr kursorische Lektüre am Platze.

§ 3. Für die Lektüre von Gedichten¹⁾ gilt im wesentlichen dasselbe wie für die von Prosa-Stücken, doch hat hier der Lehrer stets zuerst vorzulesen. Bei Lyrischen (und vielen Lyrisch-epischen) Gedichten fällt natürlich die Nacherzählung weg. Das Abfragen des Inhalts, wie überhaupt die Erklärung muß sich auf das Allernotwendigste beschränken. Freilich muß auch hier der Inhalt zu vollem Verständnis gebracht werden. Soll aber ein schönes Gedicht — insbesondere ein Lyrisches — seine volle Wirkung auf das Kindergemüt ausüben, so muß eine entsprechende Stimmung da sein oder vorbereitet werden. Man lese einfach, aber ausdrucksvoll, mit schlichter Empfindung vor; man passe die rechte Stunde, die rechte Tages- oder Jahreszeit, eine äußere Veranlassung ab. Wird solchen Vorbereitungen gehörige Aufmerksamkeit geschenkt, so können durch den einfachsten Vortrag edle, segensreiche Wirkungen erzielt werden. Man zerstöre dieselben nicht nachträglich durch ein zerplügendes Erklären.²⁾ Das eine wenigstens bleibe durchaus fern, daß die Lektüre eines wertvollen Gedichtes zum Ausgangspunkt grammatischer Katechese gemacht werde. Bei Gedichten freilich, die im Grunde weiter nichts sind

1) Ein namentlich für Anfänger höchst schätzenswertes, wenn auch im Einzelnen ungleich gearbeitetes Buch ist das umfassende Werk: Aus deutschen Lesebüchern von R. und W. Dietlein, Fried, Gofche und Polad. Die drei ersten Bände enthalten Erläuterungen von Gedichten, die etwa von Sexta bis Unterssekunda gelesen werden; der vierte (in zwei Abteilungen von Fried und Polad) epische und lyrische Dichtungen für die oberen Gymnasialklassen; ein fünfter (von Fried allein) soll die klassischen Schuldramen bringen. Am gelungensten, zum Teil geradezu hervorragend, sind die von Fried bearbeiteten Teile des Werkes. — Der Lehrer wird übrigens auch von dem hier Gebotenen in der Regel nur einen Bruchteil verwerten; vollends aber den Kommentaren von Dünker, Leimbach, Gude u. a. gegenüber ist vor einem Übermaß der Erklärung nachdrücklich zu warnen.

2) Über gewisse kleine Gedichte, zumal die besonders stimmungsvollen, wird — von wirklich unerlässlichen Erläuterungen abgesehen — am besten gar nichts gesagt. Ein lyrisches Kleinod wie etwa Uhlands „Das ist der Tag des Herrn“ erklärend zu zerfleischen ist eine Sünde. Wenige Worte zur Vorbereitung, der schlichte aber herzlich empfundene Vortrag, ein kleines Stillschweigen — das würde schon genügen; was weit darüber hinausgeht, ist gewiß vom Übel.

als versifizierte Prosa, liegt keine Veranlassung vor, „Stimmung“ zu erzeugen.

§ 4. Zuweilen giebt man ein Lesestück zu häuslicher Vorbereitung auf, bei welcher, was den Schülern einzuschärfen ist, laut gelesen werden muß. Bei der Lektüre in der Klasse dürfen dann keine häufigen Anstöße, Unebenheiten, grobe Betonungsfehler zc. vorkommen, und man hat widrigenfalls gegen Trägheit und Leichtsinm mit Strenge einzuschreiten. (Vgl. Dietrich, d. deutsch. Unterr. im Gymn. Jena 1875, S. 3.) Hier fällt natürlich der vorausgehende Vortrag durch den Lehrer weg, da jener eben durch die häusliche Vorbereitung ersetzt werden soll.

2. Übungen im mündlichen Ausdruck.

§ 5. (Über solche, welche sich unmittelbar an die Lektüre anschließen, vgl. § 2!)

a) Nacherzählungen. Wie die gelesenen Stücke aus dem Lesebuche, so können zu dergleichen Übungen auch solche benützt werden, die der Lehrer vorerzählt. Hierzu eignen sich kleine historische Anekdoten, Sagen, Fabeln, Schwänke, kürzere Märchen u. ä. (Luftiges ist gar nicht ängstlich zu vermeiden; Frohsinn erzeugt Lernlust, und ein herzliches Lachen thut weder der Würde des Lehrers noch der des Gegenstandes Eintrag. „Heiterkeit“, sagt Jean Paul, „ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, ausgenommen das Gift“. Zwischen Heiterkeit und frechem Ausgelassensein ist freilich ein gewaltiger Unterschied.) Als Stoffjammungen mögen genannt sein: Die Kinder- und Hausmärchen und die Deutschen Sagen der Brüder Grimm, Hebel's Schatzkästlein, Aurbacher's Volksbüchlein, Faltrich's Deutsche Märchen aus Siebenbürgen, Kees Deutsche Volksjagen und Alte Märlein und Schwänke, Müllenhoffs Sagen aus Schleswig-Holstein, D. Plopp's Geschichten und Sagen der deutschen Volksstämme, Bäßler's geschichtliche Sagen, Kletke's Buch vom Rübzahl, Die Schildbürger, Eulenspiegel, Hiedes Deutsches Lesebuch I. Empfehlenswerter ist es immer frei zu erzählen, als abzulesen, damit der Schüler sieht, daß der Lehrer selbst kann, was er von ihm verlangt. „Eigentlich“, sagt Dinter, „sollte kein Lehrer angestellt werden, der nicht mit Gewandtheit, Leichtigkeit und angenehm erzählen kann.“ Glücklicherweise kann man sich diese Gewandtheit, wenn sie nicht natürliche Gabe ist, doch durch sorgfältige Vorbereitung allmählich aneignen.¹⁾

b) Beschreibungen von Gegenständen, die dem Kinde vor Augen stehen oder mindestens ganz genau bekannt sind, z. B. Geldstück, Taschen-

1) Vgl. die äußerst lehrreichen Winke D. Frid's in den Lehrproben zc. 4. Heft, S. 100—112.

uhr, Buch, Atlas, Federbüchse, Wandtafel, Wandkarte, Ofen, Katheder, Schulbank, Thüre, Fenster, Bücherbrett, Rock etc. Die Anleitung giebt natürlich der Lehrer.

c) Berichte über eigene Erlebnisse oder über andere nahe-
liegende Dinge, welche die stets empfängliche Seele des Kindes erfüllen.

§ 6. Auf eine richtige Ausdrucksweise muß natürlich gehalten werden, doch kann diese nur allmählich erzielt werden. Man verlange nicht zuviel, denn dadurch würde das Kind nur eingeschüchtert. Trefflich äußert sich Wendt S. 7: „Einen andern Weg zur Beredsamkeit als die Gewöhnung an durchgängig korrektes, fließendes Reden in selbstgebildeten, sich natürlich aneinanderschließenden Sätzen giebt es überhaupt nicht; daher muß hierauf von unten auf hingewirkt werden. Die verbreiteten Unarten, dem Beginn der Rede unartikulierte Töne voranzuschicken, durch solche die natürlichen Pausen auszufüllen, sind mit unermüdblicher Geduld zu bekämpfen. Man halte darauf, daß der Sprechende stets in der einmal begonnenen Konstruktion fortfahre; etwas Vergessenes werde am Schlusse nachgeholt, aber nie ohne Not der Fluß der Worte unterbrochen. Ist bei Kindern die Verbindung der Sätze noch monoton, so schadet das wenig und verliert sich von selbst. Man lasse sie immerhin zehnmal hintereinander mit „und“ oder „und da“ beginnen; sonst liegt die Gefahr gar zu nahe, daß die häufige Unterbrechung ihnen den Mut und die rechte Freudeigkeit am eigenen Vortrag raube.“

3. Deklamationen.

§ 7. Zu diesen Übungen verwende man nicht ganze Stunden, sondern vielmehr „einen kleinen Teil jeder Lektürestunde und den Rest von Korrekturstunden“. (Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Oesterreich. 2. Abdr. Wien 1885. S. 133.) In Sexta werden zum Auswendiglernen nur Gedichte aufgegeben; das Lernen von Prosa-Stücken ist für Schüler dieser Stufe, deren Gedächtnis ohnehin in fast bedenklicher Weise mit Stoff beladen wird, eine nutzlose Quälerei. Gedichte aus dem Lesebuch, die als Kanon („eiserner Bestand“) zu lernen wären, dürften folgende sein: Arndt, Lied vom Feldmarschall. Claudius, Abendlied. Goethe, Legende vom Hufeisen. Hauff, Reiters Morgengesang. Hoffmann v. F., Mein Vaterland. Rückert, Barbarossa. Schiller, Der Schüh. Schneckenburger, Die Nacht am Rhein. Uhland, Siegfrieds Schwert; Der gute Kamerad; Einkehr; Schwäbische Kunde. Diese wären ohne Ausnahme jedes Jahr von jedem Schüler zu lernen; unter den nachstehenden (die aber auf alle Fälle gelesen werden) bliebe die Wahl freigestellt: Bürger, Die Schatzgräber. Chamisso, Riesenpielzeug. Claudius,

Ein Lied hinterm Ofen zu singen. Gellert, Der Zeisig. Kopisch, Die Feinzelmannchen. Müller, Frühlingseinzug. Rückert, Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt. Schiller, Rätsel vom Regenbogen. Uhlant, Die Rache; Das Schwert; Der weiße Hirsch. — Auf jeden Schüler kommen im Schuljahr 16 (bis 18) Gedichte von mäßigem Umfang; doch sind „Die Feinzelmannchen“ und „Vom Bäumlein z.“ jedes für zwei Nummern zu rechnen und demgemäß auch in je 2 Portionen aufzugeben. Umfangreichere Gedichte müssen der Zeitersparnis wegen beim Vortrag auf mehrere Schüler verteilt werden; im allgemeinen aber ist darauf zu halten, daß jeder Schüler mit jedem aufgegebenen Gedicht zu Worte kommt. Das Aufrufen der einzelnen zur Deklamation¹⁾ sollte niemals nach der Sitzordnung geschehen; die bereits überhörten Schüler wird man bei gebührender Aufmerksamkeit zu erhalten wissen. Um die Teilnahme der ganzen Klasse wach zu halten und um ein Gedicht zum unverlierbaren Eigentum des Knaben zu machen, ist es nötig, daß ein und dasselbe Stück stets von allen gelernt und vorgetragen wird. (Vgl. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gynn. u. Realschulen, Berlin 1868. [4. Aufl. 1882] S. 454.)

§ 8. Wem die oben verlangte Anzahl von zu lernenden Gedichten zu hoch gegriffen scheint, der beherzige die Worte Schraders a. a. O.: „Was an Gedichten zu lernen ist, das muß natürlich mit doppelter Sorgfalt und Eindringlichkeit in der Schule behandelt und möglichst schon soweit eingeprägt werden, daß die häusliche Arbeit des Schülers sich auf eine mehrmalige gründliche Wiederholung beschränkt; läßt es der Lehrer an solcher Vorbereitung und Anleitung zum Auswendiglernen fehlen, so wird er nur bei wenigen Schülern befriedigende Ergebnisse erreichen, während er durch das richtige Verfahren sich vielen Verdruß und den Schülern viele Zeit erspart.“²⁾

§ 9. Es möge gestattet sein, an einer anspruchslosen Probe³⁾ zu zeigen, wie die von Schrader mit Recht geforderte „Vorbereitung und

1) Daß diese stets vor der Klasse, nicht vom Sitzplatze aus, geschieht, ist ebenso notwendig, als daß während der Deklamation sämtliche Bücher geschlossen sind.

2) Vgl. die geistvollen Bemerkungen Fricke's, Lehrproben 3. Heft, S. 68—83.

3) Anspruchslos insofern, als sie dem Leser nicht etwas Neues oder Geistesreiches sagen, sondern ihm nur zeigen will, wie es jeder — auch der mittelmäßig beanlagte — machen kann. Manche der neuerdings veröffentlichten Lehrproben macht den Eindruck, als würde sich der Verfasser in Positur und sagte: „Seht nur, was ich für ein genialer Kerl bin!“ Macht dann ein minder bedeutender Lehrer den Versuch, eine solche „Musterlektion“ praktisch zu verwenden, so merkt er bald, daß dies nicht angeht. Das kommt daher: jene Musterlektionen sind am Schreibtisch, aber nicht in der Klasse gehalten, und am Schreibtisch ist es leichter geistreich zu sein als in der Klasse.

Anleitung“ etwa angestellt werden kann. Gesezt, man wollte Bürgers Gedicht „Die Schafgräber“ aufgeben, so liest man zunächst dasselbe vor und zwar langsam, mit ausdrucksvollem Stimmton, mit deutlicher Unterscheidung der gesprochenen Rede von der Erzählung und strenger Einhaltung der durch die Leseseichen und die Absätze nach „da starb der Mann“ und „hielt sich angeführt“ markierten Haltepunkte. Dann erst läßt man das Buch aufschlagen und das Gedicht von einem der besseren Schüler abermals lesen, während die anderen nachlesen müssen. Hiernach mag sich ungefähr folgende Unterhaltung entspinnen, wobei man nicht mit Fragen heße, sondern die Kinder sich hübsch besinnen lasse:

Wie beginnt das Gedicht? — Ein Winzer, der am Tode lag.

Von wem erzählt das Gedicht also zuerst? — Von einem Winzer.

Was ist hier unter einem Winzer offenbar zu verstehen? — Besitzer eines Weinbergs.

Was wird über ihn berichtet? — Er war todkrank, wollte sterben zc.

Wie ist das ausgedrückt? — Er lag am Tode.

Am Tode — was heißt das? — Dem Tode nahe.

Wie würden wir dafür gewöhnlicher sagen? er lag —? — Im Sterben, auf dem Sterbebett zc.

Weiter! Ein Winzer, der am Tode lag, rief seine Kinder an und sprach. Was that der kranke Winzer? — Er rief seine Kinder an.

Würdest du auch so erzählen? Nein? Nun, welches Wort paßt Dir nicht? — An.

Wie würdest du sagen? — Er rief seine Kinder.

Aber wohin denn? — Zu sich. — Mit einem Wort? — Herz zu, heran.

Ja, das bedeutet hier „an“. Nun weiter! Was teilte der Winzer seinen Kindern mit? — Wie lauten seine Worte? — In unserm Weinberg liegt ein Schaf.

Was gab der Vater ihnen für einen Rat? — Grabt nur danach! ¹⁾

Waren die Kinder — hört, waren es wohl Kinder wie ihr? so kleine? — Nein, Erwachsene.

Woher weißt du das? — Nachher benehmen sie sich nicht wie Kinder, handeln ganz selbständig, bewirtschaften den Weinberg ganz allein.

Waren auch Töchter darunter? — Nein, es waren nur Söhne.

Wer hat dir denn das gesagt? — Da unten heißt es: Da wurden erst die Söhne flug.

Gaben sich nun die Söhne mit dem Rat des Vaters zufrieden? — Nein.

Was wollten sie noch wissen? — Den Platz, wo der Schaf lag.

Wie lautet die Stelle im Gedicht? — „An welchem Platz?“ schrie alles laut den Vater an.

Sagte ihnen der Vater nun den Ort? Nein! Warum denn nicht? — Er konnte nicht mehr sprechen, weil er starb.

(Alles schrie laut den Vater an — welches Wort ist eigentlich überflüssig? — Laut. Warum? — Leise schreien kann man nicht.)

Ei warum denn nicht? [Man kanns den Schülern vormachen, erst laut, dann leise.]

1) Man halte darauf, daß möglichst mit Worten des Gedichtes geantwortet werde, und bediene sich ihrer auch selbst soweit als möglich.

- Aber fehlen könnte das Wort „laut“ schon; der Dichter hat es aber absichtlich hingesezt; was wollte er wohl damit recht deutlich veranschaulichen? — Wie neugierig, hastig, überrascht zc. die Kinder waren.
- Alles schrie — kann es noch anders heißen? — Alle, jeder.
- Was ist alles für eine Form? also lateinisch vielleicht —? Omnia? — Rein.
- Wie denn? — Omnes patrem advocaverunt.
- Was bezeichnet omnia nur? — Alle Dinge.
- Was kann aber das deutsche Neutrum auch bezeichnen? — Menschen, Personen, lebende Wesen.
- Rennt ihr nicht einen Spruch oder Vers, wo alles soviel ist als alle Wesen, alle? — Alles was Odem hat; alles schläft, niemand wacht; [alles rennet, rettet, flüchtet; alles blickte den Kaiser an].¹⁾
- Welches waren also die letzten Worte des Winzers? — „Grabt nur!“
- Was sollen die Punkte dahinter bedeuten? — Er wollte vielleicht noch mehr sagen, die Rede wurde nicht vollendet.
- Dann heißt es: O weh, da starb der Mann! Warum denn „o weh“? — Es war den Söhnen sehr unangenehm, daß der Vater so schnell starb.
- Warum denn? — Weil sie nun nicht wußten, wo der Schatz lag.
- Macht die Bücher zu! [Hierauf recitiert man die sechs besprochenen Zeilen.] Wer kann mir aus dem Gedächtnis sagen? [Es werden sich einige melden; man läßt etwa drei her sagen; beim Steckenbleiben hilft man ermutigend ein.] Nun wollen wir alle im Chor versuchen! [Langsam, etwas taktmäßig, doch nicht eintönig, sondern mit Ausdruck!]²⁾
- Schlagt die Bücher wieder auf! — Noch eins zuvor! Hört, die Söhne gefallen mir nicht. Warum wohl nicht? — Sie betragen sich garstig, unkindlich.
- Sehr richtig! inwiefern denn? was thun sie denn nicht, was gute Kinder thun würden? — Sie trauern nicht um den toten Vater.
- Ja, und woran denken sie nur? — An den Schatz.
- Gewiß! Den möchten sie gern haben; wie zeigen sie sich also? — Habgierig.
- Das sehen wir auch aus dem Folgenden, denn was thun sie nun? — Sie graben zc. Aber vorher werden sie doch den Vater begraben haben! Wie heißt es im Gedicht? — Kaum war der Alte beigeschafft.
- Beigeschafft! Das klingt nicht schön — warum nicht? — Es hat so etwas Eiliges. Jawohl, sie thaten es recht hastig, um nur zum Graben zu kommen. Wer kann mir für „beigeschafft“ ein Wort nennen, das besser klingt, nichts Eiliges hat? — Weigesetzt.
- Das heißt eigentlich „dazu — gesezt“ nämlich wohin? — In die Gruft, zu den anderen Särgen, zu den toten Verwandten.
- Aber beigeschafft, wie klingt das eher —? — Bei Seite geschafft.
- [Man könnte auch über „der Alte“ und „kaum“ einiges bemerken, doch ist das nicht nötig.]
- Die Söhne hatten es also recht eilig, den guten Vater unter die Erde zu schaffen; kaum war der Alte beigeschafft, „so grub man nach aus Leibeskraft“; aus Leibeskraft — das soll bedeuten? — Jeder strengte seine ganze Leibeskraft an.

1) Das in runde Klammer Geschlossene kann wegfallen.

2) Über den Nutzen des Chorsprechens vgl. Parow, Der Vortr. v. Gedichten, S. 18 flg.

Wie heißt es nun weiter? — Mit Hacke, Karst und Spaten ward der Weinberg um und um gescharrt.

Hacke, Karst und Spaten! Kennt ihr diese Gerätschaften? — Ja? nein?

Nun, wie sieht denn eine Hacke aus? Wie steht der eiserne Teil zum Stiel? Was thut man damit? [Armbewegungen! Wandtafel!]

Aber der Spaten! In welcher Richtung läuft da der eiserne Teil mit dem Stiel? — In gleicher Richtung.

Was ist oben am Stiel? — Ein Querholz. Zu welchem Zweck?

Braucht man nur die Arme beim Spaten? — Nein! auch den Fuß.

Wie denn? — Man stemmt den Fuß auf.

Hakt man also auch mit dem Spaten? — Nein, man gräbt, stemmt, schiebt.

Wißt ihr denn auch wie ein Karst aussieht? — Nein. [Wandtafel! Zweizinkige Gabel, spitzer Winkel zum Stiel; ähnlich die zweizinkige Kartoffelhacke; wird auch Breithacke genannt.]

Wird man mit dem Karst auch stechen können wie mit dem Spaten? — Nein, man kann damit nur hacken wie mit der Hacke.

Der Weinberg wird mit diesen Werkzeugen „um und um gescharrt“, d. h.? — Ganz und gar umgegraben, das Oberste zu unterst gewählt.

Wie heißt es weiter? — Da war kein Kloß, der ruhig blieb. Kloß? — Erdklumpen.

Kein Klumpen blieb ruhig — anders ausgedrückt! — Blieb an seiner Stelle.

Warum nicht? — Der Schatz konnte ja drunter liegen.

Sie thaten aber noch mehr, damit ihnen nichts entginge! — Man warf die Erde gar durchs Sieb.

Kürzer gesagt! — Sie siebten die Erde.

Wer hat schon etwas Ähnliches gesehen? [Beim Kartoffelausmachen, Abfieben der Gartenerde oder des Straßentiefes. Man lasse sich ein solches „Sieb“ beschreiben!]

Weiter! Man zog die Garten kreuz und quer nach jedem Steinchen hin und her. Was sind Garten? — Rechen [mit eisernen Zinken], mit denen man die Steine von den Beeten „hart“, zieht; daher „nach jedem Steinchen!“ Man ließ kein Steinchen in der Erde. Kreuz und quer? Eigentlich übers Kreuz und außerdem noch quer. [Wandtafel!]

Nun da mußten sie doch den Schatz finden? — Nein.

Wie heißt es weiter? — Allein da ward kein Schatz verspürt.

Verpürt? — Es war nichts zu finden, nichts zu sehen noch zu fühlen.

Und jeder hielt sich angeführt — anders! — Jeder hielt sich für angeführt, betrogen.

Von wem denn? — Vom Vater.

[Hiernach Recitation des Lehrers, einzelner Schüler, des Chors.]

Nun werden die Söhne wohl gar auf den guten Vater gekannt haben! Nun sie mußten doch bald ihr Unrecht einsehen; denn was geschah im nächsten Jahre? — Da trug jede Rebe dreifach.

Wie sagt der Dichter: Doch kaum erschien das nächste Jahr, da nahm man mit Erstaunen wahr, daß jede Rebe dreifach trug.

Was ist eine Rebe? — Zweig am Weinstock.

Was trugen die Reben natürlich? — Trauben.

Warum steht denn das nicht da? — Weil sichs von selbst versteht.

Und dreifach? Was soll dies Wort bedeuten? — Dreimal so viel wie sonst.

Also jede Rebe, jeder Weinstock trug dreimal soviel wie in früheren Jahren, und das sahen nun die Söhne mit Erstaunen. Bald aber merkten sie doch die Ursache. Wie heißt es nämlich im Gebicht? — Da wurden erst die Söhne klug.

Ja, sie wurden klug; wie waren sie also vorher gewesen? — Dumm, thöricht. Inwiefern denn das? In welchem Irrtum hatten sie geschwebt? — Der Vater habe einen Goldschatz im Weinberg verborgen.

Ja, der alte Winzer aber, der seinen Weinberg recht gut kannte, hatte einen anderen Schatz gemeint, der darin enthalten war; eine köstliche Eigenschaft seines Weinbergs — welche? — Die Fruchtbarkeit.

Dieser Schatz aber mußte wohl vorher wirklich verborgen (unbekannt) gewesen sein, mußte erst gehoben werden. Wie hoben die Söhne denn den Schatz? — Sie loderten das Erdreich auf, arbeiteten es durch zc.

Und dadurch erst zeigte es sich, wie fruchtbar es war; woran hatte man es also jedenfalls vorher fehlen lassen? — An dem Durcharbeiten, am Umackern, am Fleiß!

Ja, der Vater war alt und krank und konnte nicht arbeiten, wie waren aber wahrscheinlich seine Söhne? — Faul.

Und dies wußte der Vater, er erkannte ein kluges Mittel sie zum Fleiß zu zwingen zc. Und so wurden sie denn „Klug“, die Augen wurden ihnen geöffnet, die ihnen die Geldgier (Habsucht) geblendet hatte. Nun kommt noch der Schluß! Dies! — Und gruben nun jahrein, jahraus des Schatzes immer mehr heraus.

Heraus, d. h.? — Aus der Erde.

Des Schatzes, wozu dieser Genetiv? — Zu „mehr“.

Mehr des Schatzes? — Mehr von dem Schätze.

Und das soll also heißen? — Sie ernteten immer reichlichere Früchte, weil sie immer von neuem ungruben zc.

So waren also die letzten Worte ihres Vaters für sie ein großer Segen geworden. Sie hatten wirklich einen Schatz gefunden, wieso? — Sie waren nun reich geworden.

Aber nicht bloß reich! Sie waren ganz andere Menschen wie früher! — Fleißig.

Ja, und dadurch überhaupt besser, denn Müßiggang — ? — Ist aller Laster Anfang.

So waren denn nun die Söhne reicher, fleißiger, überhaupt besser geworden, und nun werden sie wohl auch mit Liebe und Dankbarkeit an den seligen Vater gedacht und sein Andenken geehrt haben.

[Darauf Recitation des Lehrers, einzelner Schüler, des Chors wie oben. Zum Schluß nochmaliges Lesen und Recitieren des ganzen Gedichtes. Da dasselbe nun ganz durchgedacht und angesehen ist, so werden die meisten Schüler es bereits fast Wort für Wort auswendig (und inwendig) können, so daß, wie Schrader verlangt, „die häusliche Arbeit“ der Schüler sich auf eine mehrmalige gründliche Wiederholung beschränkt.]

Selbstverständlich soll nicht jedes Gedicht in so ausführlicher Weise erörtert werden; manche, z. B. Uhlands „Die Rache“, erklären sich gleichsam von selbst. Hier thut dann ein besonders ausdrucks- und stimmungsvoller Vortrag weit mehr als die gründlichste Interpretation, eine Bemerkung, die natürlich vor allem bei lyrischen Gedichten gilt.

§ 10. Anforderungen. Verlangt kann nichts werden als gewissenhaftes Auswendiglernen — man weise die Schüler immer wieder an, zu Hause laut zu lernen! — korrekte Aussprache und sinnmäßige Betonung. Zu verhüten ist alle Biererci, hohles Pathos, zu schnelles Sprechen und

gedankenloses Ableiern. (Vgl. Palleske, Kunst des Vortrags. 2. Aufl. Stuttgart 1884. S. 39 und Hildebrand a. a. D. S. 82!) Man ver-
geße nie, daß Deklamationsübungen keineswegs nur dem Gedächtnis,
sondern in weit höherem Grade der Empfindung und dem Geschmack des
Schülers dienen sollen. (Schon aus diesem Grunde übrigens sehe man
gänzlich von Gestikulation ab; das hier und da noch übliche, an die
Signale der Telegraphenstangen erinnernde Bewegen der Arme ist einfach
lächerlich.¹⁾ Da das Nachahmungstalent des Kindes sich nirgends frucht-
barer erweist als hier (vgl. Palleske a. a. D. S. 34 flg.) und die Schüler-
vorträge erfahrungsmäßig überraschend gut geraten, wenn der Lehrer
selbst gut deklamieren kann, so sollte man die Kunst des Vortrags
selber einigermaßen studieren. (Besonders lehrreich ist Palleskes
erwähnte Schrift; dazu vgl. man Parow, Der Vortrag von Ge-
dichten 2c. Berlin 1887,²⁾ Humperdinck, Über den Vortrag epischer
und lyrischer Dichtungen, Köln 1886, Münch, Progr. d. Realgym. Barmen
1887; auch N. Benedix, Der mündliche Vortrag, Leipzig 1876, enthält
manches Beachtenswerthe.)

Den Schülern wird am schwersten, das gehörige Gleichgewicht von
Rhythmus und Satzbau zu treffen; ersterer darf niemals unkenntlich
werden; Versaccent und Versabschnitt müssen neben Wortaccent und Satz-
abschnitt immer durchklingen; der Vortrag darf nie völlig prosaisch werden.

Da es bei diesen Übungen immerhin vorzüglich auf persönliche
Begabung ankommt, so vermeide man Übermaß im Lob wie im Tadel.
Man nehme auch den guten Willen für die That und halte namentlich
allen Spott fern. Andernfalls sät man hier Erbitterung und dort
Eitelkeit³⁾.

4. Grammatik.

§ 11. Ziel und Methode.⁴⁾ G. Wendt bezeichnet als Ziel des
grammatischen Unterrichts in Sexta „genaue Feststellung der Grundbegriffe

1) Man verlange aber auch nicht ein militärisch steifes Dastehen, wobei
womöglich kein Glied gerührt werden darf; eine „wohlanständige Haltung“ ist
das Rechte; eine natürliche, sich von selbst ergebende Geste, die beweist, daß der
Recitierende auch empfindet und versteht, was er vorträgt, darf durchaus nicht
als etwas Tadelnswertes gerügt werden.

2) Auf S. 36 flg. giebt Parow Winke über die Art, wie die Deklamationen
äußerlich zu gestalten sind, welche ebenso genau als beherzigenswert erscheinen.

3) „Die dem jugendlichen Alter und gerade den innerlichen Naturen oft
am meisten eigene Schüchternheit und Befangenheit ist schonend zu behandeln und
nicht durch Zwang zu zerstören.“ Fried, Progr. Burg 1868 S. XIII.

4) Die kleine Schrift von A. Richter, „Ziel, Umfang und Form des gram-
matischen Unterrichtes 2c. 2. Aufl. Leipzig 1886“, obgleich zunächst für die Be-
dürfnisse der Volksschule berechnet, ist auch Lehrern höherer Schulen warm zu empfehlen.

und Spracherscheinungen, deren sich die Schüler durch Vergleichung mit dem Latein bewußt werden sollen“. Es würden also etwa hierher zu rechnen sein aus der Formenlehre Deklination und Konjugation, aus der Syntax der einfache Satz mit seinen Teilen, außerdem einiges Elementare über Adverbien und Präpositionen und eine Übersicht über die verschiedenen Arten des einfachen Satzes. Der Lehrgang des deutsch-grammatischen Unterrichts soll dem des lateinischen nach Möglichkeit genau entsprechen; eine stete Verständigung der beiden betreffenden Lehrer ist daher (falls beide Fächer nicht einer Hand anvertraut sind) unumgänglich notwendig. Sie kommt dem Lateinunterricht mindestens ebenso zu gute, wie dem in der Muttersprache.

Gleichwohl ist letzterer in ganz anderer Weise zu treiben als jener. Es ist nämlich nie zu vergessen, daß das Lernen hier (nach Hieckes treffendem Ausdruck¹⁾) im wesentlichen nur ein Sichbesinnen ist, daß kurz gesagt die heimische Sprache nicht wie eine fremde behandelt werden darf. „Läßt man auch hier Formen und Regeln auswendiglernen, obwohl sie jeder Schüler schon inwendig mitbringt, so kann der Erfolg kein anderer sein als der, daß die Muttersprache wirklich halb zur fremden, daß das Sprachgefühl abgestumpft wird.“ (Worte Hieckes; vgl. Laas Deutscher Unterr. 2. Aufl. Berlin 1886. S. 105; Schrader S. 449; Dietrich S. 8.²⁾) Dennoch sollen grammatische Belehrungen nicht nur „gelegentlich“ angebracht, sondern nach einem festen Plane geordnet werden; denn dieselben verfolgen nicht nur den praktischen Zweck, „die naturwüchsigte Mundart des Schülers mit der Schriftsprache zu vermitteln“ (H. v. Raumer³⁾), sondern sie sollen auch angesichts der immermehr überhandnehmenden Mißhandlung unserer Sprache durch die Tageschriftsteller und Zeitungen den Knaben die klare Erkenntnis beibringen; daß die deutsche Sprache eben so gut wie das Latein und alle andern Sprachen ein kunstvolles Ganzes ist und ihre festen, heilig zu haltenden Gesetze hat. Zur Erreichung eines dritten Zweckes (der ebenfalls nicht außer Acht zu lassen ist), nämlich über Zweifelhaftes Gewißheit zu schaffen, „das Schwanken des Subjektes gegenüber dem Sprachgebrauch

1) Hiecke, Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien, Leipzig 1842 (2. Abdr. 1872).

2) Die Methode ist also rein induktiv-heuristisch, d. h. man geht von bekannten Erscheinungen aus und läßt durch Vergleichung die Schüler selbst die sprachlichen Gesetze finden. Ein mechanischer Grammatikunterricht, der die Regel drohend aufstellt, als wäre sie ein Polizist, der alle Frevler am Kragen packt, ertötet Lernlust und Sprachgefühl gleicherweise.

3) Ich kenne dessen Schrift „Unterricht in der Muttersprache“ nur aus den Ausführungen bei Laas a. a. D. S. 122 flg.

zu überwinden" (Wilmanns), würden gelegentliche Belehrungen über sogenannte sprachliche Gewissensfragen allerdings hinreichen.

Auch für den grammatischen Unterricht muß durchgehends festgehalten werden, „daß in den deutschen Lektionen mehr als in den übrigen zu dem Moment der Arbeit (dem praktischen) auch das des unmittelbaren Genußes (das ästhetische) hinzutreten muß". (Frick, Progr. Potsdam 1871, S. 2.) Vortreffliche Fingerzeige, wie anscheinend ganz trodrene grammatische Dinge durch den einfachen Kunstgriff des Selbstfindenlassens in anregender und fruchtbringender Weise sich behandeln lassen, giebt Hildebrand a. a. O. S. 21 flg. — Da aber auch bei geschicktester Methode die kleinen Geister durch sprachliche Verstandesarbeit leicht abgESPANNT oder überreizt werden, so sind auf systematische Grammatik nicht ganze, sondern halbe oder drittel Stunden zu verwenden. Werden jede Woche dem rein grammatischen Unterricht ungefähr dreimal zwanzig Minuten gewidmet, so ist damit eher zu viel als zu wenig gethan. Heiße Sommernachmittage sind zu grammatischen Lektionen ungeeignet, ebenso solche Stunden, denen grammatischer Lateinunterricht unmittelbar vorangeht oder nachfolgt. — Zuweilen kann ein prosaisches Lesestück zur Grundlage für zusammenfassende, wiederholende Betrachtung aller geläufig gewordenen grammatischen Begriffe benutzt werden. Zu einer solchen Repetition darf ausnahmsweise eine ganze Lektion in Anspruch genommen werden.

§ 12. Lehrbücher. Als Grundriß für den Lehrer dient Wilmanns, Deutsche Schulgrammatik. 6. Aufl. 1. Teil. Berlin 1885 (*M* 0,75), welche auf S. 1—45 den Lehrstoff für Sexta in klarer, durch Beispiele allenthalben erläuterter Darstellung giebt. Daneben ist wegen der reichen Fülle trefflich gewählter Beispiele zu empfehlen: D. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil. Leipzig 1885. Vgl. auch desselben Verfassers Bemerkungen in seiner Zeitschrift I, S. 54—61. Für den Handgebrauch der Schüler sind außer diesen Büchern als kürzere Leitfäden zu empfehlen u. a.: P. Knauth, Kleine deutsche Grammatik. Berlin 1884 (*M* 0,50), Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre; 5. Aufl. Trier 1886 (*M* 1.—) und Wendt, Grundriß der deutschen Satzlehre, 15. Aufl. Berlin 1886 (*M* 0,40).¹⁾

Der Lehrer hat die herkömmliche Terminologie und Begriffsbestimmung, die auch im ganzen für die lateinische Grammatik gäng

1) Solange das eingeführte Lesebuch im Gebrauch bleibt, reicht für den Anfangsunterricht der in demselben enthaltene Abriss der Grammatik aus. (Seit der neuesten Aufl. erscheint er vom Lesebuch getrennt.)

und gäbe ist, beizubehalten; wird aber trotzdem die scharfsinnigen Untersuchungen von Franz Kern (Deutsche Satzlehre 1883, Zur Methodik des deutschen Unterrichts 1883, Zur Reform des Unterrichts in der deutschen Satzlehre 1884, Grundriß der deutschen Satzlehre 2. Aufl. 1885, Zustand und Gegenstand 1886, sämtlich Verlag von Gärtner, Berlin) mit großem Nutzen studieren und hin und wieder zur Erläuterung gewisser grammatischer Begriffe verwerten.

§ 13. Lehrstoff (nach Wilmanns Grammatik I): Einteilung der Laute in Vokale (Diphthonge) und Konsonanten § 1; Silbentrennung § 5; von den Wortarten zunächst einiges Orientierende über Substantiv, Verbum und Adjektiv § 6—11; Bestimmung von Subjekt und Prädikat § 12—15. Sodann Genaueres über das Substantiv: Genus, Numerus, Kasus § 16—29; das Nötigste über Umlaut, starke und schwache Deklination. (§ 30—39 dürfte zu übergehen sein.) Bestimmter und unbestimmter Artikel (Unterschied vom Latein!). Vom Adjektiv: Unterscheidung von attributivem und prädikativem (dekliniertem und undekliniertem) nach § 40; Steigerung § 43—45. Vom Verbum: Konjugation § 50; Person und Numerus § 51—53; einfache Tempora § 54—58; etwas Weniges über den Ablaut; unregelmäßige Verba § 59; Modi § 60—65; Infinitiv und Partizip § 66—70; zusammengesetzte Tempora § 71—75; Passiv § 76—79. (Mündliche Übungen im Konjugieren!) Zahlwörter § 108, (109—115?), 116. Pronomina § 85—107. — Ferner das Elementarste über die Adverbien § 118—123 und Präpositionen. Letztere werden lebendig durch reichliche Beispiele eingeübt, da nur der Gebrauch Sicherheit giebt. Die abgeschmackten Reimregeln, die selbst Wilmanns § 126—129 nicht verschmäht, lernen zu lassen, hat nicht den geringsten Zweck. „Es ist mir immer jämmerlich und lächerlich vorgekommen, wenn ich hörte, wie ein Knabe, der u. a. die den Genetiv regierenden deutschen Präpositionen gelernt hatte, etwa beim Gebrauch sich schnell die ungereimte Reimregel halblaut herfasgte.“ (Dietrich a. a. D. S. 9.) Darauf ein Wort über die Interjektionen. Das Wenige, was über die Konjunktionen zu sagen ist, fügt Wilmanns mit Recht der Syntax ein. (Auf eine verständige Satzverbindung werden die Schüler besonders dadurch hingeleitet, daß man öfters mehrere Sätze ohne alle Verbindung nebeneinander an die Schultafel schreibt (schreiben läßt) oder diktiert oder langsam und wiederholt vorfragt und dann von den Schülern selbst die geeigneten Bindewörter einsetzen läßt.) — Aus der Syntax gehört nach Sexta der einfache Satz mit seinen Teilen, also: Subjekt und Prädikat § 132 flg.; Objekt § 134—141; (das sogenannte Präpositionalobjekt bleibt unerwähnt!); attribu-

tive¹⁾ und adverbiale Bestimmung (hier wird man vielleicht mit dem bei Wilmanns Gebotenen nicht ganz auskommen). — Mündliche, zuweilen auch schriftliche Satzanalysen²⁾. Satzbilder! — Der zusammengezogene Satz § 144 flg. — Hieran schließt sich endlich eine Übersicht über die verschiedenen Satzarten (Ausgabe-, Frage-, Befehls-, Wunsch- und Ausrufesätze) § 146 flg.

5. Orthographie und Interpunktion.

§ 14. Jeder Schüler hat ein Exemplar der offiziellen Regeln (nebst Wörterverzeichnis) in Händen. Aus der Orthographie läßt sich einiges Wenige verstandesmäßig einprägen, die Hauptsache ist häufige Übung. Zur Einübung dienen vorzugsweise „kurze Diktate, welche der Schüler aufzuschreiben hat. Bei der Durchnahme der Nachschrift wird sich der Lehrer, sofern das Diktat nicht in dem Lesebuch enthalten war, der Wandtafel bedienen müssen, um das Richtige allen Schülern zur Anschauung zu bringen.“ Auch sorgfältige Abschriften von kleinen Stücken aus dem Lesebuche können hin und wieder, aber nicht zu oft, wenigstens zu Anfang des Schuljahres gefordert werden. Zu Diktaten sind möglichst zusammenhängende Stücke zu verwenden, aber auch einzelne Sätze von prägnantem Sinne z. B. Sprichwörter u. ä. — Stoff zu orthographischen Übungen findet man bei: Pannwitz, Diktier- und Übungsbuch, Dorenwell, Orthographisches Übungsbuch, D. Weber, Leitfaden, Joh. Meyer, Lehr- und Übungsbuch u. s. w. — Was die Schreibung von Fremdwörtern anlangt, so wird das bei Wilmanns § 57—59 Gegebene manchem schon zu viel sein, keinesfalls dürfte darüber hinausgegangen werden; im allgemeinen sind nur solche Fremdwörter, die wesentlich so gesprochen wie geschrieben werden, zu üben, alle übrigen aber — namentlich die aus dem Französischen — für Quinta aufzusparen. Mit Recht heißt es in den Österr. Instr. S. 125: „Es möge hier die größte Vorsicht walten: nur jene Fremdwörter, deren Gebrauch wirkliches Bedürfnis, nicht vorübergehende Mode ist, sollen berücksichtigt werden. Man ist dies ebenso sehr der deutschen Sprache selbst, als dem Gemüte des Kindes schuldig, das, vom Fremdartigen angezogen, mit Fremdwörtern zu prunken verführt werden könnte.“

1) Man gebe Substantive und lasse sie mit passenden Beiwörtern schmücken; die Schüler machen das auch schriftlich gern, weil alle Geisteskräfte bei solcher Arbeit in frische Thätigkeit versetzt werden. Zusammenhängende Sätze (kleine Erzählungen) ohne alle Attribute werden mit solchen bekleidet.

2) Vgl. Lyon in seiner Zeitschrift I, S. 56 flg.

Zur Befestigung der Rechtschreibung hat außer dem Lehrer des Deutschen übrigens jeder andere, in dessen Unterrichte schriftliche Aufzeichnungen vorkommen, ganz besonders aber der der Kalligraphie mit-zuhelfen.

§ 15. Über Interpunktion können nur ganz elementare Regeln gegeben werden, welche den Punkt, das Frage- und Ausrufezeichen und das Komma in Bezug auf den einfachen Satz behandeln. Das Kolon wird nur in seiner Anwendung vor der direkten Rede betrachtet. Die Anführungsstriche müssen wohl auch erörtert werden. Grundbedingung für einen befriedigenden Erfolg ist engster Anschluß an die Satzlehre und fortgesetzte Übung. Vgl. die § 14 erwähnten Stoffsammlungen und Vertin, die Lehre von der Interpunktion.

6. Sprachliche Betrachtungen, Anschauungs- und Denkübungen.¹⁾

§ 16. Zu sprachgeschichtlichen Betrachtungen, welche sich zuweilen an Lektüre oder Grammatik anschließen, aber auch in angemessener Beschränkung hin und wieder selbständig angestellt werden sollen, geben den lehrreichsten Stoff bildliche Redensarten, welche wir fortwährend gebrauchen, die aber eben durch den Gebrauch im Laufe der Zeit so abgeschliffen und farblos geworden sind, daß wir uns kaum noch ihrer Bildlichkeit bewußt sind. Diese gewinnen durch eine geschickte Betrachtungsweise wieder Leben, Farbe und Gestalt. (Vorzügliche Anleitung giebt Hildebrand a. a. O. S. 89—127: „Vom Bildergehalt der Sprache und seiner Verwertung in der Schule“; vgl. dazu auch Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882.²⁾ Man halte solche Betrachtungen nicht für überflüssige Zeitvergeudung; ihr Nutzen springt in die Augen, denn sie eröffnen nicht nur einen tiefen Einblick in Geist, Gehalt und Reichthum, ja in das innerste Leben der Sprache, sondern sind auch ausgezeichnete Denkübungen und kommen dem ästhetischen Verständnis, sowie der Stilbildung der Schüler — also auch dem Auf-

1) Für diesen Abschnitt und die entsprechenden der höheren Klassen (aber auch anderwärts) diente mir u. a. Georg Berlitz' Lehrplan für den deutsch. Unterr. an der Nikolaischule zu Leipzig als ergiebige Quelle. Der Verf. befaß die Selbstlosigkeit, mir seine schöne Arbeit, die längst hätte gedruckt werden sollen, im Manuscript anzuvertrauen. Wollte ich alle Stellen, wo ich aus ihr Belehrung oder Anregung schöpfte, besonders kenntlich machen, so wäre Berlitz' Name fast auf jeder Seite zu lesen. Möge der warme Dank, den ich hier dem verehrten Kollegen darbringe, ihm nicht als Raub erscheinen!

2) Sehr reichhaltig und trotz mancher Irrtümer dankenswert ist „Der Bilderreichtum der deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichtum unsrer Sprache“ v. Herm. Schrader. Berlin 1886. (N. 6.—.)

faß — in hohem Grade zugute. Behandelt man sie taktvoll, d. h. ohne Präntension und Übereifer, sinnig, zwanglos, mit natürlichem Gefühl, ohne Pedanterie und, wenn es am Orte ist, humorvoll, so bleibt Schenken- dorfs schönes Wort von der wonnesamen, trauten Muttersprache für die Kinder kein leerer Schall, dieselben werden vielmehr froh bereit sein „sich noch tiefer zu versenken in den Reichtum, in die Pracht“; Sprachgefühl und Denkvermögen wird gestärkt, der ganze sprachliche Unterricht — und nicht nur dieser — unendlich mehr gefördert als durch Auswendiglernen langweiliger Regeln, die im gegebenen Falle doch nicht angewendet werden, weil sie abstraktes — nicht gegenständliches — Denken verlangen. Gegen die klägliche Verwaschenheit und matte Abstraktion des modernen Zeitungs- und Romanstils mit seinen falschen (weil nicht geschauten) Bildern kann nur von der Schule aus ein dauerhafter Damm aufgeworfen werden.

Da die oben berührten Betrachtungen in den späteren Klassen fortgesetzt werden, so ist hier keineswegs nach Bewältigung eines möglichst umfassenden Materials zu trachten. Man betrachte insbesondere nur solche Redensarten, die sich erklären lassen, ohne daß auf frühere Kulturzustände (die das Kind nicht aus eigener Anschauung kennt) zurückgegangen werden muß; denn natürlich gilt auch hier der Grundsatz, daß man die ursprüngliche Bedeutung einer gewissen Redensart den Kindern nicht giebt, sondern sie dieselbe finden läßt. Einige Beispiele von hier Verwendbarem in bunter Reihe (die Zahlen beziehen sich auf Hildebrands östergenannte Schrift): die Haare stehen ihm zu Berge (S. 100), die Arbeit ging langsam vorwärts (S. 103), uneinig sein, sich entzweien, ein Herz und eine Seele sein (S. 106), ins Auge fassen, auf's Korn nehmen zc. (S. 108 flg.), der Wind geht, erhebt sich, legt sich (110 flg.), er hats getroffen, den Nagel auf den Kopf treffen, ins Schwarze treffen, daneben schießen, fehlgeschossen, übers Ziel hinauschießen, den Zweck (die Zwecke) verfehlen (S. 112), auf dem Damme sein (S. 114), sein Schäfchen ins Trockene bringen (S. 114), zu Grunde gehen, sich über Wasser halten, auf dem Trockenen sitzen, sich den Kopf zerbrechen, das Kind mit dem Bade ausschütten, er nimmt sich alles heraus (nämlich aus der Schüssel), den kürzeren (Halm) ziehen, sich aufblasen, sich den Mund verbrennen, maufern, ich bin recht niedergeschlagen, abgesspannt, geh' in dich, er gerät außer sich, er fährt aus der Haut, auf den Händen tragen, auf Kohlen sitzen, mit der Thüre ins Haus fallen, begreifen, lesen (Obst, Bücher); humoristische Übertreibungen: du hast dich ganz voll gemacht, ich habe dir schon hundertmal gesagt, du hast dich ja ewig (eine halbe Ewigkeit) nicht sehen lassen (S. 122 flg.), er läuft sich bald die Beine

ab, er schwamm in Thränen (S. 125), alle unter einen Hut bringen (S. 124), kein gutes Haar an jemand lassen u.¹⁾

§ 17. Zu gelegentlichen Unterhaltungen mögen folgende Sprachobjekte Stoff geben:

a) Bei der Betrachtung des Ablautes der Vokalwechsel in klipp-flapp, bim=bam=bum, piff=paiff=puff, wie denn überhaupt grammatische Erscheinungen erst recht zum Verständnis gebracht werden können, wenn man an Unbekanntes anknüpft.

b) Der sogenannte Stimmreim, z. B. Dach und Fach, Gut und Blut, Stein und Bein, schalten und walten, kann auf einfachste Weise zur Erklärung des Endreims verwendet werden; ebenso Wortpaare wie Mann und Maus, Kind und Regel, null und nichtig, zu einer Hinweisung auf den Stabreim.

c) Die sogenannten Wortgeschwister wie Berg und Thal, jung und alt, kurz und bündig. „Das scherzhaft Gemüthliche der Bezeichnung fühlt der Schüler.“

d) Ein Blick auf die Familiennamen durchsichtigster Art, also besonders die von Berufsarten wie Müller, Böttcher u. (vgl. Hildebrand, S. 117), und auf ganz leichtverständliche Ortsnamen (Neustadt, Hochkirch, Hohenstein, Altenburg, Lindenan u.).

Natürlich sind solche Anregungen mit Vermeidung alles gelehrten Scheins in schlichtester Form und stets nach heuristischer Methode zu geben als „ein Bissen Kuchen zwischen das Brod.“

§ 18. Wenn in allen Klassen auf eine allmähliche Erweiterung des Wortschatzes und Aneignung von Sicherheit im Wortgebrauch hingearbeitet werden soll, so dürfen schon in dieser Klasse Betrachtungen von Synonymen, Homonymen u. nicht unterlassen werden. Dieselben können in verschiedener Weise angestellt werden:

a) Man läßt für einen seltenen Ausdruck den gewöhnlichen suchen (Harm—Kummer, Mär—Erzählung u. s. w.), oder für einen

1) Ausdrücklich verwahre ich mich dagegen, als meinte ich, alle oder gerade diese Redensarten müßten „durchgenommen“ werden. Nur das soll besprochen werden, wozu ein bestimmter Anlaß gegeben ist. Vergleichen sprachliche Betrachtungen müssen wenigstens dem Sextaner nicht zur täglichen Sättigung, sondern nur hin und wieder zur Erquickung geboten werden. Wenn man die Kinder veranlaßt jede alltägliche Redensart unter die sprachliche Lupe zu nehmen, so würde schließlich Überdruß und Abspannung sich einstellen, wo man, sofern ein bescheidenes Maß beobachtet wird, den kleinen Seelen immer von neuem eine rechte und echte Freude bereiten kann. Wer also in Sexta etiva zu solchen Betrachtungen ganze Stunden verwenden wollte, würde nicht nur in Gefahr kommen Nottwendiges zu versäumen, sondern meiner Ansicht nach auch einen pädagogischen Mißgriff begehen.

trivialen (vulgären) den edleren (ausreißen—fliehen, Kopf—Haupt z.), oder für einen verstandesmäßigen den bildlichen (Schlaupopf—Fuchs, Löwe—Wüstenkönig z.), oder für einen abstrakten den konkreten z.

b) Man giebt irgend ein vieldeutiges Wort und läßt die verschiedenen Bedeutungen finden (z. B. Gericht: angerichtete Speise, Gerichtshaus, Gerichtshof, Strafe) und zu jeder einen Satz bilden (z. B. Nudeln sind mein liebstes Gericht, ich gehe aufs Gericht, das Gericht hat ihn verurteilt, endlich erteilt ihn doch das Gericht). Sollte sich dies für den Anfang noch als zu schwierig herausstellen, so giebt man solche Sätze selbst und läßt die Schüler die treffende Bedeutung des vieldeutigen Wortes suchen. (Einiges bei Götzinger, Stilchule I, S. 211 ff.)

c) Man läßt Gegensätze suchen, z. B. alt—neu (jung), frühlich—traurig, heiß—kalt, nützlich—schädlich, gut—böös, gelehrt—unwissend, natürlich—künstlich, zierlich—plump, roh—gekocht (gebildet), leer—voll, recht—link (unrecht) z.

d) Man läßt Vergleiche (aus der Tierwelt zunächst) finden; etwa so: Mit welchem Tiere vergleicht man oft einen hinterlistigen Menschen? (Fuchs, Spinne.) Worin zeigt sich bei dem Fuchse (der Spinne) die List? Ähnlich zu verwenden: diebisch (Elster), jähzornig (Buter), zärtliche Mutter (Gluckhenne), fleißig (Biene), lustig (Vogel), mutwillig (Füllen), eitel (Pfau), falsch (Kage, Schlange), fromm (Tauben), grausam (Wolf), dumm (Schaf, Esel), arm (Kirchenmaus) z.

e) Man schließt hin und wieder eine solche Übung an ein Lesestück von geringem Umfang an. Die Lessingsche Fabel „Der Esel und der Jagdhund“ könnte z. B. zur Aufführung sinnverwandter Ausdrücke benutzt werden: Esel—Grautier, Langohr, Grauschimmel; vermaß sich — (Bild: eig. falsch messen, vgl. sich verrechnen, versprechen, verschieben, versehen; also das richtige Maß seiner Kraft zu hoch anschlagen) — nahm sich heraus, erdreistete sich, maßte sich an, wagte es, unternahm es, war so keck, frech z., bildete sich ein, er könne z.; um die Wette laufen — einen Wettlauf anstellen, sich im Lauf messen; die Probe — Versuch, Unternehmen, Wagnis; fiel erbärmlich aus — lief kläglich ab, ging schmäglich von statten, hatte einen elenden Erfolg; ich merke wohl — sehe ein, es fällt mir ein, ich komme darauf, weiß wohl, es wird mir klar; woran es gelegen hat — was daran schuld war, wie es kam, was die Ursache war, wie es sich erklärt, womit es zusammenhing, woher es rührte z.

f) Man giebt zuweilen ein Rätsel auf, das auf der verschiedenen Bedeutung eines Wortes beruht (Homonym), oder leitet durch eingehende Betrachtung eines vieldeutigen Wortes die Schüler an, dasselbe zur An-

fertigung eines Rätsels zu benutzen. Natürlich muß man sich hier hüten, den Kindern zu Schwieriges zuzumuten.

g) Man läßt zu gegebenen Substantiven möglichst viele Attribute (oder Prädikate) suchen. Versuch einer Anordnung derselben. (Welche bezeichnen körperliche, geistige, bleibende, vorübergehende, wesentliche, unwesentliche Eigenschaften? zc. Welche kann man auch den Menschen, Tieren zc. beilegen? zc.)

7. Schriftliche Arbeiten.

§ 19. Es soll nach der Lehrordnung allwöchentlich eine vom Lehrer zu korrigierende schriftliche Arbeit geliefert werden, in der Weise, daß „Übungen zur Anwendung des erteilten grammatikalischen und orthographischen Unterrichts“ und „schriftliche Wiedergabe gelesener Stücke oder mündlicher Erzählungen“ je in der dritten Woche mit einem Diktate wechseln. Kleine orthographische und grammatikalische Übungen (letztere bestehen in der Bildung von Sätzen „aus gegebenem oder selbstgefundenem Material“) können selbstverständlich außerdem bloß zur Niederschrift ins Diarium aufgegeben und vom Lehrer gleich in der Klasse kontrolliert werden.

§ 20. Die sogen. Aufsätzchen (einschl. derjenigen Diktate, welche ins gute Heft einzutragen sind) d. h. in der Hauptsache Erzählungen, vom Lehrer langsam und deutlich vorgetragen und von mindestens zwei Schülern nacherzählt. Auch hier ist natürlich ein bedächtiges Vorschreiten vom Leichten zum Schwierigeren, vom Einfachen zum Verwickelteren zu beobachten; vor Überspannung der Ansprüche, welche an die Kinder gestellt werden, ist aber nachdrücklichst zu warnen. Die geeigneten Stoffe sind dieselben wie die für mündliche Nacherzählungen empfohlenen (vgl. § 5!), also „schon vorhandene und bereit liegende geistige Schätze, in welche einzuführen ein Hauptgeschäft des Unterrichts ist“ (Hiecke), d. h. Fabeln, kurze Sagen (bes. deutsche Volksagen, da die antiken wegen der fremdartigen Namen wenigstens für den Anfang zu viel Schwierigkeiten machen), geschichtliche Anekdoten, Charakterzüge, Schwankartiges (wobei „mehr das Naive als das Witzige zum Vorschein kommen soll,“ Dorenwell) u. dergl. Die jetzt glücklich aus den Lesebüchern verbannten Geschichtchen aber „vom ungezogenen Fritz und von der neidischen Karoline, von der mitleidigen Friederike, vom fleißigen Bernhard, ach! und vom garstigen, häßlichen Franz und vom Sünder Hellmut“ (Hiecke) dürfen bei dieser Gelegenheit nicht wieder eingeschmuggelt werden. Außer den § 5 genannten Sammlungen ist als ergiebige Stoffquelle zu empfehlen: Dorenwell, Der deutsche Aufsatz zc., 1. Teil, Hannover 1883, 2. Teil, für Mittelklassen, 1884; ferner A. Schäfer, Anleitung zum deutschen Unterricht auf der Unterstufe

höherer Lehranstalten, Berlin 1882, §§ 12 — 47; Böhm, Musteraufsätze und derselbe, Methodik des deutschen Unterrichts, Leipzig 1878, Gößingers Stiltschule, Rudolphs Stilübungen zc.

Von Umwandlung poetischer Stücke in Prosa ist auf dieser Stufe noch gänzlich abzusehen, da dergleichen Experimente (an sich von zweifelhaftem Werte) eine sprachliche Sicherheit und ästhetische Übung voraussetzen, welche Sextanern nie und nimmer zugetraut werden kann. Dagegen dürften kleine Briefe von einfachstem Inhalt (Bitte, Glückwunsch, Einladung, Dank, Frage, Antwort) recht wohl gelingen. Siehe Anleitung und Muster bei Dorenwell, 1, S. 61—63.

§ 21. Alle Arbeiten, welche vom Lehrer korrigiert werden sollen, werden zuerst ins Diarium geschrieben. Das Konzept (wenn es nicht ein Diktat ist) läßt sich der Lehrer in einer von ihm zu bestimmenden Stunde vorzeigen, wobei gegen Fahrlässigkeit und Unsauberkeit eingeschritten werden muß, und teilt dann erst den Termin mit, bis zu welchem die Arbeit ins gute Heft einzutragen ist. Es empfiehlt sich auch diese sog. guten Hefte sogleich nach der Eingabe in der Klasse selbst einer ganz raschen Durchsicht zu unterwerfen und Arbeiten, die das Gepräge großer Flüchtigkeit an der Stirne tragen, sofort zu nochmaliger Abschrift zurückzugeben; denn es ist der Würde des Lehrers zuwider, wenn er lieberliche Elaborate annimmt und die Mühe des Korrigierens an solche verschwendet.

Die äußere Einrichtung der Hefte, Stärke (nicht unter 4 Bogen), Umschlag, Titel, Zeilenanzahl, Rand zc., sei möglichst gleichförmig. Jede Arbeit wird numeriert und mit dem Datum des Ablieferungstermins (am Rande) versehen. Auch ist der Überschrift stets die Bezeichnung „Diktat“, bezw. „orthographisches“ oder „grammatisches“, oder „Aufsatz“ beizufügen. Selbstverständlich muß auf reinliche Haltung der Hefte, ebenso wie auf leserliche und gleichmäßige Handschrift geachtet werden. Ausgeschriebene Hefte werden an den Lehrer abgeliefert, der sie bis zum Schluß des Schuljahres aufbewahrt und dann dem Besitzer wieder aushändigt. Das Löschblatt sollte am Heft durch einen starken Faden befestigt sein.

§ 22. Bei der Korrektur hat sich die Aufmerksamkeit natürlich in erster Linie auf Elementares zu richten, d. h. es sind die grammatikalischen Fehler und die Verstöße gegen Orthographie und Interpunktion, soweit sie der Schüler nach Maßgabe des in der Schule Durchgenommenen hätte vermeiden können, anzustreichen, aber nicht zu verbessern. Fehlerhaftes, das hierüber hinaus liegt, wird vor der Hand stillschweigend korrigiert, ebenso unpassende oder sehr unbeholfene Ausdrücke. Es empfiehlt sich für jede Gattung von elementaren Fehlern ein besonderes Sigillum anzuwenden, wobei natürlich Übereinstimmung unter allen Klassen herrschen muß; etwa so: O ortho-

graphischer Fehler, \times Verstoß gegen die Formenlehre, | gegen die Syntax (Satzbau), — Interpunktionsfehler.

Die Censurierung, für welche außer der Zahl der angestrichenen Fehler auch das im allgemeinen sichtbare Geschick des sprachlichen Ausdrucks und der in Schrift, Sauberkeit zc. zu Tage tretende Grad des angewandten Fleißes nicht außer Acht gelassen werden darf, geschieht in herkömmlicher Weise durch Ziffern von 1 bis 5, deren Bedeutung in den Semesterzensuren hierbei genau einzuhalten ist, also: 1 sehr gut, 2 gut, 3 genügend, 4 wenig genügend, 5 ganz ungenügend; dazwischen die Erhöhungen durch * und die Erniedrigungen durch ^b.

Bei der Rückgabe der Arbeiten, welche längstens in einer Stunde beendigt wird, ist die Wandtafel fleißig zu benützen. Ratsam dürfte es sein, sich bei der Korrektur sogleich diejenigen Fehler, die man vor der Klasse besprechen will, in ein besonderes Verzeichnis zu notieren und alle Hefte zugleich am Anfang der Lektion den Schülern auszuhandigen. Dadurch wird eine gleichmäßige Aufmerksamkeit erzielt und viel Zeit erspart. Während der Besprechung der Fehler sollen die Schüler sich in ihre Diarien die nötigen Notizen machen, nicht aber in das gute Heft hineinkorrigieren.

Von ganz ungenügenden Arbeiten wird eine vollständige Abschrift, die zu Hause anzufertigen ist, verlangt. Im übrigen werden die angestrichenen Fehler in einer Verbesserung, welche unmittelbar hinter der Arbeit ihren Platz findet, durch den Schüler berichtigt, doch nicht in der hie und da beliebten Weise, wie „man schreibt nicht . . ., sondern . . .“. Es wird vielmehr nur die richtige Form etwa 3 bis 5 mal hingeschrieben. Bei Verwechslung gleichlautender Wörter darf ein Hinweis auf die Bedeutung nicht fehlen; also nicht einfach „reisen“, „reißen“, sondern etwa „ich reise nach B.“, „ich reiße am Seil“; „sie wanden Kränze“, „sie wandten sich um“; „der Tod“, „er ist tot“; „die harte Ruß“, „er hartete“; „ich ließ ihn lesen“, „lies das Buch“; „das Wetter wird immer heißer“, „du sprichst etwas heißer“ zc. Handelt es sich um einen Verstoß gegen die Satzlehre, so muß natürlich der betreffende Satz abgeschrieben werden, dann aber nur einmal, es müßte denn ein ganz besonders schweres Vergehen vorliegen. Dasselbe Verfahren wird bei Interpunktionsfehlern zu befolgen sein.

4

Quinta.

Wöchentlich drei Stunden.

Vorbemerkung. Der Leser wird gebeten das unter Sexta Gesagte nicht unberücksichtigt zu lassen. Sehr vieles von allgemeinerer Natur, was dort bemerkt worden ist und hier nicht wiederholt werden kann, gilt auch für den Unterricht in Quinta.

1. Leseübungen.

§ 23. Prosastücke und Gedichte aus dem Deutschen Lesebuch von Vellermann, Imelmann, Jonas und Suphan, 2. Teil (2. Aufl. Berl. 1885.) [Leider hat dieser Teil in noch höherem Grade als der erste den Fehler, daß er zu wenig kurze Stücke enthält; 68 Seiten (S. 97—165), d. i. etwa der vierte Teil des ganzen Buches (einschl. des grammatischen Anhangs), sind von der Beckerschen Wiedererzählung der Odyssee angefüllt! Solche Bücher (denn das „Lesebud“ hat den Umfang einer stattlichen Jugendschrift) sind für den Geschichtsunterricht trefflich zu verwenden, für die deutschen Stunden bilden sie nichts als Ballast. Vgl. Laas, deutsch. Unterr. S. 349. Welche Fülle anregenden Stoffes hätten die Herausgeber auf jenen 68 Seiten bieten können, wenn sie nicht ausschließlich die Bedürfnisse preussischer Schulen berücksichtigt hätten!] Die kleineren, einfacheren Stücke werden zuerst gelesen. Das in Sexta eingeschlagene Verfahren (vgl. § 1—4!) wird im wesentlichen beibehalten, jedoch mit denjenigen leisen Änderungen, welche die wachsende Kraft der Schüler zur Anregung einer größern Selbstthätigkeit rätlich macht; so wird das erstmalige Lesen der prosaischen Stücke durch den Lehrer oft, im zweiten Halbjahr in der Regel wegfallen dürfen.

Über die Wichtigkeit der Leseübungen denke man nicht gering und weise alle Verjuche, ein flüchtiges, lässiges Lesen einzuschwärzen, das zuweilen wie eine bössartige Krankheit ganze Klassen ansteckt, mit größter Entschiedenheit zurück.

§ 24. Gelegentlich werden Stücke aus dem Lesebuch für Sexta wiedergelesen. Schon aus diesem Grunde muß — und dies gilt auch für die folgenden Klassen — streng darauf gehalten werden, daß das Lesebuch der vorhergehenden Klasse vom Besitzer nie verkauft oder sonst weggegeben wird. Am Anfang und Schluß jedes Schuljahres hat der Lehrer hierauf nachdrücklichst hinzuweisen. Wie überhaupt das Kind an einen gewissen Respekt vor jedem guten Buche gewöhnt werden soll, so muß insbesondere das beliebte Verhandeln oder Verschwenken eines gebrauchten Schulbuches verhütet werden, da dasselbe schlecht zu der Achtung stimmt, die jede Geistesarbeit für sich fordern darf.

2. Übung im mündlichen Ausdruck.

§ 25. Zu den unter Sexta besprochenen Macherzählungen, Beschreibungen und Berichten (vgl. § 5!) kämen etwa noch hinzu:

a) Erweiterungen von Erzählungen, die man nur in einer mageren Skizze mitteilt. Der Lehrer muß dazu selbstverständlich Anleitung geben, indem er den Schülern zuerst das Gerippe einer Erzäh-

lung vorführt und dann dasselbe zu einer (immerhin nicht allzu ausführlichen) Darstellung erweitert.

b) Zusammenziehungen, d. h. man läßt die Hauptsachen aus einer etwas ausführlicheren Erzählung ausheben und möglichst kurz, aber vollständig in wenige Sätze zusammenfassen. Wie die „Erweiterungen“ die Phantasie anregen sollen, so sind diese „Zusammenziehungen“ vorzügliche Verstandesübungen und bilden die erste notwendige Grundlage zu den in den späteren Klassen zu betreibenden Übungen im Disponieren.

§ 26. Bei den geschichtlichen Anekdoten, die als Stoff zu Nacherzählungen und Zusammenziehungen (nicht aber zu Erweiterungen) verwendet werden können, bedenke man besonders Persönlichkeiten, von denen die Kinder im Geschichtsunterricht schon etwas vernommen haben, und solche, zu denen sie in einem gemüthlichen Verhältnisse stehen, z. B. Luther, die Brüder Grimm, Kaiser Wilhelm u.

Die Beschreibungen gehen nun allmählich an kompliziertere Gegenstände, zunächst noch an solche, die vor Augen liegen z. B. das Klassenzimmer. Frage und Antwort geht voraus. (Zu welchem Teile des Schulhauses? Nach welcher Himmelsgegend? Zusammen! Größe, Gestalt, Anstrich der Wände, Decke, Fußboden? Zusammen! Von Anfang! Wieviel Fenster? Thüren? Ofen? (Material, Gestalt.) Wo steht er? Zusammen! Von Anfang! Hell? Geräumig? Zu bessern? Zusammen! Das Ganze von Anfang! Vgl. Dorenwell 1, S. 155.) Ähnlich zu behandeln: Aussicht aus einem Klassenfenster (im wesentlichen Aufzählung von Gegenständen), der Schulgarten (in der Freiviertelstunde wird Material gesammelt), die Aula (Gemälde!), die Turnhalle, das Treppenhaus (von der Hausthüre aus aufwärts), die Front des Gymnasiums u. Es dürfen aber auch Beschreibungen gewagt werden, bei denen Gedächtnis und Einbildungskraft in Anspruch genommen wird, z. B. Weg nach dem Bahnhof. (Wenn dich ein Herr am Gymnasium, am Stadtbade, am Theater u. nach dem Weg zum Bahnhof fragte, wie würdest du antworten? nachdem selbstverständlich der Lehrer einen ähnlichen Weg beschrieben hat!). Der Marktplatz u. (Auch Naturgegenstände sind zu beschreiben: die Haustiere, bekannte Bäume u.) Es versteht sich von selbst, daß die Schüler ganz besonders bei diesen Übungen stets in vollständigen Sätzen reden und daß auf eine korrekte Ausdrucksweise und anständige Aussprache streng zu halten ist. Im übrigen vgl. § 6.

3. Deklamationen.

§ 27. Zur Aufnahme in den Kanon dürften geeignet sein folgende Gedichte aus dem Lesebuche: Bürger, Das Lied vom braven

Manne; Goethe, Der Sänger; Kerner, Der reichste Fürst; Rosen, Hofers Tod; Uhland, Klein Roland; Rolands Schildträger; Schenk von Limburg; Vogl, Das Erkennen. Zur Auswahl werden gestellt (und sind jedenfalls zu lesen und zu erklären): Eichendorff, Der Jäger Abschied; Gellert, Der Prozeß; Goethe, Der getreue Eckart; Hebel, Das Spinnlein; Kerner, Wanderlied; Müller, Der kleine Hydriot; Der Glockengu zu Breslau; Schiller, Der Alpenjäger; Stöber, Der Läufer von Glarus; Uhland, Richard Ohnesucht; König Karls Meerfahrt; Vogl, Heinrich der Vogler.

Bürgers Lied vom braven Manne gewinnt allerdings bedeutend, wenn man die Strophen 1, 9, 11, 17 und 20 streicht, die mit ihrem hohlen Bombast schlecht zu der schmucklosen Größe des Helden stimmen; doch möchte zu bezweifeln sein, ob der Lehrer (nach Wendts Vorgange) sich einen solchen Eingriff in ein Nationaleigentum (wozu das Gedicht ohne Zweifel geworden ist) gestatten darf. Arnolds „Des deutschen Vaterland“, dem sein historischer Wert unbenommen bleibt, ist nicht mit für den Kanon vorgeschlagen, da es durch den Lauf der Weltgeschichte veraltet und außerdem dichterisch ganz wertlos ist. Auch Bürgers „Kaiser und Abt“, das in Schulerkreisen sich großer Beliebtheit erfreut, ist ausgeschlossen, da es ein recht unbedeutendes, durch gespreizten und gezwungenen Humor geradezu unleidliches, jedenfalls des Zeitaufwandes und der Mue des Lernens nicht wertvolles Produkt zu sein scheint.

§ 28. In Quinta sollen im Laufe des Schuljahrs 12 bis 13 Gedichte gelernt, außerdem aber auch die dem Kanon angehörigen, welche in Sexta deklamiert sind, wiederholt werden. „Was einmal memoriert ist, soll nicht wieder verloren gehen; in jeder Klasse sind daher die früher memorierten Gedichte zu wiederholen, damit sie mit den neu zugelehrten zu einem festen, stets verfügbaren Besitze klassischer Dichtung verwachsen, zu einem Schatz, an dem sich das Herz erfreut und den der fortschreitende Unterricht unablässig benutz und dadurch zu immer tieferem Verständnisse bringt.“ (Streich. Instr. S. 133.)

In dieser Klasse kann auch zwei- oder dreimal ein kleines, inhaltlich und stilistisch besonders vorzügliches Profastuck zum Auswendiglernen aufgegeben werden.

Bezüglich der Methode zc. gelten die in Sexta maßgebenden Grundsätze; es wird also stets ein und dasselbe Stück von allen Schülern gelernt und vorgetragen, man verwendet auf Deklamationen nur Stunden- teile und giebt gründliche Vorbereitung und Anleitung zum Auswendiglernen. Vgl. oben § 7ffg. In den Anforderungen kann über das in § 10 Angeedeutete nicht hinausgegangen werden.

4. Grammatik.

§ 29. Abgesehen von den gelegentlichen Fragen und Bemerkungen, die sich an die Lektüre anknüpfen, und den unter § 33 flg. beschriebenen sprachgeschichtlichen Betrachtungen, ist auf den grammatischen Unterricht regelmäßig von jeder dritten Lektion die erste Hälfte zu verwenden. Über Ziel und Methode ist bereits in § 11 das Nötigste beigebracht worden, was ich nachzulesen bitte. Als Grundriß für den Lehrer dient: Wilmanns, Deutsche Schulgrammatik I. Teil (f. § 12!) und II. Teil (6. Aufl., Berlin 1885; # 1,25).

§ 30. Lehrstoff: Nach gründlicher Wiederholung des Sextapensums wird aus Wilmanns I. Teil nachgeholt: § 30—39 Unterschied zwischen abgeleiteten und zusammengesetzten Substantiven; § 46—49 abgeleitete und zusammengesetzte Adjektiva; § 80—83 abgeleitete und zusammengesetzte Verba; § 149—157 die Andeutungen über Satzgefüge und Satzverbindung. Im II. Teil der Wilmannsschen Grammatik gehört nach Quinta: aus der Lehre von den Formen und dem einfachen Satz § 139 das unbestimmte es als Subjekt; § 141 (ohne die Anm.) Prädikat [auf die Erkenntnis des Prädikatnomens ist besonderes Gewicht zu legen, da hier oft noch Schüler der Mittelklassen Unsicherheit zeigen]; § 173 prädikative Zusätze; § 50 Wortarten; § 61 flg. Einteilung der Substantiva nach der Bedeutung; § 66—69,1 Einteilung der Verba nach der Bedeutung, nach der Form des Subjektes und nach der des Objektes; § 51 Adjektiv und Adverb; § 142 Adjektiv und Adverb im Superlativ; § 70 Einteilung der Adverbien; § 164—165,2 Objekt und Adverbiale; § 52 viel, wenig, etwas u.; aus der Lehre vom zusammengesetzten Satze: § 184 Satzgefüge und Satzverbindung; § 185—190 Einteilung der Nebensätze; § 199 Wortstellung in Haupt- und Nebensätzen, Nachsatz; § 75,2 relativ was; § 79 Unterschied von wenn und wann; § 78 als, wie, denn, komparative Konjunktionen; § 201—204 Koordination; § 191 unbestimmte Bedeutung einiger Konjunktionen; § 193 „unechte“ Nebensätze; § 194, 125,2, 3. und 195 indirekte Rede; § 206 „verkürzte“ Nebensätze, d. h. § 207, 210 flg. Infinitiv mit zu, um zu u.; § 212 Partizipien und Adjektiva, § 216 Apposition,¹⁾ § 217 Adverbia und adverbiale Kasus, § 218 Vergleichen; § 219 flg. Zusammenziehung von Sätzen und Satzgliedern. (Die vorstehend angegebene Verteilung des Stoffes rührt größtenteils von Wilmanns selber her und ist von einem ausgezeichneten pädagogischen Taktgefühl eingegeben.)

1) Die Deklination der einfachen und bekleideten Apposition ist mündlich und schriftlich mit besonderem Fleiße zu üben.

5. Orthographie und Interpunktion.

§ 31. Besondere Berücksichtigung und häufige Übung verlangen auf dem Gebiete der Orthographie: a) die gebräuchlichsten Fremdwörter (aus dem Lateinischen und Französischen); b) die großen Anfangsbuchstaben der substantivisch gebrauchten Infinitive, Wilm. § 54, Adjektive, Wilm. § 55—57, Pronomina und Zahlwörter, Wilm. § 58, und anderer Wörter, z. B. der Adjektive und Ordnungszahlen hinter Eigennamen, bei Titeln, bei der angeredeten Person im Brief, der von Personennamen abgeleiteten Adjektive, der von Ortsnamen abgeleiteten Wörter auf —er; vgl. Wilm. § 59; c) die kleinen Anfangsbuchstaben der in andere Wortklassen übertretenden Substantiva; Wilm. § 60 (die Anm. in Auswahl); d) Schreibung von Zusammensetzungen und Wortverbindungen; Wilm. § 34 (außer dem letzten Absatz), 36, 44, 45 (ohne Anm.), 46. — Über Stoffsammlungen zc. vgl. oben § 14.

§ 32. Interpunktion. Im engsten Zusammenhang mit der Satzlehre ist namentlich zu üben das Komma zwischen Haupt- und Nebensatz und zwischen koordinierten Sätzen (Wilm. § 191, 1 u. 2), das Semikolon im Verhältnis zu Komma und Punkt (Wilm. § 205) und die Interpunktion vor „und“ (Wilm. ebd.). Stoffsammlungen § 14.

6. Sprachliche Betrachtungen, Denkübungen und Verwandtes.

§ 33. Die in Sexta begonnenen Besprechungen bildlicher Redensarten (vgl. oben § 161) werden fortgesetzt und zwar, wie dort, teils an Lektüre, Nacherzählungen, Grammatik zc. anknüpfend, teils (wenn auch seltener) selbständig auftretend. Einen Anfang zu systematischer Anordnung mache man in der Art, daß man eine möglichst große Anzahl bildlicher Ausdrücke zusammentragen läßt, welche von einem und demselben sinnlichen Objekt (vgl. Grenzboten 1887, III, 428 ffg.) hergenommen sind (z. B. vom Auge: ins A. fassen, fallen, stehen, ein A. zubrücken, Sand in die A. streuen, mit blauem A. davontommen) oder von dem nämlichen Zustande (z. B. von Blindsein: blind [auch die Fensterscheiben!], blindlings, farbenblind, blenden, verblendet, Blende zc.). Hierher gehört auch die Erklärung von Sprichwörtern, deren Wortsinne man erst finden läßt, um daraus die verstandesmäßige Deutung herzuleiten. (Z. B. N. hat den Bod zum Gärtner gesetzt. Was heißt das eigentlich? N. hat einen Bod zum Aufseher über seinen Garten gemacht, hat gesagt: „Lieber Bod, sei so gut und begieße meine Blumen, gieb Acht, daß niemand meinen Salat frißt, meine Beete zertrampelt“ zc. Was wird der Bod wohl thun? War er zu diesem Geschäft geeignet? Was hat er statt des Nutzens gestiftet? War es klug von N., daß er zc.? Worin hat er gefehlt? Wenn wir nun das

Sprichwort anwenden, meinen wir da einen wirklichen Bod? Nein, sondern? Auf was für Fälle zielt denn nun das Sprichwort? Sprich dasselbe als Vorschrift aus! Man soll den Bod nicht zum Gärtner setzen. z. Ähnlich sind zu verwenden: Er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, er kommt vom Pferd auf den Esel; den Vogel erkennt man am Gesang, jedem Vogel gefällt sein Nest am besten, stille Wasser sind tief, Unkraut verdirbt nicht, neue Besen kehren gut, man soll die Kaze nicht im Sack kaufen, wie die Alten jungen zc.)

§ 34. Zu gelegentlichen Besprechungen (vgl. § 17) können wiederum die Familiennamen Stoff geben (z. B. die von Orts- und Völkernamen, das „von“ und „zu“ des Adels, Vornamen, Patronymika auf —sohn, —sen, —s, Latinisierungen); ferner die (deutschen, lateinischen und französischen) Namen der Wochentage, der Monate und einiger Feste (Karfreitag, Gründonnerstag, Fronleichnam, Ostern, Pfingsten, Weihnachten).

§ 35. Die in § 18 erwähnten Betrachtungen und Operationen mit Synonymen und Homonymen sind geübtlich fortzusetzen, da dieselben für Aneignung eines reicheren Wortschatzes und treffenden Ausdrucks von großer Bedeutung sind. Ein Abstecher in das Gebiet des Humors schadet nicht; man denke an schlagen, hauen, holzen, prügeln, klitschen, streichen zc., an Ohrfeige, Maulschelle, Kopfnuß, Backpfeife, Nasenstüber zc. — Hier sind wiederum Sprichwörter zu verwenden, indem man solche zusammensuchen läßt, die Sinnverwandtschaft zeigen. (Man giebt etwa den Satz: Man muß sich in die Leute schicken. Wer kann ein Sprichwort anführen, das diese Vorschrift enthält? Sich nach der Dede strecken, mit den Wölfen heulen, aus der Not eine Tugend machen zc. — Oder: Man soll nicht zu viel verlangen, zu streng sein taugt nichts. Sprichwort: Gestrenge Herren regieren nicht lange, allzu scharf macht schartig, zu straff gespannt zerspringt der Bogen zc. — Oder: Hinter großen Worten steckt oft nicht viel: Viel Geschrei und wenig Wille, viel Lärm um nichts zc. Vgl. Götzinger, Stiltschule 1, S. 195 ff. g.)

§ 36. Allerhand Denk- und Sprechübungen: Man leitet auf Begriffsbestimmungen hin, indem man verwandte Begriffe (Gegenstände) miteinander vergleichen läßt. Natürlich in schlichter, kindlicher Weise! z. B. so: Kirche und Wohnhaus, beide Gebäude; Größe? Das Innere? Kirche ein Raum, Haus viele. Äußerer Schmuck? Turm! Wann nur gehen wir in die Kirche? aber im Haus Tag und Nacht; denn wozu dient, welchen Zweck hat R.? Wohnhaus? — Ähnlich können verwendet werden Meerenge—Landenge, Insel—Halbinsel, Alee—Garten, Menagerie—Tiergarten, Stube—Stall, Orgel—Klavier, Wein—Wasser,

Fichte—Obstbaum, Handwerker—Gelehrter, Kaufmann—Pastor, Messer—Säge, Bohrer—Hammer, Flinte—Säbel zc. — Auch Eigenschaften (Adjektiva, die nicht eigentlich synonym sind, aber doch eine gewisse Sinnverwandtschaft haben) können in ähnlicher Weise verglichen werden, wie: geizig—sparsam, vorsichtig—feig, blöde—bescheiden, fröhlich—läppisch, ruhig—stumpfsinnig, wahrheitsliebend—vorlaut, mutig—tolkkühn zc.¹⁾ Vgl. Götzinger, Stilschule 1, S. 142 flg. — Substantive werden (wie in Sexta) mit Attributen geschmückt, vgl. § 18g. — Ordnung der Gedanken und Schärfung des Denkvermögens bezwecken endlich kleine Auseinandersetzungen wie folgende: Frage: Welche Arten von Getränken giebt es? Es werden viele Antworten folgen, die ohne alle Ordnung eine Menge Namen nennen. Versuch einer Anordnung! Trinkt man alle zu gleichem Zweck? Wasser? Milch? Thee? Wein? Mineralwasser? Einteilung in durststillende, nährende, wärmende, kühlende, aufregende, heilende. Andere Einteilungen möglich? Warme—kalte, wohlschmeckende—schlecht schmeckende, schädliche—angenehme, nützliche—nötige, natürliche—zubereitete zc. Vgl. Götzinger a. a. D. S. 87 flg. (mit Auswahl nichts zu Schweres!). In ähnlicher Weise können z. B. Namen von Tieren, Gerätschaften, Gebäuden zc. geordnet werden, indem man Gattungsbegriffe finden läßt, unter welche die einzelnen Arten gehören.

7. Schriftliche Arbeiten.

§ 37. Alle vierzehn Tage ist eine Arbeit einzuliefern, die vom Lehrer korrigiert wird. Bezüglich derjenigen Übungen, welche Einprägung des grammatischen Lernstoffes, der Orthographie und Interpunktion zum Ziele haben, ergibt sich das Nötige aus §§ 30—32. Diktate zur Abschrift ins gute Heft werden nicht mehr regelmäßig, sondern nach jeweiligem Bedürfnis gegeben, doch so, daß ungefähr der vierte Teil aller „Aufsätze“ Diktate sind. Von letzteren abgesehen können die sogenannten Aufsätze bestehen in: a) Nacherzählungen; aus Sexta bekannt, vgl. § 20! b) Erweiterungen von kurzen Skizzen, die der Lehrer mitteilt, vgl. § 25 a! c) Beschreibungen²⁾, wozu auch Ver-

1) Frage: Wer ist geizig? — Wen nennen wir aber sparsam? — Wodurch unterscheidet sich also ein Geiziger von einem Sparsamen? was thut er, das der letztere nicht thut? und umgekehrt.

2) Natürlich vorwiegend von Gegenständen der Natur, wobei indes nicht zu vergessen ist, daß es weniger auf genaue naturgeschichtliche Kenntnisse (mit denen Kinder gern prahlen) als auf sinnige Beobachtung und klare Darstellung ankommt. Auch Kunstobjekte sind geeignet; doch müssen sie im stande sein, das Interesse der Schüler zu erregen; platte Thematika wie Beschreibung des Tisches, der Bank zc. sind auszuschließen.

gleichungen von Gegenständen nach Ähnlichkeit und Verschiedenheit gehören; vgl. §§ 26 und 36! Es versteht sich von selber, daß dergleichen Übungen erst eine Zeit lang mündlich betrieben sein müssen, ehe man es wagen kann, sie auch zu schriftlichen Arbeiten zu benutzen. d) Briefchen (an Eltern, Geschwister, Freunde u.) über Erlebtes oder Gelerntes. Anleitung und Muster giebt Dorenwell 1, S. 157 flg. Richtig bemerkt letzterer (S. XII): „Gehören die Briefe doch zu denjenigen Aufsätzen, welche im gewöhnlichen Leben am meisten vorkommen. Und wie unbeholfen teilweise unsere Schüler im Brieffschreiben sind, zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter sehr häufig. Deshalb hat die Schule nach meiner Ansicht die Verpflichtung, auch solche Aufsätze angemessen zu üben.“ Daß „die naive wahre Sprache der Kinder geschont und alle gedrechselten Redensarten ferngehalten werden“, ist selbstverständlich. e) Prosawiedergabe von Gedichten. Hierzu eignen sich keinesfalls Gedichte, die von den Schülern gelernt worden sind oder überhaupt im Lesebuch stehen. Bei ersteren schwebt der Wortlaut dem Schreibenden beständig irreführend und beunruhigend vor der Seele, bei letzteren liegt die Versuchung des „Nachsehens“ während der Ausarbeitung allzu nahe. Ferner sind ausgeschlossen alle poetischen Meisterstücke, namentlich Schillers, Goethes und Uhlands Balladen; so daß schließlich nur einfache Erzählungen in Versen verwendet werden können. Der Lehrer wird sich — will er nicht ganz von derartigen Übungen absteigen — auf Dichter und Dichtungen dritten Ranges angewiesen sehen, von denen er mit Wahrscheinlichkeit annehmen darf, daß die Schüler sie weder besitzen noch kennen. Der Thatsache möge man sich doch nicht verschließen, daß gegen diese Art von Aufgaben die Schüler einen instinktiven, wie mir scheint, ganz berechtigten Widerwillen zeigen und daß dabei äußerst selten etwas Erfreuliches zu Tage gefördert wird.

Über Anfertigung der Arbeiten, Einrichtung der Hefte, Korrektur, Censur, Rückgabe und Verbesserung behält das in § 21 flg. Gesagte seine Gültigkeit.

Quarta.

Wöchentlich drei Stunden.

1. Leseübungen.

§ 38. Prosastücke und Gedichte aus dem Deutschen Lesebuch von Bellermaun u., 3. Teil. Berlin 1882.

Im allgemeinen gelten noch immer die in §§ 1—4 ausgesprochenen Grundsätze. Folgendes mag indes zu bemerken nicht überflüssig sein. Obgleich der Lehrer Prosastücke nur in seltenen Fällen erst vorzulesen braucht, so müssen doch Gedichte auch in dieser Klasse jedesmal zuerst

durch den Vortrag des Lehrers dem Ohr des Schülers vertraut gemacht werden, besonders weil in Quarta gerade gern eine lieberliche Art zu lesen einreißt, der mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden muß. „Zumal von dem Lesen fremdsprachlicher Texte verbreitet sich die Nachlässigkeit und Stümperei leicht auch auf das deutsche Lesen. Es ist aber auch eine sittliche Forderung, daß der Schüler keine Leistung, die er dem Lehrer zu bringen hat, gering achte.“ (Dietrich S. 3.) Auch von dem Unrecht, das durch schlechtes Lesen gegen den Verfasser des Stückes verübt wird, kann man dem Schüler recht gut eine Vorstellung beibringen.

Die Abschnitte, die man jeden einzelnen Schüler lesen läßt, sollen nicht zu kurz bemessen werden, durchschnittlich etwa auf 6—8 Druckzeilen. Niemals halte man bei der Reihenfolge der zum Lesen Aufzurufenden die Sitzordnung in der Klasse ein. Lesefehler lasse man durch Schüler verbessern. Erklärungen sollen sich der Lektüre jedes Lesestückes anschließen, nicht aber dieselbe unterbrechen.

§ 39. Bei der Erklärung, die sich von Überflüssigem fern zu halten hat, wird nun bei besonders dazu geeigneten Stücken auf die Gliederung des Stoffes (Disposition) Rücksicht genommen, indem man mit Berücksichtigung der Absätze (bezw. Strophen) das Ganze in kleinere Abschnitte zerlegen, die Hauptsachen ausheben und in kurze Sätze zusammenfassen läßt, wobei die Wandtafel zu benutzen ist.

Von Gedichten pflegt man nach hergebrachter Weise den „Grundgedanken“ feststellen zu lassen, in vielen Fällen löblich und passend, in manchen aber doch nicht. Man verleite die Knaben nicht zu dem irrigen Glauben, als müsse jedes Gedicht schließlich eine „Moral“ enthalten, als lasse sich der geistige Inhalt eines Gedichtes jedesmal in einem Satze reinlich formulieren. Die Frage: was lehrt dieses Gedicht? wird oft ohne Antwort bleiben, dafür frage man im gegebenen Falle lieber: was verherrlicht der Dichter in diesem Gedicht? oder: was will er uns hier recht zu Gemüte führen? recht ergreifend und anschaulich zum Bewußtsein bringen? u. Oft wird die Auffassung des idealen Inhaltes erleichtert durch die Auffindung einer anderen passenden Überschrift.

Verschiedene Nummern des Lesebuchs — z. B. Nr. 54, 57, 61, 64, 66, 69 — geben willkommenen Anlaß zu kurzen, schlichten, aber nicht trockenen Mitteilungen über berühmte Schriftsteller. Eine etwas eingehendere Betrachtung verdient jetzt Gellert, von dessen Fabeln und Erzählungen eine Auswahl in den Händen der Schüler sein sollte. Von Jahreszahlen hat man fast ganz abzugehen, die Behandlung sei durchaus anekdotisch und fasse vor allem das rein Menschliche ins Auge.

Einige der umfangreicheren Stücke des Lesebuchs müssen zum Behufe der Erklärung in kleinere Partien eingeteilt werden, andere sind mehr kurzforisch zu lesen. Bei dem „Kampf um Troja“ namentlich darf keine Zeit zu sagengeschichtlichen Exkursen verschwendet werden, dagegen bietet derselbe ebenso wie Nr. 71 (Nibelungen) vorzüglichen Stoff zu mündlichen Nacherzählungen.

2. Übungen im mündlichen Ausdruck.

§ 40. Es sind im wesentlichen dieselben wie in Sexta und Quinta, wenn auch natürlich die erhöhte Fassungskraft, der erweiterte Gesichtskreis und die angeeignete Fähigkeit des Ausdruckes gebührend berücksichtigt werden; also:

a) Nacherzählungen; vgl. §§ 5 a1 und 26. Zu den daselbst genannten Stoffsammlungen mögen nun noch hinzugefügt werden Schwabs Sagen des klassischen Altertums (der 1. Band, der die kleineren Sagen enthält), Schwabs Deutsche Volksbücher (mit der von mir bearbeiteten „Neuen Folge“), Klees Deutsche Heldensagen, Abichs Lesebuch aus Sage und Geschichte, Horns Büchlein vom Feldmarschall Blücher, Sachs Charakterpiegel in Sage u. Gesch. 2c.

b) Beschreibungen; vgl. § 26. Für Quartaner eignen sich besonders Beschreibungen von allerlei komplizierteren Gegenständen der Kunst und Natur (z. B. Plätze, Denkmäler, Anlagen Kirchen, Ansichten, Bilder), von längeren Wegstrecken, kleinen Reisen, Eisenbahnfahrten 2c.; von einfachen Vorgängen wie Beschäftigungen, Spielen 2c. (Schilderungen); Mitteilung von Selbsterlebtem, wobei Erzählung mit Beschreibung verquickt ist.

c) Erweiterungen von kurzen Skizzen; vgl. § 25 a.

d) Zusammenziehungen; vgl. § 25 b.

§ 41. Zu diesen Übungen, die gelegentlich, aber immer und immer wieder angestellt werden, und bei denen jeder Schüler von seinem Platz aus ohne irgendwelche häusliche Vorbereitung frisch weg redet, kommen nun auch kleine freie Vorträge einzelner vor der Klasse, die in erzählenden Berichten über häusliche Lektüre bestehen. Ein solcher Schüler-vortrag, der nicht mehr als etwa 5 Minuten in Anspruch nehmen soll, ist insofern ein freier, als der Redende weder Auswendiggelerntes hersagen noch Aufgeschriebenes ablesen darf. In jeder Woche kommen abwechselnd ein und zwei Schüler zum Wort, welche erst in der leztvergangenen Stunde vom Lehrer erfahren haben dürfen, daß sie reden sollen. Die Aufgabe, die zu lösen ist, besteht darin, daß der betreffende Schüler einen größeren, ihm vom Lehrer bezeichneten Abschnitt aus einem geeigneten Buche zu Hause mit Aufmerksamkeit wiederholt durchliest, bis er im stande ist mit Hilfe eines Zettels, auf dem wenige Merkworte

verzeichnet sind, über das Gelesene vor der Klasse einen zusammenhängenden Bericht zu geben. Sind die für Sexta und Quinta verlangten Übungen im mündlichen Nacherzählen gewissenhaft vorgenommen worden, so werden diese sogenannten freien Vorträge, die sich von jenen sehr wenig unterscheiden, geringe oder keine Schwierigkeiten machen.

Man bezeichne dem betreffenden Schüler stets das zu benutzende Buch oder händige es ihm geradezu ein (Schülerbibliothek!). Was zum Vortrag kommt, muß von allgemein menschlichem, möglichst auch von poetischem und nationalem Interesse sein. Der vorzüglich zu berücksichtigende Stoffkreis ergibt sich aus dem in §§ 5a, 26 und 40a Gesagten. Absolut ausgeschlossen sind die landläufigen Indianergeschichten und freierfundene Kindertomane. Die zum Zwecke des mündlichen Berichtes abgegebenen Abschnitte sollen nicht allzulang sein (durchschnittlich etwa 2 bis 3 gewöhnliche Oktavseiten).

Man unterbreche den Redenden möglichst selten, lasse einstweilen sogar einen nicht allzu auffälligen Verstoß gegen die Regeln des Satzbaues hingehen, mache sich aber während des Vortrags Notierungen zum Behufe der Korrektur und verlange dasselbe auch von den zuhörenden Schülern, so daß nach dem Vortrag die letzteren mit sachlichen und sprachlichen Bemerkungen möglichst zahlreich zu Worte kommen. Hierbei, wie überall, gilt ganz besonders die Forderung, daß der Schüler stets in ganzen Sätzen rede und überhaupt in anständiger und korrekter Weise sich ausdrücke.

3. Deklamationen.

§ 42. Zur Aufnahme in den Kanon werden empfohlen: Goethe, Johanna Sebus; Heine, Belfager; Platen, Grab im Busento; Schiller, Bürgerschaft; Uhland, des Sängers Fluch; Tallefer; Schäfers Sonntagslieb.¹⁾ Außerdem werden zur Auswahl gestellt und sind jedenfalls zu lesen und zu erklären: Goethe, Der Zauberlehrling; Körner, Lüßows Jagd; Gebet während der Schlacht; Kopisch, Gelimer; Schenkendorf, Auf Scharnhorsts Tod; Schiller, Der Handschuh; Der Graf von Habsburg; Sturm, Wie schön leuchtet der Morgenstern; Uhland,

1) Um Mißgriffen vorzubeugen, setze ich eine treffliche Bemerkung Kerns her (s. Zur Methodik des deutschen Unterrichts S. 41 fig.): „Es ist gewiß sehr zweckmäßig, wenn dieses schöne Gedicht im Lesebuch steht, allenfalls mag es zum Auswendiglernen aufgegeben werden, obwohl es vorzuziehen wäre und auch wohl häufig genug vorkommt, daß dieses kleine innige Gedicht vom Lehrer einmal würdig vorgelesen, dem Schüler, der es wiederholt für sich liest, sich von selber einprägt, nicht als Schulaufgabe; aber von diesem ganz einfachen und verständlichen Gedicht eine breite Erklärung zu geben oder gar durch salbungsvolle Worte das Gefühl, von dem es erfüllt ist, erst absichtlich eintrichtern zu wollen, das halte ich nicht bloß für zwecklos, sondern für schädlich.“

Der blinde König; endlich ein paar von Gellerts Fabeln und Erzählungen (vgl. § 39), vor allem: Die Fliege (wohl dem Kanon einzuberleiben); Der grüne Esel; Der Maler; Der arme Greis; Die Mißgeburt.

Die in Sexta und Quinta gelernten Gedichte werden gelegentlich aufgefrischt, wozu die Bemerkungen über die Dichter Anlaß geben, so daß diejenigen Gedichte eines Verfassers, welche nunmehr seit Sexta gelernt sind, zusammengesucht und vorgetragen werden.

Einmal in jedem Semester ist ein besonders ausgezeichnetes kurzes Profastück zum Auswendiglernen aufzugeben. Gedichte sollen von jedem Schüler im Laufe des Schuljahres elf bis zwölf gelernt werden. Es ist hierbei an dem Grundsatz festzuhalten, daß alle Schüler ein und dasselbe Stück lernen. Im Übrigen vergleiche man das in §§ 7—10 und § 28 Bemerkte.

4. Grammatik.

§ 43. Grammatische Belehrungen und Fragen knüpfen sich oft gelegentlich an Lektüre, Rückgabe der Arbeiten oder sonstige zufällige Veranlassungen an; außerdem ist aber von jeder dritten Lektion die erste Hälfte ausschließlich und regelmäßig auf den grammatikalischen Unterricht zu verwenden. Im Übrigen vgl. § 11. Grundriß für den Lehrer: Wilmanns Grammatik 2. Teil (s. § 29); für die Schüler genügt der grammatische Anhang des Lesebuchs. Neben Wilmanns sei dem Lehrer als ein besonders wegen der reichlichen und gutgewählten Beispiele sehr nützlich Buch Lyons Handbuch der deutschen Sprache (1. Teil) empfohlen.

Aus der weiter unten folgenden Übersicht des grammatikalischen Penjums ist zu ersehen, daß von systematischer Sprachlehre nur in sehr beschränktem Sinne die Rede sein kann. Auch ist das Angegebene keineswegs in gleicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu behandeln; Dinge, welche der Schüler schon instinktmäßig richtig macht, oder solche, die ihm längst geläufig sind, werden natürlich kürzer und auf andere Weise besprochen als andere. Dies gilt nicht etwa nur in Bezug auf die Wiederholung des Sexta- und Quintapensums. Besonders Gewicht muß auf sprachliche Regeln gelegt werden, bei denen erfahrungsmäßig oft geschwanzt und gezweifelt wird, namentlich die Rektion einiger Verba (dünten, angehen, kosten, heißen, lehren, versichern zc.). Aber auch hier kommt es weniger auf eigentliches Auswendiglernen an als auf Schärfung des Denkvermögens und Stärkung des Sprachgefühls. Zur Sicherheit führen allein häufige mündliche Übungen. Endlich beherzige man Hildebrands Mahnung (a. a. D. S. 81): „Die Regel darf nicht als strenger, Strafe drohender Gebieter auftreten, als ein finsternes Sollen, sondern als ein in den Kindern selbst schon vorhandenes, wirksames Naturgesetz, das sie an sich selbst mit einigem Scharfsinn zu entdecken die Freude haben können.“

§ 44. Lehrstoff. Zusammenhängende Wiederholung des Wichtigsten aus dem Sexta- und Quintapensum. Ferner: Vom Adjektiv zunächst: § 150 (Wilmanns) ohne Anm. 2 attributive Adjektiva in starker und schwacher Form; § 155 *welch, solch, manch* (wo aber Nom. Sing. Mask. zu streichen ist), *genug, viel, ganz, all* zc. unflektiert; § 27 Umlaut des des Komp. und Superlativs. Einiges über die Adverbien: § 76 Adverbia für Pronomina, § 77 Unterscheidung von *her* und *hin*, *umher* und *herum*, *darin* und *darein*. An die Wiederholung der Einteilung der Substantiva nach der Bedeutung schließen sich Bemerkungen über das Geschlecht der Substantiva: § 63,2 Widerspruch zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht; § 64 schwankendes Geschlecht; § 65 gleichlautende Wörter von verschiedenem Sinn und Geschlecht. Hierauf eine eingehendere Betrachtung der Deklination: § 84 starke, schwache, gemischte Dekl.; § 85 flg. Ausstoßung und Abwerfung des *e* (nur kurz andeutend!); § 87 Umlaut im Plural; § 88 Pluralendung *-er*; (§ 89 *-s* als Pluralendung); § 90 Übergänge zwischen starker und schwacher Deklination; § 91 substantivierte Adjektiva; § 92 Eigennamen; § 93 Fremdwörter. Dann einiges Zusammenhängende aus der Kasuslehre: § 157 flg. Genetive bei Substantiven; § 161 flg. Maßbestimmungen bei Substantiven; § 163 Titel und Namen bei Substantiven; § 167 flg. das Wichtigste über schwankende Aktion von Adjektiven und Verben. Die Deklination des Adjektivs: § 132 flg. (mit Berücksichtigung der Verweisungen auf früher Erwähntes). Hieran anschließend, aber mehr nur andeutend: § 71 (Adjektive, die nur attributiv, und solche, die nur prädikativ stehen: *gram, leid, gewahr* — *hiefig, heutig*); § 152 (attributives Adjektiv unflektiert); § 28,3 (Komparation von Partizipien, die durch Adverbien näher bestimmt sind). Ferner zusammenhängende Betrachtung des Verbums: § 95 flg. die zwei Konjugationen; (§ 97—100 über Synkope des *e* erfordern nur eine kurze Andeutung); § 101—104 der Ablaut; (NB. Die Ablautreihen förmlich lernen zu lassen halte ich für unnötig; es wird genügen, den Knaben die allgemeine Erkenntnis der auch hier wal tenden sprachlichen Gesetzmäßigkeit zu erschließen.) § 105 die schwache Konjugation; § 109 Präteritopräsentia; § 111 Vorsilbe *ge-*; § 107 Vermischung starker und schwacher Verba; (§ 110 Unregelmäßigkeiten, bei läufig); § 35 Trennbarkeit der zusammengesetzten Verba; § 108 abgeleitete Verba. (Diese Verteilung des grammatischen Lehrstoffes rührt, wie früher bemerkt, im wesentlichen von Wilmanns selbst her.)

5. Orthographie und Interpunktion.

§ 45. Daß in Sexta und Quinta Gelernte ist gelegentlich zusammenzufassen. Außerdem werden bei der Rückgabe schriftlicher Arbeiten und

anderen Anlässen immer wieder Einzelheiten zur Sprache kommen. Geübt müssen noch werden die Schreibungen der in andere Wortklassen übertretenden Substantiva, der substantivierten Wörter aus anderen Klassen, der Wortzusammensetzungen und -verbindungen und wichtiger Fremdwörter. Vgl. § 31.

6. Sprachgeschichtliche Betrachtungen und Verwandtes.

§ 46. Die in §§ 16 und 33 beschriebenen Betrachtungen bildlicher Redensarten sind fortzusetzen. Für Quarta eignen sich nun auch solche Redeweisen, die aus früheren Kulturzuständen erklärt werden müssen, wobei stets auf den sachlichen Inhalt in anschaulicher Weise eingegangen werden soll; z. B. „laß mich ungeschoren“, d. i. ungekränkt, eigentlich „scher mir nicht die Haare ab“, was als entehrende Strafe galt (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 702); namentlich aber die Ausdrücke, die sich auf das mittelalterliche Kriegs- und Ritterleben, auf Kampf, Spiel und Turnier beziehen, wie: in die Schranken treten (fordern), im Stiche lassen, für jemand eine Lanze einlegen, aus dem Sattel heben, auf den Sand setzen, übel anlaufen (ablaufen), an-, umrennen (ursprünglich nur vom Reiter, vgl. Renner, Rennbahn); den Preis davon tragen, einen übers Ohr hauen, daß ihm Sehen und Hören vergeht, einen Fieb haben (scherzhaft, der Trunkene taumelt wie ein Vermundeter) u. Man lasse auch überhaupt einmal eine Zusammenstellung und Anordnung bildlicher Ausdrücke (schriftlich) versuchen nach dem Stand oder Lebensgebiet, dem ein jeder ursprünglich angehört, z. B. dem Kriegsleben, dem Schifferleben, dem Leben der Ärzte, der Geistlichen, der Schneider u. — Falsche Bilder werden ad absurdum geführt (die Laufbahn im Reime erstickt, es erhob sich ein Regenguß).

§ 47. Auffuchen und Erklären von mehrdeutigen Wörtern (Homonymen) wie: Kupfer, Feld, Gericht, Geist, (sich) scheren, falsch, aufziehen, vergeben (vgl. Götzinger, Stiltschule 1, S. 206 flg.) und von sinnverwandten Wörtern (Synonymen) wie: Gesell (Saal), Genosß (genießen), Gefährte (fahren), Stallbruder, Stubenburfch, Kamerad, Kumpan, Kollege; Roß, Pferd, Gaul, Mähre, Klepper, Zelter (natürlich auch sprachlich erklärt!) u. Vgl. Götzinger 1, S. 141 flg. und oben §§ 18 und 35. — Man lasse versuchsweise bisweilen eine Anzahl in bunter Reihe diktiertur Begriffe nach Klassen ordnen, in der Weise, daß der Gattung die zugehörigen Arten untergestellt werden. Durch Auffuchen wesentlicher Merkmale leitet man auf einfache Definitionen hin, wobei es sich selbstverständlich nur um allbekannte sachliche Objekte handelt. Man vermeide sogar das scheinbar Triviale nicht. Dadurch, daß man die Kinder auf die richtige Beantwortung von Fragen, wie: Was

ist eine Kaffeemühle, ein Regenschirm u. s. w. schrittweise hinführt, stiftet man weit mehr Nutzen, als wenn man sich an Dinge oder Begriffe wagt, die das Kind noch nicht völlig zu erfassen vermag.

§ 48. Eine wiederholte Betrachtung der Fremdwörter, die am besten sachlich zu ordnen sind, indem man z. B. einmal die bekanntesten technischen Ausdrücke aus dem Musikwesen zusammensuchen läßt (Solo, Piano, Forte, Baß, Sopran, Alt, Tenor, Capriccio, Bravo u., vgl. Hildebrand, S. 204, 209), ein andermal die in der Kaufmannssprache üblichen (Conto, Baluta, Risito, Netto, Manco, Saldo u.), oder die Fremdwörter in der Schule (vgl. die Schrift von Arndt, Paderborn 1886). Man wird schon jetzt den Schülern beibringen können, welche von den Fremdwörtern völlig entbehrlich sind. (Von den in der Schule üblichen sei nur erinnert an: Abiturientenexamen — Reifeprüfung, absolvieren — bestehen, Aktus — Schulfeier, Alumnus — Kostschüler, Arrest — Haft, Nachsitzen, Auditorium — Lehrzimmer, Klassenzimmer, Hörsaal, Aula — Festsaal, Schulsaal, Censur — Zeugnis, Konzept — Entwurf, Schlechtes, Consilium abeundi — Androhung des Ausschlusses, Cötus — Schulgemeinde, Diarium — Tageheft, Dimission — Entfernung von der Schule, Disziplin — Schulzucht, dispensieren — entbinden, befreien, Emendation — Verbesserung, Examen — Prüfung, Exercitium — Hausaufgabe, Extemporale — Klassenarbeit, Stegreifarbeit, Inspector — Aufseher, Kalligraphie — Schönschreiben, Koöta — Schulkamerad, Kommunion — Abendmahlsfeier, Korridor — Flur, Vorssaal, Flurgang, Kurand — Schützling, Kurator — Verwalter, Pfleger, Fürsorger, Lexikon — Wörterbuch, Pensum — Strafarbeit (Lehrstoff), Präsekt — Vorsitzender, Chorführer, Programm — Jahresschrift, Semester — Halbjahr u.) Man lasse die genau entsprechenden, gut deutschen Ausdrücke (nicht wörtliche Übersetzungen) suchen (oder gebe sie nötigenfalls selbst) und in ein besonderes Heft eintragen, zu welchem gegen Schluß des Schuljahres ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis angefertigt wird. (Vgl. Dungers Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882.) Ein verständiger Lehrer wird selbstverständlich nicht das gehörige Maß überschreiten, da puristischer Übereifer der guten Sache nur schadet.

§ 49. Zu gelegentlichen Unterhaltungen mögen veranlassen:

a) Die tonmalenden Wörter, die man zusammensuchen läßt nach folgenden Gesichtspunkten¹⁾: 1. Nachahmungen der Menschenstimmen:

1) Abgeschmact wäre es übrigens, solche Dinge mit wichtiger Miene als etwas höchst Ernsthaftes zu behandeln und allzu breit zu treten; sie sollen nur als ein sprachgeschichtlicher Spaß erscheinen, wobei man doch die Aussicht auf einen hochbedeutenden Hintergrund am Schlusse öffnen soll. Auf Vollständigkeit kommt es hierbei gar nicht an; schon der dritte Teil der hier verzeichneten Wörter wird den

3. B. lachen, lallen, plappern, schwätzen, ächzen, jauchzen, gellen, flüstern, kichern, lispeln, trillern, wimmern, winseln, jodeln, johlen, dudeln, gurgeln, muckfen, munkeln, murmeln, murren, schluchzen; 2. Nachahmungen der Tierstimmen: 3. B. gackern, klappern, quaken, schmaßen, schnalzen, schnarren, krähen, krächzen, medern, miauen, blähen (plärren), schmetterern, girren, piepen, quieken, wiehern, trillern, zirpen, zwitschern, zischen, kollern, blöken, brummen, muhen, gluckfen, grunzen, knurren, summen, schnurren, surren; 3. Nachahmungen von mechanischen Geräuschen: 3. B. klackern, flattern, knallen, klappen (klappern), klatschen, knacken, knarren, knattern, krachen, kräzen, platschen, plätschern, pläzen, prallen, prasseln, rascheln, rasseln, schnappen, schwappen, stampfen, tappen, trappen (trapsen), trampeln, wallen, plätschern, brausen, fausen, rauschen, bersten, quetschen, schmetterern, wehen, blitzen, klimpern, klingen, klirren, knirschen, knistern, kripeln, rieseln, piden, schwirren, ticken, trippeln, wirbeln, donnern, rollen, klopfen, trommeln, pochen, plumpen, husten, pusten, puffen, rumpeln, rutschen, schnüffeln, sprudeln u. s. w. Auch gewisse tonmalende Interjektionen wären zu betrachten, 3. B. Tandaradei, lala, fasa, wauwau, kitrifi, tirifi, Feurjo (Morbojo ꝛ.), hott, hüh, fufe ꝛ. (vgl. lat. taratantara, die cur hic u. ä.). Man vgl. Kochholz, Der deutsche Auffsatz, Wien 1866, S. 252 flg.

b) Die Glieder einer Wortfamilie, welche mündlich, doch auch einmal schriftlich gesammelt werden. Material findet man bei Bauer, „Grundzüge der nhd. Grammatik“, bearbeitet von Duden, 2. Aufl. Nördlingen 1882 und „Etymologie der deutschen Sprache“, 2. Aufl. Nördlingen 1877. „Hier muß man einmal an einem Beispiel die Ahnung zur hellen Vorstellung umwandeln, indem man die weitverzweigte Verwandtschaft eines dazu besonders geeigneten Wortes, soweit man ihrer habhaft werden kann, aufmarschiren läßt.“ (Verlit.)

c) Auffallende Erscheinungen der heimischen Mundart, die beim ersten Blick regellos erscheinen und doch bei genauerem Hinsehen klar bezeigen, daß hier — in geradem Gegensatz zur Geschäfts- und Zeitungssprache — keineswegs Willkür, sondern sicher waltendes Gesetz herrscht. Man setze also dialektische Eigentümlichkeiten wie: nu (nun), jeß, jeße (jeßt), inzwei (entzwei), hinte (heunte), o statt ei, ö statt au (zwee, aber drei; deine Beene, aber nie „deene Beine“; Boom, aber Raum; roochen, aber brauchen ꝛ.) ins rechte Licht. Vgl. Hilde-

Schülern einen genügenden Begriff von dem Reichtum und der schöpferischen Kraft der Sprache, die sich auch hier offenbaren, geben können. Zu dergleichen Unterhaltungen sind natürlich niemals ganze Stunden, sondern nur kleinere Stundenteile (namentlich des Nachmittags), die etwa nach Deklamationen, Leseübungen, Rückgabe von Arbeiten ꝛ. übrig bleiben, zu verwenden.

brand S. 79. Auch unbewußte Feinheiten des „Hausdeutsch“, wie: ich gehe aufs Rathaus, aufs Gymnasium, aber ins Wirtshaus, in die Volksschule (Hildebrand S. 225) sollen einmal zur Sprache kommen. Und so wird auch eine beiläufige Erklärung scheinbar dunkler oder seltsamer Redewendungen, z. B. einiger landesüblicher Beteuerungen, Schwüre, Grüße, Schimpfnamen zc. (wie: leider Gottes — beim Leiden Gottes d. i. Jesu Christi, Postausend, Ade, Geh zum Kuckuck, Hanswurst, Grobian, Bengel, Affanz, Kobold, Wicht zc.) keinen Schaden stiften.

d) Einige besonders verbreitete Sprachfehler der Gegenwart, die zumeist den Zeitungen entstammen (z. B. per Bahn, per sofort, der König besichtigte alles und geruhte Hochderselbe zc., Dr. N. äußert sich über diese Pillen sehr empfehlenswert; auch Neologismen wie: veranlagt, richtigstellen, geringwertig, desfallsig, im Nichtfalle, Jetztzeit u. s. f.), aber auch der Schule (z. B. Zeichenstunde, Sorgfältigkeit, das Zeitwort hat a verbo, Tacitus nachdem er zc.). Überreiches Material, von dem natürlich nur ein winziger Bruchteil verwendet werden kann, bietet Andreesen in seinem Buche „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit“, 5. Aufl. Heilbronn 1887, daneben vgl. K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus, 2. Aufl. Stuttgart 1886. Auch anderes, was unter den Begriff der Stilistik fällt, muß von Zeit zu Zeit wieder besprochen werden, wie z. B. der Gebrauch von derselbe und er, was und das, welcher und wer zc.

Vergleichen Unterredungen¹⁾ sollen den Schüler nicht mit Lehrstoff neu belasten, sondern ihn anregen, erfrischen und erfreuen; demnach betreibe man sie maßvoll, in zwanglos munterer Weise, ohne gelehrte Miene und docierenden Ton, und verderbe den Kindern die Freude des Selbstfindens nicht.

§ 50. Das Allernötigste aus der deutschen Verslehre. Da der Schüler von antiker Metrik noch keine Kenntnis hat, so vermeide man Ausdrücke wie Jambus, Trochäus zc. grundsätzlich. Es genügt den Unterschied zwischen steigendem und fallendem Rhythmus klar zu machen. „Durch markierenden Vortrag muß der Lehrer die Aufmerksamkeit des Schülers in dem Grade erregen, daß dieser hört, worauf es ankommt, und die Gesetze selber entdeckt.“ (Berlit.) Unterschied des stumpfen und klingenden Reimes; Stellung der Reime (gepaart, wechselnd, eingeschlossen); hin und wieder ein Reimbild (aa, bb zc.). Begriff der Strophe und des Verses (verschiedener Gebrauch dieses

1) Der Lehrer wird öfter in der Lage sein sich aus den bekannten legalistischen Werken von Kluge, Weigand, Sanders und dem Deutschen Wörterbuch Rates zu erhalten; weshalb es nötig ist, daß dieselben im Lehrerzimmer jedem zur Hand sind.

Wortes, Worterklärung!). Die allerhäufigsten und einfachsten Strophenarten (z. B. die moderne Nibelungenstrophe) werden gelegentlich der gelese- nen Gedichte kurz erörtert. Gedichte wie Arndts „Was blasen die Husaren“, Geibels „Der Mai ist gekommen“, Maßmanns „Ich hab' mich ergeben“ dürften anregen zu einer Bemerkung über die Natur des alten volkstümlichen deutschen Rhythmus (Ausfall der Senkungen); man braucht nur an Verse zu erinnern, in denen das Kind längst ohne es zu ahnen altdeutschen Rhythmus gebraucht hat (z. B. á b c, die Käse lief in Schnee; Trá rí rá, der Sommer dér ist dá zc.) und die Belehrung durch das Ohr zu vermitteln, so ist bald alles ohne die geringste Schwierigkeit begriffen.

Die von früher her bekannten Begriffe Fabel, Legende, poetische Erzählung, Lied (vgl. § 2) und dazu die neuen Parabel, Romanze und Ballade (die letzteren beiden hier als Synonyma anzusehen) werden bündig erklärt und durch Beispiele belegt.

7. Schriftliche Arbeiten.

§ 51. Alle drei Wochen eine Arbeit, die vom Lehrer korrigiert wird. Diese „Aufsätze“ können sein:

a) Nacherzählungen, vgl. § 20 und Dorenweil, Deutscher Aufsatz II, S. 48.

b) Erweiterungen, vgl. § 25 a.

c) Auszüge (Zusammenziehungen) aus größeren erzählenden Darstellungen. Unter Anleitung des Lehrers wird gemeinsam der Plan (die Disposition) eines Lesestückes entworfen, welchen die Schüler zu Hause aufzuschreiben haben. Anfangs diktiert man nach der Besprechung die Disposition. Der „Auszug“ hat dann etwa die Mitte zu halten zwischen Disposition und Lesestück, d. h. er ist in wohlgeformten, zusammenhängenden Sätzen, jedoch mit Beseitigung alles Nebensächlichen (Schilderung, Wechselreden zc.) auszuarbeiten. Vgl. § 25 b.

d) Nachbildungen von Fabeln, indem man z. B. die Fabel vom Fuchs und den Trauben auf eine Käse überträgt, welche einen Vogel aus dem Käfig fangen will zc. Vgl. Dorenweil I, S. 75, II, S. 3 flg. u. 13 (Parabeln), Göpinger, Stillschule II, S. 186 flg.

e) Beschreibungen, vgl. § 40 b u. 37 c.

f) Briefe, vorwiegend erzählenden Inhaltes, vgl. § 37 d und Rehr, Materialien S. 45 flg.

g) Kleine Abhandlungen (Auseinandersetzungen, Betrachtungen), welche nicht abstraktes Denken, sondern nur sinniges Anschauen und ruhiges Überlegen erfordern. Diese sogenannten Abhandlungen einfachster

und leichtester Art bestehen oft im Grunde nur aus wohlgeordneten Aufzählungen (z. B. Wozu benützt man das Holz der Bäume? Wozu dienen die Steine? Welche Teile der Pflanzen gebrauchen wir als Nahrung? Wie lassen sich die Handwerker einteilen nach den verschiedenen Stoffen, in denen sie arbeiten? Wer schläft ruhig? Bei welcher Gelegenheit schlagen die Glocken an? Vgl. Göpinger, Stilschule I, S. 85 flg.) und haben sich andernfalls immer mit einem bestimmten Gegenstand, der den Schülern hinlänglich bekannt ist, zu beschäftigen (z. B. Nutzen oder Schaden irgend eines Tieres, Verwendung und Annehmlichkeit einer Pflanze. Vgl. Dorenwell II, S. 84.).

h) Kampfgespräche, z. B. Hund und Katze, Pferd und Esel, Wasser und Wein, die vier Tageszeiten, Sonne und Mond, der kurze und der lange. Vgl. Göpinger, Stilschule I, S. 120.

i) Umwandlung einer Erzählung in ein Gespräch, einen Brief u. oder umgekehrt. Vgl. Göpinger a. a. D. I, S. 117.

k) Einfache Charakterzeichnungen, z. B. Hans, der stets zu spät kommt, der Zerstreute, der Neugierige, der Schwärzer, der Tagesdieb u. Vgl. Göpinger a. a. D. I, S. 148 flg.

Für die unter h—k aufgeführten Aufgaben lassen sich Regeln und Anleitungen kaum geben, dafür zeigt der Lehrer an Mustern, worauf es bei der Bearbeitung ankommt.

Über Einrichtung der Hefte, Korrektur u. ähnl. vgl. § 21 flg. Natürlich muß nun auch schon mehr auf Angemessenheit und eine gewisse Gewandtheit des Ausdrucks Gewicht gelegt werden. Bei der Korrektur werden falsche oder sehr ungeschickte Wendungen anfangs noch vom Lehrer verbessert, später aber werden immer wiederkehrende stilistische Verstöße, die in der Klasse öfters besprochen worden sind, nur noch angestrichen und vom Schüler selber in der „Fehlerverbesserung“ mit berichtigt.

Das Ziel des deutschen Unterrichts in den Unterklassen darf als erreicht bezeichnet werden, wenn der Schüler im stande ist: 1. sich mündlich anständig und im allgemeinen korrekt auszubringen, 2. sinngemäß und fließend zu lesen (und zwar ein Lesestück, das ihm zum stillen Durchlesen kurz zuvor in die Hand gegeben ist), 3. eine vorerzählte einfache Geschichte nachzuerzählen, 4. ein Gedicht des Kanons mit verständiger Betonung vorzutragen, 5. einen kleinen Aufsatz nach Maßgabe des in § 51 Gesagten ohne grobe Verstöße gegen Grammatik, Orthographie und Interpunktion zu schreiben, 6. über die Hauptfachen des durchgenommenen grammatischen Lernstoffes (insbesondere über Wortarten, Deklination und Konjugation, einfachen und zusammengesetzten Satz) mit einiger Sicherheit Rede zu stehen. Schüler, welche am

Schluß des Schuljahres der Quarta diesen Anforderungen im allgemeinen nicht genügen oder in einer derselben völlige Unkenntnis und Unfähigkeit zeigen, können nicht nach Tertia versetzt werden.

Untertertia.

Wöchentlich zwei Stunden.

1. Lektüre.

§ 52. „Lesen und Durchsprechen prosaischer Musterstücke, besonders aber klassischer Gedichte, namentlich aus der epischen Lyrik“ (Lehrordnung) nach dem Deutschen Lesebuch von Bellermann 2c., 4. Teil, Berlin, Weidmann 1884.

Die hohe ästhetische und sittliche Bedeutung eines schönen Vortrags verkenne man nicht. „Die unmittelbarste und stärkste Wirkung der Dichtung wird durch guten Vortrag erreicht; auf ihn hat der Lehrer allen Fleiß zu verwenden.“ (Aus deutschen Lesebüchern, Einl.) „Eine Bildsäule, deren Schönheit ich beim ersten Blick nicht erschöpfend genießen kann, hält meiner Betrachtung still, der Strom der Rede eilt mit der flüchtigen Zeit vorüber; jede Undeutlichkeit wird als ein Bruch, als eine unheilbare Trübung empfunden.“ (Palléske, Kunst des Vortrags S. 81.) Die Schule sollte daher aus Geschmacks- und Pietätsgründen die Kunst des Lesens mit aller Sorgfalt pflegen. Aber wie viele unserer Sekundaner und Primaner können denn überhaupt lesen? Ist es nicht wahrhaft kläglich, wie tölpisch sich die meisten einem Gedicht und vollends einer dramatischen Scene gegenüber anstellen? Dies wird nur besser werden, wenn schon in den Unter- und Mittelklassen dem richtigen und schönen Lesen eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Vgl. Parow a. a. D. S. 40—60 (über die „Kunstmittel des Vortrags“).

In den Worten der Lehrordnung „besonders aber klassischer Gedichte 2c.“ liegt ein deutlicher Hinweis auf die eigentliche höchste Aufgabe des deutschen Unterrichts in Mittel- und Oberklassen überhaupt, d. i. Einführung in das Verständnis unserer klassischen Dichter; es soll damit aber nicht einer Vernachlässigung der Prosalectüre das Wort geredet werden. Das Lesebuch bietet Gelegenheit genug auch bei letzterer den eben angedeuteten Gesichtspunkt nicht zu verlieren.

§ 53. Neben der Erörterung des Inhaltes, über welche die in den Unterklassen angewandte Methode noch immer mutatis mutandis gilt, tritt die der Form in den Vordergrund. Man lenke die Aufmerksamkeit auf die wesentlichen Unterschiede der poetischen und prosaischen Darstellung, abgesehen vom Metrum auf die konkrete Ausdrucksweise, direkte Rede, Bilderreichtum, freiere Wortstellung, kurze Sätze, Asyndeta,

Andeutung statt Erzählung, Sprünge, Klangmalerei, Paronomasien zc. — Ferner wird über die bevorzugtesten und wichtigsten Verfasser (namentlich der poetischen Stücke) einiges Biographische, d. h. eine kurze Mitteilung über Leben und Schriften, gegeben. Nach einer gewissen Vollständigkeit soll hierbei aber nicht im entferntesten gestrebt werden; man gebe nur wenig Jahreszahlen, dagegen, wenn möglich, immer einen oder ein paar Charakterzüge, eine die Art des Mannes kennzeichnende Anekdote. Von Werken nenne man nur die allerwichtigsten und für den Schüler verständlichsten. Empfehlenswert ist gelegentliches Zusammensuchen dessen, was von dem besprochenen Schriftsteller schon gelesen (gelernt) worden ist, und Wiederholung der von letzterem herrührenden Gedichte, soweit sie früher deklamiert wurden, womöglich in einer Stunde. — Zur Erklärung gehören auch Bemerkungen über die Darstellungsgattung, der das gelesene Stück angehört und zuweilen Auffuchen der Stoffgliederung (Disposition). Bei der zuletzt genannten Übung beobachte man aber ein verständiges Maß¹⁾ und wähle dazu nur solche Stücke, wo die Gliederung und Gruppierung des Inhalts recht deutlich in die Augen springt. Vgl. Kern, Zur Methodik zc. S. 57 — Bei Gedichten kommt hin und wieder wohl auch die Vergleichung mit der Quelle hinzu, aus der der Verfasser geschöpft hat. Geht es ohne Schwierigkeit und allzu großen Zeitverlust an, so lese der Lehrer bei besonders lehrreichen Fällen die quellenmäßige Darstellung vor und lasse die Schüler die wichtigsten Abweichungen selbst finden; die Kunst des Dichters wird oft durch einen solchen Blick in seine Werkstatt erst recht klar erkannt. — Hierbei, wie bei aller Erklärung, namentlich von Poesie, ist Krittelei, Kleinkrämerei und philologischer Jargon gänzlich zu vermeiden; bei dem einen Gedicht wird mancherlei, bei einem andern fast gar nichts zu erläutern sein; namentlich lyrischen Dichtungen gegenüber ziemt sich strengste Zurückhaltung, damit nicht der Eindruck, der im wesentlichen Resultat der Stimmung ist, vernichtet werde²⁾

2. Übungen im mündlichen Ausdruck.

§ 54. „Freie Vorträge“ der Schüler vor der Klasse mögen abwechselnd einer und zwei in jeder Woche gehalten werden. Dieselben bestehen

1) Ganz besonders Gedichten gegenüber fasse man sich hier kurz und begnüge sich mit Markierung der Hauptabsätze; Bergliederungen, wobei man nicht mit I, II, III auszukommen, sondern zu 1, 2, 3; a, b, c; α , β , γ greifen zu müssen glaubt, sind verwerflich, da sie eine grundfalsche Vorstellung vom Wesen der Dichtung und vom dichterischen Schaffen erwecken.

2) Über die Erklärung von Gedichten vgl. auch Parow, D. Vortr. v. Geb. S. 21–34.

in Nacherzählungen auf Grund der Privatlektüre, deren Stoffe vorwiegend der deutschen und griechischen Sage, der Mythologie und der Geschichte (besonders der Kultur- und Litteraturgeschichte im volkstümlichsten Sinne, vgl. Themata wie Körners Todesritt, Ein Abenteuer Gellerts, Uhlands Bescheidenheit nachgewiesen an einigen Charakterzügen aus seinem Leben, Schillers Flucht von Stuttgart nach Mannheim zc.) entnommen sein sollen. Die dabei zu benutzenden Bücher gebe oder bezeichne der Lehrer den Schülern selbst (Benutzung der Schülerbibliothek!) oder er lasse sich, falls der Schüler ein geeignetes Buch schon zu besitzen glaubt, dasselbe, wenn er es nicht genau kennt, zur Einsicht vorlegen. In der Regel stellt der Lehrer das Thema, doch kann er auch in einem besondern Falle die Wahl eines solchen dem Schüler überlassen, der indes stets vorher des Lehrers Zustimmung einholen muß. — Bisweilen mag wohl auch ein Thema zugelassen werden, das in den Bereich der persönlichen Erfahrung des Schülers selbst fällt, vorausgesetzt, daß es irgendwie Teilname beanspruchen darf (etwa Bericht über den Besuch einer interessanten Stadt, einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Sammlung, eines guten Theaterstücks zc.); doch muß hierbei jeder Aufschneiderei oder eiteln Selbstbespiegelung, sobald sie sich hervorwagt, auf das Entschiedenste die Thüre gewiesen werden.

§ 55. Es ist stets darauf zu halten, daß der Vortrag, der durchschnittlich 5 bis 8 Minuten dauern soll, weder auswendig gelernt noch abgelesen werde. Um jenes zu verhindern, bestimmt man den Redner und das Thema erst etwa zwei Tage zuvor; ein ausgearbeitetes Konzept darf während des Vortrags nicht benutzt werden, wohl aber ein Zettel, auf welchem der Gang des Vortrags ganz kurz schematisch verzeichnet ist und den der Lehrer vorher flüchtig überblickt.

Während des Vortrags haben sich die Schüler kurze schriftliche Bemerkungen zu machen; am Schluß desselben ruft der Lehrer einen Schüler auf, der mit Benutzung seiner Notate sofort mündlich ein bündiges Referat zu geben hat. Daran knüpft sich in der Regel eine Art Debatte über Irrtümer, Sprachfehler oder sonstige Mängel, die etwa bei dem Vortragenden zu bemerken waren. Unberechtigter Mäkel sucht und hämischer Mörgelei wird man gebührend entgegentreten. Wenn auch jedem vergönnt sein soll, von der Leber weg ehrlich seine Meinung zu sagen, so muß doch natürlich immer ein anständiger, friedlicher Ton herrschen, sowie auch die sprachliche Form dieser Bemerkungen den bekannten Anforderungen zu genügen hat.

§ 56. Zu den Sprech- (und Denk-)übungen im weiteren Sinne gehören auch: auszugsweise Wiedergabe der in der Klasse gelesenen

Stücke, Auffindung und Formulierung der Disposition¹⁾, Verwandlung direkter Rede in abhängige und umgekehrt, Auffuchen von verschiedenen Ausdrücken eines Gedankens, Verbesserung verkehrter oder mangelhafter Ausdrücke, leichte Begriffserklärungen (Definitionen) und andre Übungen, die gelegentlich im Anschluß an Lektüre, grammatischen Unterricht zc. vorgenommen werden.

3. Deklamationen.

§ 57. Zur Einverleibung in den Kanon werden vorgeschlagen: Chamisso, Die alte Waschfrau; Freiligrath, Die Trompete von Bionville; Körner, Aufruf; Schiller, Der Taucher; Der Kampf mit dem Drachen; Uhland, Die Kaiserwahl (aus Herzog Ernst). Nächst diesen sind vorzüglich zu berücksichtigen: Chamisso, Das Schloß Boncourt; Claudius, Rheinweinlied; Geibel, Am 3. September 1870; Goethe, Der Totentanz; Herder, Der gerettete Jüngling; Kerner, Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe; Platen, Klagelied Ottos III; Schenkendorf, Das Bild in Gelnhausen; Schiller, Der Gang nach dem Eisenhammer; Uhland, Tells Tod; Das Glück von Edenhall; Graf Eberhard der Raufschbart; Normännischer Brauch.

Den Schülern werden nunmehr zu Anfang des Schuljahres sogleich die in den Kanon aufgenommenen Gedichte, die jeder lernen muß, genau bezeichnet. Diese werden zuerst in der Klasse gelesen und sorgfältig besprochen und kommen auch vor allen anderen zur Recitation. Doch dürfte es nicht mehr ratsam erscheinen, ein und dasselbe Gedicht allen Schülern zugleich aufzugeben; vielmehr überlasse man innerhalb des Kanons den Schülern, welche zur Deklamation bestimmt werden, die freie Wahl und wirke sogar dahin, daß in einer und derselben Stunde das nämliche Gedicht nicht öfter als höchstens zweimal vorgetragen werde.²⁾ Ist der Kanon vollständig gelernt und hergesagt, so kommen die oben in zweiter Reihe genannten Gedichte, die natürlich inzwischen gelesen und erklärt sind, zum Vortrag in der Weise, daß der Lehrer sie den Schülern namhaft macht und die Wahl darunter freistellt. Im Laufe

1) Von nun an soll nicht nur aus den gedruckt vorliegenden Lesebüchern die Gliederung des Stoffes gesucht, sondern auch von willkürlich gestellten Thematiken gemeinsam eine passende Disposition gefunden werden, als ob dieselben in Aufsaßform behandelt werden sollten.

2) Um Zeit zu sparen, ließe es sich sehr wohl so einrichten, daß ein längeres Gedicht von zwei oder drei Schülern auf die nämliche Stunde gelernt und der Vortrag unter dieselben geteilt würde. Der Lehrer muß zu Anfang des Schuljahres die Berechnung selber anstellen, wieviele Schüler — bei der Stärke der Klasse — etwa allwöchentlich deklamieren müssen, damit die vorgeschriebene Anzahl der zu lernenden Gedichte bewältigt werden kann.

des Schuljahres möchten von jedem Schüler acht bis zehn Gedichte zu lernen sein. — Vgl. im übrigen die Bemerkungen in § 10.

4. Grammatik, Orthographie und Interpunktion.

§ 58. Zu grammatischen Betrachtungen können jetzt ganze Stunden — ungefähr jede vierte oder fünfte Lektion — verwendet werden. Wiederholung des in Quarta Gelernten, besonders der Konjugation¹⁾. Dazu kommt etwa noch als neu hinzu: § 9—12 (Wilmanns, 2. Teil) über Silbe und Silbenton; § 17 flg. Satzton; aus der Lehre von der Wortbildung: § 24—26 Verwandtschaft der Wörter; § 29 Wörter mit schwankender Form; § 30—33 Zusammensetzung; ferner: § 144—146 und 174 flg. Person, Numerus und Genus des Prädikats; § 147 flg. unvollkommene Sätze; § 165 (und 69,2 mit Anm.) Objekt und adverbialer Akkusativ; § 166 Ganzes und Teil als Objekt; § 167 flg. schwankende Aktion von Verben und Adjektiven (zwar schon in Quarta dageswesen, doch hier nochmals zusammenhängend zu wiederholen) und § 169—172 von Präpositionen; § 112—116 zusammengesetzte Tempora des Verbuns. — Vgl. das in § 43 (Quarta) Bemerkte! und § 62.

§ 59. Besonders wichtige Regeln der Orthographie, gegen welche noch gefehlt wird, sind gelegentlich zu wiederholen, die Interpunktionslehre aber ist auch noch einmal im Zusammenhange durchzunehmen, besonders weil durch die abweichende Interpunktion der altklassischen Texte, die mitunter kleinlicher Weise auch in den schriftlichen Exercitien gefordert wird, allerlei Verwirrung und Unsicherheit entsteht. Vgl. Dietrich, Der deutsche Unterricht S. 12. Besonders zu beachten sind Wilmanns § 19—21 und 23 (am Ende).

5. Sprachgeschichtliches, Stilistisches 2c.

§ 60. Nicht zu unterlassen ist eine vom kulturgeschichtlichen Prinzip ausgehende Betrachtung der Lehnwörter. Über die Methode vgl. Hilbebrand S. 189 flg. Material (in alphabetischer Ordnung) bei Rosberg, Deutsche Lehnwörter, Hagen i. W. 1881; einiges Wichtige sachlich geordnet bei August Schmidt, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht, Leipzig 1868, S. 110. Man überschütte die Schüler nicht gleich beim ersten Male mit Material, sondern verteile die Belehrung auf beide Halbjahre, sodaß (etwa in zwei aufeinander folgenden Lektionen) im

1) Hierbei ist Gelegenheit gegeben, in einem kleinen Exkurs die Begriffe Ablaut, Umlaut und Brechung (im Grimmschen Sinne) zusammenfassend zu erörtern, wobei man einmal auf Altdeutsches (natürlich nur mit wenigen Formen) zurückgreifen muß; auf feinere Unterschiede läßt man sich nicht ein; nichts von Gotisch, Althochdeutsch 2c., sondern einfach „früher“, „in uralter Zeit“, „zur Zeit Karls des Großen“ 2c.

Sommer nur vielleicht Benennungen, die sich auf Hausbau, Zimmer- schmuck, Kleidung, Küche, Keller, Garten und Tierreich beziehen (Fenster, Mauer, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Turm, Kalk, Ziegel; Spiegel, Teppich, Matratze; Kutte, Stiefel, Socke; Küche, Koch, Keller, Wein, Most; Kohl, Rettig, Kürbis, Rose, Veilchen, Kirsch, Birne, Pflaume, Pfirsich, Butter, Käse, Pfeffer, Öl, Senf; Pferd, Maultier, Drache), im Winter (etwa in drei aufeinander folgenden Stunden) andere, die auf Verkehr, Staat, Kirche, Kriegskunst, Recht, Schule, Kunst und Wissenschaft überhaupt ein helles Licht werfen (Straße, Kanal, Weiler, Bezirk, Meile, Pfalz, [Palast] vgl. Hildebrand S. 191, Kastell; Kaiser, Krone, Scepter, Bogt, Siegel, Pacht, Zins, Münze; Kampf, Rotte, Sold, Pfeil, Armbrust; Kerker, Kette, Pein; Schule, Meister, Burche, Schüler; Priester, Bischof, Propst, Pfarre, Pfaffe, Mönch, Orden, Mesner, Küster, Sigrift (Sakristan), Dom, Münster, Kirche, Kloster, Klaus, Gruft, Chor, Messe, Mette, Kanzel, Predigt, Segen, Opfer, Kasteien, Pilgrim, firmen, Kreuz, Feier, Fest, Pfingsten, Engel, Teufel, Marter, Plage; Arzt, Fieber, Puls, Pflaster; schreiben [vgl. reissen, rizen, Hildebrand S. 190], Brief, Note [vgl. Notat, Notiz, Hildebrand S. 140], Vers, Silbe, Punkt; Leier, Pfeife, Trommel, Trompete, Posaune). Solche Betrachtungen sind darum so erquicklich für die Jugend, weil bei ihnen Sach- und Wortklärung Hand in Hand geht; ersteres darf also nicht vernachlässigt werden.

§ 61. Die in Quarta (und früher) begonnene Betrachtung der eigentlichen Fremdwörter wird gelegentlich erneuert. Man kann dieselben einmal nach ihren Heimaten ordnen, was zu interessanten kultur- geschichtlichen Ausblicken Anlaß geben würde. Im Anschluß an Lehn- und Fremdwörter sollte, gewissermaßen als ein tröstliches Gegenstück, die Invasion der Germanen in „Frankreich“, d. h. was die Franzosen (und Italiener) aus der deutschen Sprache entnommen haben (vgl. Schmidt, Hilfsmittel S. 119 flg.) in sparsamer Auswahl vorgeführt werden. Und dies würde die beste Gelegenheit geben, den Reichtum der deutschen Namenwelt aufzuschließen und an Beispielen nachzuweisen, wie die armen Romanen sich denselben zu Nutzen gemacht haben (vgl. die bekannten Schriften von Abel „die deutschen Personennamen“, Berlin 1853, Andresen „die altdeutschen Personennamen“, Mainz 1873 und Heinke „die deutschen Familiennamen“, Halle 1882).

Bei diesen und ähnlichen Belehrungen hüte man sich vor aller gelehrten Terminologie und vermeide z. B. die Ausdrücke gotisch, althoch- deutsch, mittelhochdeutsch u. Ein rascher Blick auf die der germanischen so nahe verwandte griechische Namengebung und auf die dagegen so seltsam absteckenden prosaischen lateinischen Namen (Quintus, Porcius, Fabius u.) ist nicht zu unterlassen.

§ 62. Dem Gebiete der Stilistik gehören an: Übungen im Zergliedern und Verstehen schöner Perioden [Satzbilder!], (Erfindung von Perioden nach vorgeschriebenem Schema, z. B. „Bildet eine Periode, die mit einem Konjunktivsatz beginnt, deren beide Hauptsätze kopulativ verbunden sind und in deren zweiten Hauptsatz ein Relativsatz eingeschlossen ist!“ zc. Vgl. K. A. J. Hoffmanns Rhetorik für höh. Schulen. 6. bez. 5. Aufl., Schuster, Clausthal (jetzt Halle) 1883 (1882). § 22) und eine leicht faßliche Aufklärung über die Tropen, von denen vor der Hand aber nur Metapher, Metonymie und Synekdoche unterschieden werden, vgl. Buschmanns Abriß der Poetik und Stilistik, Trier 1879 S. 3 flg. Genauerer Eingehen erfordert für jetzt bloß die Metapher (nach Hoffmann § 7);¹⁾ von den stilistischen Figuren sind Assyndeton und Polysyndeton (nach Hoffmann § 17,1 u. 2.) einläßlicher zu betrachten und praktisch zu üben.

So oft der Lehrer einen bildlichen Ausdruck erörtert, „lasse er es sich zunächst angelegen sein, die Anschaulichkeit der Vorstellung so zu erhöhen und die äußeren sinnlichen Beziehungen so zu verdeutlichen, daß die Kategorie, welcher der Ausdruck angehört, von selbst in die Augen springt. Er hüte sich, die Schüler zu der Meinung zu verführen, daß mit der richtigen Einordnung des Tropus (also mit der logischen Operation) alles gethan sei; diese geschehe zu allerlezt; zuerst hat er sich von der Klarheit des dichterischen Bildes in der Vorstellung der Schüler zu überzeugen, sonst zerstört er ein Hauptelement des ästhetischen Eindruckes.“ (Österreich. Instruktionen S. 134.) Sind in den unteren Klassen die bildlichen Redensarten in der angedeuteten Weise behandelt worden, so werden die Schüler auch für die logische Einordnung des Bildes das erforderliche Verständnis zeigen, da mit dem geistigen Anschauungsvermögen zugleich die Unterscheidungskraft geschärft und erhöht worden ist. Gelegentlich übrigens soll auch in den Mittelklassen ein bildlicher Ausdruck, ohne besondere Unterscheidung des Tropus, in die Rede des gewöhnlichen Lebens hinein verfolgt und der „bildliche Charakter zahlreicher, ferniger, doch edler Redensarten, die wir so häufig gebrauchen, daß wir sie unbeachtet lassen“, sorgfältig und klar aufgewiesen werden.

1) Die verschiedenen Arten der Metapher werden nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet und, indem man unbildliche Ausdrücke metaphorisch umgestalten läßt, von den Schülern gelegentlich selbst verwendet, in der Weise, daß in einem geeigneten Satz zuerst ein Lebloses für ein Lebendes, dann umgekehrt, ferner ein Vernunftloses für ein Vernunftbegabtes, dann umgekehrt zc. gesetzt wird. Natürlich muß der Lehrer zuerst selber an einigen Beispielen gezeigt haben, wie mannigfaltig der Ausdruck eines und desselben Gedankens sich auf solche Weise gestalten läßt.

(Vgl. die Oesterreich. Instruktionen S. 134, wo als Anleitung zu solchen Übungen die von mir schon öfter citierte Schrift von Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“ empfohlen wird.)

§ 63. Im Anschluß an die Lektüre kommt einiges aus der deutschen Verslehre zur Besprechung. Schon bei der Wiederholung des in Quarta Gelernten (§ 50) ist, um Verwirrungen vorzubeugen, der prinzipielle Unterschied zwischen antiker und deutscher Rhythmik (quantitierend—accentuierend) zu klarem Bewußtsein zu bringen. (Ein Wort Palleskes, S. 126 seiner mehrerwähnten Schrift „Die Kunst des Vortrags“, möchte ich als Wegweiser zu richtiger Auffassung hier aufstellen: „In einem Punkte wird die griechische (und römische) Metrik von der deutschen übertroffen: unsere Sprache erlaubt dem Verse nicht, wesentlich andere Silben zu betonen, als der Sinn betont, und so hilft unsere Verskunst individualisieren; ja sie erreicht dadurch die Wahrheit und Natürlichkeit der Prosa zugleich mit der Schönheit und Energie des Rhythmus. Dieser kann durch den Reim zu einem Zauber gesteigert werden, welcher in dem Reiz musikalischen Einklangs zugleich die größtmögliche Bestimmtheit der Vorstellung darbietet.“) Neu zu betrachten sind die häufigsten Rhythmen (jambischer, trochäischer, daktylischer und anapästischer), der Rehrreim (Refrain) bei Nr. 34 des Lesebuches, der Stabreim, der fünffüßige Jambus bei Nr. 36, 37, der Hexameter, die bekanntesten und häufigsten einheimischen Strophenarten (mit besonderer Berücksichtigung der Reimverschränkungen), von den fremdländischen das Distichon, der Alexandriner (Nr. 22) und das Sonett (Nr. 32).

Ulunds herrliche Scene „Normännischer Brauch“ giebt nicht nur Gelegenheit zu einem dialogischen Vortrag, sondern auch zu einer zusammenfassenden, ganz elementar gehaltenen Belehrung über die verschiedenen Dichtungsgattungen — Lyrik, Epos, Drama — Anlaß. (Die Aufstellung einer vierten Gattung, der Dibaktik, ist zu vermeiden, da sie auf Verwirrung der Einteilungsprinzipien — Form und Zweck — beruht; dibaktische Dichtungen gehören entweder zur Lyrik (Gedankenlyrik) oder zum Epos (Fabel zc.) oder zum Drama (satirische Komödie zc.). — Eine etwas einläßlichere Betrachtung erfordert Ballade und Romanze; bei der Begriffsbestimmung begnüge man sich damit, die Romanze als ein mehr episch ausführliches strophisches Gedicht, wie die meisten Schillerschen, Roland Schildträger zc., die Ballade als ein lyrisch episches Stimmungsbild, als episches Lied (Erlkönig, Grab im Busento zc.) aufzufassen, und bemerke auch, daß viele Gedichte ebenso gut unter diese als unter jene Bezeichnung gezogen werden können und daß somit eine sichere Grenze zwischen beiden nicht vorhanden ist. Vgl. Lyon, Handbuch II, S. 141.

6. Schriftliche Arbeiten.

§ 64. Jeden Monat wird ein Aufsatz geliefert und vom Lehrer korrigiert. Es kommen besonders folgende Darstellungsarten in Betracht:

a) Erzählungen. Entweder man giebt nur die Hauptpunkte des Faktischen und überläßt die Ausführung den Schülern, oder man teilt (dies aber seltener!) den Anfang mit und überläßt die Fortsetzung der jugendlichen Phantasie, „Aufgaben, die, ein und das andere Mal gegeben, großes Interesse erwecken und zugleich auf die Fähigkeiten der einzelnen Schüler ein Licht werfen.“ (Österreich. Instruktionen S. 139.) Hierbei wird man am besten irgend ein klassisches Muster zu freier Nachbildung zu Grunde legen, rein historische Fakta aber meiden. Bedenklich erscheint es, die Erfindung einer Erzählung ganz und gar den Schülern anheimzugeben; doch kann ein Versuch (etwa Erfindung einer Erzählung als Beweis für die Wahrheit eines Sprichwortes) immerhin gewagt werden, wenn das Thema mit einem anderen zur Auswahl gestellt wird, der Schüler also nicht zwangsweise erfinden muß. Vgl. Götzinger 1, S. 113 flg.; 2, S. 213 flg.

b) Auszüge, vgl. § 25b und § 51c. Zu den daselbst charakterisierten Auszügen kommen nun auch solche von nicht erzählenden Lese-
stücken, mit deutlicher Hervorhebung der Stoffgliederung (ausgeführte Dispositionen).

c) Nachbildung von Fabeln, vgl. § 51d.

d) Beschreibungen, Schilderungen, hauptsächlich solche, die mit Erzählung verbunden sind, etwa Besteigung eines Berges, Gang um oder durch die Stadt, ein Volksfest, der Wochenmarkt, eine Turnstunde u. ä., überhaupt „Bilder aus der Natur und dem menschlichen Leben“, doch nur soweit der Schüler jene und dieses aus eigener Anschauung (nicht bloß aus Büchern oder vom Hörensagen!) kennt. Hierbei wird zuweilen die Briefform anzuwenden sein.

e) Kleine Abhandlungen, z. B. Erklärung eines Sprichwortes, einer Sentenz u. ä. Die Anordnung des Stoffes ist bei solchen Aufgaben jedesmal in der Schule mit besonderer Ausführlichkeit zu besprechen in der Art, daß die Schüler dieselben unter Leitung des Lehrers finden und feststellen. Am Schluß der Besprechung wird die Disposition diktirt oder an die Tafel geschrieben, so daß den Schülern im wesentlichen nur die sprachliche Ausarbeitung zufällt. Selbstverständlich dürfen keine Themata gestellt werden, die die Fassungskraft der Schüler übersteigen, ebensowenig wie solche, die zum Phrasendrehen, Heucheln, Schwätzen und Schönthun herausfordern, also ganz besonders moralisierende und religiöse, „Stoffe der bloßen Empfindsamkeit und des bloßen Gefühls.“

(Göbinger I, S. 27). Doch ist damit nicht gesagt, „daß man jede Äußerung des inneren Lebens, warmer Teilnahme und sinnigen Beschauens — ist es nur echt, d. h. nicht krankhaft und verschwommen — unterdrücken solle.“ (Berlit.) Vgl. auch § 51 g.

f) Kampfgespräche, vgl. § 51 h.

g) Briefe, vgl. oben unter e. Das Brieffschreiben ist besonders aus formalen Gründen zu üben. Manches Verwendbare bietet Kehr, Materialien zur Übung im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. 5. Aufl. Gotha 1875. S. 45 flg. Die unter f ausgesprochene Warnung vor Herausforderung von Phrase, Verschwommenheit, altkluger Geziertheit und Schwulst gilt namentlich auch bei der Feststellung von Briefthemen; Kondolenzschreiben sind deshalb gänzlich auszuschließen. „Der Ton muß überall das Gepräge der Wahrheit, Aufrichtigkeit, Offenheit und Natürlichkeit tragen.“ (Kehr.) Vgl. § 37 d.

h) Einfache Charakter schilderungen, vgl. § 51 k (Stoff bei Göbinger I, S. 148 flg.), auch in vergleichender Darstellung, z. B. Martha und Maria, Simson und Herakles, der Freund und der Schmeichler; vgl. Kehr, S. 38 flg.

i) Betrachtung eines (poetischen) Lesestückes, welches in der Schule erläutert worden ist, etwa nach dem Schema: 1. Verfasser (geboren? ic.), 2. Dichtungsart (Romanze? ic.), 3. Dichtungsform (Vers? Strophe?), 4. Gedankengliederung (Hauptabschnitte der Handlung), 5. Grundgedanke (Zweck des Dichters, Idee ic.). Vgl. Dorenwell II, S. 249 u. 261.

k) Übersetzungen auserlesener Stellen der altklassischen Lektüre (Cäsar), wobei es sich um „echt deutschen Ausdruck und Satzbau neben möglichster Treue“ handelt. Solche Aufgaben, deren Nutzen ich nicht verkenne, sind indes nur ausnahmsweise zu stellen, denn abgesehen davon, daß sie eigentlich im altklassischen Sprachunterricht schon gehörig gepflegt werden sollen, bieten sie dem Untertertiärer große Schwierigkeiten. Auch liegt die Versuchung, durch Benutzung unerlaubter Hilfsmittel zu täuschen, nur allzu nahe.

l) Vermischtes von scherzhafter oder phantastischer Art in Form von Selbstgesprächen, Anreden, Bitt- und Klageschriften ic., z. B.: Klageschrift der armen Droschkenpferde über schlechte Behandlung, Anrede an meinen Hund an dessen Geburtstag, Schutzschrift der Kinder für die alte Hoflinde, Verteidigungsrede eines Maitäfers, Bittschrift der grausam verfolgten Maulwürfe um Schonung, Selbstgespräch eines gefangenen Fuchses, Monolog eines Cylinderhutes, der zur Krönung einer Vogel scheuche verwendet worden ist, Heimliches Klagelied des unglücklichen Herrn Niemand, der alles „gewesen sein“ soll, ic. ic. Einiges sehr

hübsche Material bei Götzinger I, S. 185 ff. Man erinnere auch an Luthers liebliche „Klageschrift der Vögel“, die in Sexta gelesen worden ist (Lesebuch I, S. 177).

Über Einrichtung der Hefte, Korrektur u. vgl. § 21 ff., § 51 am Schluß und bei Obertertia § 75 ff. Über Disponierübungen f. § 56.

Obertertia.

Wöchentlich zwei Stunden.

1. Lektüre.

§ 65. Deutsches Lesebuch für höh. Lehranstalten von Bellermann u. 5. Teil. Berl. 1886. In den Händen der Schüler ist außerdem Körners Leier und Schwert, das zu Spottpreisen zu haben ist, und — für das zweite Halbjahr — die Schulausgabe von Uhlands Ernst von Schwaben.

Zu den Lesestunden muß in der Regel jeder Schüler soweit präpariert sein, daß er ein vom Lehrer am Schluß der vorausgehenden Stunde bestimmtes Prosastück oder Gedicht (bezw. eine Scene aus Herzog Ernst) ohne widersinnige Betonung und wiederholtes Stottern fließend lesen und über den Inhalt das Nötige berichten kann, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß auch das prima vista Lesen öfters geübt wird. Darf auch die prosaische Lektüre nicht vernachlässigt werden, da noch in Oberklassen oft elend gestümpert wird, so tritt doch das Lesen und Betrachten poetischer Stücke immer mehr in den Vordergrund. Besondere Beachtung sollen nun finden, neben den Romanzen und Balladen der beiden Dioskuren, die Dichter der Befreiungskriege Arndt, Körner, Schenkendorf (und Rückert) — in den Händen des Lehrers: Lieder der Freiheitskriege u. von Paul Gläßer, Leipzig 1886 — und Uhland (vgl. zur Methode: Schleusner, Zur Uhlandlektüre, Leipzig 1878), wie überhaupt das Rationale und Volkstümliche.

§ 66. Bei der Lektüre der „Freiheitsfänger“ hüte man sich vor allzu breiter Ausdehnung, da jedes Pathos zuletzt ermüdet und die Wirkung durch zu langes Verweilen aufgehoben wird. Diejenigen Lieder, die schon in früheren Klassen gelesen und gelernt sind, lasse man von Schülern (aus dem Gedächtnis womöglich) vortragen, noch nicht Bekanntes liest man selbst vor. Der schöne, herzlich empfundene, aber nicht affektiert pathetische Vortrag ist das erste Mittel der Erklärung, da der unmittelbare Eindruck zu kräftigem Nachempfinden vorzüglich anregt und durch die Erklärung ebenso die Empfänglichkeit gestärkt, als das verstandesmäßige Erfassen des Inhalts gefördert werden soll. — Länger als von Oftern bis zu den großen Ferien darf die Behandlung der Freiheitsdichter nicht

ausgedehnt werden. Alles muß in einen geschichtlichen Rahmen¹⁾ gefügt werden, wobei das biographische Moment nicht zu vernachlässigen ist. (Gläser sagt S. IV: „Eine wenn auch knappe, so doch immer zusammenhängende Erzählung der Ereignisse muß den fortlaufenden Faden bilden, an welchen die Gedichte angereiht werden.“) Da man höchstens etwa die Hälfte der von Gläser gesammelten Lieder lesen wird, so wird es nicht an Zeit mangeln, die kurzgehaltenen Biographien der bedeutendsten Dichter an geeigneter Stelle einzureihen. Man kann etwa nach folgendem Schema verfahren:

1. Einleitung (bis 1806): Die Revolution in Frankreich. Napoleon Kaiser. Gründe, warum Deutschland gegen Frankreich unterliegen mußte (Reichszustände, Gesinnung, Französelei, Heerwesen, Napoleons Feldherrngenie, Begeisterung seiner Soldaten, militärische Organisation). Thatsächliche Erfolge Napoleons von Lodi bis Jena und Auerstädt. Friede von Tilsit. Alleinherrschaft Napoleons über das mittlere Europa. Tyrannei. Knechtung der Fürsten (Luise, Lesebuch Nr. 51). Stein und Palm, Ausfaugung, Kontinentalsperre, Spione, Jerome u.

2. Vorboten besserer Zeit (bis 1811): Erwachende Vaterlandsliebe. Die „himmlische Erscheinung“ der Königin Luise (Nr. 102, 103). Preußens Wiedergeburt. Stein (Nr. 48). Scharnhorst. Gneisenau. Denker und Dichter: Romantiker, Germanisten, Fichte, Schleiermacher (Arndt, Schentendorf), Kleist (Nr. 35; Gläser 10, 15, 28), Körner. Achtung Steins. Lob der Königin (Gl. 11, 12). Wirkung desselben (Gl. 13). Spanien. Osterreich und Erzherzog Karl (Heeresorganisation). Hofer (Gl. 17, 18, 19), Herzog von Braunschweig, Schill (Gl. 21, 22, 23, 25, 26).

3. Zug nach Rußland: Allmacht Napoleons, seine maßlose Überhebung und Ehrsucht. Haß und Erbitterung, schlimme Saat. Innere Zustände Frankreichs und der geknechteten Staaten. Hardenbergs kluges Wirken. Napoleons Bruch mit Rußland. La grande armée. Deutsche Patrioten in Rußland. Stein in Petersburg, bei ihm Arndt (Lebensskizze, vgl. Nr. 85; Lieder Gl. 31, 44). Scharnhorst. Borodino. Moskau. Berezina. Gottesgericht (Nr. 3, 46). York.

4. Die Erhebung: Franzosen in Preußen. Langes Gähren. Stein und Arndt in Königsberg. Landwehr, Landsturm. „An mein Volk.“ (Nr. 84). Zum Heere geht auch Körner²⁾ (Lebensskizze, vgl.

1) Die begriffliche Anordnung des Stoffes, wie sie im vierten Teil des Werkes „Aus deutschen Lesebüchern“ durch Fr. Polack gegeben wird, kann ich nicht billigen.

2) Daß Körner von der heimatstolzen Jugend besonders geliebt wird, ist ebenso berechtigt als natürlich; man hat hierauf billige Rücksicht zu nehmen, von einer Lektüre des Brinjs aber abzustehen.

Nr. 90; der herrliche Brief an den Vater nicht zu vergessen! Lüchow, vgl. Nr. 91; Lieder, früher gelesene und neue; Tob, Nr. 47). Blücher. Schenkendorf (Lebensskizze, Lieder Nr. 62, Gl. 40, 41, 69). Rückert, Sonette, Nr. 57—60, Gl. 46. Österreichs Unentschlossenheit. Lühen. Scharnhorsts Tod, Nr. 49, Gl. 56, 57. Daugen Hamburgs Schicksal, Gl. 62. Waffenstillstand, Gl. 63, 64. Österreich zu den Verbündeten. Drei Heere. Schlacht an der Katzbach, Gl. 77. Schlacht bei Leipzig, Lieder auf dieselbe! Blücher, Gl. 84, 85. Paris Nr. 61. Die hundert Tage. Belle Alliance. Blücher, Wellington, Gneisenau, Nr. 50, Gl. 94. 97, 98, 100, 101. Leseb. Nr. 25.

5. Getäuschte und erfüllte Hoffnungen: Wiener Kongreß. Deutscher Bund. Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Grenze; Umwohner, Ufer, Wein, Geschichte und Sage, Leiden; Arndt, Schenkendorf Nr. 1, 63. Das Elsaß Gl. 115. Die Kaiseridee; Schenkendorf, Rückert, Gl. 102—108. Zustände. Erfüllung: 1870—71. Einheit, Reich, Kaiser, Rhein, Elsaß; Freisigrath, Geibel Nr. 16, Treitschke Nr. 76. Rückblick.

§ 67. Von Uhland, dessen Leben und Wirken als Dichter, Gelehrter und Patriot zusammenhängend betrachtet wird, dienen von den großen Ferien an bis gegen Weihnachten hin Gedichte zur Lektüre; im Anschluß daran werden auch einige der vorzüglichsten Gedichte von Kerner und Schwab und von Chamisso gelesen.

Von Neujahr an ist das Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ Gegenstand der Lektüre, wobei in der Regel mit verteilten Rollen zu lesen ist, nachdem der Lehrer selbst den betreffenden Abschnitt (Auftritt, Scene, Akt) möglichst gut vorgelesen hat. Die Erläuterung erstreckt sich in erster Linie auf die dargestellten Charaktere und auf den Gang der Handlung, die natürlich auch historisch verständlich gemacht werden muß. Da zum Verständnis der klare Überblick über das Ganze führt, so teilt man das Stück behufs Inhaltsangabe in kleinere Partien (Scenen, Akte), aus denen die Schüler — mündlich und auch schriftlich — die Hauptfachen ausheben müssen, und läßt dieselben schließlich zusammenhängend vergleichen und vereinigen, um wenigstens eine Ahnung vom kunstvollen Aufbau des Ganzen zu erzeugen. Alles aber, was unter den Begriff der Poetik im höheren Sinne (also hier Technik des Dramas) fällt, bleibt höheren Klassen vorbehalten; denn abgesehen davon, daß „Herzog Ernst“ zur Grundlage einer solchen Betrachtung wenig geeignet wäre, sind Tertianer zum Verständnis von so hochliegenden Dingen nicht reif. Also bleiben in Tertia auch die Kunstausdrücke Exposition, Peripetie, Katastrophe u. a. noch unerwähnt. Dagegen soll Formales wie Dialog, Monolog, Auftritt, Scene, Akt zur Sprache kommen, auch der

Unterschied zwischen Tragödie¹⁾ und Komödie (und Drama im engeren Sinne) mit Hindeutung auf berühmteste Muster und Dichter in einfacher, der geistigen Entwicklungsstufe der Schüler entsprechender Weise erörtert werden.

2. Übungen im mündlichen Ausdruck.

§ 68. Die sogenannten freien Vorträge der Schüler (die Woche abwechselnd einer und zwei) sind, nach Schrader S. 464, „nicht dazu da, um Redner zu bilden; denn unsere Anstalten sind keine Rednerschulen, und wirkliche Reden sollen oder sollten wenigstens nur von durchgebildeten Männern gehalten werden. Sie dürfen auch nicht den Zweck haben, bloße Sprachfertigkeit auszuüben; die Maulschwägerei ist leider ohnehin in unserem Leben genügend vertreten und sollte doch unserer Jugend nicht besonders beigebracht werden. Somit können diese Übungen, wenn auch in verstärktem Maße, nur dasselbe Ziel verfolgen, welches bei keinem Unterrichtszweige außer Augen gesetzt werden darf, daß nämlich der Schüler über einen ihm hinlänglich bekannten Gegenstand sich einfach, angemessen und zusammenhängend auszudrücken wisse. Hierzu dienen aber weder extemporierte Vorträge, noch ausgearbeitete und auswendig-gelernte Aufsätze [sehr richtig bemerkt Laas D. U. S. 162: „Soll der Schüler etwas auswendig lernen, so mag er seinen Fleiß auf bessere Sachen richten als auf seine eigenen Elaborate.“], sondern mündliche Berichte über irgend einen Unterrichtsgegenstand oder über ein gelesenenes Buch, bei denen der Lehrer auf Ordnung der Gedanken und auf einen richtigen und gewählten, aber nicht gesuchten Ausdruck zu sehen hat.“

Was sonst noch über diese Übungen zu bemerken wäre, ist bereits § 54 flg. kurz angedeutet, wo ich nachzulesen bitte.

3. Deklamationen.

§ 69. Zur Aufnahme in den Kanon erscheinen geeignet: Eichendorff, Abschied; Goethe, Erbkönig; Körner, Bundeslied vor der Schlacht; Platen, Pilgrim vor St. Just; Schenkendorf, Muttersprache; Schiller, Teilung der Erde; Uhland, Bertran der Born; Das Schloß am Meer. (Chamisso's Salas y Gomez ist zu lang; ebenso werden die Kraniche des Ibykus und das Eleusische Fest

1) Gut ist Jägers Definition (A. d. Praxis S. 80): „Tragisch ist, für den Tertianer definiert, was zugleich traurig und erhebend ist.“ Das reicht völlig aus und soll durch die Schüler an dem Ausgange Ernsts, Berners, Mangolds, des ganzen Stückes nachgewiesen werden. Vgl. überhaupt die kurzen, aber trefflichen Bemerkungen Jägers a. a. O. S. 79 flg., welche, wenn man auch im Einzelnen nicht überall zustimmen mag, doch den rechten Weg zeigen, wie dramatische Lektüre in Obertertia zu behandeln ist.

besser für Deklamationen in II B aufgespart.)¹⁾ Demnächst sind noch zu empfehlen: Fontane, Archibald Douglas; Freiligrath, Die Auswanderer; Geibel, An Deutschland; Goethe, Hochzeitslied; Der Fischer; Der Schatzgräber; Körner, Abschied vom Leben; Lenau, Der Postillon; Der, Die Glocken zu Speier; Rückert, Abendlied; Wolff, Die Fahne der Einundsechziger. Bei kleineren und leicht erlernbaren Gedichten (z. B. Pilgrim, Schloß am Meer) können zwei für eins gerechnet und in einer Stunde von dem nämlichen Schüler deklamiert werden. — Die im Lesebuch stehenden „Sprüche von Goethe“ sind natürlich nicht zu deklamieren, wohl aber ohne Ausnahme zu lernen. Im Laufe des Schuljahres wird jeder Schüler etwa 12 Gedichte von mäßigem Umfange deklamieren. Welche der früher gelernten Gedichte zu wiederholen sind, ergibt sich aus dem in § 65 flg. Gesagten. Vgl. im übrigen § 57.

4. Grammatik.

§ 70. Von gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, dürfte etwa jede fünfte Lektion ganz (oder zur Hälfte) auf grammatische Belehrungen zu verwenden sein. Einzelnes aus den Penssen der Quarta und Untertertia ist je nach Bedürfnis zu wiederholen. Neu hinzu kommt nach Wilmanns, Grammatik II: § 1 Die genauere Einteilung der Laute; § 6—8 Veränderung der Laute (Ablaut und Umlaut müssen seit Quarta geläufige Begriffe sein); § 19—23 Pausen und Interpunktion; § 13—16 Apopte und Synopte; § 72—75 Gebrauch einiger Pronomina (Anrede, Reflexiv und Reciprokum, er, derselbe, dieser, Relativ); § 117—120, § 121—127 Gebrauch der Tempora und Modi mit steter Vergleichung des Lateinischen (und Griechischen); das Wichtigste aus § 128—131, § 213—215 über den Gebrauch der Partizipien; § 80 Negation in abhängigen Sätzen. Ferner die schon mehr dem Gebiet der Stilistik angehörigen Bemerkungen: § 197 flg. Stellung des Nebensatzes; § 200 Inversion; § 143 („die Aufregung war eine bedeutende zu nennen“ statt „bedeutend“); § 159f Genetivus objektivus und präpositionale Verbindungen; § 179—183 Belastung eines Satztheiles durch zu viele Bestimmungen; § 222—227 über koordinierte Satztheile, Zusammenziehungen, überladene Sätze.²⁾

1) Auch „Das Gewitter“ von Schwab sollte, obwohl es im Lesebuche fehlt, dem Kanon einverleibt werden, da es mit geringem Zeitaufwande diktiert werden kann.

2) Nicht alles Grammatische soll gleich eingehend behandelt werden. Nur was den Schüler zum richtigeren Verständnis und korrekteren Gebrauch der Muttersprache verhilft, erfordert gründliches und wiederholtes Eingehen. Manches Kapitel ist mehr effektiſch zu behandeln (Tempora, Modi, Negation u. a.), nämlich nur insoweit, als Fehler beim mündlichen Gebrauch oder in den Arbeiten dazu Anlaß geben.

Praktische Übungen im Periodenbau (bei gegebenem Stoff) auf Grund der Erkenntnis der Eigenschaften, die einer guten Periode zukommen: Übereinstimmung der Gedanken- und Satzverhältnisse, Einheit und Bälligkeit des Sinnes, Klarheit und Überschaulichkeit, Ebenmaß der Teile, Wohlklang. Analyse von Beispielen aus dem Lesebuche. Warnung vor übermäßiger und fehlerhafter Anwendung der Periode; Verbesserung schlecht gebauter Perioden (Schachtel-, Schleppsätze, Übermaß der Parataxe ic.). Über Orthographie und Interpunktion ist nichts Neues hinzu zu lernen; wo sich noch Unsicherheit zeigt, muß sorgfältige Wiederholung vorgenommen werden.

5. Sprachgeschichtliches, Stilistisches ic.

§ 71. Außer dem in § 60 und 61 Erwähnten, das gelegentlich wiederholt wird, wären die früheren Betrachtungen über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, über Zeitungsdeutsch ic., die Operationen mit Synonymen und Homonymen ic. von Zeit zu Zeit zu erneuern. Synonymit namentlich wird praktisch betrieben, indem auf sorgfältige Wahl, zutreffende Anwendung und geschmackvolle Mannigfaltigkeit des Ausdruckes der größte Nachdruck gelegt wird. Vgl. die Bemerkungen über „Korrektur der Aufsätze“ § 75.

Neu hinzukomme ein Exkurs über mundartliche Unterschiede, nachgewiesen im Wortschatz (vgl. Spengler—Klempner, Schreiner—Tischler, Metzger—Fleischer u. s. f., Bub—Zunge, Stiege—Treppe, schaffen—arbeiten (machen), zu Nacht—zu Abend essen, aufgeschaut—vorgesehen, sauber—hübsch ic.) und an Lautverhältnissen (z. B. nig—nicht, nit—nich(e), aa—ooch, ebbes—was, Ferd—Ferd (Pferd)); Namen: Neumann, Raumann, Niemann; Altenburg—Oldenburg; Düring—Döring; Müller—Möller; Schulz—Scholz; —bronn und —born, —bach und —beck, —reut und —roda); und hieran könnte sich recht gut eine erneute Betrachtung der Familiennamen (s. Hildebrand S. 117—121 und das Buch von Heinke) schließen.

§ 72. Stilistik. Abgesehen von dem in § 70 Erwähnten und der Wiederholung des in Untertertia (§ 62) Gelernten, werden elementare Belehrungen gegeben über Synekdoche und Metonymie (Hoffmann, § 8 flg.); von den formalen Figuren sind schon Anhydeton und Polysyndeton behandelt, dazu kommen jetzt: Ellipse und Apopsiopese, Exclamatio, Iteratio, rhetorische Frage, Dubitatio, Apostrophe und Ethopöie (Hoffmann, § 17 flg.). Über die Methode vgl. § 62.¹⁾

1) Beherzigenswert sind D. Erdmanns Worte (Lyons Zeitschr. 1, S. 368). „Aufgabe einer besonnenen Pädagogik muß es sein, aus der fast unzähligen Masse von Bezeichnungen, die wirklich treffenden und für das Verständnis auch der Schüler förderlichen auszuwählen und sachgemäß zu gruppieren.“ Erdmann

Der Schüler darf nicht zu der Einbildung verführt werden, daß Dichten nichts weiter sei als Verse machen und Tropen oder Figuren anwenden, oder Poesie nichts anderes als eine Metaphernapotheke. Man weise auf die Unleiblichkeit übermäßigen Tropen- oder Figurenschmuckes hin und beleuchte den keuschen Reiz der schlichten, natürlichen Rede.¹⁾

§ 73. Poetik. Vieles ist schon oben bei der „Lektüre“ (§ 67) berührt. Zu den in früheren Klassen erörterten Strophenarten kommen nur noch Terzinen und Oktaven hinzu. Was früher über Darstellungsgattungen und Dichtungsarten mitgeteilt worden ist, wird nun einmal systematisch zusammengefaßt. Einläßlichere Betrachtung erfahren hierbei wiederum die kleineren epischen Gedichte, aber auch die Lyrik kommt in Betracht (Einteilung nach der schaffenden Geistesthätigkeit: Gefühls- und Gedankenlyrik; nach dem Inhalt: Liebes-, Gesellschafts-, Vaterlandslied, geistliches Lied, Spruch zc.). Dabei aber ist hervorzuheben, aus welchen Gründen es unmöglich ist, jedes lyrische Gedicht unter eine bestimmte Rubrik zu bringen. Vgl. Lyon, Handbuch, 2. Teil, S. 143 flg.

6. Schriftliche Arbeiten.

§ 74. Die Aufsätze, deren in jedem Monat einer zu liefern ist, gehören den in § 64 aufgezählten Arten an. Die Erzählung gegen die Abhandlung zurücktreten, soll aber gelegentlich noch einmal geübt werden. Der Stoffbereich, aus dem die Abhandlungen, Charakter- schilderungen zc. vorzugsweise schöpfen, ist natürlich dem wachsenden Gesichtskreis und Verständnisse der Schüler angemessen auszu dehnen, wobei indes an die Objekte der deutschen Schul- und Privatlektüre, in zweiter Linie an den Geschichtsunterricht und die Lektüre der Alten (Cäsar, Ovid, im zweiten Semester auch Cicero und Xenophon) thunlichst angeknüpft werden soll. Themata aus dem Gebiet der reinen Moral sind, wie bemerkt, nicht unbedenklich, doch kommt hier auch viel auf die bestimmte Fassung der Aufgabe an; vgl. Höpinger, Stiltschule 1, S. 33 flg. Den ungesuchten Ausdruck echter Empfindung soll man nicht zurückstoßen, wohl aber Empfinderei, Schönrednerei und altbärtiges Wesen.

Zu einer für diese Stufe besonders angemessenen Verbindung von Beschreibung und Abhandlung giebt das Auffuchen malerischer Momente in gewissen epischen Gedichten Anlaß. Keineswegs soll hierbei der Schüler

verweist auf Kerns Lehrstoff, Kochs Deutsche Grammatik und Altrogges Einl. zu Wolffs poet. Hausbuch. Er hätte auch den zweiten Teil von Lyons Handbuch der deutschen Sprache f. höh. Schulen (Leipzig 1885) erwähnen sollen, wo die Stilistik besonders trefflich gelungen ist.

1) Vgl. Kern, Lehrstoff f. d. d. Unterr. in Prima, S. 60 mit dem Citat aus Goethes „Über den sog. Dilettantismus.“

mit unreifer Altflugheit den Kunstkenner spielen; es soll nur einfach eine Reihe von bedeutamen Momenten (oder auch nur einer) fixiert werden, als ob ein wirkliches Bild beschrieben würde, das aber eben nur die Phantasie des Schreibenden nach den Umrißen der Dichtung auszumalen hat. Ich habe bemerkt, daß Aufgaben wie: „Zwei Holzschnitte zu Uhlands Schwäbischer Kunde“, „Schlußscene des 1. Aktes von Uhlands Herzog Ernst. Ein Gemälde“, u. ä. von den Schülern mit besonderer Freude begrüßt und mit Sorgfalt ausgearbeitet werden.

Die Aufgabe wird mit den Schülern durchgesprochen; man leitet auf wichtige Gesichtspunkte hin und regt zu klarer, logisch richtiger Disposition an.¹⁾ Diese aber wird nicht mehr sogleich nach der Besprechung aufgeschrieben, sondern von jedem Schüler zu Hause angefertigt und im guten Heft dem ausgeführten Aufsätze vorangestellt. „Der Schüler bindet sich hierdurch selbst an Ordnung der Gedanken und erleichtert auch die Beurteilung.“ (Schrader.)

Die Fähigkeit einer klaren Gedankenordnung soll außerdem durch mündliche und schriftliche Disponierübungen mit gegebenen Themen und an Stücken des Lesebuchs erhöht werden. Anleitung und zahlreiche Muster giebt Bindel, Hilfsmittel f. d. deutsch. Unterr. in der Tertia, Berlin 1881 (ein Buch, das aber nicht von dem Vorwurf der Bedanterie und Einseitigkeit freigesprochen werden kann und deshalb mit Vorsicht benutzt werden muß; vgl. Kern, Zur Methodik, S. 57 Anm. 1).

§ 75. Es mögen hier einige anspruchlose Bemerkungen über die Korrektur der Aufsätze (mit Benutzung der Fingerzeige von Schrader, S. 462 flg. und Laas, Deutsch. Unterr. S. 146 flg., von Rudolphs Stilübungen, Hoffmanns Rhetorik, Linnigs Bildern z. Gesch. d. deutsch. Sprache, der mehrerwähnten Schriften von Andresen und Hildebrand und eigener Aufzeichnungen) eingeschaltet werden.

1. Über den Inhalt urteile der Lehrer namentlich, inwieweit derselbe zur Sache gehört, den Gegenstand mit einer gewissen Selbstständigkeit erfaßt und völlig unrichtige, abgeschmackte oder unangemessene Ge-

1) Schon in Tertia aber suche man der irrigen Meinung vorzubeugen, als ob man mit Logik und Grammatik allein einen guten Aufsatz zustande bringen könne, während doch die „Logik für das gesuchte kleine Kunstwerk nur das Gerippe liefert, die Grammatik nur das alleräußerste Gefüge“. Es muß den Schülern zu klarem Bewußtsein gebracht werden, daß „alle Stilübung zugleich Kunstarbeit“ sein soll (vgl. die treffenden Bemerkungen Hildebrands in den Lehrproben zc., 5. Heft, S. 98—105), daß mithin auch ästhetische Anforderungen bezüglich des gesamten Aufbaues wie der einzelnen Glieder an den deutschen Aufsatz gestellt werden müssen.

anken meidet. Absolute Vollständigkeit oder Erschöpfung des Themas kann man in Mittelklassen nicht verlangen, sie soll aber, wo sie wirklich zu Tage tritt, anerkannt werden. Davon, ob die Gedankenrichtung des Schülers mit der eigenen des Lehrers übereinstimmt, darf letzterer sein Urteil nicht beeinflussen lassen; der Schüler soll seine eigene Überzeugung aussprechen.

2. Auf die sprachliche Form hat der Lehrer sein Hauptaugenmerk zu richten. Nicht auf einen sogenannten „schönen und blühenden Stil“ ist hinzuwirken, sondern auf Klarheit, Reinheit und Angemessenheit des Ausdrucks. In den mittleren und oberen Klassen werden unter anderen namentlich nachstehend aufgezählte Schülerfehler zu bekämpfen sein:

a) Hohle Phrasen, „d. h. alles, was klingt, wobei sich aber der Schüler nichts Bestimmtes vorstellt, was er nur Gedrucktem oder Gehörtem nachläßt“, leichtes Geschwätz, abgegriffene Redemünze, die „den Hauptbestandteil der halbgebildeten Straßen- und Eisenbahnkonversation ausmachen.“

b) Lieberliche Wendungen, niedrige Ausdrücke, Trivialitäten, z. B. Schiller ist das Nonplusultra eines Idealisten; nehmen wir Schillers Ballade her . . .; das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit: so ist es unter anderem bei der Gastfreundschaft der Fall; der Dichter schießt hier einen historischen Vord; die heutige Sitte steht in schroffem Gegensatz zu früher; Ciceros Geduld war alle; wir werden mit Damon im Geiste stutzig, wenn wir auf die beiden Wanderer stoßen; diese Behauptung ist nicht ohne; die Germanen standen in der Treue groß da; der Löwe muß wieder einmal zu einem Gleichnisse herhalten; Homer macht's nicht, wie es in unsern Märchen Mode ist; es ist kein „muß“ vorhanden u.

c) Pleonasmen und Tautologien, z. B. die gebührende Ehre, die man ihm zollen muß; mein Brief, den ich dir schrieb; so konnte es kommen, daß er zu den höchsten Ehren gelangen konnte; zu seinem Unglück traf er mit einem genialen, aber verkommenen Musiker zusammen, und dies war sein Verderben; unser jetziges Zeitalter ist nicht ganz ohne jede gute Regung; die beiden Gegner töteten sich einander gegenseitig; der Lady diabolische Kälte ist wahrhaft teuflisch; man behauptet mit Unrecht, daß . . ., was eine ganz irrige Meinung ist; die Todesnachricht vom Hinscheiden des Augustus; ich pflege gewöhnlich; es kann möglich sein; größer als wie; gestatte mir eintreten zu dürfen; im gewöhnlichen Alltagsleben; denn es scheint nämlich; bereits schon; nur allein; eben gerade; immer mehr und mehr; allmählich nach und nach u.

d) **Berflossenheit und Weitſchweifigkeit:** ſeine Energie iſt als eine ſtaunenswerte zu bezeichnen; wenn wir . . . einer Betrachtung unterwerfen, ſo werden wir die Wahrnehmung machen; eine große poetiſche Kraft liegt in dieſen Gedichten ſchlummernd verborgen; man dürfte wohl kaum ſehr fehlgehen, wenn man behauptete, daß Goethe als unſer größter Dyrker hingestellt werden darf; unnötige Ankündigungen wie: nachdem wir nun . . . betrachtet haben, wollen wir . . . einer kurzen Erörterung unterwerfen; die beliebten Wendungen mit „laſſen“: der Ehrgeiz ließ Wallenſtein dieſen Plan faſſen; die Geiſtesanlagen des Odysſeus laſſen ſeine Tapferkeit in noch glänzenderem Lichte erſcheinen; auch „angedeihen laſſen“ gehört hierher; endlich die überflüſſigen „gewiſſermaßen, meines Erachtens“ 2c.

e) **Gefchraubte und ſchwerfällige Wendungen** (zum Teil auf üble Einwirkung des ungeſchickten Überſetzens aus dem Latein zurückzuführen): nach geglücktem Unternehmen, nach genommenem Abſchiede; nach vorhergegangener Ausforſchung; nach erkannter Sachlage; das Nichtzuſtandekommen ſeiner Pläne; das Weiterſichverbreiten der Cholera; das gänzliche Sichfernhalten des Peliden vom Kampfe; die Inangriffnahme des Baues 2c. Es ſei auch an die überhandnehmende Neigung, den Artikel durch eine Menge Nebenbeſtimmungen von ſeinem Subſtantiv zu trennen, erinnert; hier hat die Gerichtſprache nachteilig gewirkt; in einer Zeitung las ich z. B.: „In Sachen eines gegen eine Dame, die mit dem Mörder Pranzini Briefe gewechſelt hatte, von ſechzehn ſogenannten Journaliſten begangenen frechen Erpreſſungsverſuches hat ſich“ 2c. Ebenſo häufig iſt der Fehler, daß die trennbare Präpoſition eines zuſammengeſetzten Verbums vom Simplex in allzuweite Ferne gerückt wird, z. B. Der Redner brach, da die Zeit inzwiſchen längſt die zuläſſige Friſt von 10 Minnten überſchritten hatte und noch ein anderer Redner zu Worte kommen wollte, auf die Aufforderung des Herrn Dr. R., mit der Bemerkung, daß er noch viel zu ſagen hätte, ab. (Schülerprotokoll.)

f) **Unnatürliche Wortſtellung:** Standhaft bleibt Phintias; nicht hat ihm der Tyrann den Glauben an die Treue rauben können u. ä.

g) **Wechſel des Tempus:** Seine Knie ſcheinen zu ſchlottern, aber ſeine Augen glänzten vor Wut.

h) **Unnütze Fremdwörter:** er ſpekuliert auf ihre Leichtgläubigkeit; er perhorreſciert alle Fremdwörter; Caſar that dieſ auf ſein Riſiko; die Dichtung ſtand im höchſten Flor; draſtiſcher Effekt; aktuelles Intereſſe; grabierendes Moment; wichtiger Faktor; eben-tuell 2c.

i) Unpassende, übertriebene, unklare, auffallende, gezierte Attribute: die heiße Freundschaft des Mörser; die scheußliche Grausamkeit des Dionys; die beiden grimmigen (gegen einander erbitterten? oder gefährlichen?) Feinde; der von saphirenem Grün reizend umrandete Bach (Pentameter!) u. s. f.

k) Provinzialismen, welche die Schriftsprache nicht anerkennt; das geht nicht mehr zu ändern; das brauchen Sie nicht mitbringen; dies Drama ist mit das schönste; er mußte mit zur Leiche; wir machten mit; von zu Hause; ein rechter gefährlicher Mensch; auf dem Nachhausewege; kriegen statt bekommen u. a.

l) Vermengung verschiedener Wörter, Konstruktionen und Wendungen: unter seinen kunstgeschickten Händen erstand manches Meisterwerk; eine unschätzbare Menschenmenge; eine willkommene Aufnahme finden; Abbruch in seinen Schätzen; Hingebung in sein Schicksal; voll Scham erfüllt; auf Rettung besorgt; daran störe dich nicht; er setzte sich zur Gegenwehr; von den Kriegsthaten ausgenommen; er warf ihm bittere Worte vor; hier wirft sich uns die Frage auf; er weilte als Gast unter seiner Hütte zc.

m) Vermischung der Bilder und falsche Bilder: der Spielraum der Phantasie wird vom trockenen Verstand überwuchert; Böhmens Königskrone kitzelte seinen Ehrgeiz; der nagende Wurm des Gewissens zerriß ihm das Herz und spannte ihn auf eine Folter, der er zuletzt unterlag; das Band, welches alle Völker umfaßte, dessen edle Klänge uns schon aus der Bibel entgegentönen, ist die vielbesungene Blume der Gastfreundschaft zc.

n) Unrichtige Zusammenziehungen: mit französischem Geld und Truppen; um und neben dem Hause; es entstand eine Lücke, in welche die Feinde eindrangen und zugleich das ganze Heer einschlossen; die Alten hatten eine von der jetzigen Bevölkerung verschiedene Denkart.

o) unklare Beziehung, namentlich des Relativs: der Tod des Mannes, den er stets gefürchtet hatte zc.

p) Unlogische und mangelhafte Verbindungen: der Unglücke war aus Hamburg und sogleich tot; lieb- und regungslos; der Charakter der Lady ist düster gehalten, aber nicht ohne psychologisches Interesse; das Haus des Kallias stand jedem und jederzeit offen; wie glücklich sind wir, daß . . ., und wir müssen Gott danken; oft mißbrauchte Konjunktionen sind namentlich „und“ (womöglich mit Inversion) vgl. Linnig a. a. O. S. 128 flg., indem (kausativ), während zc.; die Konstruktion des Infinitivs mit um — zu.

q) Einförmigkeit des Satzbaus: In voller Kraft steht der mutige Held vor dem heimtückischen Tyrannen, in der nervigsten

Rechten die wichtige Keule; du hattest versprochen bald zu schreiben, deswegen glaubten wir mit dem Gelde warten zu dürfen, gleichwohl mußten wir fürchten dich in Verlegenheit zu setzen, daher eilen wir dir das Gewünschte zu senden.

r) Wortwiederholungen oder =anklänge: daß diese Bemerkungen nicht unbemerkt blieben, braucht wohl kaum bemerkt zu werden; die Gastfreundschaft, eine der schönsten Sitten der früheren Zeit, ist in unsrer Zeit fast verschwunden, um dem Geist der Zeit zu folgen (!); ein anderer, der von materiellen Interessen abzieht, hat es vielleicht auf Ruhm abgesehen, oder was solcher Absichten mehr sind zc.

s) Verstöße gegen den Wohlklang, wie: Der gerechte Richter rächte das Unrecht zc.

t) Sogenannte Perioden, in Wahrheit Satzungeheuer, in denen der vorstrebende Gedanke unter lauter Nebensätzen, Appositionen, Partizipialkonstruktionen, Zerstückelung der Sätze zc. erstickt wird. Manche Schüler finden einen besonderen Genuß an dergleichen Einschachtelungen, wogegen man energisch vorgehen sollte.

u) Latinismen und Gallicismen: ich scheine mir (mihi video); Cäsar, nachdem er ..., fragte von den Aduern; daran glaubte er sich nicht lehren zu sollen; pfui doch! machte sie; gegenüber von dieser Behauptung; Rechnung tragen; Akt nehmen; in diesem Augenblicke war es, wo ...; sobald als dies geschah; ich werde kommen, wenn ich das Geld erhalten haben werde zc.

v) Allerlei Übel aus dem Zeitungs- und Kaufmannsdeutsch: in Wegfall kommen; Abstand, Umgang, ein Absehen nehmen; beanstanden; vereinnahmen; inhaftieren; beschlagnahmen; fertig, richtig stellen; bethätigen; Gepflogenheit; Unverfrorenheit; Inhaftnahme; Jetztzeit; im Nichtfalle; mit Zuhilfenahme; hochgradig; dasig; desfallsig; diesbezüglich; selbstredend; solch Mann; welch Held; veranlagt; bislang; hierorts zc. zc.

§ 76. Die äußere Einrichtung der Hefte ist die altgewohnte (vgl. § 21). Die Disposition steht bei allen nicht erzählenden Arbeiten dem Aufsätze voran. Am Rande ist die Zeilenzahl (5, 10 zc.) zu bemerken, neben der Überschrift am Rande das Datum der Ablieferung. Auf gute, d. h. leserliche, gleichmäßige und saubere Schrift und reinliche Haltung der Hefte wird nach wie vor mit Entschiedenheit gehalten. Jeder Schüler muß in der Lage sein, dem Lehrer auf dessen Aufforderung das ausgearbeitete Konzept des Aufsatzes vorzulegen.

Grammatische und orthographische Fehler werden wie in den Unterlassen in einer „Fehlerverbesserung“ unmittelbar hinter dem Aufsätze vom Schüler berichtigt; in besonders erschwerenden Fällen

wird, wenn es sich um einen Verstoß gegen die Rechtschreibung handelt, das betreffende Wort bis zehnmal wiederholt. Vgl. § 22 am Ende. Der Lehrer streicht solche elementare Fehler nur an (etwa in der § 22 vorgeschlagenen Weise: O orthographischer Fehler, X Verstoß gegen Formenlehre, | Verstoß gegen Syntax, — Verstoß gegen Interpunktion); stilistische und sachliche Mängel werden zum Teil vom Lehrer korrigiert, zum Teil durch kurze Merkworte oder Zeichen am Rande¹⁾ kenntlich gemacht. Stellen, an denen letztere angewendet worden sind, möchten allerdings bei der Rückgabe der Arbeiten womöglich kurz besprochen werden.

§ 77. Das Gesamturteil über den Aufsatz, nach dem die Censur sich richtet und das bei der Rückgabe mit einigen Worten begründet wird, „sei milde, wo nicht etwa wirkliche Nachlässigkeit zu rügen ist, mehr aufklärend und leitend als im Stile des Richterpruches, und lasse namentlich keinen wirklichen Fortschritt unbemerkt“. (Schrader.) Man berücksichtige und schone die Persönlichkeit und geistige Entwicklungsstufe des einzelnen Schülers sowohl in Auffassung der Sachen, als in Darstellung und Ausdruck. (Vgl. Göbinger, Stilchule 1, S. 24.) Irrige Ansichten berichtige man, wofern sie nur eigenem Nachdenken entsprungen sind, mit freundlichem Eingehen, ohne Spott und Schärfe. Nur „wo sich Anmaßung oder leichtes Geschwätz hervortragt, ist eine derbe Zurechtweisung angebracht.“ (Schrader.) Und wie der Tadel, so sei auch das Lob maßvoll; durch ungemessenen Beifall kann der Schüler

1) Es sollte für dergleichen Signa ein durch alle Klassen gültiges, gleichmäßig von allen Lehrern anzuwendendes Verzeichnis ausgearbeitet werden. Das wichtigste Hauptfordernis ist, daß die Zeichen und Abkürzungen leicht gemerkt werden können. Nachfolgend einige unmaßgebliche Vorschläge: *Syn.* (= Synonymit) unpassendes, mangelhaftes, geschmackloses Wort (Attribute); § Schwulst, Phrase; Σ edig, mager, dürstiger Stil; *vulg.* vulgär, provinziell, trivial; *man.* maniert, geziert, gesucht; *fr.* fremd, Fremdwort, undeutsch; *Gall.* Gallizismus; *Lat.* Latinismus; *Stell.* falsche Wortstellung; *Pleon.* Pleonasmus, breit; *Taut.* Tautologie; √ hier fehlt ein Wort (Satz)!; √ lüdenhaft, unvollständig, zu knapp; ? dunkler, zweideutiger, unklarer Ausdruck; *Kk.* Kato-phonie; ++ matt, die Wirkung störend; *weg!* muß wegfallen, gehört nicht zur Sache, ist überflüssig; *Bild!* falsche oder nicht durchgeführte, unpassende Metapher; *Per.* Periode, schwerfällig, verunglückt; (C) geschachtelt; ∩ (Brücke) Verbindung nötig; ∪ sollte unverbunden sein, Verschiedenartiges ist verbunden; ∩ Sprung, mangelhafter Zusammenhang; *n. S.* Neuer Satz ist anzufangen; ∞ zerhackter Stil; ∞ schleppend, einförmig; *co!* zu koordinieren; *sub!* zu subordinieren; *un!* unzustellen; *H. S.* Hauptatz; *N. S.* Nebenatz; *Log.* logischer Fehler, falscher Schluß; *A* das Ziel verfehlt; *dem.* (demonstra) mangelhafter Beweis; *Rep.* Wiederholung, schon gesagt; *NB.* Irrtum, sachlich falsch, unzutreffend; *Sinn!* offener Unsinn; ∩ (Sonne) konfuse, unklare, thörichte Darstellung; *Ztg.* Zeitungsdeutsch, Feuilletontil.

„sittlich und wissenschaftlich in falsche Bahnen geleitet werden“. — Die Rückgabe werde womöglich in zwei bis drei halben Lektionen längstens beendigt.

Untersekunda.

Wöchentlich zwei Stunden.

Vorbemerkung. Von Untersekunda an wird von jedem Schüler Anlegung eines besonderen Studienheftes für den deutschen Unterricht verlangt, welches zur Aufnahme von Dispositionen, Musterperioden, Definitionen, Mitteilungen aus Sprach- und Litteraturgeschichte, Poetik, Stilistik u. d. d. dient als eines „Repertoires der Summe alles dessen, was der deutsche Unterricht gebracht hat“. (Fried, Progr. Burg.) Diese Hefte läßt der Lehrer in unbestimmten Zwischenräumen ohne vorherige Ankündigung einnehmen, um sie einer Durchsicht zu unterwerfen; nachlässige Führung der Hefte wird gebührend bestraft.

1. Lektüre.

§ 78. Von klassischen Dramen eignen sich zur Lektüre nächst Schillers Tell, der in erster Linie zu lesen ist, Schillers Jungfrau von Orleans, Goethes Götz von Berlichingen und vielleicht auch Egmont. (Für den Gebrauch des Lehrers sind empfehlenswert die bei Schönigh in Paderborn erschienenen Ausgaben des „Tell“ und der „Jungfrau“ von Funke, des „Egmont“ von Bürn, auch die in Gotha ersch. Ausg. des „Tell“ von Kallsen; doch wird man bei weitem nicht alles vorbringen, was sich in den Erläuterungen daselbst findet; tiefer gehen die Kommentare des Götz und des Egmont von P. Klauke, die vortrefflich sind und von feinem Verständnis zeugen. Daß den Schülern kommentierte oder gar illustrierte Ausgaben zugestanden werden, halte ich für widersinnig.) „Hermann und Dorothea“ und „Wallenstein“ sollten in IIB noch nicht gelesen werden, noch weniger Lessings Minna von Barnhelm oder gar Schillers Maria Stuart, ein Drama, gegen dessen Tauglichkeit zur Schullektüre nicht unwesentliche Bedenken erhoben werden können.

Außer zwei klassischen Dramen sind besonders mittelschwere Dichtungen der Schillerschen Lyrik zu lesen. (Daß jeder Schüler Schillers Gedichte besitzt, ist selbstverständlich.) Auf keinen Fall dürfen übergangen werden: Die Kraniche des Ibykus, Kassandra, Das Siegesfest, Das eleusische Fest, Das Lied von der Glode (das in seiner unvergleichlichen Schönheit doch wohl jetzt schon verständlich ist), Nacht des Gefanges, Das Mädchen aus der Fremde, Sehnsucht, Der Pilgrim, Berglieb, Die vier Weltalter, Herculanum und Pompeji, das Mädchen von Orleans, Wilhelm Tell. Anderes, namentlich Der Spaziergang, Das Ideal und

das Leben u. ä., ist als zu schwierig noch aufzuschieben. Was in früheren Klassen von Schiller gelesen und gelernt ist, wird vollständig, mit möglichster Zusammenstellung des Gleichartigen, wiederholt; ebenso das meiste von Goethe.

Zur Privatlektüre dürften sich eignen diejenigen der oben als zulässig bezeichneten Dramen, die nicht in der Klasse gelesen werden, und Abschnitte aus Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande oder aus der des dreißigjährigen Krieges. Ferner werden empfohlen Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges; Freytag, Doktor Luther; Uhland, Ludwig der Bayer; Stieler, Deutsche Tonmeister; Hauff, Vichtenstein.¹⁾ — Durch Fragen über den Inhalt, hin und wieder durch eine kleine schriftliche Aufgabe, sowie durch Stellung eines Vortragthemas aus dem Bereich der Privatlektüre, wird sich der Lehrer darüber unterrichten, ob letztere von den Schülern in gehöriger Weise gepflegt wird.

§ 79. Das Lesen der Dramen in der Schule geschieht, ohne Unterbrechung durch Querfragen, in der Regel mit verteilten Rollen; doch mag es sich zuweilen auch empfehlen eine Scene, auch wenn dieselbe kein Monolog ist — etwa ein Zwiegespräch —, nur von einem Schüler lesen zu lassen. Namentlich aber soll dies der Lehrer recht häufig thun, d. h. eine ganze Scene, einen bedeutsamen Monolog zc. selbst vortragen, ehe er den Abschnitt von den Schülern lesen läßt, natürlich nur wenn er ein tüchtiger Vorleser ist. Ist letzteres nicht der Fall, so kann er doch nützen durch Rathschläge über Tempo, Steigerung, seelischen Ausdruck, Maß, Gruppierung zc. Vgl. Pallecke, Kunst des Vortrags S. 41 flg. und Parow, Vortr. v. Gedichten S. 40 flg.²⁾ — Das Drama wird ganz (nicht nur in ausgewählten Bruchstücken) in der Klasse gelesen³⁾, denn das gemeinsame laute Lesen bildet zugleich einen guten Teil der Erläuterung. Zu Hause lesen die Schüler stumm und fast immer zu

1) Vgl. auch G. Ellendt, Katalog f. d. Schülerbibliotheken höh. Lehranstalten, 3. Aufl., Halle 1886; ein vorzügliches, mit gründlicher Sachkenntnis geschriebenes Werkchen, das jeder Vorstand einer Schülerbibliothek besitzen sollte.

2) Obwohl Parow von der Besprechung der dramatischen Lektüre absieht, sind seine Rathschläge doch auch für letztere von großem Interesse und Nutzen.

3) Ich weiß wohl, daß jetzt die meisten Pädagogen anderer Meinung sind. Schreibt doch Unbescheid (Byons Zeitschr. 1, S. 222) sogar wörtlich: „Ein Drama von Anfang bis Ende und mit verteilten Rollen in der Schule vortragen zu lassen, wird kein denkender und gewissenhafter Lehrer mehr befürworten wollen.“ Auf eine eingehende Begründung meiner hiervon abweichenden Meinung muß ich an diesem Orte natürlich verzichten. Dagegen übrigens, daß hin und wieder der Zeitersparnis halber eine wenig bedeutende Scene weggelassen wird, kann selbstverständlich nichts eingewendet werden.

schnell, die Dichtung kommt deshalb nicht zu ihrem vollem Rechte, weil sie nicht ordentlich lebendig wird, während bei der gemeinsamen Lektüre in der Klasse die poetischen Gestalten unmittelbar und ohne lange Erklärungen frisch und greifbar vor das geistige Auge treten. Ist der gute Vortrag in früheren Klassen gehörig geübt worden, so wird das Lesen mit verteilten Rollen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten; ein paar Schüler werden sich doch wohl in jeder Klasse finden, die gut, und einige, die erträglich lesen können¹⁾. Wenn nur der Lehrer selbst nicht ganz ohne Geschick verfährt, so können solche Lektürestunden die edelsten Wirkungen erzeugen; sie von der Schule auszuschließen und ins Gebiet der „Lesekränzchen“ zu verweisen scheint mir ungerechtfertigt. Vgl. Palleste S. 42 flg.

§ 80. Man verliere sich nicht in eine ästhetisierende und alle möglichen Fragen herbeiziehende Erklärungsweise. „Die Dichtung muß die Hauptsache, die Interpretation immer eine bescheidene, verständnis- und taktvolle Dienerin bleiben.“ (Aus deutschen Lesebüchern, Einl.) Die Analyse darf nicht weiter gehen, als es für das Verständnis, d. h. „Anschauung des Stoffes und herzliches Hineinleben in denselben“ erforderlich ist. Der Lehrer wird dem Ganzen einige einleitende Bemerkungen vorausschicken, durch welche die Wirkung der Lektüre erhöht, der Genuß vorbereitet werden soll, und zwar geschieht dies dadurch, „daß man in die rechte Stimmung und Spannung versetzt, die notwendigen Vorbedingungen für das Verständnis giebt“. An die gelesenen Szenen knüpfen sich kurze Fragen über den Inhalt (Schauplatz, Situation, handelnde Personen, Geschehendes, Fortschritt der Handlung²⁾) und über einzelne bemerkenswerte, der Besprechung bedürftige Stellen, auch bisweilen Hinweise auf hervorragende poetische Schönheiten, alles möglichst knapp, ohne weitgehende Exkurse. Nach Abschluß der Akte und des ganzen Dramas ist Reskapitulierung nötig, denn ohne einen klaren Überblick gewinnen

1) Stellt sich einmal eine Klasse recht ungeschickt an (woran einen Teil der Schuld immer die Lehrer der früheren Jahre tragen), so wird der Lehrer anfangs jede Scene zuerst vortragen, ehe er die Schüler, die sich doch nun einem Muster anschließen können, lesen läßt.

2) Hierin wird oft zuviel gethan. Die Darlegung des Fortschritts der Handlung darf nicht in pedantische Kleinrämerei ausarten, indem Selbstverständliches mit übel angebrachter Gewissenhaftigkeit breitgetreten wird. Man vermeide auch möglichst alle Einformigkeit bei Besprechung der Szenen. Keineswegs soll von jeder Scene zugleich eine Situationszeichnung, Charakteristik der Personen, Feststellung des Gangs der Handlung verlangt werden; sondern bald das eine, bald das andere. Sobald der Schüler mechanische Schablone wittert, so ist ihm die Lust verleidet, und um die vom Lehrer beabsichtigte Wirkung — genußvolles Verständnis und verständnisvollen Genuß — ist's geschehen.

die Schüler nur verworrene Eindrücke. Freilich muß der Schüler eine Vorstellung von den Grundgesetzen über den Bau des Dramas bekommen, und es müssen dieselben, wenn auch nur in elementarster Form, den Schülern begreiflich gemacht werden. Doch kann dies nur in unmittelbarer Anwendung auf das Gelesene, keineswegs durch zusammenhängenden Vortrag über Technik des Dramas geschehen. Erst wenn der Inhalt des gelesenen Stückes völlig geschaut und erfaßt ist, wenn die einzelnen Charakterzüge zu Bildern zusammengestellt¹⁾, das Wesentliche der Handlung vom Unwesentlichen geschieden, die Hauptpunkte richtig miteinander verknüpft worden sind, kann eine elementare Belehrung über Kunst der Charakterisierung, über Exposition, Höhenpunkt, Peripetie, Katastrophe, über dramatischen Kontrast zc. auf fruchtbaren Boden fallen.²⁾

Auch bei der Erklärung von Gedichten darf natürlich nicht weitergegangen werden, als es das vorliegende Schriftwerk erfordert. Aufmerksamkeit und Teilnahme der Schüler soll, zum Zweck verständnisvoller und bildender Anschauung, auf eben dieses Werk konzentriert, aber nicht durch Herbeiziehung fremdartiger Gesichtspunkte beirrt werden. Vgl. Schrader S. 450.

2. Freie Vorträge.

§ 81. Diese werden in der früher angedeuteten Weise fortgesetzt, vgl. § 55. Die Dauer eines Vortrags soll in der Regel zehn Minuten nicht überschreiten. Die zum Vortrag zu wählenden Schüler — die Woche abwechselnd einer und zwei — werden vom Lehrer ohne Beachtung der Sitzordnung jedesmal erst in der vorhergehenden deutschen Lektion bestimmt, wodurch dem Auswendiglernen ausgearbeiteter Aufsätze allein vorgebeugt werden kann. Das Thema stellt der Lehrer mit möglichster Berücksichtigung der Wünsche des Schülers, mit dem er sich zu diesem Zwecke ins Einvernehmen setzt. Die Stoffe sind vorwiegend der Klassen- und Privatlektüre zu entnehmen oder sollen doch wenigstens zu derselben in Beziehung stehen, z. B. Entstehung, Vorgegeschichte,

1) Auf Betrachtung und Vergleichung der Charaktere lege man ein Hauptgewicht, denn diese ist eine unerschöpfliche Quelle intellektuellen Genusses (vgl. Jäger, a. d. Pr. 82), und die Schüler sind, sobald man sie einmal dafür interessiert hat, mit voller Seele dabei, während die technisch-ästhetische Betrachtung sie auf dieser Stufe gewöhnlich sehr kalt läßt und lassen muß.

2) Dabei kann man sich die Schüler niemals unreif genug vorstellen. Gerade ästhetisch feingebildete Lehrer setzen gar oft ein viel zu hohes Maß künstlerischen Verständnisses bei jenen voraus. Wie schade um so manchen scharfsinnigen und wohlbedachten Vortrag, dem ein Student in höheren Semestern mit Genuß und Vorteil folgen würde, und der nun dem sechzehnjährigen Halbjünglinge zu einem Ohre hereinschallt, um unfehlbar sogleich zum anderen wieder hinaus zu fliegen!

Gang der Handlung eines Dramas, Gedankengang eines Gedichtes, zusammenfassende Wiedergabe (Auszug) eines größeren Prosastückes, Tellsage, Götze von Verlichingen in der Geschichte, Historisches und Freierfundenes in der Jungfrau v. D. 2c. Oft wird der Lehrer dem betreffenden Schüler die zu benützende Quelle bezeichnen oder geradezu einhändigen, in vielen Fällen hat der Vortrag allein aus einem vorliegenden Dichtwerke zu schöpfen, nicht selten auch wird letzterer nur ein Referat über Mitteilungen des Lehrers in vorhergegangenen Stunden sein. Thematata, die ein besonderes, zeitraubendes Studium verlangen, können schon wegen der schnellen Aufeinanderfolge von Stellung der Aufgabe und Vortrag selbst nicht gegeben werden. Vgl. noch § 68.

3. Deklamationen.

§ 82. Jede Woche finden ein bis zwei Deklamationen statt. Die gelesenen und erklärten Gedichte Schillers und sonst geeignete Stellen aus der poetischen Schul- und Privatlektüre (Monologe, Zwiegespräche) werden den Schülern zur freien Wahl gestellt. Doch kann auch anderes (z. B. Chamisso's Salas y Gomez) bisweilen — obgleich nur ausnahmsweise — zugelassen werden. Dialogische Recitationen sind zu empfehlen. Vgl. das Buch von Humpertind, das freilich an Übertreibung leidet. Die schätzbarsten Winke über die Kunst des Vortrags giebt Palleste in seinem öfter citierten Buche und Parow a. a. D.

4. Zur Literaturgeschichte, Sprachgeschichtliches, Stilistisches 2c.

§ 83. Zu Anfang des Sommersemesters giebt der Lehrer eine leichtfaßliche, übersichtliche Darstellung von Schillers Leben, welche in 3 bis 4 Stunden beendet sein soll. Auf genauere Nachweisung litterargeschichtlicher Zusammenhänge wie auf gleichmäßige Darstellung der verschiedenen Perioden und Werke ist Verzicht zu leisten, da dergleichen der Oberprima vorbehalten bleibt, wo ja Schiller nochmals Gegenstand der Betrachtung ist. Ziel des Vortrags ist: den Schülern die persönliche Größe des Mannes begreiflich zu machen und ihnen durch zweckmäßige Mitteilung von anekdotischem Stoff (Charakterzüge, Briefstellen 2c.) den Dichter menschlich nahe zu bringen. Darum beobachte man in Mitteilung von Jahreszahlen und anderem überflüssigen Ballast, ganz besonders aber von kritisierenden Urteilen die strengste Zurückhaltung. Denn die Schüler sollen nicht zu „fertigen, naseweisen Urteilen“ über den großen Mann angeleitet, sondern zu „dankebarer Rührung und Bewunderung“ erhoben werden. Solche Stimmung läßt sich natürlich nicht durch Lobpreisungen (und wenn sie noch so ehrlich und berechtigt wären), sondern nur durch einfach schlichte, aber gemüthlich durchwärmte Erzählung

erzeugen. Selbstverständlich schließt das Lebensbild auch die Nennung und bündige Charakterisierung der hervorragendsten poetischen Werke ein, wobei indes den Jugenddramen gegenüber behutsam zu verfahren ist, schon aus dem Grunde, weil die Schüler dieselben noch nicht verstehen können. Die historischen, noch mehr die philosophischen und ästhetischen Schriften sind nur ganz flüchtig zu berühren, zum Teil bleiben sie überhaupt unerwähnt.

Wird ein Goethesches Drama (Götz, Egmont) gelesen, so vergesse man nicht, daß Goethe hauptsächlich es ist, mit dem die litterargeschichtliche Betrachtung sich in Oberprima zu beschäftigen hat. Nicht mehr als sich in den Rahmen einer einzigen Stunde zusammensaffen läßt, dürfte hier an biographischem Material zu bieten sein.

Antregend wirkt stets die Vorzeigung von authentischen Porträts, Abbildungen der fürs Leben des Dichters bedeutsamen Wohnstätten, Facsimiles 2c. Doch muß hierin ein verständiges Maß beobachtet werden. Grundsätzlich fern halte man moderne „Illustrationen“, welche den Schülern die eigene Arbeit der Phantasie ersparen. (Vgl. Wäschke, Lyons Zeitschrift 1, S. 341 flg.)

§ 84. Aus dem Leben der Sprache kann die interessante Erscheinung der Volksetymologie (nach dem anmutigen Buche von Andresen, 2. Aufl. Heilbronn 1877) zu einer lehrreichen Betrachtung, die etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen mag, Stoff geben.

Einzelne Kapitel der Grammatik, die für Spracherkenntnis besonders wichtig sind oder gegen welche noch immer gefehlt wird, werden gelegentlich wiederholt¹⁾.

§ 85. Aus der Stilistik werden die Tropen (nun auch die „weiteren“, d. i. Allegorie, Hyperbel, Litotes, Ironie, Periphrase, vgl. Hoffmanns Rhetorik § 11—15) und die Figuren (außer den formalen nun auch die „Gedankenfiguren“, d. h. Antithese, Oxymoron, Paradoxon, Paronomasie, Hendiadynon, Diäresis,

1) Es ist aber auch besonders darauf zu sehen, daß durch eine die Hauptsachen scharf hervorhebende Wiederholung die grammatischen Begriffe: starke und schwache Flexion, Umlaut, Brechung, Ablaut, und die Wesenheit der Nominal- und Verbalflexion wieder zu klarem Bewußtsein gebracht werden. — Dem Lehrer, welcher in Sekunda grammatische Fragen zu erörtern hat, seien als Hilfsmittel empfohlen: Behaghel, die deutsche Sprache, Leipzig und Prag 1886; Geißbach, Elemente der wissenschaftl. Gramm. d. deutsch. Spr., Leipzig 1882; Linnig's Bilder z. Gesch. d. deutsch. Spr., Paderborn 1881; Seemüller, Leitf. z. Unterr. in der deutsch. Gramm. am Obergymnasium, Wien 1885; derselbe, die Sprachvorstellungen, das. 1885; derselbe, Zur Methodik d. deutsch. Unterr., das. 1885.

Klimax, Paralepſis, Correctio, Prolepſis, nach Hoffmann § 19 beſprochen¹⁾; vgl. § 72 und § 62.

Was dem Gebiet der Poetik angehört (äußere Form namentlich der Strophen, Geſetze des dramatiſchen Aufbaus), wird im engſten Anſchluß an die Lektüre in elementarer Form, möglichſt nach heu- riſtiſcher Methode, nicht in zuſammenhängendem Vortrage, erörtert. Vgl. § 80 und § 73.

5. Schriftliche Arbeiten.

§ 86. Auffäße werden in jedem Halbjahr drei eingeliefert und korrigiert. Über die Aufſtellung der Diſpoſition gilt das in § 74 (gegen das Ende) Geſagte. Vgl. auch die Bemerkungen über Korrektur, Einrichtung der Feſte, Cenſurierung u. § 75 ſfg. In Unterſekunda ſoll einmal die Ehre mit ihren Teilen beſprochen werden; dieſelbe iſt trotz ihrer Mängel doch für ſchwache Köpfe ein Rettungsanker in der Not. Sind die vorgeſchriebenen Diſponierübungen mit gegebenen Thematn und an gedruckten Schriftwerken (die fortgeſetzt werden) in der richtigen Weiſe betrieben worden, ſo werden freilich beſſere Schüler nicht gern von der Ehre Gebrauch machen, doch kann dieſe gelegentlich geübt werden. Vgl. Sinnig, Der deutſche Aufſatz, 5. Aufl., S. 176 ſfg.

Der Stoffbereich der Aufſäße umfaßt das in § 64 (vgl. § 74) Beigebrachte. Im Vordergrunde ſtehen Thematn, welche irgendwie an die deutſche Lektüre anknüpfen, etwa Situationsgemälde, Charakterzeich- nungen, Darlegung des Ganges einer dramatiſchen Handlung, Gedanken- gang eines Gedichtes, eines Monologes u. Hierzu kommen Betrachtungen, Erörterungen aus dem Gebiet der Geſchichte, des Lebens, der altklaſſiſchen Lektüre u.²⁾ Stoffſammlungen (bei deren Benützung oft Vorſicht not thut, weil faſt alle neben vielem Vortrefflichen auch nicht wenig Ungeeignetes, namentlich zu hoch Geſpanntes, enthalten) ſind überall zu finden; für II B bieten manches Brauchbare die Bücher von Heinrichs, Rehrein, Kriebiſch, Cholevius, Kluge, Götzinger, Wernede, Sinnig und Berndt. Vor Themen, die zu äſthetiſcher, moralischer oder religiöſer Schönrednerei herausfordern, iſt ſchon wiederholt gewarnt worden.

1) Und — ſelbſtverſtändlich! — in Beiſpielen vorgeführt und von den Schülern angewendet, z. B. in der Weiſe, daß man einen ganz unbilligen Aus- druck — ſogleich mündlich, zuweilen aber auch ſchriftlich zu Hauſe — mit Hilfe der verſchiedenen Tropen umwandeln läßt.

2) Produktive Begabung oder Neigung ſoll daneben auch genährt und in Zucht genommen werden; von Zeit zu Zeit mag daher neben einem Thema der bezeichneten Art ein anderes zur Wahl gegeben werden, welches Gelegenheit bietet, eigene Beobachtung, Empfindung oder Geſtaltungsgabe zu erwerben (frei- erfundene Erzählungen, Schilderungen u. ä.), ausnahmsweiſe wohl ſelbſt in poeti- ſcher Form.

Über die realistischen Elemente von Goethes „Hermann und Dorothea“.¹⁾

Von A. Hutcher in Cottbus.

Goethe hat bekanntlich auf keines seiner Gedichte einen größeren Wert gelegt, als auf „Hermann und Dorothea“. Dieses konnte er nach seinem eigenen Zeugnis niemals ohne die größte Rührung lesen. Besonders war es, wie wir aus Schillers Mitteilung wissen, der Hermanns Gespräch mit seiner Mutter enthaltende vierte Gesang, der ihm, als er denselben Schiller und dessen Gattin vortrug, die wehmüthvollsten Thränen entlockte. Offenbar konnte es nicht die selbstgeschaffene Form allein, sondern nur zugleich der dieser zu Grunde gelegte Stoff sein, welcher eine solche Wirkung auf den Dichter ausübte. Schon hiernach läßt sich daher die Vermutung aufstellen, daß der Stoff ein realistischer, aus Goethes eigenem Lebenskreise geschöpfter war. Inwiefern sich dies aus den im Gedichte vorhandenen Spuren bestätigt, mögen die folgenden Ausführungen zu zeigen suchen, in denen der Verfasser die sich ihm in dieser Beziehung darbietenden Beobachtungen zusammenstellen wird.

Nun liegt uns von Goethe selbst (Brief an F. Meyer vom 5. Dez. 1796) die Angabe vor, daß er das Gedicht ursprünglich auf nur sechs Gesänge angelegt habe. Hiervon waren die ersten vier, welche indessen den jetzigen fünften zum Teil mitumfaßten, bereits im Dezember 1796 soweit fertiggestellt, daß der Dichter sie später nur noch durchzusehen hatte. Der auf zwei weitere Gesänge berechnete Rest wurde ebenfalls noch im Dezember entworfen, während die abschließende Gestaltung des Gedichtes in seinem jetzigen Umfange erst im Jahre 1797 erfolgte. Inzwischen aber, im Verlaufe dieses Jahres, hatte Goethe nach den Tag- und Jahreshesten ein biblisches Thema, die Reise der Kinder Israhel durch die Wüste, zum Gegenstande einer kritischen Untersuchung gemacht. Die damals aufgenommenen biblischen Studien sind es nun, welche der ganze die Fahrt des Pfarrers und Apothekers zum Dorfe sowie deren Begegnung mit dem fremden Richter und endlich die Scene am Brunnen schildernde Abschnitt der Dichtung (Ges. V, 79 bis VII, 48) voraussetzt. Denn die hier behandelten Motive — das Auftreten des Richters, der Würde und Bezeichnung offenbar von den alten Führern des jüdischen Volkes erhalten hat und V, 226 geradezu mit Moses und Josua verglichen wird, die Erwähnung der heiligen Geschichte (B. 229), sowie die

1) Der Aufsatz wurde uns bereits im Juli 1887 eingeliefert.

Erscheinung Gottes im feurigen Busche (235), das geschäftsmäßige, durch eine Mittelsperson ins Werk gesetzte Betreiben der Verlobung nach Art der Juden, wie es dem Apotheker (VI, 256 fig.) vorschwebt, endlich die Begegnung des Paares am Brunnen, das Darreichen des Kruges von seiten des Mädchens und das Plaudern daselbst — alle diese Motive sind offenbar direkt der Schilderung der alttestamentlichen Bücher entlehnt. Hierin liegt der Beweis dafür, daß die betreffenden Partien erst im Anschluß an des Dichters im Jahre 1797 betriebene biblische Studien geschaffen wurden. Nehmen wir die weitere Angabe Goethes selber (Brief vom 18. Oktober 1796) hinzu, wonach die letzten beiden, Dorotheens Werbung und Heimführung darstellenden Gesänge ursprünglich etwa nur 600 Verse umfassen sollten, während die der jetzigen Anlage des Gedichtes nach jenen entsprechenden Teile aber etwa 1100 umschließen, so bleibt kein Zweifel, daß die der Differenz dieser Zeilen ungefähr entsprechenden 530 Verse (von V, 79 bis VII, 47), in denen der Pfarrer und Apotheker zum zweiten Male zu Augenzeugen des nach I 62—64 schon zuvor geschauten Juges gemacht werden, den Abschnitt bilden, welcher erst im Jahre 1797 dem Gedichte zugesetzt wurde. Seiner ursprünglichen Anlage nach entsprach daselbe somit genau dem Gange der aus der Chronik der Salzburger Emigranten entlehnten Erzählung, welcher Goethe sich bekanntlich in seinem Gedichte anschloß. Letztere bildete aber, wie wir nachzuweisen haben werden, nur den Rahmen, in den der Dichter einen selbsterlebten Stoff gefaßt hat. Welches war dieser Stoff und in welcher Beziehung stand dieser zum Dichter selber?

Was nun zunächst die der Schilderung zu Grunde gelegte Lokalität betrifft, so verdanke ich einer mündlichen Quelle die Mitteilung, daß dieselbe auf das genaueste derjenigen des thüringischen Städtchens Artern entspricht. Goethe ist, wie ich aus derselben, über sechzig Jahre zurückgehenden Quelle erfahre, der in dem Städtchen fortgepflanzten Tradition zufolge vielfach in diesem anwesend gewesen. Außer der Weimar benachbarten Lage war es der Umstand, daß er daselbst als die Wiege seines Geschlechts verehrte, welcher ihn dahinziehen mochte. Und wenn ursprünglich nicht eine Schar von übrerrheinischen Flüchtlingen, sondern, wie es die Chronik darbot, der Zug der vertriebenen Salzburger den Hintergrund seiner Darstellung bildete, so brauchte er den letzteren von der Stadt Gera, welche der Zug passiert hatte, nur etwa um zehn Meilen nordwestlich nach jenem Städtchen zu verlegen. Hier nun findet sich der Schilderung im Gedichte gemäß das Wirtshaus am Markte und daneben die Apotheke. Am Markte vorüber geht die Hauptstraße des Ortes, auf der wir im ersten Gesange den Pfarrer und den „Nachbar“ Apotheker dem Hause des Wirtes zuschreiten sehen. Rückwärts von dem

Gasthause am Markte führt durch Gärten ein aufwärtssteigendes Gäßchen auf einen Hügel, auf dem der uns aus dem Gedichte bekannte erhöht gelegene Weinberg — in älterer Zeit „Krausens Garten“ genannt, jetzt in Garten- und Ackerland umgewandelt — nicht fehlt. Zwischen Weinberg und Stadt zog sich früher die Stadtmauer, deren Pfortchen die Hausfrau durchschreitet. Das Städtchen selbst liegt, wie es in dem Gedichte geschildert wird, in einem „glücklichen Thale“, nämlich in der Goldenen Aue, rings von Hügeln eingeschlossen. Das im vierten Gesange erwähnte Gebirge scheint auf den angesichts der Stadt sich hinziehenden Kyffhäuser hinzudeuten. Die Lage des Weinberghügels zu der Stadt ist der im achten Gesange gegebenen Schilderung gemäß. Hermann und Dorothea schreiten dort vom Dorfe nach Hermanns väterlichem Hause zu, wobei ihnen die untergehende Sonne gegenübersteht. Nun ist die Situation der Umgebung in ihrem Verhältnis zur Stadt auf der Karte von Artern, welche mir vorliegt, nicht scharf zu erkennen; annähernd aber läßt sich in dieser Beziehung feststellen, daß der über den Weinberg hinausführende Weg von der Stadt aus als nach Norden laufend gedacht werden muß. Hermann hatte also bei seinem Rückwege die im Westen nieder sinkende Sonne, wenn auch in schräger Richtung, vor sich. Goethe scheint also, wenn anders dies aus der Übereinstimmung zwischen der natürlichen Lage von Artern und der fingierten des Städtchens im Gedicht geschlossen werden darf, bei seiner Darstellung jene Stadt und das Wirtshaus am Markte im Sinne gehabt zu haben. Es läßt sich auch ein besonderer Grund nachweisen, weshalb er den Ort der Handlung an den Ausgangspunkt seiner Familie verlegte. Der Kreis nämlich, der uns in dem Gedichte vorgeführt wird, ist, sofern wir nach den in demselben enthaltenen Hindeutungen schließen sollen, derjenige von des Dichters eigener Frankfurter Häuslichkeit.

Nun hat zwar Goethe in dem Gedichte, wie es jetzt vorliegt, ausgesprochenermaßen die Situation einer Landbau treibenden Kleinstadt zu Grunde gelegt. Wir wissen aber aus einer Mitteilung von dessen Freund Böttiger, daß er die Anregung hierzu dem Borgange Wosens mit der „Luise“ verdankte. „Dies“ (der ländliche Charakter des Gedichtes), sagte Goethe nach dessen Zeugnis wörtlich, „ist Wosens Verdienst, ohne dessen „Luise“ das Gedicht nicht entstanden sein könnte“. Wie wir schon gesehen haben, war denn auch Goethes Schöpfung in ihrer ursprünglichen Anlage, wie die „Luise“ ein auf ländlicher Grundlage aufgebautes Familienidyll, das mit einer Verlobung endigen sollte. Wenn daher, wie wir besonders hervorheben wollen, die Grundlage der Dichtung das Leben und Treiben eines Ackerbau treibenden Städtchens ist, so muß hierin der Einfluß des ländlichen Idylls erkannt werden, welches dem

Dichter als Vorbild diene. Indem nun letzterer sich nach einer diesen ländlichen Charakter aufweisenden Kleinstadt umsah, um dieselbe zum Schauplatz seiner Darstellung zu machen, mochte er auf das nahe gelegene Artern verfallen. Es war also, wofern sich uns unserer Vermutung zufolge der in dem Gedichte geschilderte Kreis als derjenige des Goetheschen Hauses erweisen sollte, der Ausgangspunkt der eigenen Familie, wohin der Dichter die letztere zurückversetzte.

Dagegen weisen deutliche Spuren in dem Gedichte darauf hin, daß dieses ursprünglich an einem ganz andern Orte, nämlich in Goethes Vaterstadt Frankfurt, spielen sollte. Daß der Dichter demselben die auf Böhens Einfluß zurückzuführende Schilderung landstädtischer Verhältnisse erst nachträglich zu Grunde gelegt habe, läßt sich schon aus dem Umstande entnehmen, daß er gerade die ersten drei (jetzt vier) Gesänge, welche jene Schilderung enthalten, nicht weniger als dreimal überarbeitet hat. Die wiederholte Umgestaltung derselben verrät schon, daß hier ältere und neuere Elemente miteinander verschmolzen werden mußten. Auf Frankfurt deutet schon die Erwähnung von Straßburg und Mannheim (III, 22. 23) als der dem Schauplatz der Handlung zunächst gelegenen Städte hin. Diese hatte der junge Goethe, wie es Hermann in dem Gedichte nach dem Wunsche seines Vaters soll, wirklich zu seiner Ausbildung besucht. Das dort ebenfalls erwähnte Frankfurt ist sicherlich erst später an die Stelle eines andern Ortsnamens getreten. Die der französischen Grenze benachbarte Lage von Goethes Vaterstadt mag für den Dichter geradezu die Veranlassung gewesen sein, statt der Salzburger Emigranten Flüchtlinge aus Frankreich einzuführen. Einzelne dem elterlichen Wohnhause in Frankfurt entlehnte Züge, mit denen das Haus des Wirtes im Gedichte ausgestattet ist, lassen erkennen, daß ersteres dem Dichter bei der Zeichnung des letzteren vorschwebte. So erinnert schon der Thorweg, in dem die Gesellschaft in dem Gedichte Platz nimmt, direkt an die thorwegartige Erweiterung der Hausflur, das sogenannte Geräms, worin sich der Kreis des Goetheschen Hauses zu versammeln pflegte. So führt uns der Hinweis auf das von Hermann bewohnte Dachstübchen (IV, 189. 190 und VIII, 73) offenbar das von Goethe selbst während seines Aufenthaltes im Elternhause benutzte Siebelzimmer des letzteren vor Augen. Eine deutliche Anspielung auf den Balken für Balken und Stockwerk für Stockwerk erspekenden Umbau dieses Hauses, wie ihn Goethes Vater unternommen hatte, liegt auch darin, wenn der Dichter III, 17. 18 Hermanns Vater im Hinblick auf die an dem eigenen Hause vollzogene Bauhätigkeit sagen läßt: „Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue Unterstüßung erwartet . . .“

Endlich zeichnen die Verse IV, 19—21, worin die hinter dem Hause des Wirtes gelegene Stadtmauer mit dem aus besonderer Gunst des Ahnherrn, des „würdigen Bürgermeisters“, durch dieselbe gebrochenen Pfortchen erwähnt wird, direkt die Lage des Goetheschen Grundstückes, an dessen Rückseite ebenfalls die Stadtmauer mit ihren der Familie durch den Einfluß von Goethes Großvater, dem Bürgermeister der Stadt, zugänglichen Pforten sich hinzog.

Daß, wie schon hier angedeutet sein mag, auch die Zeit, auf welche die in dem Gedichte gegebene Schilderung bezogen werden muß, dieselbe ist, wo Goethe noch in der uns hierin vorgeführten Frankfurter Häuslichkeit weilte, wird weiter unten näher zu zeigen sein. Erst später, nach Aufnahme der neuen Elemente, wurde dieselbe in die Zeit, in welcher sie jetzt spielt, die der Mitte der neunziger Jahre, verlegt.

Deutlich stellt denn auch der Dichter in den Personen des der „Luise“ nachgeschaffenen Familiengemäldes den Kreis der Seinen dar. Was zunächst das Elternpaar Hermanns betrifft, so hat man zwar schon längst die Ähnlichkeit mit Goethes eigenem Vater und Mutter erkannt. Wenn aber die Mutter Hermanns II, 140 dem verkürzten Vornamen von Goethes Mutter entsprechend als „Lieschen“, der Ahnherr der Familie als „der würdige Bürgermeister“ bezeichnet wird, so sind hiermit nicht bloß allgemeine Züge, die zur Ausstattung der Personen des Gedichtes verwandt wurden, sondern direkte Hinweise auf die Glieder des Goetheschen Hauses gegeben. Dem entsprechend tritt in der Figur von Hermanns Vater das Haupt der Familie des Dichters selbst in seiner ganzen charakteristischen Eigenart entgegen, wie diese sich in Dichtung und Wahrheit gezeichnet findet. Freilich ist dem landstädtischen Gepräge des Gedichtes zufolge der wohlhabende, manchen litterarischen Interessen ergebene Großstädter einer der neben ihren sonstigen Geschäften Landwirtschaft treibenden Honoratioren einer Kleinstadt, der Privatmann, der umsichtig und praktisch den Umbau des eigenen Hauses leitete, ein im kommunalen Verhältnisse thätiger Bauherr geworden. Die Art aber — und hierauf ist bereits hingewiesen — wie jener den Bau seines Wohnhauses ins Werk setzte, indem er dasselbe unter Beibehaltung des Grundgefüges in seinen einzelnen Teilen erneuerte, ist es, auf welche sich die Beschreibung III, 16—18 unmittelbar bezieht. Wenn es Vers 6 und 7 heißt:

„Was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen...!“

so sieht man hier trotz der Aufnahme der durch den neuern Charakter des Gedichtes bedingten Elemente aus der Erwähnung des auf die bezeichnete Weise umgeschaffenen Hauses, daß dem Dichter zunächst die

private Bauthätigkeit des Vaters vorschwebte. Im übrigen erkennen wir in der III, 12—20 geschilderten Sinnesweise des Wirtes die Ordnungs-
 liebe des Frankfurter Kaiserlichen Rats wieder, wie sie ein charakteristischer
 Zug desselben war. Sein Bildungsstreben ist es, auf das hier zugleich
 hingedeutet wird, und das sich im Gedichte wie in der Wirklichkeit in
 der ihn kennzeichnenden lehrhaften Weise äußert. Er selber ist es auch,
 der seinem eigenen Wunsche, sich in seinen Kenntnissen zu fördern, ent-
 sprechend, den Sohn ebenfalls höher hinaus haben möchte und ihn des-
 halb in die Schule geschickt und ihm die Lehrer gehalten hat, wie es
 ihm selber nicht geboten war. Ganz ähnlich wie der Wirt seinem Her-
 mann, so macht der alte Goethe nach Dichtung und Wahrheit, Buch I,
 dem Sohne den Vorwurf, daß er sich bei dessen Anlagen ganz anders
 benommen und nicht so lieberlich damit gewirtschaftet haben würde. Ihm
 selber war die aufbrausende Heftigkeit eigen, welche an dem Wirt in
 dessen Worten Hermann gegenüber hervortritt, sowie das stolze Selbst-
 gefühl, das, wie die übrigen Glieder des Hauses wissen, von andern
 umschmeichelt sein will, und das sich auch in seiner äußeren Haltung
 offenbart. Wenn Goethe nämlich den Wirt IV, 165—168 mit würde-
 voll gemessenen Schritten einhergehend schildert, so hat er dabei offenbar
 des eigenen Vaters gerade aufgerichtete, an Steifheit grenzende Haltung
 vor Augen. Um diese noch mehr hervortreten zu lassen, stellt der Dichter
 denselben mit Schlafrock und Mütze dar, einem Aufpuß, den er dem
 Großvater entlehnen mochte. Dieser nämlich stand ihm nach der Schilder-
 ung in Dichtung und Wahrheit nur in dem im Gedichte gemalten Kostüm
 in Erinnerung.

Bringt Goethe somit des Vaters ernstes und würdiges, auch in
 dessen äußerer Erscheinung sich wiederpiegelndes Wesen — und gerade
 die hier bezeichneten Züge waren es, die sich dem Gedächtnis des Dichters
 am festesten eingepägt hatten — an dem Wirt zur Darstellung, so
 veranschaulicht er die jenem fast entgegengesetzte Natur der Mutter an
 der Hausfrau. Die lebhaft-theilnehmende Art der Frau Rat tritt in den
 begierigen Worten hervor, mit denen der Dichter die Wirtin sich I, 100
 nach dem Schicksal der Vertriebenen erkundigen läßt; ihre Lust „zu
 fabulieren“ ist es, die er zeichnet, wenn er jener die lange, fingierte Er-
 zählung von dem Brande des Städtchens sowie der sich hieran an-
 knüpfenden Verbindung mit dem Gemahl in den Mund legt. Daß sie
 dabei direkt bei ihrem Vornamen und nach ihrer Abkunft bezeichnet wird,
 ist schon oben erwähnt. Wie die Wirtin, so stand auch sie, im Gegen-
 satz zu dem weit älteren Eheherrn, im liebevollen Einvernehmen zu dem
 ihr an Alter nicht so fernstehenden Sohne. Wie jene ihren Hermann,
 so ließ auch sie ihren Wolfgang nicht schelten, sondern nahm denselben,

wie ihn Gott ihr gegeben. Der ganze vierte Gesang giebt uns ein Bild von dem hiernach zwischen Mutter und Sohn obwaltenden traulichen Verhältnis, eine Scene, welche demzufolge wohl eine so rührende Wirkung auf den Dichter auszuüben vermochte. Wie endlich Hermanns Mutter IV, 266 flg., so mußte auch sie im Leben häufig zwischen des Vaters und des Sohnes heftigem Sinn sich mit seinem Gefühl ins Mittel legend einlenken. Sie verstand sich hierauf vermöge einer gewissen, auf genauer Menschenkenntnis beruhenden Schlaueit, wie sie die Hausfrau dem Wirte gegenüber zur Anwendung bringt, und so enthüllt sie selber IV, 150 flg. in der Rolle der letzteren die ihr eigene Geschicklichkeit, die rechten Mittel und Wege zu finden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Spiegelt sich nun hiernach in dem Wesen der Wirtin der Charakter der Frau Rat in deutlichen Zügen wieder, so wird dieser doch zugleich wiederum insofern von dem allgemeinen Gepräge des Gedichtes beeinflusst, als jener, wie auch ihrem in dem in der Figur des Wirtes geschilderten Gemahle, ländliche Geschäfte zugeteilt werden. Von diesen müssen wir natürlich absehen, um in der Mutter Hermanns die mehr im Innern des Familienkreises thätige Mutter Goethes selber erkennen zu können. Wie diese jedoch erscheint sie als die praktisch tüchtige Hausfrau und bildet so eine Parallele zur Elisabeth in Goethes Götz, deren Urbild bekanntlich ebenfalls Goethes Mutter gewesen ist.

Mehr noch als die charakteristische Art der Eltern ist das eigentümliche Wesen Hermanns sowie dasjenige Dorotheens durch die allgemeine Tendenz des Gedichtes bestimmt. Wir werden deshalb beide Gestalten in Verbindung mit der letzteren zu betrachten haben und gehen zunächst auf die dem uns vorgeführten Familienkreise ferner stehenden Personen, den Pfarrer und Apotheker ein. Von diesen ist letzterer in der dem Gedichte zu Grunde gelegten Erzählung überhaupt nicht, ersterer nur beiläufig erwähnt, insofern er hier nur als nachträglich zugezogener Beirat der Familie auftritt. Beide haben in dem Gedichte eine weitläufigere künstlerische Gestaltung erhalten, um als nur zur Ausstattung des Ganzen dienende Nebenfiguren gelten zu können. Dabei sind sie aber offenbar parallel gezeichnet, in der Art, daß der Apotheker eine eigens zu dem Zwecke erfundene Figur darstellt, um durch sein ergänzendes und kontrastierendes Gegenbild die Gestalt des Pfarrers in ein helleres Licht zu rücken. Aus der Stellung, welche sonach der letzteren zugeteilt wird, läßt sich schon schließen, daß der Dichter hierin ein selbständiges Charaktergemälde entwerfen wollte.

Der Pfarrer nun, welcher seinen konfessionellen Standpunkt so wenig hervortreten läßt, daß man nicht einmal genau hat entscheiden können, ob derselbe der protestantischen oder katholischen Kirche zuzuwenden

sei, ist Herder, den der Dichter so in dem Familienidyll in den Kreis der Seinen aus der Frankfurter Häuslichkeit einführt.

Auf jenen nämlich deuten die mancherlei, offenbar ihm selber entlehnten charakteristischen Züge hin, mit denen Goethe den Pfarrer des Gedichtes ausgestattet hat. Wie dieser nach I, 82. 83, so war es Herder, der weltliche und geistliche Gelehrsamkeit so harmonisch miteinander vereinigte. Dessen in der „Ältesten Urkunde“ niedergelegte biblische Forschungen sind es, auf welche sich der Vers direkt bezieht:

„Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung“.

Denn die darin behandelten Bücher Moses — nur auf diese paßt der obige Ausdruck, nicht auf die B. 81 erwähnten heiligen Schriften überhaupt — enthalten nach Herders in der „Ältesten Urkunde“ dargelegten Auffassung nicht bloß die Geschichte des ältesten Menschengeschlechtes, sondern „das erste Ritzel und Riesenvorbild der ganzen Menschengeschichte“. Insofern trifft auf sie auch der Ausdruck „enthüllen“ zu. Auch was den weiteren Ausdruck „Gesinnung der Menschen“ anlangt, so hatte Herder dieselbe aus den alttestamentlichen Schriften zu schöpfen gemeint. Denn nach dessen „Ältester Urkunde“ (Suphans Herder, Bd. VII, S. 168) zeigen dieselben „den wahren Wert alles menschlichen Lichtens und Trachtens“ . . . „das Menschenherz von Jugend auf und immerdar“. In diesem Sinne nennt jener die älteste Urkunde selbst auch den Abgrund der ganzen Menschengeschichte. Auf Herders Art, in seinen Predigten auf die Ereignisse der Zeit, auf die Bedürfnisse des Publikums Rücksicht zu nehmen, geht B. 80. Einen deutlichen Fingerzeig auf ihn enthält VI, 311. 312. Denn er war es, der wenn auch nicht einen jungen Baron, wie es im Gedichte heißt, so doch einen jungen Prinzen, den von Holstein-Eutin, als Reisegefährte nach Straßburg begleitet hatte. So erkennen wir auch in ihm, der auf den Dichter bei dem Zusammentreffen in Straßburg den Eindruck einer weit über seine Jahre hinausgehenden Gereiftheit gemacht hatte, I, 79 den Jüngling, der dem Manne näher, b. h. ähnlicher erscheint.

Schon hier zeigt es sich, daß die im Gedichte von Herder gegebene Schilderung auf eine frühere Periode, die der Jugendjahre desselben, zurückgeht. Auf diese Zeit führen noch andere Spuren hin, zunächst diejenigen, welche uns schon oben vermuten ließen, daß Goethe die Handlung seines Gedichtes ursprünglich in der Zeit seines Aufenthaltes im Frankfurter Elternhause spielen lassen wollte. Dazu gehört auch — falls wir in der Wirtin Goethes Mutter erkennen dürfen — die Angabe jener (II, 110 flg.), daß zwanzig Jahre — die Zahl ist offenbar abgerundet — verstrichen seien, seit sie dem Gemahl die Hand gereicht habe, eine An-

gabe, welche sich ungefähr auf den Anfang der siebziger Jahre bezieht, wo sowohl Herder in dem Alter des Pfarrers, als Goethe selber, der soeben aus Straßburg heimgekehrt war, in dem Hermanns stand. Dem Eindrucke nun, welchen Goethe von dem in dieser Zeit in Straßburg erworbenen Freunde und Lehrer gewonnen hatte, entspricht durchaus die in dem Gedichte von jenem in der Rolle des Pfarrers gegebene Schilderung.

Freilich vermiffen wir hier — um von den allgemeinen Hinweisen auf Herder zu der speziellen Zeichnung desselben überzugehen — an dem geistigen Bilde, welches der Dichter in der Gestalt des Pfarrers vorführt, einen in Herders Natur besonders ausgeprägten Zug, den ihn bei seiner sonst idealen Richtung beherrschenden Hang, zu tadeln und kritisieren, welchen Goethe in der in Dichtung und Wahrheit von dem Freunde gegebenen Charakteristik ausdrücklich hervorhebt. Indessen scheint der Dichter wenigstens in den Anfangsgesängen den Plan verfolgt zu haben, die bezeichnete Doppelnatur Herders auf zwei Personen zu verteilen, insofern deren positive Seite an dem Pfarrer, die negative dagegen, die Bitterkeit und Tadelsucht, an dem Apotheker zur Darstellung gebracht werden sollte. So spiegelt sich I, 70 flg. in den Worten des Apothekers, der hier zum ersten Male redend eingeführt wird, unmittelbar die von Goethe gezeichnete Art Herders wieder, über die Thorheit und Schwäche der Menschen Klage zu führen. In den späteren Theilen wird indessen die Figur des Apothekers überhaupt zu einem die Zeichnung der — in der Gestalt des Pfarrers verkörperten — idealen Persönlichkeit Herders ergänzenden Gegenbilde gemacht.

Um nun dem Freund, in dessen Sinnesart die philosophische, theologische und rein menschliche Betrachtungsweise auf das Innigste verschmolzen war, nach dessen positiver, auf das Vollkommene und Ideale gerichteten Seite vorzuführen, läßt er denselben in der Rolle des Predigers schon bei seinem ersten Auftreten I, 84 flg. die eigene, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ ausgesprochene Lebens- und Weltanschauung darlegen. Schon der B. 85 gebrauchte Ausdruck „gute Mutter Natur“ enthält eine von Herder mit Vorliebe gebrauchte Personifikation für die Gottheit. Die Worte (B. 89 u. 90): „wie schön sich die weltlichen Dinge gegen einander verhalten“ geben nur den in den „Ideen“ zu Grunde gelegten Gedanken wieder, daß überall in der Schöpfung ein harmonischer Plan walte. Die weitere Ausführung (B. 90 flg.) zeigt, daß mit dem Ausdruck „die weltlichen Dinge“ speziell die menschliche Natur gemeint sei, da in jenen Versen nur von der letzteren die Rede ist. Ebenso faßt Herder (Ideen, Bd. I, Kap. 1) die in dem Weltall herrschende Harmonie insonderheit in Bezug

auf die Geschichte und Bildung der Menschheit. Denselben Gedanken, daß die in der menschlichen Natur sich vollziehende Entwicklung (nach B. 86 und 87) nicht durch Verstand und Vernunft, sondern durch die in ihr wirkenden unmittelbaren Triebe geleitet werde, spricht Herder aus, wenn er (Bd. V, Kap. 5) sagt: „Die Vorsehung hat dem Menschen den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit verjagt, der seiner Vernunft statt des Instinktes hätte dienen können“. Das Ziel, wohin diese Entwicklung den Menschen führt, ist B. 92 bezeichnet mit den Worten: „Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht“. Der in den letzteren Worten liegende Zusatz deutet an, daß das Wort „das Gute“ sich nicht auf einen äußern Besitz, sondern auf eine innere Eigenschaft — in dem Sinne von „Güte“ — bezieht. Dem Dichter schwebt hier offenbar der Begriff der Humanität vor, welche Herder in seiner Schrift als das eigentliche Entwicklungsziel des Menschengeschlechts hinstellt. Auch die von Herder selbst dargelegte Art, wie dieses Ziel erreicht werden soll, giebt Goethe wieder, wenn er (B. 90 flg.) die natürlichen Reize als das Behikel bezeichnet, welches die Menschen von der niedern Stufe zur höhern emporhebt. Den hier zu Grunde gelegten Gedanken finden wir von jenem wiederholt ausgesprochen. So heißt es „Ideen“ V, 3: „Die Natur fördert den Menschen durch Erregung von Reizen und Bedürfnissen“. So auch V, 5: „Die sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Tiere der irdischen Haushaltung dienen, sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gefinnungen und Bemühungen werden“. Und endlich (ebendort): „Jedes der natürlichen Bedürfnisse sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte“. — „Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selber unbewußt, strebte.“ In diesen Stellen sind die beiden Seiten der auf Humanität gerichteten Entwicklung der menschlichen Natur zugleich bezeichnet, insofern diese eine Bervollkommnung im theoretischen und im praktischen Sinne in sich schließen soll. Beide werden von dem Dichter auseinandergelegt, indem er (B. 93) die Humanität zunächst als in der veredelten Gefinnung, sodann (B. 98) als im moralischen Handeln begründet nachweist.

Herders in den „Ideen“ entwickelte Philosophie — Goethe hatte jene Schrift von Anfang an mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt — findet sich noch an einer andern Stelle des Gedichtes ausgesprochen, nämlich IX, 46 flg. Herder selber, der auch hier in der Rolle des Geistlichen auftritt, legt in jenen Versen — wie denn dessen philosophischer und religiöser Standpunkt nicht voneinander zu scheiden ist — seine zugleich philosophisch und religiös gehaltene Auffassung von der Bedeutung des Todes dar. Dieser ist ihm, wie es schon in den „Ideen“ IV, 6

(5) und (6), V, 4 (am Ende) hervortritt, nur ein Durchgangspunkt von einem Dasein zum andern, der einerseits auf das Erdenleben als Schauplatz menschlicher Bethätigung, anderseits auf eine künftige Existenz als Stufe einer höheren Vollendung hinweist. Inwiefern die hier dem Pfarrer in den Mund gelegte Erörterung speziell die Denkweise Herders zum Ausdruck bringt, zeigt der Wortlaut einer von ihm im Jahre 1764 gehaltenen Grabrede, worin es heißt: „So nah' grenzt Tod und Leben, des Grabes und Ebens Aussicht aneinander! O Grab, was kannst du einem Menschen, einem Jünglinge sagen? — auch mir sagen, einem Jünglinge, der an dir Sterblichkeit und Leben kennen lernen will —?“ Wiederum bedient der Dichter sich der Figur des Apothekers, hier jedoch nur um durch Zeichnung des Kontrastes Herders geistiges Bild in ein um so helleres Licht zu stellen. Jenen läßt der Tod nur mit Schrecken an das Ende des Daseins, diesen mit frohem Bewußtsein rückwärts und vorwärts blickend an ein zwiefaches, ein vollendetes und ein von neuem beginnendes Leben gedenken.

Herders philosophisch-religiöse Richtung zeichnet Goethe ferner, wenn er die Worte des Pfarrers jeglichen dogmatischen Charakters entkleidet und ihn selbst den Verlobungsakt ohne alles kirchliche Ceremoniel vornehmen läßt. Ein positiver Zug des ersteren hingegen, die von jenem der rationalistischen Zeitströmung gegenüber namentlich in den „Provinzialblättern“ nachdrücklich betonte Forderung des Festhaltens am Glauben ist es, welche der Prediger I, 183 flg. erhebt. Die Religion wird hier wiederum der Herderschen Auffassung entsprechend nach ihrer zwiefachen Seite, nach ihrer Beziehung auf ein diesseitiges und ein jenseitiges Leben zur Geltung gebracht. Sie zieht nach Herders Lehre den Gläubigen trotz der dargebotenen Verheißung eines künftigen bessern Daseins nicht von dem Erdenleben ab, sondern giebt ihm vielmehr auch für dieses einen festen Halt im Glück wie im Unglück. Auf Grund dieser religiösen Gesinnung tritt der Pfarrer von neuem in Gegensatz zu dem Apotheker. Während dieser I, 170 bei der Erinnerung an das ihn selber bedrohende Unglück der Fliehenden in den Eindruck des Schreckens versunken erscheint, vermag jener auf den im Glauben begründeten Trost hinweisend seine Heiterkeit und Milde unererschüttert zu bewahren.

Wie das philosophische und religiöse, so läßt sich auch das religiöse und rein menschliche Element in Herders Natur nicht auseinander halten. In letzterer Beziehung erinnert das Bedeutende, Lehrhafte in des Pfarrers Worten an Herders eigene Redeweise. Die diesen auszeichnende Milde und Freundlichkeit, welche alle ihm Nahestehenden anzog, hebt der Dichter ausdrücklich durch die den Prediger charakterisierenden, stehenden Epitheta (I, 185 und anderswo) hervor. Die Anspruchslosigkeit inbezug

auf materielle Bedürfnisse, welche der Pfarrer dem Apotheker gegenüber (V, 13 flg.) zur Geltung bringt, sowie die großmütige Wohlthätigkeit, die er im Gegensatz zu der armtseligen des letzteren (VI, 192 flg.) ausübt, sind Einzelzüge, welche direkt Herders Wesen kennzeichnen. So ist es endlich auch dessen würdige, wahrhafte und schlichte Sinnesart, die sich dem hiermit kontrastierenden, Umwege und Schliche auffuchenden Verhalten des andern (VI, 123 flg.) gegenüber um so deutlicher abhebt.

Nun finden sich an dem Bilde des Pfarrers in Ges. V u. VI freilich auch Züge ausgeprägt, welche theils zur Charakteristik Herders nichts beitragen, theils auch geradezu dessen Eigenart widersprechen. So vertritt in letzterer Hinsicht (V, 9. 10) jener eine konservativ zu nennende Anschauungsweise, während Herder selbst bekanntlich den fortschrittlichen Ideen der französischen Revolution nicht abgeneigt war. Indessen sind, wie oben gezeigt wurde, gerade die mittleren Gesänge dem Gedichte erst nachträglich zugefügt, und so ist es zu erklären, daß hier der Gestalt des Geistlichen neben dem für Herder Charakteristischen auch manches ihm Fremde zugeteilt wird, soweit dies nämlich durch das infolge der neuen Bearbeitung veränderte Gepräge des Gedichtes bedingt war. Hierhin ist es namentlich zu rechnen, wenn der Herdern repräsentierende Pfarrer, wie wir soeben andeuteten, als Lobredner des ruhigen, nach Art der vom Landbau sich nährenden Kleinstädter beim Gegebenen beharrenden Lebensweise erscheint. In den übrigen, den ursprünglichen Kern des Gedichtes bildenden Theilen hingegen hat Goethe unseren Ausführungen gemäß systematisch den Plan verfolgt, in dem — bei seiner gläubigen Hoffnung auf ein jenseitiges Dasein — im Lehren und Handeln dem Irdischen zugewandten Pfarrer ein ideales Lebensbild von dem Freunde zu zeichnen, wie dieser ihm selber seit dem ersten Zusammentreffen entgegengetreten war.

Was nun schließlich noch die Gestalten Hermanns und Dorotheens betrifft, so ließ sich Goethe bei der Zeichnung derselben am meisten durch den Charakter des Gedichtes bestimmen. Hermanns Sinnesart zunächst war in ihren allgemeinen Zügen theils hierdurch gegeben, da der Jüngling der ländlichen Grundlage des Gedichtes entsprechend aus einem Landwirthschaft treibenden Hause hervorgehen mußte, theils durch den Gang der dem Dichter vorliegenden Erzählung, wonach jener, nachdem er sich trotz der öfteren Mahnung von seiten des Vaters zur Heirat nicht hatte entschließen können, endlich ein Mädchen aus dem Buge der Vertriebenen heimführte. In der näheren poetischen Gestaltung aber, welche Goethe dem letzteren Motiv giebt, ist eine Beziehung auf dessen eigenes Leben nicht zu verkennen. Denn wenn zunächst Hermann nach II, 187 flg. dem Wunsche des Vaters zufolge sich München, die Tochter

des reichen Kaufmanns, zur Verlobten erwählen soll, so war es Goethe selber, der in seiner Jugend nahe davor gestanden hatte, sich mit der unter dem Namen Lili bekannten Bankierstochter aus Frankfurt zu verbinden, einem Mädchen, das seinerseits ebenso wie jene eine Kofette war, die für den ganz nach Hermanns Art zu jener Zeit im verben Rock und mit unfrisierten Haaren erscheinenden jungen Goethe wenig paßte. Auch was des letzteren Auftreten in dem eleganten Bankiershaufe anlangt, so zeichnet er sich selber, ähnlich wie Hermann, wenn er sich in „Lilis Part“ als den Bären darstellt, der „ungeleckt und ungezogen“ unter den Modemenschen in Lilis Umgebung nur Unbehagen fühlte. Auch er hatte, wie dies II, 218. 219 im einzelnen vor Minchens Liebhaber erwähnt wird, um sich in der vornehmen Gesellschaft zeigen zu können, die Haare der Mode gemäß frisiert und einen Rock nach neuem Zuschnitt angelegt. Der an Hermanns Charakter bezeichnete Zug, die wenig aus sich heraustretende und nicht vorwärts strebende Art, welche jenem III, 42. 43 von seinem Vater zum Vorwurf gemacht wird, entspricht ebenfalls einer von seiten des alten Rats oft nachdrücklich gemißbilligten Seite von des jungen Goethes Charakter. Ein spezielles Vorkommen aus den Knabenjahren des Dichters selber, das diesem auch später in lebendiger Erinnerung geblieben war, ist es, worauf IV, 162—164 angespielt wird. Auch Goethe hatte (nach Dicht. und Wahrh. (Buch) II) in früher stoischer Gewöhnung, körperlichen Schmerz zu ertragen, den mutwilligen Mißhandlungen von seiten seiner Kameraden standhafte Duldung entgegengesetzt. Während dieses aber einzelne Züge sind, die sich auf des Dichters Jugend beziehen — und diese lassen, wie auch andere schon oben hervorgehobene Spuren darauf schließen, daß das Gedicht ursprünglich in einer früheren Zeit spielen sollte —, so enthält die ganze eigentliche Handlung desselben, die Werbung und Heimführung Dorotheens — und hiermit sind wir auf diese Gestalt selbst hingeleitet — einen Hinweis auf Goethes spätere Lebensperiode, in der das Gedicht wirklich geschaffen wurde. Der Dichter scheint, wie er überhaupt in den Rahmen der ihm vorliegenden fremden Erzählung, deren Umrisse ihm einige Ähnlichkeit mit seinen eigenen Lebensverhältnissen darbieten mochte, einen selbsterlebten Stoff kleidete, so unter dem Bilde der von ihm geschilderten Heimführung des fremden Mädchens von seiten des wohlhabenden Bürgersohnes die Verbindung haben darstellen wollen, die er selber mit Christiane Vulpius eingegangen war. Diese mag in der That die charakteristischen Züge für die Zeichnung Dorotheens hergegeben haben. Denn sie, welche dem Dichter, wie Dorothea ihrem Hermann, als Fremde mit einer Fürbitte für andere entgegengetreten und ihre Verwandten verlassend ihm zunächst als Dienerin gefolgt war,

schwebte jenem, wie die an sie gerichteten Römischen Elegien beweisen, in derselben Verklärung vor, in der Hermanns Verlobte in dem Gedichte dargestellt wird.

Insbefondere aber ist es die sich gleichzeitig mit dem Ablauf der Handlung an dem Charakter Hermanns vollendende Entwicklung, welche Goethe selber zur Zeit der Entstehung des Gedichtes an sich erfahren hatte, eine Entwicklung, welche unmittelbar mit der dem Gedichte zu Grunde gelegten allgemeinen Tendenz zusammenhängt. Der Dichter bezeichnet die letztere V, 76 mit den Worten: „Wahre Reigung vollendet sogleich den Jüngling zum Manne“, ein Vers, der wahrscheinlich zu denjenigen gehört, welche Goethe erst nachträglich eingeschoben hat, „um das Ganze klarer und faßlicher“ zu machen. Dieselbe besteht hiernach nicht in dem äußern Abschluß des Bundes der Liebenden, sondern in der Charakterentfaltung, welche sich auf Grund dessen in dem Jünglinge vollzieht, insofern dieser durch den Einfluß der Liebe zu Dorotheen das frühere dumpf hinbrütende Wesen mit der zielbewußten männlichen Reife des Mannes vertauscht. Hiermit nimmt das Gedicht eine in des Dichters gleichzeitigem Entwicklungs gange begründete Wendung, da auch er, der bis zu seinem Aufenthalte in Italien mehr einem unruhig strebenden, noch nicht zur vollen Lebensreife herangebildeten Jünglinge geglichen hatte, erst seit dieser Zeit zu der ruhigen Klarheit des vollendeten Mannesalters hindurchgedrungen war. Zum Bewußtsein dieses Umschwunges kam Goethe aber, wie Hermann in dem Gedichte, erst an der Hand der ihm vom Schicksal zugeführten Lebensgefährtin. Demgemäß mochte er die Vollendung der eigenen Entwicklung, wie dies in dem Gedichte an dem Bilde Hermanns dargestellt erscheint, dem Einflusse seiner Verbindung mit jener zuschreiben, die ihm zuerst „persönliche Befriedigung und volles, klares Behagen gewährte.“ Das den Dichter selber befeelende Gefühl der durch die gewonnene Häuslichkeit auf fester Unterlage gegründeten Existenz scheint es jedenfalls zu sein, das sich in dem in Hermanns Worten am Schlusse des Gedichtes enthaltenen patriotischen Aufschwunge dem drohenden Umsturze aller sozialen Verhältnisse, wie sie der Dichter zu ahnen glaubte, entgegenstemmt.

So ist es — abgesehen von den später aufgenommenen, auf die französische Revolution bezüglichen Elementen — durchweg ein dem eigenen Lebenskreise entlehnter, im Laufe der Jahre sich zusammenfügender Stoff, den der Dichter seinem Idyll zu Grunde gelegt zu haben scheint, ein Stoff, welcher den an seinen Urstü zurückversetzten häuslichen Kreis desselben und die von ihm diesem Kreise zugeführten Glieder, den Freund seines Lebens und die zur Gattin außersehene Hausgenossin umfassen sollte. Erst nach Aufnahme jener ursprünglich fremden Bestandteile hat

das Gedicht seinen jetzigen Charakter erhalten. Indem uns nämlich hierin der die Revolution nach ihren Ideen und Wirkungen veranschaulichende Zug der Vertriebenen selbst vor Augen geführt wird, ist dieser nicht mehr gleichsam nur die Flutwelle, welche dem Jüngling die Geliebte auswirft, sondern ein selbständiges weltgeschichtliches Kulturbild, dem gegenüber das nach dem Boscischen Muster entworfene Familiengemälde sein idyllisches Gepräge abstreift und einen mehr typischen Charakter annimmt. Es ist das auf festem, wenn auch entwicklungsfähigem Boden beruhende deutsche Familienleben überhaupt, auf das der Dichter angeblickt der ihn selber erschreckenden revolutionären Bewegung an dem Beispiele eines vor unsern Augen sich schließenden Ehebundes ein neues, jener mutig entgegentretendes Geschlecht begründet. Er begründet es, indem er die innere Entwicklung zeigt, welche sich zugleich mit dem äußeren Eingehen des Ehebundes vollzieht, insofern der Mann erst hierdurch die zu Opfern bereite Gesinnung entfaltet. So hat das Ganze statt des ursprünglich idyllischen Charakters eine politisch-patriotische Tendenz erhalten, indem es das deutsche Familienleben, in das auch die durch die Revolution von dem festen Boden losgerissene Vertriebene als sichern Post eingeführt wird, als den Damm nachweist, welcher die von Frankreich hereinbringende, alles Bestehende erschütternde Bewegung abzuwehren geeignet erscheint.

Fassen wir nun zum Schluß noch die Ergebnisse unserer Untersuchung kurz zusammen, so betreffen dieselben hauptsächlich folgende Punkte: Zunächst hat Goethe unserer Auffassung zufolge nicht, wie sonst wohl angenommen wird, aus der Erzählung von den Salzburger Emigranten den Anlaß für seine Dichtung genommen, sondern er hat den Stoff in seinen wesentlichsten Grundzügen unabhängig von dieser Quelle mit selbständiger schöpferischer Kraft aus dem eigenen Erfahrungskreise aufgefaßt und gestaltet. Hiermit stimmt Schillers Bericht, daß er den Stoff schon Jahre lang vor der Ausführung des Gedichtes mit sich herumgetragen habe. Die Erzählung selbst konnte nur den Rahmen hergeben, um jenen Stoff hineinzulegen. Ferner aber hat Goethe nicht, etwa um im Wett-eifer mit Bosc ein Muster der epischen Dichtungsform aufzustellen, zu dem aus seinem Leben geschöpften Motiv gegriffen, sondern umgekehrt, wie er es in den meisten seiner Schöpfungen gewöhnt war, von dem Gegebenen auszugehen, zunächst einen realistischen Gegenstand ins Auge gefaßt, um denselben erst in der Folge, unter Verschmelzung mit anderen sich ihm anbietenden Elementen, im dichterischen Idealisierungsprozeß seine endgiltige künstlerische Gestaltung finden zu lassen, ein Vorgang, der freilich nicht, wie wir denselben zu zergliedern gesucht haben, als mit bewußter Planmäßigkeit, sondern, wie alles poetische Schaffen, als unmittelbar

und instinktiv ins Werk gesetzt zu denken ist. Wenn daher Scherer von „stilvollem Realismus“, als einer besonderen Periode der Goetheschen Dichtung spricht, so steht dem nichts im Wege, auch Goethes „Hermann und Dorothea“ unter diese Dichtungsart einzubegreifen.

Gingegangene Anfragen,

beantwortet von der Leitung des Blattes.

1. A. S., Wien. Sagt man: kein Federlesen machen oder kein Federlesens machen? Hat Goethe nur des Reimes wegen gesagt: Macht mir nur kein Federlesen? — Antwort: Kein enthält ursprünglich keine Verneinung und bedeutete soviel wie irgend ein, irgend welcher (gefürzt aus mhd. dehein, dekein). Wie nun ein häufig mit dem Infinitiv verbunden wurde (z. B. Das war ein Jubeln und Lachen; das war ein Freuen, wenn er wieder kam. Schiller. u. s. w.), so auch kein, und dieser Infinitiv trat auch dann noch zu kein, als es bereits eine Negation ausdrückte, z. B. kein Entrinnen, kein Zweifeln, kein Hoffen, kein Aufhören u. s. w. — Der Genetiv des Infinitivs erklärt sich daraus, daß ein „nicht“ zu kein gesetzt wurde; bei „nicht“ stand im Altdeutschen ganz allgemein der partitive Genetiv. Man sagte also z. B.: Da war keines Bleibens nicht, später mit unverändertem kein: Da war kein Bleibens nicht. Dieser Genetiv des Infinitivs blieb auch dann noch, als das „nicht“ bei kein verschwand und in das Wort selbst stillschweigend mit aufgenommen wurde, z. B. kein Rühmens, kein Aufhebens, kein Redens machen u. s. w. Es ist also beides berechtigt, und man kann ebenso gut sagen: kein Federlesen machen, als: kein Federlesens machen. Weiteres siehe bei Rudolf Hildebrand in Grimms Wörterbuch unter kein, wo ganz Vortreffliches über die geschichtliche Entwicklung des Wortes beigebracht ist. Die angezogene Stelle aus Goethe heißt aber: „Nicht so vieles Federlesen!“ (West-östlicher Divan, XII. Buch des Paradieses 4.)

2. B. F., Berlin. Empfiehlt es sich zu interpungieren: Berlin, den 19. September? Sollte es nicht besser sein, das Komma fortzulassen? Im Satz werden Orts- und Zeitbestimmungen doch auch nicht durch Kommata getrennt. — Antwort: Der Brauch, in Briefen die Angabe des Ortes von der Angabe des Datums durch ein Komma zu trennen, ist alt und allgemein verbreitet. Das Komma erklärt sich wohl daraus, daß man beide Angaben als selbständige betrachtet und sie sich etwa entstanden denkt aus den Sätzen: „Geschrieben zu Berlin“ und: „Geschrieben den 19. September“. Ein dringender Grund, gegen diesen Brauch anzukämpfen, liegt nicht vor.

Sprechzimmer.

Wir bringen folgende Zuschrift zum Abdruck:

Ich bin ein großer Freund unsrer Schriftsprache, aber ein ebenso großer Freund der Mundarten. Von jeher hegte ich die feste Überzeugung, daß der Anfangsunterricht in unsrer Muttersprache viel fruchtbringender gestaltet werden könnte, wenn er sich mehr an die Mundarten anschlöffe. Wäre es nicht ein verdienstliches Unternehmen, wenn in Ihrer Zeitschrift einzelne Kenner dieser oder jener Mundart zeigten, wie die von den Schülern gesprochene Mundart nach und nach durch den Schulunterricht in Schriftdeutsch umgesetzt werden könne? Und zwar müßten die verschiedenen Mundarten getrennt behandelt werden. Ich möchte diesen Gedanken allen Freunden eines naturgemäßen deutschen Unterrichts dringend ans Herz gelegt haben.

Hamburg.

Dr. A.

R. Jonas, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten zusammengestellt. Dritte Auflage. Berlin 1886. R. Gärtner.

Das Buch, im Anschluß an Dittes („Lehrbuch der praktischen Logik“ und „Lehrbuch der Psychologie“) geschrieben, ist für Primaner bestimmt und soll nur das enthalten, was der Schüler an positivem Material sich aneignen muß. Der Ausführung des Lehrers soll dabei der weiteste Spielraum gelassen bleiben. Das kann natürlich trotz der für diesen Zweck sehr angemessenen Kürze (23 Seiten) nur dann geschehen, wenn der Lehrer mit allen leitenden Gedanken und Begriffsbestimmungen einverstanden ist. Da nun das Buch seit 1881 im vorigen Jahre die dritte Auflage erlebt hat, so ist anzunehmen, daß bei vielen Lehrern des Deutschen in Prima solches Einverständnis vorhanden ist. Auch ich bin mit vielem einverstanden, mit allem aber nicht, da mir einzelnes für solchen kurzen Abriß unnötig, anderes nicht scharf genug ausgedrückt, einiges auch unrichtig zu sein scheint. Es ist meine Pflicht, dieses Urteil durch Nachweisungen zu begründen.

Für unnötig halte ich gleich auf Seite 5 (der ersten des Textes) die Aufzählung der Aristotelischen Kategorien in deutscher Übersetzung. Soll diese geschichtliche Kenntnis für den Schüler als unentbehrlich gelten, so hätten nach meiner Meinung entweder die griechischen Kunstausdrücke beibehalten werden müssen, oder, wenn die Rücksicht auf Realgymnasien das nicht zuließ, hätte die Übersetzung eine genauere sein sollen; es durften nicht Verba und Adverbia und Adjektiva durch Substantiva wiedergegeben werden, vor allem aber nicht Verba zum Teil wieder durch Verba, zum

Teil durch ein Substantivum (Page). Es ist von großer Bedeutung, daß innerhalb der Aristotelischen Kategorien gerade nur die erste in substantivischer Form auftritt. Aber die an die Spitze des Buches gestellte Ansicht, daß die „Ordnung der Erkenntniselemente durch die sogenannten Kategorien geschehe“, trifft nach heutiger Erkenntnis weder für die Aristotelischen, noch für die Kantischen (gleichfalls aufgezählten) Kategorien zu.

Der Begriff soll (S. 5) die Vorstellung des Gemeinsamen einer ganzen Anzahl von Gegenständen oder Vorgängen sein. In einer Definition muß ängstlich jedes müßige Wort vermieden werden. Entweder ist nun aus diesem Grunde die Hinzufügung von „ganzen“ zu tadeln, oder, falls es nicht müßig ist, bleibt unklar, welche Modifikation durch diese Hinzufügung beabsichtigt ist. Dagegen fehlt in der Definition das Merkmal des Wesentlichen, wodurch sich doch der Begriff von der Allgemeinvorstellung unterscheidet. Und endlich warum nur „von Gegenständen und Vorgängen“? Warum nicht auch von Eigenschaften? Der Verf. hätte statt Vorgänge lieber Zustände nennen sollen, da sich die Eigenschaften wohl als bleibende Zustände, aber nicht als Vorgänge denken lassen.

Für die einfachen Begriffe, die nur ein Merkmal haben sollen, wären wohl Beispiele recht nötig gewesen; ich kenne überhaupt nur einen einzigen Begriff, auf den die Beschreibung paßt, nämlich den des „etwas“. Der Verf. hat mehrere im Sinne und bezeichnet gelegentlich (S. 8) thun als solchen einfachen Begriff. Das will mir nicht einleuchten. Merkmale des Thuns sind doch mindestens ein menschliches (wenigstens animalisches) Subjekt, Zeit, Ort, Zweck, Veränderung.

Denselben Terminus (Wechselbegriff) für Landmann — Bauer und für Herr — Knecht anzuwenden (S. 6) ist bedenklich. Das zweite Beispiel würde ich unter die relativen Begriffe ordnen; aber auch Landmann — Bauer scheinen mir keineswegs Wechselbegriffe zu sein, sondern der erste ist ein dem zweiten übergeordneter Begriff.

Unverständlich ist es mir, wie Achteck (S. 6) dem Begriff Viereck untergeordnet sein soll, da es ein wesentliches Merkmal des Vierecks ist, nur vier Ecken zu haben. Unrichtig ist es auch grün dem Begriff Farbe unterzuordnen; statt Farbe hätte es heißen sollen farbig. Denn eine ausdrücklich als unselbständig bezeichnete Eigenschaft kann nicht als Art einer als selbständig bezeichneten untergeordnet werden.

Auf Seite 8 würde dem Schüler der Unterschied von analytischen und genetischen Definitionen klarer werden, wenn wenigstens einmal auf denselben Begriff beide Arten angewendet worden wären. Statt dessen giebt der Verf. analytische Definitionen von der Poesie und von der Philosophie, und genetische von der Fabel und vom Kreise.

Daß der Division (S. 8) ein nicht wesentliches Begriffsmerkmal zu Grunde gelegt werden müsse, ist vielleicht nur eine Übereilung im Ausdruck. Statt „nicht wesentliches“ hätte es heißen sollen „änderungsfähiges“ (modifizierbares).

Was Seite 9 über Partition und ihr Verhältnis zur Division gelehrt wird, ist in mehr als einer Hinsicht recht bedenklich. Zu einer ganz sonderbaren Auffassung über die Partition müßten die Schüler gelangen, wenn sie folgenden Satz ernst nähmen: „Partition ist ... die Verteilung eines Ganzen (und zwar eines Einzeldinges oder auch eines Begriffes) in seine Bestandteile“. Oder auch eines Begriffes? Handelt es sich nicht immer nur um Begriffe? Das Einzel Ding, auf das ich den Begriff Baum (dies Beispiel giebt der Verf. selber) anwende, könnte ich doch nur durch Zerfägen, aber nicht durch eine logische Operation zerteilen. Das ist das wissenschaftlich Bedenkliche auf dieser Seite; aber auch gegen den hier im Interesse der Schüleraufgabe gegebenen Wink, daß in den Erörterungen von Begriffen (der Verf. meint abstrakte Begriffe) vorzugsweise die Division anzuwenden sei, muß ich mich entschieden erklären. Erstens nämlich kann ohne (wenigstens unbewusste) Anwendung der Partition überhaupt keine Division gemacht werden, und zweitens ist nichts nötiger als die Schüler zu einer bewußten Anwendung gerade der Partition anzuleiten. Mit Divisionen kommen sie schon von selber und oft mit recht überflüssigen und für eine klare und erschöpfende Bearbeitung der Aufgabe unzumutbaren. Natürlich wird man ihnen die Partition zunächst an konkreten Begriffen zeigen, wo sie leicht zu finden ist, dann aber auch an abstrakten, wo sie zwar nicht immer leicht gefunden wird, ihre Aufsuchung dafür aber auch eine treffliche Schulung des Denkens ist.

In der Definition des Urteils würde ich glauben, nicht ohne Hilfe der Begriffe Wahrheit und Unwahrheit oder Bewußtsein der Gültigkeit auszukommen. Der Verf. nennt aber (S. 11) Urteil einfach „die Denkform, in welcher das Verhältnis von Vorstellungen zu einander dargestellt (eine Vorstellung durch die andere bestimmt) wird“. Ich fürchte sehr, daß nach dieser Definition der Schüler nicht begreifen wird, warum die sich bestimmenden Vorstellungen in den Verbindungen „den Freund besuchen“ „Frankfurt am Main“ „gelehrte Männer“ keine Urteile sein sollen. Und sie sind doch nicht Urteile selber, sondern Ergebnisse früherer Urteile.

Auch den Schluß der allgemeinen Belehrung über das Urteil kann ich nicht billigen: „Noch ist zu bemerken, sagt der Verf. „daß die Kopula „ist“ hier durchaus nicht wirkliche Existenz bedeutet (z. B. in dem Urteil „Apollo ist der Gott der Dichtkunst“ bedeutet „ist“ nicht wirkliche Existenz).“ Was meint wohl der Verf. mit dem Wort hier? Soll

es bedeuten: in allen Urteilen? Dann möchte ich wohl wissen, ob in dem Satze „Blei ist schwerer als Eisen“ eine wirkliche Existenz behauptet wird, und, wenn die Frage bejaht wird, wodurch sie behauptet wird. Wie fängt man es denn an, durch sprachliche Mittel eine wirkliche Existenz zu behaupten, wenn man gerade das dafür in der Sprache vorhandene Wort zu diesem Zweck verschmährt? Der Verf. hat wohl sagen wollen, daß das Wort ist keineswegs immer eine äußerliche Wirklichkeit bezeichnen soll, daß oft genug, wie in dem Beispiele von Apoll, nur eine wirkliche Existenz in der menschlichen Seele behauptet werde, und daß man es dem Worte nicht ansehen könne, ob diese weniger umfassende oder jene mehr umfassende, aber immer wirkliche Existenz gemeint sei. Es ist doch recht bedenklich, die Schüler zu dem Wahne zu verleiten, daß nur das äußerlich Vorhandene wirklich sei, dagegen das immer nur Innerliche auf dieses Prädikat keinen Anspruch habe.

Die Urteile sollen (§. 12) nach den Kantischen Kategorien eingeteilt werden, und doch verschwinden auf §. 13, wo nach den kombinierten Kategorien der Dualität und Quantität eingeteilt wird, die nach Kant auf §. 12 angenommenen singulären Urteile gänzlich. Dieses Verschwinden ist nach meiner Meinung nun zwar ganz in der Ordnung; dann war aber die ursprüngliche Annahme ein methodischer Fehler. Oder wenn der Verf. meint, daß die singulären Urteile doch in der That in den vier Klassen enthalten seien, hätte er andeuten müssen, ob er sie mit zu den uniduellen oder zu den partikulären stellen will. Freilich hätte er dann schon auf §. 12 diese Einordnung vornehmen müssen, und die Einteilung nach den Kategorien wäre in Bezug auf die Quantität ebenso gestört worden, wie sie es jetzt schon in Bezug auf die Dualität ist, wo die dritte Klasse (die „sogenannten unbestimmten Urteile“) eingeklammert und als eigentlich bejahende Urteile bezeichnet werden.

Wenn auf §. 15 aus dem Urteil „alle Säugetiere atmen durch Lungen“ das Urteil abgeleitet wird „der Walfisch atmet durch Lungen“, so geschieht das nicht durch Subalternation, wie unrichtig angegeben wird, sondern es ist ein Schluß nach Barbara, in welchem der Untersatz „alle Walfische sind Säugetiere“ nur ausgelassen ist.

In der Logik ist das eben Erörterte das Wesentliche, was ich auszustellen habe; ich übergehe einzelne Ungenauigkeiten, die weniger von Belang sind. Die psychologischen Belehrungen (§. 20—27) enthalten nicht so vieles, was zum Widerspruch herausforderte, weil es nachweisbar unrichtig wäre, wohl aber einzelnes, was mehr auf individueller Überzeugung, als auf sicheren wissenschaftlichen Gedankengängen zu beruhen scheint. Unbrauchbar für die Schule scheint mir die von der Vernunft gegebene Erklärung; auffallend ist es, daß die Wert-

gefühle nur unter die sympathischen subsumiert werden, nicht auch unter die moralischen und ästhetischen. Vermißt habe ich eine Belehrung über Motive und Zwecke und die verschiedenen Richtungen des menschlichen Wollens. Dagegen hätte ich gern verzichtet auf das, was über die Temperamente gelehrt wird. Der Verf. thut nämlich nichts anderes, als daß er sanguinisch durch reizbar, lebhaft; phlegmatisch durch ruhig, besonnen; melancholisch durch innerlich, alles zu Gemüt ziehend; cholericisch durch abwehrend, selbstthätig übersezt. Ich finde hierin keinen Versuch einer wissenschaftlichen Einteilung. So ist z. B. der Sanguiniker vom Cholericer wahrlich hier nicht durch irgend ein klares Merkmal unterschieden. Will man die alte Lehre von den Temperamenten für Wissenschaft und Schule wirklich brauchbar machen, so wird man wohl, wie ich es in meinem „Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima“ S. 80 ff. gethan habe, sich auf die Annahme von drei Temperamenten beschränken müssen, welche sich dann durch ganz klare Merkmale unterscheiden lassen, und wird dem Melancholiker weder sanguinisches, noch phlegmatisches, noch cholericisches Temperament absprechen, sondern in ihm eine besondere Lebensrichtung erkennen, welche von seiner Werthschätzung der Lebensgüter abhängt.

Ich würde mich freuen, wenn der Verfasser die hervorgehobenen Mängel in einer neuen Auflage beseitigte.

Berlin.

Franz Kern.

Michael Haberlandt, Indische Legenden. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. 1885. XVI, 78 S. M. 1.

Seitdem Goethe seine indische Legende „Der Gott und die Bajadere“ und seine Trilogie „Paria“ schrieb, seitdem er im west-östlichen Divan nach dem arabisch-persischen Osten flüchtete, um Patriarchenlust zu kosten, hat sich die deutsche Dichtung mit Vorliebe der orientalischen Poesie zugewandt. Wer dächte hier nicht an Friedrich Rückerts herrliche Dichtungen, an Platens Ghafelen und an Bodenstedts Lieder des Mirza-Schaffy? Goethe selbst sagt über diese Richtung unserer Dichtung, daß „der fremde Hauch nicht unwillkommen war, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Äthers genießen ließ“. Er fand in ihr einen Hinweis auf „Höheres, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist“. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der reine blaue Äther des Orients, von dem Goethe spricht, am herrlichsten in der indischen Poesie und Sage leuchtet und daß die indische Dichtung die persische und arabische an Gehalt und Geist weit überragt.

Als ein glücklicher Gedanke muß es daher erscheinen, wenn Michael Haberlandt die tiefpoetischen und sittlich erhabenen Anschauungen des indischen Geistes in „indischen Legenden“, die er nicht etwa aus dem Indischen übersezt, sondern frei nach indischen Motiven gedichtet hat, uns zu übermitteln sucht. Besser als ganze Bände gelehrter Forschung führen uns die zwölf Legenden Haberlandts in den Geist des indischen Wesens ein. Sechs dieser Legenden sind dem brahmanischen Ideenkreise entnommen, die andern sechs spiegeln den buddhistischen Geist wieder. Mitten im Geräusch unserer Zeit, die das Aufregende und Frickelende, das Sensationelle und Nervenerschütternde auf den Thron gehoben hat, erklingen die schlichten und milden Töne dieser Legenden wie Stimmen aus einer entlegenen, längst entschwundenen Welt. Aber gerade diese ruhige und sinnende Betrachtung der Welt und ihrer Rätsel, der Sittlichkeit und ihrer Probleme thut unserm Zeitalter so not und kann — recht erfaßt und weiter geführt — unsere Zeit von schweren Verirrungen und Krankheiten heilen.

Sind die Legenden Haberlandts empfehlenswert, weil sie uns in vorzüglicher Weise in das indische Sinnen und Grübeln einführen, so hätten sie doch aus diesem Grunde immerhin noch keine Berechtigung in unserer Poesie; ja, wenn sie nur diesen Zweck verfolgten, so würden wir keine Feder rühren, um sie hier zur Besprechung zu bringen. Wir würden im Gegenteil uns für verpflichtet halten, sie ebenso nachdrücklich zu bekämpfen, wie gewisse ägyptische und andre bedauerliche Verirrungen unsrer Romanlitteratur. Aber die Haberlandtschen Legenden sind weit mehr als bloße Einführungen in indisches Wesen: sie sind wahre und echte Poesie, sie rühren an das Allgemein-Menschliche, was allen Völkern und allen Zeiten angehört. Mit mildem Glanze leuchten sie in die Tiefen des Herzens. Wie tiefen Gehalt zeigt z. B. die Legende „Der Lehrpreis“, in welcher ein mit fürstlichem Reichtum gesegneter Mann die Schätze des Geistes höher stellt als allen irdischen Besitz, und den Weisen Raikwa, der nichts hat als seine hohe Geistes- und HerzenSBildung, aufs höchste ehrt. Wie ruhig bleibt der Weise den Gaben des Reichen gegenüber! Die Welt und ihren Glanz verachtend spricht er:

„Was brauch' ich den Wagen, die Kette?
Der Wald giebt mir Speise und Bette“.

Nur der lieblichen Tochter des Königs gegenüber beugt sich der edle Stolz des Weisen und in dem Weisheitsworte: „Nichts mächtiger als die Frauen!“ erkennt er die göttliche Gewalt der weiblichen Natur an. Die schönste und tiefstinnigste der Legenden ist wohl „Das Eichhörnchen“. Im Geäfte eines Baumes hatte ein Eichhorn sein Nest angelegt. Rauche Stürme reißen den Baum nieder und treiben ihn mit dem Neste und den

Jungen weit hinaus ins Meer. Ängstlich läuft das Eichhörnchen am Ufer auf und nieder; um jeden Preis will es die Jungen retten, und mit einem von der Verzweiflung eingegebenen Mute setzt es sich nieder und versucht, mit dem Schwanz das Wasser vom Meere zum Lande zu spritzen. Auf diese Weise will es die weiten Fluten des Meeres austrocknen und so seine Jungen wieder erlangen. Sieben Tage hat es sich unentwegt und ohne Klage mit dieser Arbeit abgemüht. Da sieht ein Gott das Tierchen, mitleidig und staunend tritt er näher und ermahnt es gnädig:

„Laß die Mühe, laß dies Streben,
Thöricht bist du gar zu sehr,
Hättest du auch tausend Leben,
Grenzenlos ist doch das Meer“.

Aber das Eichhörnchen läßt sich nicht irre machen; flink regt es sich an dem Orte weiter und sieht kaum zu dem Gotte auf. Da wird der Gott außs tiefste ergriffen, er breitet seine Hände über die Gewässer aus und gebietet der Flut, die Jungen ans Land zu tragen. Die Legende schließt mit den Worten:

„Es sieget der Schwächste gewaltigster Stärke,
Der Kleinste vollbringt das größte der Werke,
Es beugen die Götter sich selber dem Mut.“

In der Form schließt sich das Gedicht ganz an Goethes Legende „Der Gott und die Bajadere“ an. Aber auch die übrigen Legenden sind reich an wirklich poetischen Gedanken.

Obwohl die Form der Legenden nicht an allen Stellen auf gleicher Höhe mit dem Inhalte steht, so ist doch die Sprache edel und natürlich und im allgemeinen dem Stoffe vollkommen angemessen. Unser lebhaftester und aufrichtiger Wunsch ist es, daß die Haberlandtschen Legenden bald in keiner Schülerbibliothek mehr fehlen möchten. Die Richtung unsrer Zeit auf das Materielle hin fängt an, auch unsre Jugend mehr und mehr gefangen zu nehmen. Es giebt eine Litteratur unsrer Zeit, welche diese Richtung unterstützt, und diese Litteratur hat bedauerlicherweise auch bereits in unsre Schülerbibliotheken Eingang gefunden. Möchte den Werken dieser Richtung durch Dichtungen wie die Haberlandtschen Legenden ein Damm entgegengesetzt werden, und möchten die Vorstände von Schülerbibliotheken sich bereit finden lassen, die edlere Richtung in unsrer vaterländischen Dichtung thatkräftig zu unterstützen.

Dresden.

Otto Inon.

Kleine Mitteilungen.

— Der von Ferdinand Avenarius herausgegebene Kunstwart (Dresden, Stephanienstraße 1) enthält in seinem 4. Hefte einen Aufsatz von W. Kirchbach: Vers oder Prosa?, in dem der Verfasser gegen die Meinung auftritt, daß der Vers eine Fessel und eine Schranke biete, wo es sich darum handle, Ideen Ausdruck zu verleihen oder der Sprache des Gefühls in ungeschminktester Wahrheit das Wort zu lassen. Im Gegensatz zu dieser Meinung, welche neuerdings erst wieder Carl Bleibtreu in der Schriftstellerzeitung ausgesprochen hat (I, 42. 43.), führt Kirchbach aus, daß der Vers für den Meister der Kunst gerade dazu diene, dem Gedanken größere Deutlichkeit, Schlagkräftigkeit und Anschaulichkeit zu geben. Er weist das nach an Stellen aus Goethes Faust, Iphigenie, Tasso, Schillers Carlos u. a.

— Als Abdruck aus der Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung erschien joesen bei R. Eckstein Nachfolger, Berlin: Nochmals das Fremdwort (Gründe und Grenzen seiner Anwendung. Die Bewegung gegen dasselbe oder die sogenannte Sprachreinigung. Ihre Bedenklichkeit). 32 S. M. 0,50. Der Verfasser warnt vor unverständigen Übertreibungen im Kampfe gegen die Fremdwörter und betont (S. 10. 20.), daß die Neigung auch über Sprache, Geschichte und Sitte fremder Völker gut unterrichtet zu sein stets einen ehrenwerten Zug des deutschen Nationalcharakters gebildet habe; er ist der Meinung, (S. 21), daß der Ersatz eines eingebürgerten Fremdwortes nur durch künstliche Neubildung und nie ohne Verlust an geistigem Besiß durchgeführt werden könne, indem persönliche Erinnerungen und besondere Nebenbegriffe ausgeopfert werden, die an dem alten Worte haften, aber nicht ohne weiteres auf seinen Ersatz übertragen werden können. Belehrendes Beispiel S. 29: Die Worte Triumph, triumphieren lösen eine ganze Kette realer Anschauungen aus, von der ersten, vom Knaben gewonnenen Anschauung eines römischen Triumphators bis zur Vervollständigung des Bildes durch die vielleicht als Mann gewonnene Anschauung auf dem Kapitol. Wer diese Worte durch Siegesfreude, siegesfroh ersetzen will, muß auf Erinnerung und Anspielung an diese Anschauungen verzichten.

Zeitschriften.

Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, Bd. 32. Hft. 2:

S. 165—196 A. Nagels, die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide (höchst interessante und lehrreiche Besprechung der neueren Untersuchungen auf diesem Gebiete). — S. 197—222 P. Walthers, zu Walthers von der Vogelweide (der *guote klösenære* Lachm. 34, 34 soll nicht eine bestimmte andere Person, sondern Walthers selbst als still zurückgezogener, teilnahmevoller Betrachter seiner Zeit sein; das Kreuzlied 14, 38 *allererst lebe ich mir werde* soll wirklich im heiligen Lande gedichtet sein). — d —

Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. Bd. 32, Heft 3. (Wien 1887):

S. 257—296 A. Nagels, die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide (Schluß). — S. 299—329 P. Walthers, zu Walthers von der Vogelweide (namentlich über die Stellungnahme Walthers gegenüber den Lachm. 103, 29 und sonst erwähnten unhöfischen Sängern). — S. 356—361 Zeittales, zur neuhochdeutschen Syntax (über den Genetiv des artifellosen Adjektivs: gutes Mutes u. s. w. und über den Akkusativ mit dem Infinitiv: schätzten wir den Gang wohl bezahlt zu sein (Opis); beides mit guter

- Beispielsammlung. — S. 367—373 Grimme, Beiträge zur Geschichte der älteren Minnesänger. — d —
- Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 31 (N. F. 19), 4: S. 338 — 353 Andresen, mit einem Attribut zusammengesetzte Personennamen (z. B. Großmann, Langschmidt u. a.; Vösselhannes, Engeljohann u. v. a. Interessante Sammlung!). — Im Anzeiger: Strauch, Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur 1886 erschienenen wissenschaftlichen Publikationen. Rezensionen über E. Schmidt, Charakteristiken (Werner); F. Weiß, Goethes Tancredübersehung (B. Seuffert) u. a. — d —
- Die Grenzboten 33: F. Wichhoff, Goethes Briefe aus Italien. 36: Goethes Frau. Westdeutsche Monatschrift für Geschichte und Kunst VI, 3: F. Görres, Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa. Neue sagenengeschichtliche Studien.

Neu erschienene Bücher.

- Andresen, Gustaf, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 5. Aufl. Heilbronn, Gebr. Henninger. VIII, 427.
- Bellermann, Imelmann, Jonas, Saphan, Abriss der deutschen Grammatik. Berlin, Weidemann. 36 S. M. 0,40.
- Czekala, S., Die Helden Homers. Ein Lesebuch für den deutschen Unterricht in russischen Lehranstalten. Moskau, Verlag von A. Lang. 1888.
- Dietlein, W., Die Dichtungen der deutschen Volksschullesebücher. Materialien zur schulgemäßen Behandlung von Lesebüchern. Wittenberg, Herrosé. Bd. I. Unter- und Mittelstufe. 267 S. M. 2,40. Bd. II. Oberstufe. 271 S. M. 2,40.
- Dietlein, W., Dietlein, W., Gofche und Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann. 1. Bd. 2. Aufl. 566 S. — 2. Bd. 2. Aufl. 736 S. — 3. Bd. 668 S.
- Frid und Polack, Epische und lyrische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann. 1. Abt. Epische Dichtungen. 480 S. — 2. Abt. Lyrische Dichtungen. S. 481—940.
- Frid und Meier, Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, Heft 10—12. 1887. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
- Kluge, Friedrich, Die Entstehung unserer Schriftsprache. Eintrittsvorlesung, Jena 1886.
- Kluge, Friedrich, Der Kampf um die deutsche Sprache. Vortrag im deutschen Sprachverein zu Weimar am 6. Februar 1887 gehalten. Weimar, Hofbuchdruckerei.
- Kluge, Friedrich, Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. Straßburg, Trübner. 1888. VI, 144 S.
- Matthias, Adolf, Die Heilung des Drest in Goethes Iphigenie. Düsseldorf, Voss & Co. 48 S. M. 1,20.
- Schilling, Georg, Laotoon-Paraphrasen. Umschreibungen und Erweiterungen der wichtigsten Kapitel von Lessings „Laotoon“ aus der Schulpraxis hervorgegangen und zusammengestellt. Leipzig, W. G. Teubner. 180 S. M. 2,80.
- Wittich, Manfred, Ulrich von Hutten. Ein Reformationsfestspiel. Kommissionsverlag von E. Thiele, Leipzig.

Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihre neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}.

Accent und Quantität.¹⁾

Eine kritische Studie zu C. Meyers Deutscher Poetik.

Von Paul Schönfeld in Berlin.

„In allen Künsten giebt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen sozusagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hilfe kommt.“ Wer diesem Aussprüche Goethes beipflichtet, muß folgerichtiger Weise auch für die Dichtkunst die Berechtigung, ja Nothwendigkeit theoretischer Hilfsmittel einräumen, sofern dieselben dem Zwecke dienen, dem Schaffenden praktisch verwertbare Einblicke in die Gesetze seiner Kunst zu erschließen. Daß dichterische Intuition und Phantasie sich der Vermittelung auf theoretischem Wege entziehen, wird wohl jedem ohne weiteres einleuchten. Auch die Geheimnisse der künstlerischen Gestaltung, möge es sich nun um eine dramatische Schöpfung hohen Stiles oder um

1) Wir beabsichtigen in unserer Zeitschrift die deutsche Verslehre nach allen Richtungen hin zu erörtern und diesen Gegenstand bei der großen Wichtigkeit, die ihm zukommt, von den verschiedensten Standpunkten aus zu beleuchten. Wir geben zunächst einem Dichter unserer Zeit das Wort, der zugleich Philolog ist. Gerade die Dichter, meinen wir aber, haben in dieser Frage ein gewichtiges Wort mitzusprechen, ja vielleicht ist ihre Meinung hier von ausschlaggebender Bedeutung. Welchen Standpunkt der Herausgeber dieser Zeitschrift in der genannten Frage einnimmt, ist aus seinem „Handbuche der deutschen Sprache“ II, S. 82 flg., sowie aus seiner Neubearbeitung der deutschen Grammatik Heyhes (Anhang: Verslehre) zu ersehen. Von welcher Bedeutung es für den Dichter und damit für unsere Litteratur und Sprache ist, daß unsere Verslehre endlich aus der Unsicherheit herausgeführt werde, in der sie bisher geschwebt hat, dafür möchten wir hier auf die Worte Goethes verweisen, die in dem vorliegenden Aufsatze S. 100 angeführt werden. Goethe spricht in demselben Briefe noch das Folgende aus: *„Iphigenia in Taurien zu übersetzen, hätte ich nie gewagt, wäre mir in Morizens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen . . . Hier ist denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, so hat man doch indessen einen Leitfaden, an dem man sich hinschlingen kann. Ich habe diese Maxime öfters zu Rate gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen. Goethes W., Hempelsche Ausg., XXIV, 147 flg. Man ersieht aus diesen Worten zugleich, was selbst für einen so großen Dichter wie Goethe, von dessen Schaffen, wie vom dichterischen Schaffen überhaupt die meisten freilich eine ganz falsche Vorstellung haben, die Verslehre zu bedeuten hatte.“*

Die Leitung des Blattes.

eine anspruchslose lyrische Dichtung handeln, wird die Theorie durch Herbeiziehung mustergiltiger Leistungen zwar mannigfach aufzuhellen, nie aber mit jener unerschütterlichen Beweisraft klarzulegen im Stande sein, welche die exakten Wissenschaften bei ihren Untersuchungen anstreben und vielfach erreichen. Wie aber die Architektur, die Malerei und jede andere Kunst dem, der sich schöpferisch in ihr bethätigen will, die Erwerbung positiver Kenntnisse und Fertigkeiten zur Pflicht macht — in deren Besitz er freilich, wie die Kunstgeschichte zur Genüge zeigt, noch weit von dem Leistungsvermögen eines Michelangelo und Raffael entfernt bleiben kann —, so fordert auch die Dichtkunst außer der fundamentalen Vorbedingung entsprechender natürlicher Veranlagung eine gründliche Kenntnis ihrer Technik, ohne welche das poetische Schaffen über einen halt- und ratlosen Dilettantismus nicht hinauskommt.

Das Bereich des Technischen in der Poesie nach allen Seiten scharf abzugrenzen, ist so wenig durchführbar, wie eine strenge Scheidung zwischen Form und Inhalt. Wird doch der eine oft noch zu den stofflichen Bestandteilen einer Dichtung rechnen, was ein anderer der formalen Gestaltung zuweist, so z. B. episodisches Beiwerk in einem Drama oder Epos, Gleichnisse, Bilder und Figuren in einem lyrischen Gedichte u. s. w. Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, daß die formale Behandlung des Sprachmaterials, mit der es die Rhythmik, Prosodie und Metrik zu thun hat, so innig auch ihr Zusammenhang mit dem Inhalte sein muß, dem Gebiete der dichterischen Technik angehört und daher bestimmten Gesetzen unterworfen ist. Während die Poetik selbst noch auf dem Gebiete der Tropen und Figuren sich mit Einteilungen, Definitionen und gelegentlichen praktischen Winken begnügen muß, präzise Anweisungen und Regeln aber bei der Natur dieser Dinge nur in beschränktestem Maße zu geben vermag, arbeitet sie innerhalb der Verslehre mit genau bestimmbaren Größen und hat daher hier mehr als irgendwo die Möglichkeit und die Aufgabe, überzeugende, klar formulierte Grundsätze aufzustellen und selbst in Fragen speziellster Art erschöpfenden und zuverlässigen Aufschluß zu erteilen, wenn anders sie den Wert einer praktischen Disziplin beansprucht.

Unter den neueren Handbüchern, welche die Dichtkunst von theoretischen und praktischen Gesichtspunkten aus behandeln, hat sich die zuerst 1882 erschienene und seit kurzem in zweiter Auflage vorliegende „Deutsche Poetik“ C. Beyers eine Verbreitung erworben, die voraussichtlich auf die poetische Produktion, wie auf die Anschauungen des genießenden Publikums einen weitreichenden Einfluß ausüben wird. Die Kritik hat sich über das Werk vielfach in anerkennendster Weise ausgesprochen, und mehrere Unterrichtsministerien haben es, wie die Ankündigungen berichten, zur Anschaffung für höhere Lehranstalten und Schulbibliotheken empfohlen,

was wohl hauptsächlich in der streng durchgeführten Systematik des Buches und der für Lehrer wie Schüler gewiß höchst willkommenen umfangreichen Beibringung erläuternder Beispiele seine Erklärung findet, in welcher letzteren Hinsicht alle früheren Handbücher dieses Gegenstandes weit überboten werden. Aber auch der Litteraturfreund findet namentlich im zweiten Bande reiches und schätzbares Material, mag er auch, wie es ja bei einem Werke von solcher Ausdehnung kaum anders möglich, in manchen Fragen abweichenden Ansichten huldigen.

In dem oben berührten Punkte aber, nämlich in Bezug auf Metrik und Prosodie, erheischen die Beyerschen Theorien ohne Zweifel eine gründlichere Prüfung, als sie meines Erachtens sämtlichen mir bekannt gewordenen Besprechungen zu Grunde liegt, um so mehr, als das Werk wie gesagt vielleicht auf lange Zeit zu einer breiten Wirkung berufen scheint und diese Wirkung sich nach Lage der Sache vorzugsweise innerhalb des Technisch-Formalen geltend machen wird. Obwohl nun kaum zu erwarten steht, daß diese wichtige Seite in Deutschland je die litterarischen Kreise so lebhaft, wie etwa in dem heutigen Italien beschäftigen werde, wo die kühnen metrischen Neuerungen des bekannten Lyrikers Giosuè Carducci jahrelang in belletristischen und politischen Blättern das Thema eingehendster Erörterung bildeten, so darf der Gegenstand doch jedenfalls eine hohe Bedeutung so lange beanspruchen, als überhaupt die gebundene Form Pflege und Aufnahme bei uns findet. Solange dies der Fall — und es läßt sich wohl voraussetzen, daß die poetische Kunstform auch auf epischem und dramatischem Gebiete fort und fort ihre Geltung neben der Prosa behaupten wird —, hat jeder Schaffende, der höhere Ziele verfolgt, zu den metrischen Theorien der Gegenwart Stellung zu nehmen und sich ein klares Urtheil über die verschiedenen Grundsätze zu bilden, die sich zur Zeit schroffer als je gegenüberstehen. Da diese Theorien, die man kurz als das accentuierende und das quantifizierende Prinzip zu bezeichnen pflegt, sich beide auf eine umfangreiche dichterische Praxis stützen, deren Erzeugnisse sich zwar hier und da berühren, in ihren äußersten Extremen aber doch die größte Verschiedenheit aufweisen, so haben metrische Untersuchungen in dem gegenwärtigen Zustande unserer poetischen Litteratur eine feste Grundlage, deren sie im vorigen Jahrhundert noch entbehrten. Denn die praktischen Versuche, durch welche Klopstock und seine Nachfolger eine genaue Silbenmessung einzuführen strebten, waren noch weit davon entfernt, eine solche wirklich zu bieten, da sie in zahlreichen und wichtigen Punkten Schwankungen zeigten, und brachten sich übrigens auch dadurch um eine durchgreifende Wirkung, daß sie bei dem Ringen mit den altklassischen Kunstformen dem Geiste der deutschen Sprache nicht immer gerecht zu werden ver-

mochten. Und so erklärt es sich, daß auch die hervorragendsten schöpferischen Genien der Weimaraner Glanzperiode in formaler Hinsicht auf keinen ausgeprägten Grundsätzen fußten, sondern sich in vielen Fällen lediglich auf ihr Gefühl angewiesen sahen, das allerdings entwickelt genug war, um sie oft mustergeräthige, ja hinreichend schöne Verse bilden zu lassen, aber gleichwohl nicht genügte, um Mängel und Mißgriffe völlig auszuschließen. Wie bewußt sich dessen Goethe war, zeigt deutlich eine Stelle der italienischen Reise, an der er sich darüber ausspricht, weshalb er seit mehreren Jahren bei seinen Arbeiten die Prosa vorgezogen habe, und als Grund dafür angiebt, „daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entscheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheimgaben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte.“ Und kurz darauf heißt es: „Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Silben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den anderen verfährt man nach Geschmack oder Willkür. Nun hat Moriz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer anderen gerät, welche mehr Geistesgewicht hat.“ Man sieht, wie wenig der von Goethe beklagten prosodischen Unsicherheit durch diese vagen Aufstellungen abgeholfen wurde, die jedoch noch heute in den Theorien derjenigen, die einzig den Accent gelten lassen wollen, fast wörtlich wiederkehren.

Wesentlich näher kam Johann Heinrich Voss in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache“ (1802) einer exakten Prosodie, indem er obenan das hochwichtige Grundgesetz stellte, daß eine Stammsilbe, soweit sie dem neuhochdeutschen Sprachgefühl noch als solche bewußt, als prosodische Länge zu gelten hat, und die übrigen Silben in kurze und mittelzeitige einteilt, welcher letzteren Klasse er freilich weit mehr Bestandteile unseres Sprachmaterials zuwies, als es für die Versbildung nötig und zuträglich ist. Auf andere Mängel, die dem Vossischen System anhaften, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden; ich begnüge mich mit der Andeutung, daß Voss namentlich durch das aus seiner Thätigkeit als Übersetzer erklärliche Bestreben, den deutschen Versbau möglichst dem der altklassischen Sprachen anzupassen, sich nicht selten zu einseitigen und gewaltfamen Konsequenzen verleiten ließ. Für eine objektive historische Betrachtung wird dies jedoch nie ein Grund sein, die formalen Errungenschaften, die sich an Voss knüpfen, zu unterschätzen.

Den bedeutendsten Fortschritt bezeichnet in unserem Jahrhundert die Wirksamkeit Platens, der, in seinen ersten Jugendversuchen noch den

laxeren Gepflogenheiten der älteren Versbildung folgend, in seinen reifsten Werken den glänzenden Beweis erbrachte, daß eine auf strengen Grundsätzen beruhende formale Technik der Natur der deutschen Sprache nicht nur nicht widerstreitet, sondern vielmehr unentbehrlich ist, um die eigentümlichen Vorzüge derselben zu voller Geltung zu bringen. Wenn auch bei ihm gewisse Eigenheiten zu Tage treten, deren Berechtigung fraglich erscheinen mag, so kann doch selbst Beyer nicht umhin, ihm (III, 188) „Reinheit und Wohlklang des Verses“ und „geniale Sprachbewältigung“ zuzugestehen. Platens bahnbrechende Wirksamkeit hat unter den jüngeren Poeten eine stattliche Anzahl von Nachfolgern und in J. Mindwiz, F. E. Wessely u. a. wissenschaftliche Begründer gefunden, während andere das entgegengesetzte Prinzip theoretisch und praktisch zu vertreten fortführen. Der Partei der letzteren hat sich nun auch Beyer in seiner Poetik angeschlossen; denn wenn er (S. V des Vorwortes) das Verdienst in Anspruch nimmt, zum ersten Mal „ein deutsches Quantitätsgesetz“ aufgestellt und begründet zu haben, so ist diese Behauptung keineswegs stichhaltig. Ist doch das Ergebnis seiner umfangreichen Ausführungen kurzgefaßt kein anderes, als dieses: der deutsche Versbau regelt sich lediglich nach dem Accent, den die Worte in der gewöhnlichen Umgangssprache erhalten, und dieser Wortaccent hat möglichst mit dem Versaccent (Versitus) zusammenzufallen, welcher letztere indes, „da die deutsche Quantität mit dem Accent steht und fällt“ (I, 256), weniger Berücksichtigung verlangt, als der Sinnton. Jede Verlegung des Wortaccents zu Gunsten des Versaccents ist ein „Unbing“ (I, 230). „Der deutsche Accent macht die Silbe lang und begründet somit auch für unsere Sprache eine Art Quantität. Daraus entwickelt sich ein eigenartiges, echt deutsches Betonungsgesetz. Es lautet: Schwere, d. h. fünf- und viergradige Silben sind lang, mitteltonige, d. h. dreigradige Silben sind halblang, leichte, d. h. zwei- bis eingradige Silben sind unbedingt kurz“ (I, 253).

Wer die einschlägige Litteratur einigermaßen überschaut, wird sofort erkennen, daß in den vorstehenden Sätzen, welche die Quintessenz der Beyerschen Theorie enthalten, nichts Neues geboten wird, als die Einteilung der Silben in fünf Tongrade, eine Spitzfindigkeit, zu der sich bisher meines Wissens allerdings noch niemand verfliegen hat, deren Berechtigung aber näher zu erörtern um so weniger Anlaß vorliegt, als sie für die praktische Verskunst von ganz untergeordnetem Belang ist und zwar keineswegs bloß für die quantifizierende, sondern ebenso für die accentuierende Methode. Und so ist denn auch Beyer selbst weit davon entfernt, jene fünf Tongrade bei der Messung der von ihm als Belege angeführten Verse in Anschlag zu bringen, indem er kein Bedenken trägt, Silben wie „Herr“, „kann“, „weiß“ und unzählige andere, die

nach seiner Einteilung als fünf- oder viergradig, also lang, zu gelten hätten, mit dem Zeichen der Kürze, entschieden leichte dagegen, wie die Formen des bestimmten Artikels, Präpositionen, wie „in“, „zu“ u. s. w. mit dem Zeichen der Länge zu versehen.

Wie sehr jedoch Beyer trotz diesen Inkonssequenzen die metrische Bedeutung des gewöhnlichen Sprechaccents überschätzt, zeigt sich recht deutlich (I, 237 flg.), wo die jambischen Versanfänge „Staatwürden, Wohlstand...“, „Nachdrängt das Volk“ als inkorrekt von ihm bezeichnet werden. In auffälligem Widerspruch hiermit steht es freilich, wenn der Verfasser in einem seiner eigenen Gedichte, das er in anderem Zusammenhange (I, 533) als Beispiel anführt, eine jambische Zeile in völlig gleicher Weise mit dem Worte „Weltfrieden“ beginnen läßt; er liefert damit wider Willen einen erfreulichen Beweis dafür, wie wenig sein natürliches Gefühl im Grunde mit seiner pedantischen Theorie zu thun hat, daß der gewöhnliche Sprechaccent unter allen Umständen mit dem Versiktus sich decken müsse. Obgleich es keinem vernünftigen Leser bekommen wird, im Verse bei Wörtern wie „Staatwürden“, „Weltfrieden“, „anstimmen“ u. s. w. den Hauptton auf die zweite Silbe zu legen, wird das Versschema nicht die geringste Vergewaltigung erleiden, sondern vielmehr gerade durch den leisen Widerstreit weit reizvoller wirken, als wenn die beiden Accente in ermüdender Übereinstimmung zusammenfielen. Dazu kommt der gewichtige Umstand, daß Wörter von diesem Tonverhältnis, die ja zu tausenden in der deutschen Sprache enthalten sind, überhaupt nirgends — es sei denn etwa am Schlusse des sogenannten Hinfambus — Verwendung finden könnten, falls Beyer Recht hätte; denn für ihn sind sie sonst natürlich ebensowenig statthaft in dem Griechischen nachgebildeten, wie in echt deutschen Versen. Ein Ausweg freilich steht noch offen, wenn man nämlich, die letzte Konsequenz des einseitigen accentuierenden Prinzips ziehend, lediglich den Hauptaccent gelten läßt und demgemäß die beiden anderen Silben, ohne Rücksicht auf ihre sehr verschiedene Tonstärke, einfach als gleichwertige Sentungen behandelt; davor ist Beyer denn auch nicht zurückgeschreckt, indem er im 3. Bande (S. 206), seine fünf Tongrade plötzlich vergebend, Wörter wie „Absichten“, „Weintrinker“ u. s. w. als Daktylen, wenn auch als „recht kloßige, schwere“, im Notfalle gelten lassen will. Eine solche „Messung“ ist nun aber unter allen Umständen zu verwerfen, da sie nicht nur dem Rezitierenden eine kaum zu erfüllende Zumutung stellen, sondern zugleich im höchsten Grade den begrifflichen Gehalt der zweiten Silbe schädigen würde, der eben nur dadurch zu seinem Rechte gelangen kann, daß die Stammsilbe neben dem Bestimmungswort durch entsprechendes Verweilen der Stimme fast gleich stark hervorgehoben

wird, was schon beim gehobenen Profavortrag unerlässlich ist, wenn der Redner im weiten Festraume von seinen Hörern verstanden werden will. Der verhängnisvolle Irrtum der Accentfanatiker liegt darin, daß sie den gewöhnlichen Sprechton zur Norm erheben wollen, der, wie in allen Sprachen, so auch im Deutschen nur wenigen Hauptsilben eine Hervorhebung angedeihen läßt, während die übrigen fast unterschiedslos vorüberauschen. Im poetischen Rhythmus dagegen fordert jede Silbe der deutschen Sprache, der eine geistige Bedeutung innewohnt, entsprechende Berücksichtigung, also auch die nicht vom vulgären Sprechton getroffenen Stammsilben in zusammengesetzten Wörtern, wie „anstimmen“, „mißtrauen“, „Heimkehr“, „Vaterland“, „ehrfurchtsvoll“ und unzähligen anderen Zusammensetzungen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Accent, so wichtig er auch unleugbar für die deutsche Versbildung ist, doch keineswegs die einzige Norm für dieselbe sein kann. Übrigens ist der Wortaccent in vielen Fällen willkürlich: man vergleiche nur Wörter wie „vollkommen“ und „vollendet“ mit „vollstimmig“ und „vollzählig“, „frohloden“ mit „fröhjinnig“, „lobsingen“ mit „lobhubeln“, „Jahrhundert“ mit „Jahrmärkte“, „unsterblich“ mit „unfreundlich“ u. s. w. Noch weit unbestimmter aber ist der Satzaccent, wie jeder beliebige Satz beweist, der je nach seinem logischen Zusammenhange der verschiedensten Betonungen fähig ist. So kann in dem Satze: „der Mann weiß viel“ der Ton auf der ersten, zweiten, dritten oder vierten Silbe ruhen; die ganze Wortverbindung würde somit, wenn der Accent das einzig Entscheidende für die Versbildung wäre, ebensowohl im jambischen, wie im trochäischen und daktylischen, ja selbst im anapästischen Rhythmus Platz finden können. Und dies müssen denn auch die Verfechter der ausschließlichen Accentherrschafft, wie es Beyer u. a. Bd. I, S. 243 thut, von ihrem Standpunkt aus folgerichtigerweise aufstellen, womit sie natürlich zugleich den Mangel jedes festen Gesetzes innerhalb ihres Prinzips einräumen; als Konsequenz desselben ergibt sich eben, daß eine Stammsilbe je nach den Umständen jede Stelle im Verse ausfüllen kann.

Im Gegensatz zu dieser sich selbst richtenden Auffassung steht nun jenes andere Prinzip, das man als das quantitierende zu bezeichnen pflegt. Der oberflächlichen Betrachtung bietet dieser Ausdruck leicht Anlaß zu Mißverständnissen, der tendenziösen Vorwände für taktische Leistungen, die nur zu oft dem Windmühlkampf des edlen Ritters von la Mancha gleichen. Denn wogegen richten sich die erbitterten Angriffe?

Der Genius der deutschen Sprache — so lautet das Urteil der Accentverfechter — verträgt keine fremden Fesseln; „eine quantitierende Profodie ist eine Verfündigung am deutschen Sprachgeist“ sagt Beyer

(I, 228) und bedient sich somit der herkömmlichen Unterstellung, daß das quantifizierende Prinzip darauf hinauslaufe, die Regeln der griechisch-römischen Silbenmessung der so ganz anders gearteten deutschen Sprache aufzuzwängen. Daß dies schlechterdings unmöglich, ergibt sich aus einer Vergleichung der beiden Sprachgebiete für jeden auch nur halbwegs Sachkundigen, und es sind denn auch die spezifischen Unterschiede, die dem entgegenstehen, von klassischen und germanistischen Philologen zur Genüge hervorgehoben worden. Obwohl nun diese Unterschiede auch in den quantifizierenden Versen deutscher Dichter klar zu Tage liegen, herrscht noch heute über den Kern der Frage eine kaum glaubliche Verwirrung, die sich lediglich daraus erklären läßt, daß man die (durchaus mögliche und praktisch bewährte) Nachbildung antiker Versformen mit einer (wie gesagt absolut unmöglichen und daher stets erfolglos gebliebenen) Nachbildung der antiken Prosodie verwechselt.

Daß wir im Deutschen lange und kurze Silben haben, wird auch von Beyer (I, 296) zugestanden, und wir dürfen diese Ausdrücke, da sie sich nun einmal eingebürgert haben, unter gewissen Bedingungen beibehalten, obschon sie angemessener durch die Bezeichnungen „schwer“ und „leicht“ ersetzt würden. Verleitet doch die Terminologie „lang“ und „kurz“ noch immer (so auch bei Beyer I, 464) zu jener Begriffsvermengung, selbst isoliert stehende Stammsilben, wie „Fall“ — „Thal“, „Herr“ — „Meer“, „Roß“ — „groß“ u. s. w., die als Stammsilben prosodisch vollkommen gleichwertige Längen sind, obgleich sie teils geschärfte, teils gedehnte Vokale haben, als „Kürzen“ und „Längen“ zu bezeichnen und damit die Grundlagen der (selbst von den einseitigsten Accentvertretern eingeräumten) deutschen Silbenmessung zu erschüttern. Das Deutsche besitzt keine Stammsilbe, die im Verse als Kürze auftreten könnte; es ist dies das hervorstechendste Merkmal, wodurch es sich von den altklassischen Sprachen unterscheidet, in denen bekanntlich hunderte von Stammsilben, wie in *pater, puor, bonus, rapit* u. s. w. prosodische Kürzen darstellen. Die Quantität der deutschen Sprache beruht mit anderen Worten nicht, wie die der griechischen und lateinischen, auf lautlich-formaler, sondern auf logischer Grundlage; nie läßt sich daher im Deutschen, ohne dem Grundcharakter der Sprache Gewalt anzuthun, eine bedeutungsvolle Stammsilbe als Kürze gebrauchen, und werden umgekehrt bloße Flexionsilben als Längen verwendet, so liegt auch darin eine, wenn auch unter Umständen nicht so störende Verletzung ihrer Eigenart.

Vollkommen Recht hat Beyer, wenn er (III, 33) sagt: „Die ganze neuere deutsche Verskunst beruht auf richtiger Anschauung dessen, was ein Spondeus ist.“ Daß Beyer jedoch diese richtige Anschauung keineswegs besitzt, obwohl er die Existenz des Spondeus im Deutschen nicht

schlecht hin in Abrede zu stellen wagt, wie er es von seinem Standpunkt aus unbedingt thun müßte, läßt sich an zahlreichen Stellen seines Werkes nachweisen. Die Wurzel alles Übels ist auch hier der Glaube an die Selbstherrlichkeit des gewöhnlichen Wortaccents, der das Ohr gegen die Quantitätsverhältnisse der Silben verhärtet. Jeder Laie, der z. B. die beiden Wörter „Aussehn“ und „außen“ (nicht stumm lesend, sondern laut sprechend) miteinander vergleicht, wird den beträchtlichen Unterschied wahrnehmen, der in den beiden letzten Silben, entsprechend ihrer begrifflichen Bedeutung bez. Bedeutungslosigkeit, hinsichtlich ihres Tonzwangs obwaltet, und es daher als völlig berechtigt anerkennen, beide Wörter, wenn wir überhaupt verschiedene Versfüße durch verschiedene Benennungen kennzeichnen wollen, in der prosodischen Terminologie streng auseinanderzuhalten, also nach dem nun einmal üblichen Sprachgebrauche „Aussehn“ als einen Spondeus, „außen“ als einen Trochäus zu bezeichnen. Anders Beyer, für den eben „lediglich der Accent eine Silbe zur langen macht“ (I, 299), und der daher die Möglichkeit eines deutschen Spondeus nur da einräumen zu dürfen meint, wo zwei gleichmäßig stark accentuierte Silben zusammentreffen, wie z. B. in dem bekannten Hexameterausgang: „der Herrscher im Donnergewölk, Zeus“; gelegentlich dieses Beispiels erfahren wir denn nun auch (III, 206), was sich der Verfasser unter einem antiken Spondeus eigentlich vorstellt; er nennt nämlich jenen Vossischen Hexameterausgang einen guten Spondeus im antiken Sinne, „da keine Silbe länger oder kürzer als die andere ist.“ Da nach seiner Meinung, wie wir sahen, die Länge im Deutschen ausschließlich durch den Accent erzeugt wird, so hätte er hier genauer sagen müssen: „da keine Silbe vor der andern eine größere Tonstärke voraus hat“. Dies wäre sonach das Ideal, welches nach Ansicht des Verfassers im antiken Spondeus erfüllt wäre. Wie wenig dies thatsächlich der Fall, lehrt schon ein flüchtiger Blick in jeden griechischen oder lateinischen Dichter; ich schlage aufs Geratewohl Horaz auf und finde gleich am Anfang der ersten Satire die vier Spondeen:

„Qui fit, Maeconas, ut nemo . . .“

Mag man über die Art und Weise, wie die Alten ihre Verse rezitierten, denken, wie man wolle und die Standiererei, wie sie in unseren Schulen herrscht, für richtig oder mit mir für sinnlos halten: unbedingt ausgeschlossen ist jedenfalls die Annahme, daß sie auf obigen acht Silben den Ton so gleichmäßig ruhen ließen, wie es jener Vossische Hexameterschluß in der That ausnahmsweise erfordert. Die Quantität der beiden Silben ist im antiken Spondeus ebenso wie im deutschen dieselbe, ganz unabhängig von der Betonung, die bei beiden je nach dem Versfuß oder dem Wortaccent entweder eine fallende (daktylische) oder steigende

(anapästische) ist¹⁾ und nur in ganz vereinzelt Fällen eine völlig gleichmäßige sein kann. Die substantielle Schwere, die dem zweiten Bestandteil des von Beyer angezogenen Wortes „Hausthür“ innewohnt, behauptet ihre Geltung, trotzdem daß die Silbe „Thür“ nicht vom Accent getroffen wird, und „Hausthür“ klingt daher ebensowenig „wie eine Art Trochäus“, als die Wortverbindung „schweig still“ „wie eine Art Jambus“ (I, 299). Ob übrigens die einzelnen Längen an absoluter Zeitdauer gleich sind, hat für die praktische Verabildung im Deutschen ebensowenig Bedeutung, wie in den alten Sprachen, wo exakte Messungen ebenfalls erhebliche Abweichungen in dieser Hinsicht ergeben.

Aus der Unklarheit über das Wesen des Spondeus, die Beyer mit allen Anhängern der Accenttheorie teilt, erklärt es sich, wenn er (I, 303 und 355) der deutschen Sprache „Mangel an Spondeen“ zuschreibt und diesen Versfuß nur „zum Teil“ dem deutschen Versbau angemessen findet, ja (I, 230) es als eine „Verirrung und Verkehrtheit“, als eine „Versündigung an unserem Sprachgeist“ brandmarkt, Spondeen zu bilden — die doch bei richtiger Anschauung zu tausenden im deutschen Wortschatze zu finden sind! Vollkommen unerklärlich aber bleibt es, wie der Verfasser dann andererseits (I, 428) den spondeischen Reimen eine besondere Rubrik anweisen kann, ferner (I, 312) Spondeen zur Unterbrechung des monotonen Jambentrabs empfiehlt, für die sapphische Strophe (III, 128 und 239) geradezu fordert und zwar nicht durchgängig, aber doch sehr häufig durch die prosodischen Zeichen, die er über die angeführten Beispiele setzt, die Existenz des deutschen Spondeus anerkennt.

Die schrankenlose Ehrfurcht vor dem Accent, der nach Beyers Dafürhalten (III, 1) „wie ein Heiligtum“ gepflegt werden muß, bringt es natürlich mit sich, daß eine Verschiebung des gewöhnlichen Sprechaccents — die bekanntlich bei den Vertretern des quantifizierenden Prinzips nicht selten stattfindet — sein nachdrücklichstes Beto herausfordert. Hier räume ich nun zunächst unumwunden ein, daß auch von seiten der Quantitätsverfechter vielfach zu weit gegangen wird, so namentlich von F. E. Wessely, der sich in seinem sonst hochverdienstlichen Werke: „Das Grundprinzip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts“ S. 290 dahin ausspricht, daß der Dichter, wenn er nur die Quantität genau beachte, den Accent so oft versehen und verlegen möge, als er nur immer wolle und könne. Dieser äußersten Konsequenz beizupflichten, hindert mich die unverkennbare Thatsache, daß gehäufte Accentverschiebungen innerhalb spondeischer Wörter dem deutschen Verse etwas Gezwungenes geben und damit den Gegnern des quantifizierenden

1) Fallend: „hüldreich“; steigend: „hochauß“.

Prinzips einen bequemen Vorwand bieten, das ganze Prinzip als ein unberechtigtes hinzustellen. Allerdings könnte man sich hier, wo sich der Kampf zwischen den beiden Parteien aufs äußerste zuspitzt, auf die Ergebnisse berufen, die E. Brücke auf Grund sorgfältigster physiologischer Untersuchungen vermittels eines besonderen Apparats, des sogen. Rymographions, gewonnen hat und die dahin gehen, daß der Accent, der vom stärkeren Ausatmungsdrucke herrührt, auf die Dauer einer Silbe schlechterdings keinen Einfluß hat; „der Accent“, sagt der genannte Gelehrte („Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst“, S. 58) „ist so wenig das Maßgebende, daß z. B. in „Abfahrtsboot“ nach direkter Messung am Rymographion die zweite Silbe reichlich doppelt so lange dauert als die erste, obgleich die erste den Hochton trägt. Ich kann „Bächmann“ und „Bachmann“, „Bramarbas“ und „Bramarbas“ sprechen, ohne daß das Rymographion eine Änderung in der Dauer der Silben „bach“ und „bra“ ausweist.“ Eine festere Stütze könnte offenbar für die sogen. geschleiften Spondeen gar nicht beigebracht werden, bei denen die nicht vom Sprechaccent getroffene Silbe in die Arsis des Verses gerückt wird, wie z. B. in folgendem Pentameter Geibels, eines Dichters, den Beyer nebenbei bemerkt sehr mit Unrecht wiederholt den einseitigen Accentvertretern einreicht:

„Über des Meers Abgrund tragen die Riesen ihn fort“.

Was mir jedoch solche Accentverschiebungen, wie hier in dem Worte „Abgrund“ eine vorliegt, bedenklich erscheinen läßt, ist der Umstand, daß dieselben einen metrisch ungeschulten Leser leicht verwirren und beim lebendigen Vortrage verhindern, den Wortaccent mit dem Versfuß in Einklang zu bringen, während der kundige Rezitator beide ohne Mühe voll zur Geltung bringt, ja Versen dieser Art unter Umständen sogar Schönheiten zu entlocken vermag, von denen sich die nivellierende Alltagsprosa nichts träumen läßt.

Daß mehrere geschleifte Spondeen in unmittelbarer Aufeinanderfolge den Rhythmus beeinträchtigen, zeigt z. B. der Platenische Hexameter:

„Roms Herrschaft, Aufschwung und Verfall und verfeinerte Staatskunst“, bei welchem der Durchschnittsleser unwillkürlich in den jambischen Tonfall geraten wird. In einzelnen Fällen wird der geschleifte Spondeus dagegen als ein wesentliches Element der rhythmischen Malerei von hoher Bedeutung; in dem ebenfalls von Platen herrührenden Pentameter:

„Früh von der Stirn mühevoll rinne der männliche Schweiß“

ließe sich ja durch die einfache Umstellung: „Mühevoll früh von der Stirn“ volle Deckung des Wort- und des Versaccents herbeiführen; allein jeder, der für solche Feinheiten ein Organ besitzt, wird gerade in dem Wider-

streite der beiden Accente eine sinnliche Kraft des poetischen Ausdrucks erblicken, die den tiefsten Kern des Gedankens mit einem durch kein anderes Mittel zu überbietenden Nachdruck hervorhebt.

In jedem Falle sind mäßig angewandte Accentverschiebungen bei Beobachtung richtiger Quantität vom strengen Kunststandpunkt aus weit weniger anfechtbar, als Verstöße gegen die Quantität, die Beyer freilich so mild beurteilt, daß er z. B. (I, 369) in pseudotrochäischen Versungeheuern wie: „Ein Strandschleicher an dem Meere“ sogar „rhythmische Schönheiten“ entdecken will, während doch hier zur Verschiebung des als „Heiligtum“ zu pflegenden Sprechaccents noch eine völlig falsche und sinnwidrige Silbenmessung hinzukommt. Daß bei derartigen „Prinzipien“ schließlich auch der Schein einer festen Norm schwindet, beweist Beyer schlagend auf S. 259 des ersten Bandes, wo er den Gipfel der deutschen Verskunst darin erblickt, weder die Silben zu messen, noch auch den Versaccent zu berücksichtigen! Die Ehre, dieses monströse Ideal verwirklicht zu haben, glaubt er Schiller beilegen zu dürfen, wogegen denn doch selbst der eifrigste Verfechter des quantifizierenden Prinzips trotz den zahlreichen Mängeln der Schillerschen Versbildung entchiedenen Einspruch erheben muß.

Durch alle Ausführungen Beyers zieht sich eine tiefeingewurzelte Abneigung gegen die streng geregelte metrische Form, die er geradezu als ein Hemmnis der deutschen Versentwicklung, ja (I, 267) als „pochenden Eisenhammer“ und „klappernde Mühle“ bezeichnet, was doch einzig und allein auf solche Verse Anwendung finden kann, deren ausschließliche Norm der gewöhnliche Sprechaccent bildet, wie es der Verfasser so kategorisch fordert. So ist es denn in seinen Augen ein Fortschritt von höchster Bedeutung, daß neuere Dichter „die Schranken des gebundenen Rhythmus durchbrechen, der sich auf Kosten der Schönheit und Lebendigkeit slavisch ans Metrum bannet.“ In der Losjagung von den Fesseln des Metrums erblickt er (I, 268) „die Rückkehr zum geschichtlichen Grundelement des deutschen Rhythmus“, zu den „freien Accentversen“, bei denen nach seiner Definition (§ 116) „ein bestimmtes, gefehmähig geregeltes Metrum nicht nachweisbar ist, bei deren Aufbau lediglich die Arsen bestimmend waren, während Thesen entweder gar nicht oder in willkürlicher Zahl eingefügt wurden.“

Es würde zu weit von unserem Hauptthema ableiten, wenn wir uns eingehender mit der Untersuchung beschäftigen wollten, ob und in welchem Grade die von Beyer behauptete Regellosigkeit in den alt- und mittelhochdeutschen Versen stattfindet. Soviel steht fest, daß die Zahl der Hebungen in den alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen genau bestimmt war, während in den Versbildungen, die Beyer I, 366 ff. als Muster neuhochdeutscher Accentverse aufstellt, nichts davon zu bemerken

ist. Wenn Beyer, offenbar irreführt durch die oft unrichtige Messung Schiller'scher Jamben, dieselben als Accentverse, wenn auch unbeabsichtigte, bezeichnen zu dürfen glaubt, so bleibt er für diese Annahme den Beweis schuldig und verwirrt dadurch nur die Scheidung zwischen Versen, denen ein bestimmtes, wenn auch mehr oder weniger verletztes Metrum zu Grunde liegt, und anderseits solchen, die lediglich eine bestimmte Anzahl von Hebungen innehalten, bezüglich der Sentungen dagegen uneingeschränkte Freiheit walten lassen, wie es z. B. Wilh. Jordan, nach Beyer (I, 365) der „Vollender des echtdeutschen freien Rhythmus“, in seinen „Riblungen“ gethan hat, sowie endlich jenen ganz freien Accentversen, die namentlich durch Heines Nordseebilder sehr in Aufnahme gekommen sind und bei denen auch die Anzahl der Hebungen nach Belieben wechselt. „In einer fortlaufenden Zeile geschrieben, wird man sie für poetische Prosa erklären, namentlich wenn der Reim fehlt. . . . Es fehlt eben jeder metrische Maßstab“ (I, 376 flg.). Uns, denen das Verhältnis zwischen Quantität und Accent im Vordergrund des Interesses steht, kann es genügen, diejenigen Accentverse näher ins Auge zu fassen, die eine bestimmte Anzahl hochbetonter Silben einhalten und daher Vergleiche mit streng metrisch gebauten Versen nahelegen. Betrachten wir zunächst, ohne uns an die Reihenfolge in der Beyerschen Klassifikation zu binden, den Vers mit vier Hebungen, jene Form der ältesten deutschen Epik, des Heliands, des Hildebrandsliedes u. s. w., die Jordan theoretisch und praktisch als angemessenste Einkleidung epischer Stoffe zu erneuter Geltung zu bringen versucht hat. Feststehend sind in diesem Versschema, wie bereits angedeutet, nur die vier Hebungen, die durch Alliteration noch besonders hervorgehoben werden; als Sentungen gelten alle diejenigen Silben, die vom Saftone nicht oder nur wenig getroffen werden; ihre Zahl ist keiner festen Regel unterworfen, sondern beliebig wechselnd. Die Jordanschen Zeilen enthalten, wenn man die gewöhnliche metrische Terminologie auf sie anwenden darf, fast alle möglichen Versfüße, Trochäen, Jamben, Daktylen, Anapäste, Spondeen, Molosse, Antispaste u. s. w., von denen indes nur die ersten vier rein zur Geltung kommen; dagegen erleiden Wörter, wie „Abschied“, „Vergißmeinnicht“ und andere aus Stammsilben zusammengesetzte Wörter an ihrem Laut- und Sinnwerte eine gewaltsame Verkümmern, da ihnen nur eine Hebung zuerkannt wird und alle anderen Silben zur Ausfüllung der Sentung dienen müssen. Daß in den Sentungen oft drei, bisweilen sogar vier Silben stehen, wäre an sich durchaus kein Fehler, nur müßten es durchweg entschiedene Kürzen sein, über welche die Stimme leicht hinweggleiten könnte, was leider in sehr vielen der Jordanschen Verse nicht möglich ist. Die Freiheit, die Anzahl der Sentungen schwanken

zu lassen, ist innerhalb gewisser Grenzen durchaus berechtigt und selbst in kunstvollen Dichtungen in weitestem Umfange nachweisbar; so finden sich z. B. in Goethes „Erlkönig“ neben regelrechten jambischen Zeilen, wie: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif“ anapästische Verse, wie: „Und wiegen und tanzen und singen dich ein“ und andere, in denen die Senkungen teils von einer, teils von zwei Silben gebildet werden; ja in der vorletzten Strophe besteht die zweite Senkung sogar aus drei Silben: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt“, und es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß gerade hierdurch eine vorzügliche Charakteristik erzielt wird. Und ähnlich finden sich in zahlreichen anderen Schöpfungen Goethes und Schillers, wie fast aller namhaften neueren Dichter derartige frei behandelte Verse. Stets aber wird in denselben — und darin liegt der wesentliche Unterschied von jenen altgermanischen — ein bestimmter rhythmischer Tonfall entweder jambischen oder trochäischen Charakters festgehalten, der auch dem ungeschulten Leser und Hörer deutlich fühlbar wird. Bei der Unbestimmtheit dagegen, die in der altdeutschen Versbildung und ihren modernen Nachahmungen bezüglich der Silbenzahl und der Quantität der Senkungen waltet, verflüchtigt sich der Rhythmus nur zu häufig in ein unklares Durcheinander, und ich stimme daher Gottschall vollkommen bei, der die Rückkehr zur altgermanischen Rhythmik als eine Reaktion gegen den wahren Fortschritt der Neuzeit bezeichnet, in welcher der Versfuß als solcher sein Recht behauptet und zu festen, geläuterten Versformen hindrängt. Diese in Bausch und Bogen als „pochende Eisenhämmer“ und „klappernde Mühlen“ zu bezeichnen, ist jedenfalls mehr ein Ausfluß subjektiver Abneigung, als dem thatsächlich vorhandenen Leistungsvermögen der neuhochdeutschen Verskunst entsprechend. Wenn sich freilich unsere gesamte Poesie nur in dem armseligen Einerlei von Jamben und Trochäen bewegen sollte, in dem die Kunst der Dugendlyriker aufgeht und in dem mindestens ein Drittel unseres poetischen Sprachschazes nicht oder doch nur mit äußerster Gewalt, d. h. unter Verletzung des Verschemas wie der Silbenquantität Platz finden kann, so würde ich dem abfälligen Urteil Beyers eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Zum Glück aber erfreuen wir uns auch, abgesehen von antiken Metren, wie dem Hexameter und dem Trimeter, die bei aller Gesetzmäßigkeit sich durch größte Modulationsfähigkeit auszeichnen, dank der schöpferischen Sprachgewalt eines Goethe, Rückert, Platen und anderer neuerer Poeten eines Reichthums echt nationaler Formen, die den tröstlichen Beweis liefern, daß unsere Poesie der Anleihe bei den Inkunabeln germanischer Dichtung entraten kann.

Wesentlich anders verhält es sich mit den Kunstformen der mittelhochdeutschen Periode, die zum Teil bereits eine Ausbildung, ja

Vollendung aufweisen, daß es der neuhochdeutschen Dichtkunst zu hohem Vorteil gereichen muß, an sie anzuküpfen. In ganz besonderem Maße gilt dies nach meiner Überzeugung von der Nibelungenstrophe, die, in ihrem Wesen richtig erkannt, wie wenige metrische Formen deutschen Ursprungs geeignet ist, das Gefühl für rhythmische Schönheit zu kräftigen und zugleich — was meines Wissens noch von keiner Seite betont worden — in die unfruchtbaren Kontroversen zwischen den einseitigen Accent- und den einseitigen Quantitätstheoretikern klärend und vermittelnd einzugreifen. Den unschätzbaren Vorzug der mittelhochdeutschen — nicht der zum einförmigen Jambensystem verwässerten modernen — Nibelungenstrophe hat Platen in zutreffendster Weise darin gefunden, daß sie, hierin dem antiken Hexameter ebenbürtig, „eine große Regelmäßigkeit mit der höchstmöglichen Varietät vereinigt“; denn neben den feststehenden sechs, beziehentlich (im letzten Verse) sieben Hebungen und den ebenso bestimmten Cäsuren, welch weiter Spielraum für die mannigfaltigste rhythmische Bewegung! Obwohl der Schöpfer des Nibelungenliedes von antiken Spondeen, Anapästern, Palimbacchieen, Antispasten u. s. w. keine Ahnung hatte — als Wortfüße sind sie sämtlich in dem Epos vorhanden und bisweilen von einer Wirkung, der die landläufigen jambischen und trochäischen Maße nichts, schlechterdings nichts an die Seite zu stellen haben. Kann es einen schlagenderen Beweis dafür geben, daß die Urgrundlagen des Rhythmus den antiken Sprachen und der deutschen gemein sind und daß es lediglich theoretische Hirngespinnste, wenn der Besitz der oben genannten Versfüße dem Deutschen abgesprochen und eine unüberbrückbare Kluft zwischen antiker und deutscher Verskunst behauptet wird?

Im Nibelungenliede herrscht neben dem accentuierenden ganz unverkennbar das quantitierende Prinzip, und zwar in solchem Maße, daß nicht allein in Eigennamen, wie Sifrit, Kriemhilt, Ortwin, Dancwart, Gernot, Tunowe u. s. w., sondern auch in Substantiven, wie „spilman“, „maregräven“, „koufliute“ u. s. w. beide Längen als gleichwertige Hebungen fungieren, ja sogar Endsilben wie in „wirtschaft“ (durch Reim verbunden z. B. mit „überkraft“), „richeite“, „warheit“ ohne vorausgegangene Senkung zur Bildung der Arsis verwendet werden. Daß Messungen wie diese sich von der Betonung und Silbenbauer der gleichzeitigen prosaischen Redeweise zum Teil ebensoweit entfernten wie die von den Verfächtern des bloßen Sprechaccents so heftig angefeindeten Tonverschiebungen neuerer quantitierender Dichter, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Um so wertvoller ist uns ihr tatsächliches Vorhandensein, da es unwiderleglich beweist, daß bereits im Mittelalter, wo doch von „nachschaffenden Graeculis“ (Beyer, S. II des Vorworts) noch keine Rede sein konnte, das künstlerische Formgefühl so weit ge-

diesen war, zwischen Vers und prosaischer Alltagsrede scharf zu scheiden; einer pedantisch verknöcherten, alles nivellierenden Zeit blieb es vorbehalten, eine stete und vollständige Übereinstimmung zwischen beiden zu fordern, nur die höchsten Betonungsgipfel der vulgären Sprechweise als Träger des Versakts anzuerkennen und alle übrigen Lautbestandteile mit souveräner Geringschätzung zu behandeln.

Angefihts der hier nur flüchtig angedeuteten Eigentümlichkeiten der mittelhochdeutschen Nibelungenstrophe muß es sehr befremden, wenn gerade Beyer als begeisterter Anwalt dieser Form auftritt, die doch den von ihm verfochtenen Theorien in so wesentlichen Punkten zuwiderläuft. Ich befinde mich hier persönlich in einer eigenen Lage insofern, als Beyer aus einer meiner Dichtungen eine Reihe von Strophen als Belege dafür aushebt, daß hier „alle Feinheiten der mittelhochdeutschen Nibelungenstrophe zum vollendeten Ausdruck gebracht“ seien (I, 606). So erfreulich mir — seine objektive Wahrheit vorausgesetzt — dieses Urteil sein könnte, so unbefriedigt läßt es mich im Interesse der Sache deshalb, weil Beyer in den früher beleuchteten Abschnitten seines Buches ja weit davon entfernt ist, für die moderne Versbildung die entsprechenden Konsequenzen aus dem zu ziehen, was er in diesem Zusammenhange ohne Einschränkung als berechtigt, ja mustergiltig erachtet. Denn von seinem Standpunkte aus müßte er, wenn in den zitierten Nibelungenstrophen Halbverse vorkommen wie „Stahlharter Worte“ und „holbfeliger deutscher Frauen“, deren erste Silben selbstverständlich mit schwebender Betonung gesprochen sein wollen, dies konsequenterweise ebenso verwerfen wie er es (I, 237) bei den Versanfängen „anstimmen“ und „Staatswürden“ thun zu müssen glaubte. Erkennt er dagegen, wie aus den über die betreffenden Silben jener Halbverse gesetzten prosodischen Zeichen zu schließen, dieselben als Längen und Hebungen an — die sie zweifellos auch im Sinne der mittelhochdeutschen Messung sind¹⁾ — so ergibt sich mit zwingender Logik die absolute Unantastbarkeit dieser Messung für alle Wörter gleichen Tonfalls, mögen sie nun im Nibelungenverse oder in jambischen Versen oder in antiken Metren verwendet sein. Das Prinzip, das ich in dem betreffenden Gedichte befolgte, ist genau dasselbe, welches ich bei allen anderen metrischen Formen, seien es moderne oder Distichen und Oden, zur Richtschnur nehme und auch theoretisch zu verfechten nicht ablassen werde, eingedenk des Goethischen Satzes, daß, da der Irrtum sich immerfort wiederholt, man das Wahre unermüdtlich wiederholen muß.

1) Vgl. Barnde, Einl. zum Nibelungenlied § 2, s: „Jede betonte Silbe, sie habe den Hochton oder den Tieftton, ist hebungsfähig; beide Accente wiegen also, metrisch genommen, gleich schwer“.

Nachdem ich im vorstehenden, auf die Gefahr hin, mir das Wohlwollen eines einflussreichen Stimmführers im Heerlager der theoretischen Antipoden zu verschmerzen, an einem konkreten Falle gezeigt habe, daß dasjenige formale Prinzip, welches Beyer (II, 67) als „Schulmetrik“ ächten will¹⁾, auf eine im eminentesten Sinne deutsche Kunstform angewandt, selbst dem eingeleischtesten Accentsfanatiker dermaßen standhält, daß es ihn in augenfälligen Widerstreit mit seiner eigenen Theorie verwickelt, erlaube ich mir zum Schlusse die Ergebnisse meiner Darlegungen zusammenzufassen.

Die ausschließliche Berücksichtigung des gewöhnlichen Sprechaccents ist auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe unserer poetischen Sprache keineswegs ausreichend zur Bildung künstlerisch vollendeter, ja nicht einmal korrekter und lesbarer Verse, da außer den sogenannten Knüttelversen im Deutschen kein Metrum, auch kein nationales, regellos und unbestimmt genug ist, um ohne erhebliche Schädigung die Verletzungen der so vielen nicht vom Hochtton getroffenen Silben eigenen Quantität zu ertragen, welche Verletzungen unausbleiblich überall sich einstellen, wo der Sprechaccent als einzige Richtschnur waltet. Andererseits aber ist auch die bloße Einhaltung des Verschemas, sei auch die Quantität der einzelnen Sprachelemente noch so streng beobachtet, ohne gleichzeitige Berücksichtigung des üblichen Wortaccents noch keine Bürgschaft für die Bildung wirklich lebensfähiger Verse, die nicht allein metrisch geschulten Philologen, sondern allen gebildeten Kreisen des Volkes verständlich und genießbar sein sollen. Wenn irgendwo, so liegt hier das Richtige in der Mitte; nimmt doch die deutsche Sprache, wie schon J. C. A. Heyse in seinem noch heute mit Nutzen zu studierenden „Abriss der Verstunst der deutschen Sprache“ vor mehr als 60 Jahren klar erkannt und ausgesprochen hat, hinsichtlich ihrer Silbenmessung eine Mittelstellung zwischen den bloß quantitierenden antiken und den übrigen lediglich accentuierenden neueren Sprachen ein, bei denen der rhythmische und der Silbenaccent sich sehr oft in Widerstreit befinden, so daß z. B. im Französischen ein in der gewöhnlichen Redeweise kaum hörbares *e* im Verse die rhythmische Hebung vertreten kann. Die deutsche Sprache hat sowohl Accent als Quantität, d. h. auch unter denjenigen Silben, die nicht vom Hauptton getroffen werden, finden sich entschiedene Längen; zum Unterschiede von den altklassischen Sprachen aber sind die accen-

1) Dasselbe soll, beiläufig bemerkt, (II, 67) u. a. auch von Hamerling „durchbrochen“ worden sein, der als Lyriker mit einer unter den neueren Poeten seltenen Vorliebe und Sprachgewandtheit die antiken Dnensformen handhabt und ein umfangreiches Epos in Hexametern verfaßt hat, in denen bei gewissen Freiheiten im wesentlichen prinzipiell die Quantität beobachtet ist!

tuierten Silben stets zugleich Länge; die Länge wird nicht bestimmt durch das Zeitmaß, auch nicht durch den Accent, sondern durch die Bedeutsamkeit, den begrifflichen Gehalt der Silben, von welchem seinerseits auch der Accent, als Kennzeichen der logisch wichtigsten Wortbestandteile, normiert wird. Accent und Quantität sind also gleichwertige, selbständige, vielfach allerdings sich berührende Faktoren, beide wurzelnd in dem geistigen Gehalte der Sprachelemente. Die deutsche Silbenmessung ist somit im eminenten Sinne eine geistige; dies ist ihre charakteristischste Eigenschaft, ihr nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug vor allen anderen, alten wie neueren Sprachen. Damit derselbe gebührend zur Geltung komme, hat der Dichter der Gegenwart drei Bedingungen zu erfüllen: möglichst genaue, wenn auch keineswegs pedantische Beobachtung des gemeinüblichen Wortaccents, strenge Einhaltung der Silbenquantität, gegründet auf den begrifflichen Wert der Sprachbestandteile, und endlich ebenso strenge Wahrung des jeweiligen Verschemas. Wer in diesen Forderungen „fremde Fesseln“ und „pedantische Schulregeln“ erblickt, beweist damit nur, daß er weder das Wesen der antiken noch der deutschen Verskunst erfaßt hat; wer sie erfüllt, unterwirft sich allerdings Gesetzen, die dem oberflächlichen und arbeitscheuen Dilettantismus recht un bequem sein mögen, innerhalb deren jedoch die subjektive Freiheit des berufenen Poeten noch einen weiten Spielraum vorfindet, während ohne sie nichts übrig bleibt als schrankenlose Anarchie und Willkür. „Charakteristisches Formleben“, wie das beliebte Schlagwort einer neuerdings recht selbstbewußt auftretenden Richtung lautet, ist ja gewiß ein Ziel, für jeden, der lebendige künstlerische Wirkung anstrebt, „aufs innigste zu wünschen“; man giebt sich indes einer gräßlichen Selbsttäuschung hin, wenn man es damit erreicht zu haben meint, daß man die im innersten Wesen der deutschen Sprache wie der Metrik begründeten Gesetze nach jeweiligem Belieben mit Füßen tritt. Ein Aischylus, ein Aristophanes, der Dichter des Nibelungenliedes, um von anderen zu schweigen, haben doch gewiß die Gabe künstlerischer Charakteristik in denkbar höchstem Grade besessen und für die feinsten Nuancen des Seelenlebens und der Erscheinungswelt die treffendsten Ausdrucksmittel bereit gehabt, ohne sich im geringsten von den formalen Kunstgesetzen, die ihnen als unverletzlich galten, beengt und behindert zu fühlen.

Daß unsere neuhochdeutsche Vers Technik bereits nach allen Seiten zum letzten Abschluß gebracht wäre, wird niemand behaupten wollen, der sich mit Erörterung gewisser Spezialfragen näher beschäftigt hat. Auf dem Gebiete der „mittelzeitigen“ Silben wird eine feste Grenzbestimmung vielleicht noch lange ausstehen, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sich für eine große Anzahl untergeordneter Wörter, wie

Präpositionen, Pronomina, Ableitungssilben u. s. w. überhaupt nie ein völlig feststehender prosodischer Gebrauch herausbildet, sondern es nach wie vor dem Einzelnen überlassen bleiben wird, nach Gefühl und Bedarf seine Entscheidung zu treffen. Und darin liegt nicht sowohl ein Mangel als ein entschiedener Vorteil für den sprachgewaltigen Meister. In allen wesentlichen Punkten aber besitzen wir einen untrüglichen, nie versagenden Leitstern, wenn wir unbeirrt durch unklare und schiefe Schlagworte die im vorstehenden dargelegten Prinzipien festhalten, die im Wesen der deutschen Sprache und des deutschen Geistes begründet sind. Mit der Achtung vor den begriffshaltigen Stammsilben steht und fällt unsere gesamte Verstkunst; die Alleinherrschaft des Accents, auf welche Beyers Bemühungen abzielen, wäre ein höchst beklagenswerter Rückschritt gegenüber den positiven Errungenschaften, die wir der ersten und zielbewußten Arbeit von mehr als hundert Jahren danken und die unsere Dichtkunst befähigen, dem Grundcharakter unserer schönen Sprache vollkommen treu bleibend, gleich weit entfernt von nüchternem Schablonenkultus wie von gefloßener Willkür, auch in formaler Hinsicht mit jeder andern den Wettkampf aufzunehmen.

Ein deutscher Schulaufsatz aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Von F. Jonas in Berlin.

Neben manchen wertvollen theoretischen Abhandlungen über den deutschen Aufsatz, welche diese Zeitschrift bereits gebracht hat, darf vielleicht auch einmal den Lesern derselben ein Aufsatz selbst aus alter Zeit vorgelegt werden, der bei einer Vergleichung mit den jetzigen Leistungen der Schüler eine auffallende Verschiedenartigkeit in der Behandlung des Themas und im Stile zeigt und dadurch gerade manchen Lehrer des Deutschen anregen und vielleicht auch belustigen wird.

Mir liegt ein Aufsatzheft eines Schülers, eines späteren Predigers, vor, der Ostern 1812 als Alumnus in das Joachimsthalsche Gymnasium aufgenommen und Ostern 1815 mit dem Zeugnis der Reise nach zweijährigem Besuch der Prima entlassen wurde. Sein Name thut hier nichts zur Sache, da nicht seiner Person wegen seine Schularbeit veröffentlicht wird.

Das Heft, von dem ich leider nicht feststellen kann, ob es die Arbeiten aus der Sekunda oder Prima vorführt, enthält fünf Aufsätze. Die Themata lauten: 1. Beschreibung eines Erntefestes; 2. Sokrates' Tod; 3. Was gehört zu einem vollkommenen Künstler? 4. Die Wasserfahrt; 5. Hermanns Rede an die deutschen Fürsten. Der dritte Aufsatz

ist nicht korrigiert worden; die übrigen haben folgende Unterschriften erhalten: 1. Der Verfasser zeigt schon Bildung in diesem Objekte. Besonders löblich ist das schöne Schreiben, womit auch der klare Ausdruck zusammenhängt; 2. Mit musterhaftem Fleiße gearbeitet, und voller edler Teilnahme und Verständigkeit; 4. Durch äußeren und inneren Wert sehr empfehlend; 5. Dieser Aufsatz ist mit gebührendem Lobe mündlich erwähnt worden.

Als Probe mag hier der erste Aufsatz folgen. Der Herausgeber geht von der Meinung bei der Veröffentlichung aus, daß zur Geschichte des Schulwesens auch die Schularbeiten einen Beitrag abgeben können, und eine Sammlung solcher aus älterer Zeit wohlberechtigt wäre. Denn auch für die Schulen gilt das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Die Korrekturen des Lehrers werden in den Anmerkungen beigefügt.

Theurer Freund!

Da Du noch nie bei der Feier eines Erndtefestes gewesen bist, so glaube ich, daß es Dir nicht unangenehm seyn wird, wenn ich Dir eine Beschreibung davon liefere. Ich kann dies um so mehr, da ich erst vor einigen Tagen einem solchen Feste bewohnte.

Aurora sah sich schon nach ihrer Peitsche um¹⁾, als ich mit meinem Freunde L. nach dem Dörfchen B. ging, wo wir zur Erndtefeier gebeten waren; schon schwanden die erlassenden Hörner der Luna, und Titan befahl den Horen, die Rosse zu schirren²⁾. Ein majestätisches Bild für mich, einen Freund der Natur, war dieser Anblick. Gerührt dachte ich in meinem Herzen an den Uhrheber³⁾ dieses unendlich schönen Schauspiels.

Stumm wandelst⁴⁾ ich und mein Begleiter, ganz verloren in uns selbst, über dies erhabene Bild, unsern Weg fort. Ueberall, wohin ich blickte, sah ich die Natur in ihrer vollen Pracht. Lachende Wiesen mit tausend bunten Blumen besäet und mit üppigem Grase prangend stellten sich meinen Augen dar. Philomenens⁵⁾ Lieber ergözten mein Ohr; andere Vögel wetteiferten mit ihr; aber umsonst, sie blieb die schönste Sängerin. Ach Freund, wie gern hätte ich Dich bei mir gehabt! wahrlich ich hätte die Freude doppelt genossen, wenn ich sie hätte mit Dir theilen können. Wir gingen durch anmuthige Thäler, wo wir

1) Die Worte „Aurora sah“ und „ihrer Peitsche“ sind vom Lehrer unterstrichen.

2) Die Worte „Hörner der Luna“ und „Rosse zu schirren“ unterstrichen.

3) Der Buchstabe h durchstrichen.

4) Verbessert „wandelte“.

5) Verbessert „Philomenens“.

überall die milden Gaben der huldreichen Ceres ausgebreitet sahen. Der Weg führte uns an einen Bach, der sanft rieselnd sich in unzähligen Krümmungen fortwand. Ein sanfter Zephyr wehte, der die Hitze mähigte. Kurz vor dem Dorfe bildete jener kleine Bach einen Wasserfall, dessen sanftes Gemurmel man schon in der Ferne hören konnte.¹⁾ Wir kamen nun über einen kleinen Hügel, von dem wir das Dorf unten in einem anmuthigen Thale liegen sahen. Die Lage desselben war romantisch; ringsherum ragten hohe Bappeln hervor und stolz erhob sich über die friedlichen Hütten das herrschaftliche Haus. So gelangten wir endlich in das Dorf. Alle hatten schon das sonntägliche Kleid angelegt, und freuten sich des Festes, das ihrer wartete. Wir gingen in die Wohnung des Gutsbesizers, eines alten redlichen Mannes, von dem wir eingeladen waren. Gerührt saß er in einem Lehnstuhle und dankte Gott für das gesegnete Jahr, und froh saß neben ihm seine Gattin, die mit ihm die Freude theilte. Schon hatten sich alle auf dem Hofe versammelt, um mit einem Kranze die Schaar der Schnitter vom Felde herbeizuholen. Der fröhliche Zug, von Musicanten begleitet, zog ab; jauchzend legte ein jeder seine Freude an den Tag. Ich ging ihnen schweigend nach, noch ganz mit dem Anblick der schönen Natur beschäftigt, um zu sehen, was man nun machen würde. Der Zug gelangte zu den Schnittern, welche, als sie ihn sahen, ihre Sensen ablegten. Die jungen mit Blumen geschmückten Mägdchen sahen fröhlich der jubelnden Schaar entgegen und freuten sich des Tanzes. Jetzt lagerten sich alle und nahmen in bunten Reihen sitzend, ein Frühstück zu sich. Nachher standen alle auf und tanzten hier auf dem Felde. Ach, dachte ich, wie glücklich sind doch diese Landleute gegen die Stadtbewohner! Sie sangen beim Wasserkrug, als wäre ihnen Wein gereicht. Hier sah man keinen mit einem siechen Körper, Aller Wangen schienen mit Purpurröthe bemahlt zu seyn. Jetzt brachen sie auf und näherten sich im vertraulichen Gespräche dem Dorfe. Beim Eintritte in dasselbe erscholl aus fröhlichen Herzen ein „Nun danket alle Gott.“ Dann nahm die Vorbinderin den Blumenkranz und überreichte ihn der hocherfreuten Herrschaft mit einer von ihr selbst gefertigten Anrede, und wurde reichlich beschenkt entlassen. Nun wurde getanzt, bis die Zeit zum Essen herannahete. Alle setzten sich hocherfreut zu Tische, und bildeten bunte Reihen. Fröhlicher, Freund, habe ich noch kein Mahl verzehren sehen. Zum Beschluß der Mahlzeit wurde noch unter dem Schall der schmetternden Trompete auf das Wohl der Herrschaft und der anwesenden Fremden getrunken. Nach dem Essen

1) Die letzten Sätze von „Lachende Wiesen“ ab bis hierher sind am Rande mit dem Prädikat gut ausgezeichnet.

strömte alles wieder zum Tanzplatz, wo sie denn auch bis spät in die Nacht sehr vergnügt zubrachten. — Nicht weniger vergnügt, aber doch gefetzter ging es bei der herrschaftlichen Tafel her. Der goldene Wein prangte in großen Pokalen, und unter lustigen Erzählungen ließ es sich ein jeder gut schmecken. Es war nun schon spät geworden, Phöbus lenkte schon seinen Sonnenwagen nicht mehr, Luna war schon an dessen Stelle getreten, als ich und mein Begleiter nach einem so vergnügten Tage unsern Rückweg antraten.

Ich glaube nun, daß es mir wird gelungen seyn, Dir einen Begriff von der Feier dieses für den Landmann so frohen Tages gemacht zu haben. Mit diesem Wunsche verbleibe ich p. p.

Vom Übersetzen in der Schule.

Von Aug. Mühlhausen in Hamburg.

Im ganzen begegnet wohl das Übersetzen einer günstigen Meinung. Man hält solche Übung für eine heilsame geistige Gymnastik und rühmt ihr alle die Tugenden nach, die das wirkliche Übersetzen ohne Zweifel entwickeln kann. Die Vorfrage aber, ob unser schulmäßiges Übersetzen sich mit dem eigentlichen ernsthaft vergleichen läßt, bleibt doch meist wohl unerörtert. Wieviel wird nicht gerade heutzutage über den stillverderbenden Einfluß der Zeitungen geklagt; besonders ihrer Übersetzungen. Aber sind denn die Buchübersetzungen durchgehends als gut oder auch nur als genügend zu bezeichnen? Und sollte wirklich die Hast allein schuld sein, mit der für das „Geschäft“ gearbeitet werden muß? Könnte man nicht am Ende gar das den Sündern als mildernden Umstand bewilligen, daß sie's in der Schule nicht anders getrieben haben als sie's nun draußen im Leben fortsetzen? Rufen wir uns doch einmal recht gegenständlich in unser Bewußtsein die Forderung zurück, die das Übersetzen an uns stellt: einen Gedanken von der einen Sprache in die andere hinübersetzen, daß beispielsweise der so gewonnene deutsche Satz für uns, das heißt doch wohl für unsern deutschen Sprachgeist dasselbe ist, wenn's überhaupt geschehen kann, sonst das möglichst ähnliche, wie für den französischen Sprachgeist der französische Satz; nicht etwa nur dasselbe für den von allem Besondern absehenden abstrakten Schulverstand. Das ist es eben! Giebt doch die Sprache nun einmal der ganzen menschlichen Erkenntnis Schranken und Umriß. Jede Nation spricht, je nachdem sie denkt, und denkt, je nachdem sie spricht. So verschieden, sagt W. Scherer, der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da das immer ein äußerer,

einseitiger Gesichtspunkt war, so ward derselbe zugleich mit in die Sache eingetragen, und jeder einzelne an ihn gebunden, auf ihn eingeschränkt, und so sagt ja auch Schiller, daß die Sprache für uns dichtet und denkt. Und darauf zielt auch unser größter Übersetzer, Martin Luther, mit seiner Auslassung:

María voll gnaden! wo redt der deutsche mann so? Er denkt an ein faß voll Bier oder beutel voll gelbes. Darum habe ichs verdeutschet: du holdselige! Und hätte ich das beste deutsch nennen sollen, so hätte ichs also verdeutschten müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria! denn so viel will der engel sagen und so würde er geredt haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wol, welch ein herzlich fein wort das ist: du liebe Maria!

Daß Luther das Richtige gefühlt, hat uns Goethe gezeigt: wo Gretchen ihr Herz voll innigster Liebe dem Einzigen offenbaren möchte, da hat sie nichts als die Worte: du lieber Mann!

Wie nun Übersetzen eben nicht Kopfarbeit ist, sondern den ganzen lebendigen Menschen fordert, also auch und vor allem sein Herz, das kann uns so recht deutlich werden durch folgende Bemerkung über den bekannten Ausdruck *old England*. Stammt sie auch nicht von einem Berufsphilologen, so doch von einem hochgebildeten Mann, der viel gelebt, gelitten und gedacht, von Lothar Bucher, der einst so oft in den Zeitungen die rechte Hand Bismarcks genannt wurde. Er erzählt in einem 1862 herausgekommenen Buche *Untermwegs* S. 407 flg. (4. April 1861):

„Von Cuzhaven habe ich eine philologische Entdeckung nachzutragen. Sie wissen, ich treibe meine eigene Philologie, die das Ärgernis und die Verachtung regelrechter Doktoren und Professoren erregt. Vor Cuzhaven fand ich, wie *old England* zu übersetzen ist. Deutsche, die eine Ferienreise nach England machen, verzüden sich gern über *old England*. Ich habe mich in Verdacht, selbst einen schwächlichen Versuch dazu gemacht zu haben, als ich zum erstenmal auf *Loadenhall Street* sah. Man hatte das Wort gelesen und es kam einem bequem zum Ausdruck der stammverwandtschaftlichen Verliebtheit, welche damals deutsche Liberale, die von England wenig wußten, gern zur Schau trugen, um deutsche Konservative zu ärgern, die noch weniger davon wußten. Allmählich lernte ich von Menschen und Dingen, daß jenes Gefühl nicht gerechtfertigt ist, und heute haben auch andere das an Mr. Macdonald und Mylord Palmerston gelernt. Aber lange ehe ich dahin gekommen, hatte ich an der Sprache, an der Litteratur begriffen, daß, auch wenn das Gefühl gerechtfertigt wäre, doch das Wort nicht richtig sei. Der Engländer gebraucht es, wenn ihm das Herz auf die Lippe tritt, wenn er auf lange von England scheidet, wenn er es nach langer Trennung

wiederfieht. Das old ist ein ſchmeichelnder, zärtlicher Ausdruck, wie man auch im Deutſchen jemand alter Junge nennt, ohne damit ſagen zu wollen, daß er graue Haare habe. Der Engländer ſagt auch dear old England. Wer nicht die Empfindungen eines Engländerſ für England haben kann, der macht einen Sprachſchnitzer, wenn er von old England ſpricht. Wie ſoll man aber den Ausdruck überſetzen, wo er überſetzt ſein will? Altes England, in dem Sinne von alter Junge, würde nicht verſtanden werden; Altengland, wie man häufig liest, wird falſch verſtanden, als Gegenſatz zu Neuengland oder als Bezeichnung eines Landes, das geblieben, was es geweſen. Erſt beim Anblick der deutſchen Küſte und vermöge der Gewöhnung, bald deutſch, bald engliſch zu denken, fand ich die Überſetzung. Mein Auge ruhte auf der Küſte und dem tiefblauen Himmel, den London nicht kennt; mein Ohr hatten ein paar kleine Engländerinnen, die in mich hineinplauderten. So ward aus dem deutſchen Gefühl und engliſcher Sprache die Phraſe dear old Germany in meinem Kopfe. Das muß man doch auch deutſch denken können, fragte ich mich und fand die Überſetzung — Vaterland. Das iſt auch die Überſetzung von old England. Auch umgekehrt wird man, wenn von einem Engländer die Rede iſt, Vaterland oft nicht beſſer als mit old England wiedergeben können. Die neuere Sprache hat zwar dem Deutſchen ein Wort fatherland nachgebildet, gebraucht es aber nur zur Bezeichnung Deutſchlands, als einen beabſichtigten und ausdrucksvollen Germanismus. Der Engländer, der ſo ſagt, will nicht ausdrücken, wie er, ſondern wie der Deutſche gegen Deutſchland empfindet."

Und ſelbſt im Gebiete der Kopfarbeit im engeren Sinne reicht doch der Schulverſtand nicht aus. Worte wie philoſophy und philoſophical z. B. zählt man gar zu leicht zu den guten Bekannten. Das iſt ja auch nach der Auffaſſung der Menge der große Vorteil, den der Lateinſchüler über den Deutſchen hat, daß er ähnliche „Vokabeln“ eigentlich gar nicht erſt zu lernen braucht. Nur daß Arbeit und Bildungsſtoff der Philologie nicht eingeschloſſen ſein können in dem Erfaffen eines Klanggebildes und ſeines ungefähren Begriffs, und daß dieſes „Ungefähre“ ſo gut wie die „ſcharfe Definition“, dieſe Surrogate der lebendigen Wirklichkeit, den Kindermehlen gleichen, die wohl Fett, aber nicht Muskeln und Knochen bilden. Und wieder will ich Lothar Bucher auf den Plan führen, und zwar mit einer Schrift, in welcher der Leſer ſo leicht keine philologiſche Aufklärung erwartet: es iſt die Londoner Induſtrie-Ausſtellung von 1862. (Berlin 1863.) Es heißt dort S. 267 flg.:

„Wir ſpotten gern über den Ausdruck philoſophical instruments, philoſophiſche Inſtrumente, mit dem der Engländer die Werkzeuge be-
legt, die den Naturwiſſenſchaften dienen; aber mit Unrecht. Der Aus-

druck schreibt sich aus der Zeit her, wo das ganze Gebiet geistiger Thätigkeit eingeteilt war in divinity, Theologie, und philosophy. Die letztere begriff alles, was der Mensch mit seinem „eigenen Lichte“ entdecken und lernen konnte im Gegensatz zu dem „göttlichen Lichte“ der Offenbarung, also das Denken und die Entdeckung der Naturgesetze. Newtons unsterbliche Leistungen stehen in den Philosophical Transactions aufgezeichnet. Das in Deutschland so beliebte Citat:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy

muß übersetzt werden:

Es giebt im Himmel und auf Erden Dinge, von denen Eure
Naturforscher sich nichts träumen lassen.

Und in der That, wie sollte Hamlet dazu kommen, das zu sagen, was die übliche deutsche Übersetzung ihm in den Mund legt? Die Philosophen haben doch wohl von allem im Himmel und auf Erden geträumt und von einigem mehr; nihil tam absurdum quod philosophi non dixissent, sagt Cicero. Der Sinn der Stelle und das ganze Wesen Hamlets wird durch diese Übersetzung auf den Kopf gestellt, nicht gegen die Spekulation richtet er sich, sondern gegen die Schule, die für nicht wahr hält, was sie noch nicht zu erklären weiß.“

Dieses Beispiel zeigt wieder so recht, wie wir uns stets bemühen müssen, den ganzen Bedeutungsumfang eines Wortes in Erfahrung zu bringen, und zwar in der Folge, wie er sich geschichtlich entwickelt hat, nicht in einer willkürlich angenommenen sogenannten logischen Reihe. Und da wir für fremde Sprachen kein so geartetes Wörterbuch besitzen, wie wir Deutsche es an unserm Grimm haben, so ist es so gut wie unmöglich, fremde Schriftsteller, in deren Sprachgebrauch wir uns nicht selbst durch andauerndes Studium hineingelebt, anders als schielend zu übersetzen. Es kann nur der recht verstehen, was hier gemeint ist, dem es wenigstens gegenständlich ist, wie schon bei Goethe z. B. gar nicht so wenig Wörter einen andern Bedeutungsumfang haben, als er heute unter uns lebendig ist, und wie diese Verschiedenheit, oft nur gering, doch so wunderbar die ganze Fügung beeinflusst. Daß das Übersetzen wohl eine philologische, aber doch keine reine Philologen-Angelegenheit ist, sagt uns z. B. jedes Werk der neueren Naturforschung. Was fehlt dem neusprachlichen Philologen zu solcher Übersetzung anders als die nötige Sachkenntnis? Und daß sie zu ihrer Wortkunde sich die betreffende Sachkunde so häufig erst erwerben müssen, das zwingt die Gelehrten bei ihrer Arbeit am deutschen Wörterbuch, wollen sie geistesfrische Artikel liefern, oft zu so umfassenden weit abführenden Untersuchungen. Daß die für die Schularbeit herangezogenen Schriftsteller der sogenannten

allgemeinen Bildung angehören, mindert doch eigentlich auch nur scheinbar die von Fachschriften gestellte Forderung: denn es ist doch ungleich schwieriger, die bei ersteren statthabenden zarten Unterschiede aufzufassen, als zu erschließen, wie sich ein Wort als Fachausdruck von dem des allgemeinen Lebens unterscheidet.

Ist es nun so mit der Sache bestellt, wie nimmt sich da der Versuch aus, den Schüler nicht etwa nur das heutige Englisch und Französisch zu lehren, sondern gleich auch die Litteratur der neuern Zeit. Da soll der Schüler, nach weit verbreiteten Schulchrestomathien, den Stil kennen lernen von Corneille bis Fouillot, von Sponser bis Carlyle. Wer unter den Lehrern sich wohl dieser Kenntnis rühmen kann?

So schließt sich denn das wahre Übersetzen durch die ihm innewohnenden Schwierigkeiten wohl eigentlich aus dem Schulbetrieb, wenigstens der fremdsprachlichen Stunden, aus. Bleibt noch ein anderes Verfahren, das Heinrich Viehoff einst bei Gelegenheit einer Selbstanzeige seiner Übersetzung von Racines Theater so gezeichnet hat:

„Wir suchen zuvörderst das Gelesene in einer treuen, jeder Nuancierung des französischen Ausdrucks möglichst folgenden, aber auch den Genius der Muttersprache schonenden Übersetzung wiederzugeben.“

Was das nun bedeutet, den Genius der Muttersprache schonen, darauf kommt alles an. In praxi heißt das, keine Verstöße durchlassen gegen die Wortfolge, die Rektion, die Modusverhältnisse, wohl auch die aus der Grammatikstunde bekannten Anglicismen oder Gallicismen ersetzen durch die entsprechenden Germanismen. Hat bei solchem Verfahren der deutsche Sprachgeist irgend einen rechtschaffenen Gewinn? Sähe man auch von dieser Schonung des Genius der Muttersprache ganz ab, deutsch in Wortfolge und Rektion würden unsre Schüler doch bleiben in ihren deutschen Aufsätzen. Aber durch diese Methode des Schonens erweckt man bei Schülern wie Lehrern den doch irrigen Glauben, als wäre das, was nun herauskommt, wirklich deutsch, und durch diesen Wahn fälscht man des Schülers deutschen Sprachgeist, raubt ihm dadurch das allein sicher leitende unmittelbare Gefühl für die Reinheit seiner Sprache im höhern Sinne, zu der vor allem auch der Rhythmus gehört, der in so entstandenen Arbeiten überhaupt nicht zu Gehör kommen will. Von solchen Übersetzungen gilt dann auch, was J. Fleutelot (1843) über die französischen Übersetzungen sagt: *En effet, j'ai trouvé et signalé dans la plupart de ces traductions une choquante inexpérience de la phrase française, des fautes d'élégance, de propriété, de justesse. . . . Il y a une telle ressemblance entre la phrase prétendue française de ces enfants, et la phrase latine ou grecque, que la première souvent ne peut être comprise qu'à l'aide de la seconde; et le but de la*

traduction est tout au contraire de faire comprendre ce que le texte étranger a voulu dire.

Wie schwierig es für den Übersetzer ist, wirklich national zu schreiben, geht wohl am überzeugendsten daraus hervor, daß selbst Luther darüber klagt, wie sauer es ihm geworden, den guten deutschen Ausdruck zu treffen, weil er sich nicht frei machen konnte von „den lateinischen Buchstaben“, wie er's nennt.

Was bleibt somit für die fremdsprachliche Stunde? Das, was eigentlich ihr Arbeitsfeld ist, die fremde Sprache. Und weil deutsche Schüler in ihr unterrichtet werden sollen, so ist's schon recht, daß man die deutschen Wörter herbeiruft, um den Sinn der fremden zu erklären, zu erläutern. Es werde deren Bedeutung gleichsam beschrieben, erzählt, berichtet, so daß dann bei der wiederholten Lektüre gleich das fremde Wort den ihm eigenen Sinn unmittelbar in der Seele des Schülers erweckt. Das ist ja auch der für das Erfassen des fremden Idioms am besten geeignete Weg. Sollen aber unsre Schüler, und das darf ja gewiß verlangt werden, sich auch einmal in der schwierigen Kunst des eigentlichen Übersetzens versuchen, so lasse man diese Übungen den Mann leiten, der dazu berufen ist, den Lehrer des Deutschen. Denn diesem ist es doch, wie einst in ähnlicher Lage schon Luthern, der sich der Anforderungen Melancthon's, dem's nur „ums Griechische“ war, erwehren mußte, vor allem ums Deutsche zu thun; und diesen Standpunkt darf man ja nun wohl endlich mit dem frohen Bewußtsein einnehmen, damit der Zustimmung aller einsichtsvollen Volksgenossen sicher zu sein.

Zum grammatischen Unterrichte im Deutschen in Sexta.

Von Ludwig Lohm in Frankfurt a. M.

Die im nachfolgenden enthaltenen Bemerkungen sind angeregt worden durch den Aufsatz Lyon's (I. Jahrg. Heft 1 dieser Ztschr., S. 54 ff.), der meiner Ansicht nach in seinen Forderungen für die Sexta etwas zu weit geht.

Mit Recht macht Lyon auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem völligen Anschlusse des deutschen Unterrichtes an das Lesebuch hervorgehen können, und verlangt, daß sich an das Lesestück ein festgegliederter Gang grammatischer und stilistischer Übungen anschließen müsse. Dies wird jeder anerkennen, der die Berechtigung des Satzes: das Lesebuch soll im Mittelpunkt des deutschen — also auch des grammatischen — Unterrichtes stehen, zugiebt. Denn selbstverständlich kann dies nicht bedeuten, daß ab und an bei jeweiligen passenden Gelegenheiten einige

grammatische Bemerkungen oder Regeln mitgeteilt werden. Ebenfowenig Berechtigung aber hat, wie ich meine, das Verlangen, daß die Stücke des Lesebuches mit Rücksicht auf die Grammatik ausgewählt und angeordnet seien, denn damit würde ja der eigentliche Zweck des Lesebuches durchaus verkannt. Der Kernpunkt des Satzes: die Grammatik ist im Anschluß an das Lesebuch zu lehren, liegt doch offenbar darin, daß die Erklärung und Einübung aller grammatischen Erscheinungen und Gesetze sich an die in Zusammenhang stehenden Sätze eines Lesestückes anschließen, so daß also der grammatische Unterricht sich nicht auf bloße Deklinations- und Konjugations-Paradigmata u. s. w. und auf Sätzchen, die, wie sie der Zufall gerade bringt, dem Kopfe des Lehrers oder Schülers entspringen, oder in einem grammatischen Übungsbuche zur Einübung gerade dieser oder jener bestimmten Erscheinung oder Regel zusammengestellt sind, beschränke, sondern daß er sich erprobe an der bunten Mannigfaltigkeit der Sätze eines Lesestückes. Und das ist ja auch das höchste Ziel des Unterrichtes in deutscher Grammatik, und dann erst wird er seinen wahren Wert erlangt haben, wenn er dem Lernenden einen klaren Einblick in den grammatischen Bau alles dessen, was er liest, ermöglicht. Dieses ist aber nicht anders zu erreichen, als wenn von vornherein fleißig das sog. Analysieren von Sätzen betrieben wird.

Diesem Analysieren will Lyon mit Recht schon im Unterricht der Sexta eine hervorragende Stelle zugewiesen wissen (a. a. O. S. 56): aber über dem Analysieren nach Satzgliedern ist auch das nach Wortarten nicht zu versäumen, nur hat ersteres immer voranzugehen. Schon in Sexta und Quinta hat sich der ganze grammatische Unterricht — wie sich das ja für Quarta und Tertia von selbst versteht — auf die Lehre vom Satze aufzubauen. Diese ist gleichsam wie das feste Gerippe anzusehen, um welches sich alles andere herumlegt, und welches allem übrigen zur Stütze zu dienen hat. Wie wollte man es denn wohl auch anders zu Wege bringen, daß ein Sextaner — und das wird doch wohl allgemein verlangt werden — z. B. von Substantiven und Adjektiven mit Sicherheit außer Genus und Numerus auch den Kasus angeben kann, wenn er eben nicht durch fortgesetztes Analysieren der Sätze nach Satzgliedern einen festen Anhaltspunkt erlangt hätte, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob z. B. ein Substantiv Subjekt oder Objekt ist?

Ich darf wohl auf Zustimmung rechnen, wenn ich verlange, daß von den drei (Gymnasien und Realgymnasien) resp. vier (Oberreal-, Real- und höhere Bürgerschulen) Stunden, die dem deutschen Unterrichte in Sexta zugewiesen sind, die Hälfte lediglich auf die Grammatik (einschließlich der Orthographie) zu verwenden ist. Damit ist nicht gemeint, daß

eine volle Stunde nur Grammatik getrieben werde; im Gegenteil 30, höchstens 40 Minuten einer Lehrstunde werden für Grammatik genügen; als Entgelt ist aber auch von einer Lese- und Schreibstunde ein Bruchteil für die Grammatik abzuzweigen, und dieser werde eben vorzugsweise zu jenen Satzanalysen verwandt.

Wie soll dieses Analysieren von Sätzen nun vorgenommen werden? und in welchen Grenzen? Und wie hat sich der Unterricht in der Formenlehre an diese Satzanalysen anzuschließen? Das soll im folgenden gezeigt werden.

Zunächst ist zu fragen: Was darf der Lehrer bei den in Sexta eintretenden Schülern an Kenntnissen in deutscher Grammatik voraussetzen? Klarheit über diesen Punkt wird besonders da notwendig sein, wo keine Vorschule besteht, wo sich also das Schülermaterial aus den verschiedensten Vorbildungs-Anstalten rekrutiert. — Es wird gut sein, die Anforderungen nicht zu hoch zu schrauben. Man verlange aber, daß der neu eingetretene Sextaner die Begriffe: Satz, Wort, Silbe, Laut kennt; ferner daß er rasch und sicher Beispiele für folgende 6 Wortarten: Artikel,¹⁾ Substantiv, Adjektiv, Pronomen person. (aber nur im Nomin. Sing. und Plur.), Numerales und Verbum angeben und aus Sätzen herausfinden kann; sowie daß er mit der Deklination und Konjugation (aber nur die sechs Zeiten des Aktivs im Indikativ) vertraut ist; endlich, daß er die Ausdrücke Subjekt und Prädikat kennt und diese Satztheile aus kleinen einfachen Sätzen mit Leichtigkeit aufzufinden vermag.

Die erste grammatische Stunde, je nach Lage der Dinge auch wohl mehrere, muß also dazu verwandt werden, den Stand der Kenntnisse der neuen Klasse festzustellen. Dies mag am besten an einer kleinen Lessingschen Fabel geschehen. Nachdem z. B. das Stück „Der Hirsch und der Fuchs“ (Hopf und Paulsied Nr. 12) gelesen und durchgesprochen ist, wird ein Schüler aufgerufen, der den ersten Satz zu lesen hat: „Der Hirsch sprach zu dem Fuchse“. Aus wieviel Wörtern besteht dieser Satz? Aus wieviel Silben besteht das erste, zweite u. s. w. Wort dieses Satzes? Aus wieviel Lauten besteht die erste, zweite u. s. w. Silbe? Diese Übung ist, je nach Befund, öfter — auch später — zu wiederholen, besonders die Angabe der Silben im Interesse der Orthographie (Silbenbrechung!). Wer weiß, was das Prädikat dieses Satzes ist? Was nennt man Prädikat? (Vgl. Kern, die

1) Aus rein praktischen Gründen meine ich, den alten Usus, den Artikel als besondere Wortart und nicht als Pronomen aufzählen zu lassen, beibehalten zu müssen.

deutsche Satzlehre S. 104). Welcher weentliche Satzteil muß in jedem Satze außer dem Prädikate noch vorhanden sein? Welches Wort ist hier das Subjekt? Was nennt man Subjekt? — Eine Reihe von Schülern nennen nun zahlreiche kleine Sätze, in denen allemal durch Fragen, — zunächst so, wie jeder es gewöhnt ist — Subjekt und Prädikat aufgesucht wird. — Zu welcher Wortart gehört das Subjekt des ersten Satzes? Das Prädikat? Wieb von jedem Worte des ersten Satzes an, zu welcher Wortart es gehört! — Es folgt der zweite Satz: „Nun wehe uns armen schwächeren Tieren!“, der, da er sich zur Zergliederung nach Satzteilen auf dieser Stufe nicht eignet, nur nach Wortarten analysiert wird, mit Überspringung der den Schülern (wenigstens zum größten Teile) noch unbekanntem Worte: „nun“ und „wehe“. Wie viel Silben hat „schwächeren“? Buchstabieren nach Silben! — So werden alle übrigen Sätze des Stückchens durchgegangen: aus jedem wird Subjekt und Prädikat bestimmt (selbstverständlich mit Ausschluß der schwierigeren; auch die Sätze: „das mag noch hingehen“ und „alsdann möchte es um uns geschehen sein“ eignen sich zunächst nicht dazu), dann werden die Beispiele für die als bekannt vorausgesetzten 6 Wortarten angegeben. — Am Schluß: Beispiele für wieviel Wortarten haben wir in diesen Sätzen kennen gelernt? Kennt ihr außer diesen nicht noch eine Wortart? „Das Zahlwort“. Kennt Beispiele dafür!

Das Ergebnis dieser ersten Stunde muß also sein, daß, wenn auch nicht die ganze Klasse, so doch die befähigteren Schüler das oben Zusammengestellte geläufig wissen.

In der nächsten Stunde ist hier wieder anzuknüpfen. Ob man dasselbe Lesestück noch einmal vornimmt, oder ein anderes wählt, wird von dem Ausfall der ersten Stunde abhängen müssen. Die Art der Durchnahme bleibt zunächst noch genau dieselbe, denn als Regel gilt, wie überall, so auch hier, nicht eher zu Neuem überzugehen, als bis das Durchgenommene geläufig und präcis „sitzt“. — Es wird aber geboten sein, einen festen Modus zu finden, durch welche Fragen der Schüler das Subjekt und Prädikat aufzusuchen hat; denn ohne Fragestellung wird es wohl auf dieser Stufe nicht gut angehen.

Hier kann man nun auf zweierlei Weise verfahren. I. Entweder man läßt zuerst das Subjekt suchen. Dabei hat man die Wahl zwischen zwei Fragen: 1. „Wer oder was thut oder leidet etwas?“ Die weitere Frage nach dem Prädikat würde dann lauten: „Was thut oder leidet das Subjekt?“ Diese Art der Fragestellung empfiehlt sich aus dem Grunde nicht, weil der Schüler sie nicht für alle Sätze verwenden kann, so z. B. nicht für den Satz: „Ich hatt' einen Kameraden“; ebensowenig für diesen: „Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar“, oder: „Ich bin

vom Berg der Hirtenknab“, und für alle Sätze nicht, in denen das volle Prädikat durch sein, werden, heißen oder bleiben mit einem Adjektiv oder Substantiv gebildet wird. — Diesem Übelstande würde allerdings abgeholfen sein durch die andere Fragestellung: 2. „Von wem wird etwas ausgesagt?“ Dem entspricht als Frage nach dem Prädikate: „Was wird von dem Subjekt ausgesagt?“ Ich sehe von dem Einwande ab, daß diese Frage den Schüler oft nur verwirren muß, daß er z. B. in dem Satze: „Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen“ (S. u. B. Nr. 14) auf die Frage: von wem wird u. s. w. antworten wird: „von der Stärke“, — oder in dem Satze: „wir haben eine Reise gemacht“ wohl: „von einer Reise wird etwas ausgesagt“. Diese Antworten wären doch nicht so ganz falsch, denn es wird doch thatächlich auch von „Stärke“ und „Reise“ etwas ausgesagt. — Aber diese Art der Fragestellung hat sich mir hauptsächlich aus dem Grunde als unpraktisch erwiesen, da die Antwort, die sich ergibt, immer mit „von“ eingeleitet wird, der Subjekts=Nominativ also in der Antwort in den Dativ umgewandelt werden muß; z. B. „der Hirsch sprach zu dem Fuchse“. Von wem wird etwas ausgesagt? Von dem Hirsche, also ist der Hirsch das Subjekt des Satzes (denn so ist, wie Lyon, der diese Art der Fragestellung empfiehlt [a. a. O. S. 56], mit Recht verlangt, stets die Antwort zu vervollständigen). Diese Umwandlung will zwar, solange das Subjekt ein Substantiv ist, nicht viel besagen; wohl aber bei pronominalem Subjekte, z. B. in dem Satze: „Ich hatt' einen Kameraden“. Hier müßte der Schüler bei Beantwortung der Frage: Von wem wird etwas ausgesagt? die für einen Sextaner im Anfange nicht so leichte Operation der Umwandlung von „ich“ in „mir“ vollziehen, und bei Vervollständigung der Antwort zu „ich“ zurückgehen; denn er hat zu antworten: Von „mir“ wird etwas ausgesagt, also ist „ich“ das Subjekt des Satzes. Dieses Verfahren halte ich für bedenklich; es ist zu kompliziert, und daher, wenn nicht verwirrend, so doch erschwerend, die Einübung zum mindesten zeitraubend. — Zwar hat man eingewandt, man solle auf die Frage: Von wem wird? u. s. w. bei pronominalem Subjekt erst mit dem Substantiv antworten lassen, welches durch das Pronomen vertreten wird und später dann das Pronomen einsetzen lassen. Also z. B. in dem Satze: „(Meine Kinder), ihr seid groß genug“ (S. u. B. Nr. 13) soll auf die Frage: Von wem wird etwas ausgesagt? geantwortet werden: „Von den Kindern, hier durch ihr ausgedrückt, also ist ihr das Subjekt des Satzes“. Aber abgesehen davon, daß dies nur in manchen Fällen bei der 2. und 3. Person möglich ist — denn wie wollte man in dem Satze: „Ich hatt' einen Kameraden“, oder „Wir waren verreist“ verfahren? — so

halte ich diese Art für nicht so gar leicht durchführbar, da man mit ihr den Schülern obendrein noch zumutet, auch das Substantiv zu suchen, für welches das Pronomen gesetzt ist, — eine ziemlich schwere Aufgabe, die bei der Einübung der Deklination des Pronomens Mühe genug macht. — Ich halte aber diese Art der Einsetzung des Substantivs für das Pronomen auch aus dem Grunde für sehr gefährlich, weil der Schüler zu gewöhnen ist, als das Subjekt nur das anzusehen, was **thatfächlich** in dem betreffenden Satze steht, nicht aber, was dem Sinne nach da etwa stehen könnte. Ich würde also wohl begreifen, wenn man antworten ließe: Subjekt ist „ihr“, nämlich „die Kinder“; aber das umgekehrte Verfahren wird gewiß sehr verhängnisvoll werden. Ich denke dabei vor allem an die Relativsätze, die doch in der Sexta höherer Schulen im fremdsprachlichen Unterrichte im 2. Semester eine bedeutende Rolle spielen, in den Real- und höheren Bürgerschulen im Französischen nicht minder, wie in Gymnasien und Realgymnasien im Lateinischen. Notgedrungen wird hier der deutsche Unterricht auf das fremdsprachliche Pensum Rücksicht nehmen müssen. Die Lehre vom Satzgefüge liegt außerhalb des Rahmens der Klasse, man wird also rein mechanisch die Konstruktion des Relativsatzes vornehmen lassen müssen. Hier hat man nun seine liebe Not im Anfange, die Schüler dahin zu bringen, daß sie bei dem Analysieren des Relativsatzes nur die in demselben enthaltenen Wörter in Betracht ziehen und sich durch das im Hauptsatze Stehende gar nicht beeinflussen lassen. Hat man nun aber einmal das oben berührte Prinzip angenommen, bei der Fragestellung: Von wem wird etwas ausgesagt? für das pronominale Subjekt immer erst das betreffende Substantiv einsetzen zu lassen, so würde man ja die Schüler gerade zwingen, auf den Hauptsatz zurückzugreifen, — die Verwirrung wäre also da! —

Das in vorstehenden ausführlich Dargelegte erachte ich für schwerwiegend genug, um die Fragestellung: „Von wem wird etwas ausgesagt?“ als unmethodisch und erschwerend zu verwerfen.¹⁾ Es erübrigt also nur noch

1) Wir können uns mit dem Verfasser nicht einverstanden erklären. Immer der lebendige, konkrete Gegenstand ist für den Schüler das Wichtigste, und auf diesen richtet sich naturgemäß ganz von selbst sein Sinn. Die Frage: Von wem wird in diesem Satze etwas ausgesagt? kommt daher der Natur auf halbem Wege entgegen und nützt nur das lebendige Interesse des Schülers für den Inhalt des Gelesenen für den grammatischen Unterricht aus. Wir können uns nur für einen solchen grammatischen Unterricht erwärmen, der über den Worten den Inhalt derselben nicht vergißt. Haben wir z. B. den Satz: Der Fuchs entfloß, so muß vor der grammatischen Behandlung desselben doch zunächst der Inhalt der Worte besprochen werden, und man darf nicht eher ruhen und rasten, als bis man fühlt, daß der

II. das andere Verfahren, nämlich bei Analyse eines Satzes zunächst ohne jede Fragestellung das Prädikat festlegen zu lassen, und dann erst durch Verbindung der Frage: Wer oder was? mit dem gefundenen Prädikate das Subjekt zu suchen. Z. B. „Der Firsch sprach zum Fuchse“. Prädikat: sprach. Wer oder was sprach? Der Firsch, also ist der Firsch Subjekt. — Ich hatt' einen Kameraden. Prädikat: hatte. Wer oder was hatte? Ich, also ist „ich“ das Subjekt. — „(Meine Kinder), ihr seid groß genug“. Prädikat: seid groß. Wer oder was ist groß? ihr; also ist „ihr“ das Subjekt. Bei dieser Art der Fragestellung fallen alle oben berührten Bedenken weg, daher empfiehlt dieselbe sich als die leichteste auch am meisten. Vgl. noch Kern, Zustand und Gegenstand, S. 1 ff.

Ich möchte also befürworten, die Schüler gleich von der zweiten oder dritten Stunde an an dieses Verfahren zu gewöhnen. Zunächst würde man ihnen also klar zu machen haben, daß thatsächlich das Prädikat der wesentlichste Sakteil ist. Man verfährt dabei etwa so (vgl. Kern, die deutsche Satzl. S. 109): Nachdem eine Reihe von Sätzen genannt und zergliedert sind, die aus Subjekt und Prädikat bestehen, fragt man: Wer kann einen Satz sagen, der nur aus einem Worte besteht? „Auf, ich“ u. Welcher Sakteil ist das? Welcher Sakteil ist da nicht besonders ausgedrückt? Welcher von den beiden Sakteilen, die ihr kennt, ist also wohl der wesentlichste? „Das Prädikat“. Warum doch? „Weil das Prädikat allein zur Bildung eines (Befehls-) Satzes genügt.“ Deshalb wollen wir von jetzt an beim Satzzerlegen das Prädikat immer zuerst nennen. — Eine Anzahl von Sätzen wird nun so durchgegangen, daß man die Schüler ohne besondere Fragestellung zunächst nur das Prädikat angeben läßt. „Woher weiß denn K. gleich, daß gerade dieses Wort das Prä-

Inhalt der Worte in der Seele des Schülers mit voller, sinnlicher Kraft lebendig geworden ist. Das konkrete Wort Fuchs wird aber vor dem abstrakteren Prädikatsbegriffe in der Seele des Schülers den Vorrang behaupten, und auf dieses wird sich daher auch die erste Frage des Lehrers zu beziehen haben. Die Behandlung des Prädikatsbegriffes ist weit schwieriger als die des Subjektbegriffes, und schon aus diesem Grunde wird man bei der Satzzerlegung nach dem einfachen Grundsatz: „Vom Leichten zum Schweren!“ am besten vom Subjekte auszugehen haben. Umfangreichere Sätze wie: „Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen!“ kann man selbstverständlich erst ziemlich spät zerlegen lassen, nachdem der Schüler schon längst daran gewöhnt ist, daß auf die Frage: Von wem wird etwas ausgesagt? als Antwort die Angabe des Subjekts verlangt wird. Man kann selbstverständlich auch vom Prädikatsbegriffe ausgehen, wie das Franz Kern in meisterhafter Weise gezeigt hat. Aber dieses Ausgehen vom Prädikatsbegriffe birgt doch die Gefahr in sich, daß man sich in eine rein formalistische Behandlung der Grammatik verliert. Eine solche ist es aber, wenn der Verfasser verlangt, daß der Schüler bei einem Pronomen gar nicht an den Inhalt desselben denken soll. Die Leitung des Blattes.

ditat ist?" „Das Prädikat ist immer ein Verb“. Dabei begnüge man sich zuerst. Die verschiedenen Arten des „vollen Prädikates“ (vgl. Kern a. a. O. S. 104) — nämlich 1. Verb; 2. sein oder werden, heißen, bleiben mit Objektiv, oder 3. mit Substantiv; — wird man natürlich erst ganz allmählich einprägen, um im Anfange nicht durch zuviel Neues das Gedächtnis zu sehr zu belasten auf Kosten der Sicherheit dessen, was präcis gewußt werden soll. Anfangs also gerate man nicht gleich in Verzweiflung, wenn wiederholt die Formen „ist“, „war“ zc. allein als volles Prädikat genannt werden. Hat man aber die Schüler selbst einmal finden lassen, daß z. B. in dem Satze: „die Rose ist schön“, das Verb „ist“ allein gar kein Prädikat (keine vollständige Aussage! man versteht es für sich ja gar nicht!) sein kann, und hat man dies an zahlreichen Beispielen (auch mit werden, bleiben und heißen) anschaulich und klar vorgeführt — nur nichts vorsagen, die Kinder finden das schon selbst! — dann rüge man jede fehlerhafte Antwort in der Auf- findung des Prädikats mit dem Prädikats-Nominativ (dieser ist gleich hinzuzufügen) strenge.

Es ist dies die leichteste und sicherste Weise, einen Satz zu analysieren. Sie ermöglicht auch, gleich von vornherein alle sich in der Lektüre bietenden vollständigen Sätze zerlegen lassen zu können, gleichviel ob sie Haupt- oder Nebensätze sind. (Natürlich erfahren die Schüler diese Namen noch nicht.) Von größeren Satzganzen nennt anfangs der Lehrer immer die Abschnitte, die analysiert werden sollen; doch werden sich bald Schüler finden, die diese Abschnitte selbst auffinden, und das möge man begünstigen, denn es ist immerhin etwas wert, wenn die Schüler möglichst früh sich so gewöhnen, durch Zwischensätze unterbrochene Sätze richtig und voll angeben zu können. — Ohne Schwierigkeiten wird sich auf diese Weise auch die Konstruktion der Relativsätze vornehmen lassen. Ist das Relativpronomen Subjekt, so ist das Substantiv, auf welches es sich bezieht, mitzunennen. Beispiel: „Eine arme alte Frau, welche nach Kräutern und Wurzeln suchte, verirrte sich dabei im Walde“. (S. u. B. Nr. 23). Nachdem aus dem Hauptsatze Subjekt und Prädikat gesucht worden sind, wird der Relativsatz gelesen: „welche nach Kräutern und Wurzeln suchte“. Prädikat: „suchte“. Wer oder was suchte? „welche“, nämlich „die Frau“. Hat man das Objekt durchgenommen, so verfährt man auf dieselbe Weise, wenn das Relativpronomen Objekt ist. Man versäume nie, das Substantiv, auf welches sich das Relativ bezieht, dazu nennen zu lassen, denn nur so giebt man dem Schüler eine sichere Handhabe, wie er bei der später mit dem Analysieren nach Wortarten zu verbindenden Angabe von Genus, Numerus und Kasus die richtige Antwort finden kann. Sogenannte „zusammengezogene

Sätze“ sind ebenfalls von vornherein mit zu analysieren; die Schüler erkennen unschwer, daß mehrere Subjekte, resp. mehrere Prädikate in dem Satze vorhanden sind. Nach erfolgter Analyse solcher Sätze lasse man dann feststellen, wieviele Subjekte zu einem Prädikate, resp. wieviele Prädikate zu einem Subjekte gesetzt sind.

Auch für das an das Analysieren der Sätze nach Satzgliedern sich anschließende Analysieren nach Wortarten hat man alsbald eine feste Norm zu wählen. Man begnüge sich anfangs mit der bloßen Angabe der Wortart ohne Nennung von Genus, Numerus und Kasus resp. Tempus, aber gewöhne die Schüler für jede Wortart die deutsche und lateinische Benennung anzugeben, also: der — Artikel oder Geschlechtswort; Hirsch — Substantiv oder Hauptwort, u. s. w. Auch bei Aufzählung der oben berührten sechs Wortarten, werden diese doppelten Bezeichnungen genannt und etwa drei Beispiele hinzugefügt; z. B. Substantiv oder Hauptwort: Berg, Damm, Kiese; Adjektiv oder Eigenschaftswort: schön, groß, dünn; u. s. w.

Um nicht durch Eintönigkeit zu ermüden, werden auch einmal zur Abwechslung nicht nur alle Hauptwörter, alle Zeitwörter u. s. w. aus einem Satze zusammengestellt, sondern man lasse auch zwischendurch deklinieren und konjugieren (zunächst mit Ausschluß des Passivs und des Konjunktivs, aber unter Hinzunahme der Infinitive [Präs. u. Perf.] und Partizipien; dabei möglichst früh Einprägung der Ausdrücke: Verbum finitum und infinitum!). Auf zweierlei ist bei diesen Übungen gewissenhaft Rücksicht zu nehmen: einmal auf solche Wörter, die an sich schwieriger zu deklinieren oder konjugieren sind (Fels, Greis, Arm, Arme; ich lade, du lädst; ich brauche, du brauchst; ich mag, mochte u. s. w.), oder bei deren Pluralbildung provinzielle Verstöße gemacht werden (hier: die Fenstern, Stiefeln, Arme u. s. w.); anderseits auf die Orthographie (Fluß, Fluss; Aß, Ässe; Verzeichnis, Verzeichnisse; Beweis, Beweises; Hals, Halses; ich reise, du reifest; ich beweise, bewies; ich ruhe, du ruhst; er läßt; unterscheide: ist und ist; hast und haßt; u. s. w.). Dies weiter auszuführen verbietet mir hier der Raum.

Schon mit Rücksicht auf den fremdsprachlichen Unterricht wird man alsbald auch das Akkusativ-Objekt hinzunehmen müssen. Es wird durch die Frage: Wen oder Was? in Verbindung mit dem Prädikate aufgesucht. Eigentlich Neues ist auch dies noch nicht, da die meisten Schüler daselbe wohl schon kennen gelernt haben. Die Schüler mit den Begriffen „nackter einfacher“ und „erweiterter einfacher Satz“ zu quälen halte ich mit Kern (a. a. O. S. 95 flg.) für nutzlos. Allerdings bin ich der Meinung, daß sie schon früh geübt werden müssen, zu erkennen, was ein einfacher Satz überhaupt in seinem weitesten Umfange

ist; — inwieweit dies schon in Sexta berücksichtigt werden kann, werde ich später zeigen.

Mit der Durchnahme des Objekts im Akkusativ — denn nur diese eine Art des Objekts wird zunächst vorgenommen — verbindet sich die Lehre von der Einteilung der Verben. Zunächst beschränkt man sich auf die transitiven Verben. Die Schüler finden aus zahlreichen Beispielen selbst, daß transitive Verben solche sind, die ein Objekt im Akkusativ zu sich nehmen können und ein persönliches Passiv bilden. Die Konjugation des Passivs ist eingehend zu üben; aktivische Sätze mit Akkusativ-Objekt sind in passivische umzuwandeln, Sätze mit Futur Aktiv in Präsens Passiv, Futur Passiv u. s. w.; endlich ist darauf zu halten, daß jeder Schüler auch über die Art der Bildung dieser Tempora Rechenschaft ablegen kann (Futur Aktiv zusammengesetzt aus werden und Infinitiv; Präsens Passiv werden und Partizip Perfectum u. s. w.) Dies alles wird eine geraume Zeit in Anspruch nehmen. Übung verlangen auch die Partizipien des Perfectum von Verben, die mit den Vorsilben er, ver, zer, ent, ant zusammengesetzt sind. Orthographisch wichtig: Verben mit der Vorsilbe ver und zer, deren Stamm mit r anlautet (verreisen, zerreißen; auch entdecken u. s. w.).

Es folgt die zweite Art vom Objekt: das Dativ-Objekt, analysiert durch die Frage: wem? in Verbindung mit dem Prädikat. Die Durchnahme desselben ist zunächst an Sätze zu knüpfen und auf solche zu beschränken, deren Verbum nur ein Objekt im Dativ regiert. Das Verb dieses Satzes ist ein intransitives (von einer Definition ist natürlich noch Abstand zu nehmen). Erst wenn zahlreiche Beispiele von Verben mit ausschließlichem Dativ-Objekt gefunden und geübt worden sind, werden auch solche in den Kreis der Betrachtung gezogen, die ein Akkusativ- und ein Dativ-Objekt zu sich nehmen können. Beim Analysieren wird immer nach Feststellung des Prädikats und Subjekts an dritter Stelle mit der Frage: „wen oder was“? das Akkusativ-Objekt, viertens mit „wem?“ das Dativ-Objekt gesucht. Nachdrücklich zu betonen und oft zu wiederholen ist, daß solche Verba transitive sind, — die Schüler neigen sich im Anfange dahin, durch den Dativ verleitet, sie als intransitiv anzusehen.

Ist dies genügend geübt und eingeprägt, so lasse man ein Verb suchen, welches das Objekt im Genetiv zu sich nehmen kann. Man begnüge sich aber damit, daß die Schüler sich auf dieser Stufe als solche nur etwa zwei merken: gedenken und genießen (Orthographie: Präsens, Imperf. u. Part. Perf.!). Auch die Verben, die ein Genetiv-Objekt regieren, nennt man intransitive. — Welche drei Arten von Objekt haben wir also bis jetzt gehabt? Muß in jedem Satze ein Objekt

vorkommen? Wer nennt einen Satz, zu dessen Prädikat kein Objekt hinzutreten braucht? „Der Knabe schläft“. Zahlreiche Beispiele folgen. Die Schüler finden nun, daß intransitive Verben solche sind, zu denen entweder gar kein Objekt, oder ein Objekt im Genetiv oder Dativ hinzutritt.

Hat man später die keinerlei Schwierigkeiten bietenden reflexiven und unpersönlichen Verben durchgenommen, so wird fortan beim Analysieren nach Wortarten bei jedem Verbum angegeben, zu welcher Klasse es gehört, in welchem Genus, Tempus, Numerus und in welcher Person es steht.

Von den übrigen Satzgliedern kann wohl nur noch von dem Attribut in dem Pensum der Sexta füglich die Rede sein, und auch hier wird man gut thun, sich nur auf die eine Art desselben, auf das adjektivische Attribut zu beschränken. Man könnte daran denken, auch das substantivische Attribut im Genetiv hinzuzunehmen, ich neige mich aber mehr dahin, es bis zur Quinta aufzusparen und ihm dann das Genetiv=Objekt, dem wir oben auch nur einen beschränkten Raum in Sexta zugewiesen haben, ausführlich gegenüberzustellen. Analysiert wird das Attribut durch die Frage: Was für ein? oder welcher? Hinzuzufügen ist die nähere Bezeichnung:

1. Attribut zum Subjekt (der wahre Schwabe forcht' sich nit);
2. Attribut zum Objekt (nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert);
3. Attribut zum Prädikatsnominativ (ich bin so gar ein armer Mann).

Weiter geht man in Sexta nicht.

In Verbindung damit ist die Einteilung der Adjektive in attributive, prädikative und substantivische zu besprechen und die Deklination des attributiven Adjektivs mit Artikel zu üben; — letzteres recht eingehend, und oft in und außer der Reihe zu wiederholen! — Daran schließt sich das Possessiv- und Demonstrativ-Pronomen und deren Deklination; endlich das Zahlwort (Einteilung in Cardinalia und Ordinalia). Fortan ist beim Vorkommen von Adjektiven, Zahlwörtern und Pronominibus der ebengenannten Arten anzugeben: die Klasse, zu der sie gehören; Genus, Numerus und Kasus.

Noch ist gar nicht die Rede gewesen von einem der wichtigsten Teile des Pensums der Sexta: der Deklination der persönlichen Pronomina. Es kann nicht meine Absicht sein, hier ausführlich darzulegen, wie diese zu behandeln ist,¹⁾ da das viel zu weit führen würde;

1) Auf die Behandlung der Wortlehre und Wortbildungslehre behalte ich mir vor, an anderer Stelle ausführlich zurückzukommen.

auch an welcher Stelle man diese am besten in den Gang des Unterrichtes einfügt, muß dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt werden. Vielleicht empfiehlt es sich am meisten, sie nach der Durchnahme des Objekts vorzunehmen, da sie zunächst in Sätzen geübt werden muß und es wohl am praktischsten ist, wenn Verben gefunden worden sind, zu denen ein Objekt hinzutritt, das substantivische Objekt durch ein pronominales ersetzt zu lassen. Hier giebt auch die Umwandlung aktivischer Sätze in passivische für das Pronomen guten Übungsstoff.

An passender Stelle ist endlich noch einzuschalten die Lehre von der Einteilung der Substantive in Konkrete und Abstrakta (die Unterabteilungen der Konkrete wohl noch nicht in Sexta), und die Einteilung der Sätze in Behauptungs-, Frage-, Wunsch- und Befehlsätze. Das sehr viel Übung erfordernde Relativ- und das Fragepronomen ist im Anschluß an den fremdsprachlichen Unterricht zu behandeln.

Für die Quinta bleiben also von den Teilen des einfachen Satzes noch übrig: das Genetiv-Objekt, das präpositionale Objekt, das Attribut vollständig und die adverbialen Bestimmungen. Großes Gewicht ist darauf zu legen, daß die Schüler in der Quinta Sicherheit darin erlangen, einfache Sätze von den sogen. zusammengesetzten zu unterscheiden, mit anderen Worten, zu erkennen, ob das, was sie zusammenhängend lesen, einen Satz bildet, oder ob es aus zwei oder mehreren besteht. Das ist für die Lehre von der Interpunktion unerläßlich. Findet man doch oft noch Obertertianer, die nicht zu erkennen vermögen, daß ein Satz wie: „Im Jahre 1812 wurde durch die strenge Winterkälte das unermessliche Heer des stolzen Kaisers Napoleon in den weiten Ebenen Rußlands gänzlich vernichtet“ ein einfacher Satz ist! Allerdings wird man erst dann in vollem Umfange Übungen nach dieser Richtung hin vornehmen lassen können, wenn sämtliche Glieder des einfachen Satzes durchgenommen worden sind, also in Quinta. Aber bei der Wichtigkeit der Sache ist es vielleicht schon geraten, in Sexta darauf hinzuwirken. Will man aber den Schülern eine klare Vorstellung von dem einfachen Satze beibringen, so kann dies meiner Meinung nach mit Erfolg nur geschehen durch Gegenüberstellung seines Gegenteiles, des sogen. zusammengesetzten Satzes. Beispielsweise bei der Durchnahme des Lesestückes: „Das brave Mütterchen“ (S. u. P. Nr. 30). Der erste Satz ist gelesen: „Es war im Winter, und das Eis stand“. 1. „Es war im Winter“. Ist das schon ein Satz? Warum? „Weil er Subjekt und Prädikat enthält“. Man nennt dies einen einfachen Satz. 2. „Das Eis stand“. Auch dies ist ein Satz. Grund? Ebenfalls ein einfacher Satz. Welches Wörtchen ist zwischen diese beiden einfachen Sätze gesetzt, damit sie nicht so abgerissen klingen? „Das

Wörtchen ‚und‘. Was habe ich also jetzt mit den beiden Sätzen gemacht? Ich habe sie zusammengesetzt. Mache ich nun noch hinter ‚Winter‘ einen Punkt? Nein, erst hinter ‚stand‘. Also gelten beide für ein Satz Ganzes, und weil ich sie zusammengesetzt habe, nenne ich das Ganze einen zusammengesetzten Satz. Aus wievielen einfachen Sätzen besteht also dieser zusammengesetzte Satz? Aus zwei Sätzen. Es folgen zahlreiche Beispiele der Zusammenstellung von zwei Sätzen mit ‚und‘, auch wohl mit ‚aber‘, auch ohne jede Konjunktion. Die nächsten Sätze desselben Lesestückes bieten drei oder mehr Gedanken. „Die einen liefen Schlittschuh (1), die andern fuhren in Schlitten (2); in den Zelten erscholl Musik (3), und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum (4), und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins (5)“. Was nennt man also einen „zusammengesetzten Satz?“ Einen Satz, der aus zwei oder mehreren einfachen Sätzen zusammengesetzt ist. Erklärt fortan der Schüler einen Satz für einen zusammengesetzten, so muß er allemal die einfachen Sätze, aus denen er besteht, angeben können. Dem stelle man nun recht oft längere einfache Sätze gegenüber, z. B. in unserem Lesestück: „Nur ein altes Mütterchen war von den Leuten allein in der Stadt geliebt“ und weise die Schüler darauf hin, daß jeder auch noch so lange Satz, der nur ein Subjekt und ein Prädikat, zu denen Bestimmungen in beliebiger Zahl hinzutreten können, enthält, ein einfacher Satz ist. Bei der Lektüre ist dies fortan bei einfachen Sätzen von bedeutenderer Länge immer wieder einzuprägen.

Am Schlusse des Jahres muß der Sextaner folgende Teile des Satzes kennen und im Stande sein, sie aus jedem Satze durch die betreffenden Fragen aufzusuchen: 1. Das Subjekt. 2. Das Prädikat. 3. Das Objekt im Accusativ und Dativ. 4. Das adjektivische Attribut. Bei jedem dieser drei zuerst genannten Satztheile muß er angeben können, von welcher Art er ist (vgl. die Aufzählung bei Lyon, I. Heft 1 dieser Zeitschr. S. 57 flg.). An Wortarten müssen genauer gekannt sein: 1. Artikel. 2. Substantiv. 3. Adjektiv. 4. Pronomen. 5. Numerale. 6. Verbum. Von jeder dieser Wortarten hat der Schüler geläufig die Klassen, in die sie zerfallen, zu wissen. Für die übrigen Wortarten verlange man einige Beispiele, die sich in der Lektüre beim Analysieren von Sätzen nach Wortarten häufig gefunden haben, und die vom Lehrer genannt worden sind (z. B. von Präpositionen: mit, von, in, zu, auf, an, hinter z.; von Bindewörtern: und, auch, als, wenn z.).

Beim Analysieren nach Wortarten sind bei Wörtern, die zu den obengenannten sechs Klassen gehören, folgende genaue Angaben ohne jede weitere Fragestellung seitens des Lehrers zu machen — dahin sind die Schüler allmählich, wie es oben beim Verbum, Adjektiv z. besonders

gesagt worden ist, zu bringen; es erfordert das nicht wenig Übung seitens des Schülers und noch mehr Geduld auf Seiten des Lehrers: —

1. Artikel: Klasse (bestimmt oder unbestimmt), Genus, Numerus, Kasus.
2. Substantiv: Klasse (konkret oder abstrakt), Genus, Numerus, Kasus, Deklination (ob stark oder schwach¹).
3. Adjektiv: Klasse (attributiv, prädikativ, substantivisch); beim attributiven noch Genus, Numerus, Kasus.
4. Pronomen: Klasse; bei den persönlichen, possessiven und demonstrativen noch: Genus, Numerus, Kasus.
5. Numerale: Klasse (Kardin. und Ordinal.).
6. Verbum: Klasse (transit., intransit., reflex., imperson.), Genus, Tempus, Numerus, Person, Konjugation (ob stark oder schwach).
7. Präpositionen (nur die bekanntesten, mit dem Kasus, den sie regieren; es ist dies bei Gelegenheit der Lektüre einzuprägen).
8. Konjunktionen (einige der bekanntesten).

Der Aussprache des Hochdeutschen in der Schule.

Von Bernhard Raydorn in Ratibor.

Der anregende Aufsatz von R. Koch über die Aussprache des Hochdeutschen in der Schule in dieser Zeitschrift Bd. I. S. 338 ff. wird in allen den Kreisen wohl uneingeschränkte Zustimmung finden, welchen das innere Wesen und die eigentümlichen Lebensäußerungen der Muttersprache am Herzen liegen. Denn Leben gewinnen die Worte erst durch die Aussprache, d. h. durch die fortwährenden, wenngleich im Laufe eines Menschenalters kaum merklichen Wandlungen der Aussprache und die dadurch hervorgerufenen lautlichen Abänderungen. Solche Entwicklungsvorgänge nun kennt die Schriftsprache als solche nicht, sie haben sich seit dem Aufkommen des Neuhochdeutschen auf die freiere, um nicht zu sagen nachlässigere Umgangssprache und noch weiter in die Volksmundarten zurückgezogen. Aus diesen hat die Büchersprache Nahrung zu ziehen, nicht daß die letztere umgekehrt jenen Gesetz und Regel vorschriebe. Die landschaftlichen Eigentümlichkeiten, welche in die Sprache der gebildeten Gesellschaft

1) Auch diese Ausdrücke, auf die eigentlich wenig Gewicht zu legen ist, sind aus praktischen Gründen behalten, denn mit ihnen hilft man sich am kürzesten, wenn man den Schülern von einem ihnen bis dahin unbekanntem Worte sagen will, nach welcher Deklination es geht; z. B. Tyrann geht nach der schwachen Deklination.

eindringen und dann durch den oder jenen Schriftsteller in die Büchersprache eingeführt, von dieser als zweckmäßig ausgenommen werden, sind es vor allem, welche der Schriftsprache eine Fortentwicklung ermöglichen, während sie ohne solche Anregungen erstarren und vertrocknern müßte.

Da nun also die Sprache nicht in der über einen Raum geschorenen Schriftnorm, sondern zunächst nur in den durch landschaftliche Grenzen und Abweichungen streng geschiedenen Mundarten ihre wunderbare, kraftvolle Entwicklung fortsetzt, so müßte es als eine Bergewaltigung derselben erscheinen, wollte man die Verschiedenheiten in der Aussprache des Schwaben und des Niedersachsens, des Ostdeutschen und des Rheinfranken z. B. beseitigen. Wo überdies sollte man einen zuverlässigen Maßstab für die Richtigkeit der Aussprache hernehmen, und wer wollte sich unterfangen, in jedem einzelnen Falle zu sagen: „Dies ist richtig oder das“? Deutsch ist beides: Schtunde und Stunde, ist und ischt, hervorgegangen aus dem gleichen uralten Sprachstoffe nicht in willkürlicher Verdrehung, sondern in bestimmten, wohlübersehbaren Bahnen, nach den Gesetzen, welche die Beschaffenheit der Sprechwerkzeuge in Verbindung mit der Eigenart des einzelnen Volksstammes ein für alle Mal festgestellt hat.

Nicht das Urdeutsche also soll man aus dem Deutschen ausrotten, wenn es auch zuweilen mit allzu elementarer Kraft die Grenzen der feingebildeten Schriftsprache durchbricht, wohl aber (und hiernach wäre die Kochsche Ansicht zu ergänzen) ist mit aller Entschiedenheit dagegen anzukämpfen, daß völlig Undeutsches aus den Gewohnheiten zweisprachiger Gegenden in die Rede der Gebildeten eindringe, wie es leider aller Orten schon allzusehr geschehen ist. Wie groß diese Einflüsse einer nichtdeutschen Nachbar Sprache sind, lernt man am besten kennen, wenn man an einer höheren Schule im Deutschen unterrichtet, deren Schüler in der Mehrzahl nicht das Deutsche zur Muttersprache haben, also wie z. B. in Oberschlesien das Polnische bez. das Mährische. Zwar hat die Volksschule bereits wesentlich vorgearbeitet, aber trotzdem tranken die meisten der Kinder bis in höhere Altersstufen hinauf an den Unarten einer echt slavischen Aussprache des Deutschen. Ja es giebt alte Oberschlesier, die nie ein Wort Polnisch gelernt haben, deren Väter und Großväter schon Deutsche waren, und denen man doch beim ersten Worte den polnischen Accent anhört.

Die Zahl der Eigentümlichkeiten, welche das Deutsche vom Polnischen empfängt, ist nicht eben groß. Allein sie greifen fast alle so tief in das Wesen der Aussprache ein, daß die deutsche Rede dadurch eine ganz andere, unverkennbar fremdartige Klangfarbe erhält. Es wird vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn hier die hauptsächlichsten dieser Erscheinungen angeführt werden, einmal um dadurch die Notwendigkeit einer

entschiedenen Bekämpfung derselben zu erweisen, und sodann um zu weiteren Sammlungen anzuregen, die ja auch für die Verhältnisse in den französischen und dänischen Grenzgebieten ein Bedürfnis wären.

Das Fehlen der langen Vokale im Polnischen (außer i) verursacht in der Aussprache des Deutschen eine Kürzung aller langen a o u der Schriftsprache, also: väter statt väter, ser (é etwa = hochpoln. é) statt sehr, höch statt höch, ür statt uhr; während umgekehrt alle i, auch wenn sie kurz sind, lang gesprochen werden, z. B. bitor statt bitter. Im letzteren Falle ist man versucht zu glauben, daß nur das Lautbild in der Schrift an der falschen Aussprache schuld ist, denn wenn man einem polnisch-deutschen Kinde byter vorschreibt, so liest es ganz richtig ein kurzes i. Allein bei weitem nicht alle Kinder haben Polnisch lesen und schreiben gelernt, das Hilfsmittel der polnischen Umschreibung deutscher Laute kann daher nur in sehr engen Grenzen angewandt werden.

Die meiste Schwierigkeit unter den Vokalen macht das lange geschlossene ö (in: sehr, mehr), das entweder durch ein kurzes offenes ä (wie in: Schärfe) oder durch ein scharfes i (= wasserpoln. é) wiedergegeben wird. Hier hilft nur äußerste Geduld und Ausdauer im Vorsprechen; denn so sehr sich die Kinder auch Mühe geben, es dauert unendlich lange, bis sie die richtige Mundstellung begriffen und vor allem auch im Gedächtnisse behalten haben.

Ebenso wie das geschlossene e, kennt das Polnische auch die ö und ü gar nicht. Daher muß man auch hier immer und immer wieder erinnern und vorsprechen, üben und ermahnen, sonst wird man die Löwon und Kiho nicht los.

Im Konsonantismus ist vornehmlich der Unterschied zwischen dem harten Laute im Auslaut und dem weichen im Inlaute dem Polen schwer beizubringen. Der Niederschlesier sagt Könich, Könijos, der Oberschlesier dagegen, wie er geschrieben findet, König, Königos mit deutlichem g. Besonders auffallend ist diese Behandlung der Venis in den Bildungssilben ing und ung. Hier steht das echtdeutsche Handlunk, Handlunon polnisch-deutschem Handlung, Handlun-gen gegenüber, und die Fähigkeit, mit der diese Aussprache festgehalten wird, ist schier unbegreiflich.

Echt polnisch ist ferner die Unfähigkeit ein palatales ch (wie in: ich, schlecht) zu sprechen. Es tritt an dessen Stelle das dem Polnischen vorzüglich eigene velare ch (wie in: ach, hoch, buch), nur noch etwas mehr verflüchtigt, so daß z. B. China in polnisch-deutschem Munde fast klingt wie Hina.

Es kommt hinzu die abweichende Betonung des Polnischen, die fast immer auf der vorletzten Silbe ruht und namentlich bei seltener vor-

kommenden Worten selbst von älteren Schülern auch aufs Deutsche übertragen wird.

Einzelne minder bedeutsame Abtönungen der deutschen Aussprache in polnischem Munde sind im wesentlichen leichter auszurotten. Manches, wie das linguale gerollte r, bringt der Pole nicht zum Nachtheile seiner deutschen Aussprache mit, wenigstens sind dann solche Nachlässigkeiten unmöglich, wie sie das Zäpfchen = r so leicht im Gefolge hat, z. B. Husch statt Hirsch, Scha statt Schar u. ähnl.

Die schlesische Volksmundart ist vom Polnischen nicht unbeeinflusst geblieben, und man darf wohl annehmen, daß gerade darin ein Hauptgrund dafür liegt, daß sie dem Ohre des Fremden unschön klingt. Hier aber ist kaum noch etwas zu bessern. Die Sprache der Gebildeten dagegen sollte mehr und mehr von solchen fremden Eindringlingen gereinigt werden, und hierin liegt auf sprachlichem Gebiete die feinere Arbeit der Germanisation, wie sie den höheren Unterrichtsanstalten zufällt.

Wie hier an der polnisch-mährischen Grenze, wird es an der französischen und dänischen sein. Überall werden Einflüsse der fremden Sprache auf die Volksmundart nachzuweisen sein und deren Eindringen bez. Weitergreifen in der Sprache der gebildeten Gesellschaft eine ernste Gefahr für die Muttersprache hervorrufen. Wo also der Provinzialismus nachweislich ein Fremdling ist, wo neben dem wenn auch wildgewachsenen Schößling aus gutem deutschem Stamme eine Pflanze aus fremdem Samen sich zeigt, da wäre die Schonung, die für jenen wohlangebracht ist, übel am Platze. Da gilt es ohne Nachsicht auszurotten und auf eine wenigstens provinziell rein-deutsche Aussprache zu dringen.

Schillers Lied von der Glocke in der ersten Klasse des slovenischen Obergymnasiums in Laibach.

(Ostern 1887.)

Von Anton Heinrich in Laibach.

Es giebt kein slovenisches Obergymnasium. Aber wie soll man in dieser Hinsicht die Klasse des deutschen Obergymnasiums benennen, welche nur von Schülern besucht wird, die vor ihr ein slovenisches Untergymnasium absolviert haben? Es bestehen hier nämlich zwei slovenische und ein deutsches Untergymnasium, ferner ein deutsches Obergymnasium, in welchem die beiden ersten Klassen, die fünfte und sechste, wieder in je zwei Parallelabteilungen zerfallen; in die eine treten die Schüler aus den zwei slovenischen, in die andere die aus dem einen deutschen Untergymnasium. In der siebenten Klasse vereinigen sich die Schüler der

beiden sechsten. Somit braucht erst in den zwei letzten Jahrgängen beim Unterricht in der deutschen Sprache die Rücksichtnahme auf diejenigen Schüler zu entfallen, welche die slovenischen Untergymnasien besuchten. Wenn man bedenkt, daß sämtliche drei Untergymnasien und das Obergymnasium mit seinen sechs Klassen, daß alle achtzehn, sage: achtzehn Abteilungen mit ihren 810 bis 840 Schülern unter einer einzigen Direktion stehen und der Unterricht von einem für alle Abteilungen gemeinsamen Lehrkörper besorgt wird, so kann man es begreifen, daß diese Anstalt in Beziehung auf die Verwaltung ein „wahres Monstrum“ genannt wurde, sowie auch, daß die Aufgabe der Lehrer das gewöhnliche Maß weit überschreitet. Die schwierigste fällt denen des Deutschen zu. Man dürfte sich vielleicht wundern, daß ich die Erschwernis nicht in der nationalen Aufregung finde, von welcher die politischen Zeitungen in den letzten Jahren soviel berichten. Diese kann allerdings nicht gelehrt werden, sie wird auch hier wie leider überall von dem blinden Hass dummer Menschen erzeugt und genährt; ich aber habe sie immer ignoriert und mir nur jene Art von Mehrbelastung zu Gemüte geführt, welche in der mangelhaften Vorbildung der Schüler zu suchen war. Um dasjenige, was außerhalb der Schule geschieht, hat sich der Lehrer an mehrsprachigen Anstalten nur dann zu bekümmern, wenn es sich in die Schule drängt. Den Widerwillen gegen das Deutsche habe ich, wenn er mir entgegentrat, immer auf eine mir leichte Weise glücklich überwunden: durch Liebe zu den Schülern. Aber man darf dieselbe nicht in Worten und noch weniger in einer „gemüthlichen“ Nachlässigkeit bei der Erfüllung seiner Pflichten, man muß sie durch das Benehmen, durch die That und gerade durch den Eifer für seinen Gegenstand beweisen. Gar bald fühlt der Schüler, wo er seinen wahren Freund zu suchen hat. Ist es dem Lehrer gelungen, das Gemüt der Klasse zu gewinnen, so überträgt sie ihre Achtung und Neigung auf den Gegenstand, welchen er behandelt, und wenn es auch die deutsche Sprache ist. Wahrlich, er hat genug geleistet, wenn ihm soviel gelungen ist. Wer die Jugend nicht lieben kann, soll Polizeimann werden, aber nicht Lehrer.

Die von außen in die Schule getragenen Schwierigkeiten also habe ich leicht überwunden; aber wie soll man es machen, daß die 63 Slovenen des ersten Jahrganges im Obergymnasium nicht zurückschrecken vor dem Studium einer Sprache, die sie nun schon können sollen, in der ihnen bisher, außer wöchentlich in drei Stunden das Deutsche, kein anderer Gegenstand vorgetragen wurde? Mannigfach sind die Mittel; ich will nur eins von allgemeiner Natur erwähnen.

Dieses Mittel, die Jugend für unsere Litteratur zu gewinnen, ist: Ich bringe ihr zuerst die Empfindung und dann das Verständnis der

Werte bei. An mehrsprachigen höheren Anstalten wäre es geradezu gefehlt, wollte man von einem Schriftwerke wie in den unteren Klassen vorerst Wort für Wort, dann Satz für Satz und Abschnitt für Abschnitt erklären und endlich das Ganze dem ästhetischen Empfinden zuführen; der umgekehrte Weg ist, ich habe es oft erfahren, der wirksamere, ja der allein zum Ziele führende. Und auf diese Weise mache ich auch Schillers Glode zum geistigen Eigentum der Schüler. „Wie aber, könnte jemand einwenden, wenn die Schüler, wie ja oben gesagt wurde, eine geringe Vorbildung in unserer Sprache mitbringen?“ Nun hierüber muß ich, da wir schon einmal gezwungen sind, ein Stückchen Kulturgeschichte vorzuführen, hierüber muß ich Näheres berichten. Erstens genügen die Vorkenntnisse zu einem allgemeinen ästhetischen Verständnisse der Glode bei vier Fünfteln der Schüler. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß gerade seit der Einführung des Slovenischen als Unterrichtssprache sich die Lehrer des Deutschen im Untergymnasium besonders anstrengen, sei es in der Besorgnis, es könnte sonst die Jugend im Obergymnasium dem deutschen Vortrage nicht zu folgen vermögen, sei es in Beobachtung der darauf zielenden Weisungen der Behörden; zweitens haben doch mehrere Schüler, besonders Laibacher, Gelegenheit, sich an deutscher Konversation zu beteiligen und das Theater zu besuchen; drittens besitzt beinahe die Hälfte der Schüler eine nicht unbedeutliche Fertigkeit, sich bei der Bearbeitung von freilich leichteren Themen aus der Geschichte und dem Gebiete der Litteratur gut auszudrücken. (Es fehlen in den slovenischen Untergymnasien deutsche Konversationsstunden, und im Obergymnasium sollten wenigstens nicht alle schriftlichen Aufgaben das hohe Maß der Wissenschaft oder Kunst besteigen, sondern sich hübsch bürgerlich im Leben der Gegenwart herumtummeln.) Und schließlich soll sich zwar der Lehrer bemühen, auch die Schwächsten zu retten, allein er kann doch nicht mit vier Fünfteln einer geradezu überfüllten Klasse wegen des einen Fünftels ewig an der Methode des Untergymnasiums hängen bleiben. Die slovenischen Schüler kommen nicht, wie viele deutsche, schon in Strümpfen in die Anstalt und fühlen schon ihrer allgemeinen Entwicklung nach das Bedürfnis einer mehr als bloß grammatischen Behandlung des Lehr- und Lernstoffes. Und dieser selbst muß von höheren Gipfeln geholt werden und Aussichten eröffnen, die weit über die Schultube hinausgehen. Und so ist denn die Vornahme von Schillers Glode in unserer Quinta¹⁾ kein Wagnis.

Aber ein gesetzlicher Einwand kann dagegen erhoben werden; denn die jetzt geltenden „Instruktionen“ vom 26. Mai 1884 verlangen, daß

1) Entspricht der Untersekunda in Reichsdeutschland.

das Lied von der Glocke erst in der obersten Klasse der Gymnasien „gelesen“ werde. Der Zeitpunkt ist in mehrfacher Hinsicht zu spät angesetzt. Ich will nicht darauf hinweisen, daß man diese Dichtung schon in dem letzten Jahrgange der Volksschulen erklärt und teilweise memorieren läßt, aber erwähnen muß ich, daß die Schüler, im Besitze von Schillers Gedichten, doch auch „die Glocke“ lesen und auf eine Erklärung in der Schule nicht vier Jahre lang warten wollen; müssen sie aber warten, so glauben sie in der Octava, man behandle sie wie Kinder — und die Freude an der Arbeit ist von vornherein verloren. Es ist ebensosehr gefehlt, im Unterrichte zu tief herabzusteigen, als zu erhabene Dinge vielleicht auch in unverständlicher Erhabenheit vorzunehmen. Oder wollte man Schillers Werke den Schülern der fünften Klasse noch überhaupt nicht oder nur teilweise empfehlen? Um des Himmels willen — wer dazu riete, beginge — ein Verbrechen. Erstens sollten wir Deutschen gerade in unserer ideallosen Zeit Schillers Muse fleißig pflegen, soll nicht „das deutsche Gemüt“ zur verblaßten Sage werden; zweitens ist kein Dichter bei den Nichtdeutschen so bekannt, wie Schiller; drittens ist keiner so geeignet, Sympathien für deutsches Wesen zu erregen, weil keiner so allgemein menschlich ist; und was endlich einen Hauptgrund abgiebt, Schillers Werke sind in alle Sprachen unserer Monarchie übersetzt, sodaß die Schüler sich in dem Text ihrer Muttersprache Rats holen, wenn ihnen der deutsche irgendwo unklar ist. — Und doch würde ich in dem jetzt laufenden Schuljahre die Bestimmung, das Lied von der Glocke erst in der Octava zu „lesen“, nicht durchbrochen haben, hätten nicht die Schüler selbst gebeten, auch ihnen, wie ihren Vorgängern den dramatischen Vortrag von Schillers Glocke zu gestatten.

Und so bin ich endlich bei demjenigen Thema, dessen Darlegung allein ich mir vorgenommen hatte, das aber ohne die Einleitung nicht im richtigen Lichte betrachtet worden wäre.

Ich hatte für die „dramatische Deklamation von Schillers Glocke“, wie die Schüler die Sache benannten, vorerst nichts zu thun. Einige Tüchtige der Klasse hatten sich von meinen Schülern der heurigen Septima die Einteilung des Gedichtes in die Rollen des Meisters, der Meisterin und des Altgesellen verschafft. Ohne mein Zutun — und darauf waren die braven Jungen am meisten stolz — arrangierten sie Gruppen von drei, von denen immer einer mit männlicherem Auftreten und tieferer Stimme den Meister, einer aus weicherem Teige die Meisterin und der dritte im Bunde als Mittelperson den Altgesellen „machte“. Natürlich spielte der Meister auch den Direktor der Truppe. O laßt mir doch die Jugend spielen! Laßt sie die Alten besonders dort nachahmen, wo diese im ewig schönen Drange des Spieles unsere herrlichen

Kunstwerke schufen. Einige griechische Wörter oder Phrasen weniger, einige mathematische Formeln später gelernt, und es säet sich ein Same, der, wie Herder gezeigt hat, die eigentliche, die alleinige Unsterblichkeit ausmacht, weil er immer neu befruchtend im Wesen und Thun derjenigen wirkt, welche jetzt in kindlichem Eifer dem Idealen, ungestört von der Pedanterie der Schule, sich hingeben, genießend, aufnehmend, sich erweiternd und so sich befähigend, in späteren Jahren bei unseren Nachkommen in gleicher Weise zu säen.

Schon nach einer Woche meldete sich die erste Gruppe zum Vortrage. In ihren schönsten Kleidern betraten die Drei das Podium. Der Meister kündigte an: „Schillers Lied von der Glocke“, und sprach das lateinische Motto. Dann begann er, seine Aufregung bemeisternd, unter lautloser Stille der Klasse mit Ernst und Pathos: „Fest gemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt“, und führte seinen Part durch, daß es mir selber warm über den Rücken lief. Wer hätte es dem T... angesehen, daß er des Deutschen soweit mächtig sei? Wer hätte geglaubt, daß er mit so tiefem Gefühle das tief Gefühlte wiedergeben könne? Nie und nimmer würde ich bei der gewöhnlichen Behandlung des Deutschen diesen und wie ihn auch die anderen Deklamatoren so kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Und die Meisterin! Ein rotbackiges Bübchen mit gar klugen Augen und einer weichen Mädchensstimme. Wie hätte ich sonst erfahren, daß der, wenn auch gesunde, so doch schwächliche Junge von solcher Kraft edler Empfindung durchströmt sei? Der Altgeßell, ein fester, praktischer Mann, der überall seine Pflicht thut, wo ihm die rechte Unterweisung zuteil wird: wahrlich, der „Direktor“ hatte für jede Rolle die geeignete Person gefunden, was mir weniger gelungen wäre, da ich die 63 Schüler dieser Klasse erst drei Monate unterrichtete.

Nun sind die Vortragenden und die anderen Schüler auf die Kritik begierig; jene erwarten Lob, diese erwarten Sicherstellung oder Berichtigung ihres eigenen Urteils. Welches Unheil würde nun eine durchaus abfällige Besprechung der jugendlichen Leistungen anrichten! Ja, um die Lust zu deutscher Lektüre zu ertöten, würde es genügen, alles zu tadeln, was an dem Vortrage Tadel verdiente. Daher begnüge ich mich für das erste Mal mit der Korrektur einiger der größten Verstöße in der Betonung. Vor allem aber lobe ich. Wenn doch die Macht des Lobes von allen Lehrern erkannt würdel! Es sollte für jeden Schüler Strafe genug sein, nicht gelobt zu werden. Ich bemerke also: es gereiche den drei Deklamatoren zur Ehre, daß sie die ersten seien, welche sich an das Memorieren eines so umfangreichen Gedichtes gewagt haben; großes Lob verdiene die Sicherheit der Aneignung, und besonders müsse aner-

kannt werden, daß jeder von den dreien nicht etwa bloß seinen Part, sondern das ganze Lied auswendig gelernt habe, wodurch allein es möglich geworden sei, daß mit geringen Ausnahmen keiner beim Einfallen und Fortsetzen einer Nachhilfe bedurfte. Ich gebe meiner Freude Ausdruck, daß in dem Vortrage ein tiefer sittlicher Ernst lag, der sich auch der Zuhörer bemächtigte; nur das Empfundene erzeuge Empfindung. Ich verhehle nicht, daß ich in Beziehung auf Verständnis und aus ihm entspringende richtige Betonung weniger erwartet hatte, als geleistet wurde. Man könne freilich nicht verlangen, daß schon bei der ersten „Aufführung“ jene Vollkommenheit vorhanden sei, welche nach einer Reihe derselben und der sich daran knüpfenden Belehrungen eintreten werde; für heute wollen wir nur von den Fehlern der Betonung sprechen und zwar deshalb, weil, wie gesagt, ein richtiges Betonen ein richtiges Verständnis voraussetze. Und nun hebe ich hervor, daß man bezüglich der Aussprache und der Accentuierung zweierlei Verstöße unterscheiden müsse, solche, die in dem Idiom der deutsch redenden Krainer liegen, und solche, die ihren Grund in einer schiefen Auffassung des Sinnes von seiten des Vortragenden haben. Wenn auch schon im Untergymnasium die Schüler auf die ersteren aufmerksam gemacht wurden — was um so leichter ist, da meine Grammatik auf viele derselben hinweist —, so hielten sie diese Hinweise doch nur für, wie wir uns ausdrücken könnten, rein akademische Feinheiten, für die sie im Leben keine Verwendung hätten; nun aber sehe ich, wie sie in ihren Exemplaren von Schiller alle von mir als unrichtig betont angegebenen Wörter sorgfältig unterstreichen, um als Beteiligte einer folgenden Gruppe der Rüge auszuweichen oder als Kritiker, denn das werden sie, wie wir sogleich vernehmen werden, rügen zu können. Ich will einige solche Wörter erwähnen. Von mehreren Meistern wird sicherlich einer die beiden „muß“ in der ersten Strophe mit dem Hochtone versehen, weil die Laibacher dieses Verbum, namentlich in der 1. Pers. Sing. Präs., weit über den objektiven Infinitiv heben und sagen: „Ich muß gestehn, ich muß sagen &c.; mehrere, wenn nicht vielleicht alle, werden die vier „der“ dieser Strophe ohne Vokal aussprechen. Die Slovenen, gleich den anderen Slaven, an Wörter mit halben statt vollen Vokalen (vrt der Garten, vlk der Wolf &c.) gewohnt, lassen von dem deutschen Artikel und den gleichlautenden Pronominibus das o vollständig weg. Es wäre nicht klug, die Schüler fühlen zu lassen, daß sie gegen die deutsche Aussprache, Betonung und Fügung deshalb fehlen, weil sie Slaven sind; denn gleich würde sich in ihnen der von den Zeitungen verbreitete unheilvolle Gedanke regen, man verachte sie. Namentlich muß man in dieser Hinsicht den Krainer behutsam anfassen, weil es ihm, wie man

allgemein jagt, in weit größerem Maß angeboren ist, vor anderen etwas gelten zu wollen. Besonders dann würden die Schüler verlegt sich abwenden, wenn man Verstöße im Tone des Tadelns oder gar der Geringschätzung erwähnte. Auch mir erscheint nationales wie überhaupt jedes unbegründete Sichbrüsten lächerlich — und unbegründet ist doch jenes, weil der einzelne nicht dafür kann, daß er als Deutscher oder Slave geboren wurde; aber ich verarge es dem Slaven nicht, wenn er seine Muttersprache liebt, lieben doch wir alle die unsrige, und ich begreife sehr wohl, daß er jeden Unterschied der seinigen und der deutschen als Unvollkommenheit auffassen könnte, da er ja das Übergewicht der letzteren anerkennt. Jeder Gefahr eines Anstoßes wird ausgewichen, wenn man bei der Erwähnung fremder Eigentümlichkeiten auf ähnliche Erscheinungen im Deutschen hinweist und wo nötig auch deren Verbesserung fordert, wie z. B. der vokallösen Aussprache des Artikels gegenüber auf die deutsche Aussprache der Endsilben er, el, em, en, in denen auch wir das e so tonlos machen, daß es beinahe gänzlich verschwindet: Schneid'r, bieb'r, Himm'l, At'm, gut'n &c.; selbst den Artikel sprechen manche Deutsche fast ohne Vokal aus, was — und nun kommt der Tadel — am allerwenigsten beim Deklamieren angeht, wenn auch das e kurz ausgesprochen werden muß. In der neunten Zeile der ersten Betrachtung unterstreichen die Schüler das Pronomen das, weil es vom „Meister“ mit dem Hochton gesprochen wurde. Das demonstrative Fürwort wird zwar in der Regel mit dem Hochtone, das relative mit dem Tiefstöne gesprochen, aber wenn auf jenes ein hochbetontes Wort folgt, so erhält es den Tiefstön, und das ist hier der Fall: „Das ist's ja, was den Menschen zieret“, wo das in tieferer Tonlage gesprochen wird als das „ist's“. Der Aufforderung, seine Betonung zu verteidigen, wird der „Meister“ um so lieber nachkommen, weil ja selbst gebildete Deutsche dieses das mit dem Hochtone zu versehen geneigt sind; auch die „Meisterin“ und der „Mitgeselle“ werden um ihre Meinung gefragt — wer noch nichts geleistet, hat vorerst kein Recht mitzureden —; dem Schwanken mache ich durch die Frage ein Ende, wie denn Schiller hier betont habe, und, wenn sie dabei mich verwundert anschauen, durch die Aufforderung, diesen Vers mit einigen früheren zu scandieren; das jambische Maß bringt die Entscheidung. Man erwähnt ferner, daß in dem Verse: „Den schlechten Mann muß man verachten“, den als Artikel wie auch als Demonstrativpronomen aufgefaßt werden kann, und daß je nach der Auffassung auch die Betonung nicht nur des den, sondern auch des ihm folgenden Adjektivs eine andere sein wird; man fährt fort, es müsse jedenfalls für den Artikel angesehen werden, weil erstens das Versmaß dafür spreche und zweitens Schiller nicht habe sagen wollen: „Nur derjenige von den

schlechten Männern ist zu verachten, u.“ Erwähnt man noch die Eigenthümlichkeit der Krainer, das Adverb in jedem Falle mehr als das Verb, das Adjektiv immer mehr als das Substantiv zu betonen und also die beiden erst des in Verhandlung genommenen Abschnittes förmlich herauszubonnern: „Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort“, so ist für das erste Mal des Belehrenden genug gesehen. Würden jedoch die Schüler selbst einen größeren Fehler oder Mangel im Vortrage bemerken, z. B. wenn einer zu leise oder überhaupt unverständlich gesprochen und somit den ersten Zweck des Redens, nämlich etwas mitzuteilen, verfehlt hätte, so dürfte die Nachsicht des Lehrers um alles in der Welt nicht darüber hinweggehen; denn merkte die Klasse, daß er einen Tadel verschweige, so würde sie das als eine ungerechte Behandlung empfinden, und die Lust zu weiteren Anstrengungen erstürbe. — Zum Schlusse deklamire ich die bezüglich der Betonung erklärten Absätze. Der doch noch jugendlichen Auffassung tritt nun die des gereiften Mannes entgegen, die Gedankenblässe der Schule verwandelt sich in die Lebensfrische der Welt, und der, wenigstens theilweise nur nachgeahmte Ernst wird hier zum wirklichen, das Gedicht wird Leben.

Zur Deklamation sind Gesten nicht unumgänglich notwendig; und während italienische Schüler in ihrem lebhaften Temperamente deren zu viele und mit solcher Festigkeit machen, daß sie, statt den Sinn der Rede vorzubereiten und dann zu kräftigen, ihn von derselben ablenken, würde es schwer fallen, den im ganzen schwerfälligen Krainer zu Handbewegungen zu bringen. Doch zeigt sich an manchen beim Vortrag schon jene Verlegenheit, was mit den Händen zu thun sei, in welcher ungeschulte Schauspieler das Taschentuch unbarmherzig maltrairieren, die aber dem Schüler mit der leichten Bemerkung abgenommen wird, er möge die Hände nur unbekümmert so hängen lassen, wie sie der liebe Gott ihm anwachsen ließ; wenn sie sich aber ohne sein Wissen und Wollen von selber bewegen, so würden sie immer das Richtige treffen. In späteren Jahrgängen freilich wird die Lehre von den Gesten bei der Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie genau vorgenommen. Dies und so manches andere wußten die Quintaner von den Septimanern, welche, wie ich vernahm, mehreren Gruppen der ersteren bei der Vorbereitung behilflich waren. Dergleichen kann dem Lehrer nur angenehm sein, doch nicht etwa deshalb, weil es ihm Arbeit erspart, sondern weil sie überhaupt erspart wird, ferner weil die Schüler der oberen Klasse von dem früher Gelernten die Meinung erhalten, sie haben etwas fürs Leben gewonnen; denn sie fassen diese zwanglosen „Produktionen“ als Äußerungen ihres eigentlichen Könnens auf. Auch im Studententhen lebt der

praktische Geist, welcher zur Anwendung drängt und nicht begreifen will, es sei das Gymnasium nur da, durch ein Turnen aller Seelenkräfte für den später zu wählenden Lebensberuf vorzubereiten und zu befähigen. Mit großer Freude habe ich in der Zeit, wenn die Glocke zum Vortrage kam, schon öfter Dispute der Schüler über die Auffassung und Wiedergabe dieses oder jenes Satzes oder Abschnittes, bisweilen auch Dispute über recht kindliche Dinge vernommen und sie war desto größer, jemehr sich die jungen Leuten erhitzen. O wieviel besser ist es, dachte ich, daß sie über die Werke der Dichter und nicht über die der Diplomaten reden! Und nur jener Slovenc könnte anderer Meinung sein, welcher die Jugend früher zum Bürgertume als zur Menschlichkeit erziehen wollte.

„Die Glocke“ vortragen zu dürfen ist eine Belohnung für vorausgegangene schwere Arbeit, die weder beim Beginne des Schuljahres, noch für mehrere Stunden hintereinander erteilt wird; zwischen den Vorträgen müssen immer in vier Lektionen die laufenden Schulpflichten erfüllt werden.

Das Auftreten der zweiten Gruppe bringt ein erhöhtes Interesse und ein neues Leben in die Klasse; denn jetzt übernehmen die Deklamatoren der ersten die Kritik, und ich stenographiere mir dieselbe, um sie schließlich anzuerkennen oder richtigzustellen: der frühere Meister beurteilt die Leistung des jetzigen, die erste Meisterin die der zweiten und der Altgejelle die seines Nachfolgers. Sie erwähnen der Reihe nach die äußere Haltung, die Aussprache, die Betonung und das Verständnis einzelner Wörter und der Partien des Gedichtes und endlich die Auffassung des Ganzen; alle dem muß ein Lob vorangehen, und bestünde es auch nur in der Anerkennung des Fleißes. Die Schüler haben von mir gehört, daß man im Leben wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen, an denen gar nichts zu loben wäre, als „unter der Kritik“ nirgends erwähnt und umgekehrt die Vernichtung des Unbedeutenden einem Gebildeten nicht gezieme. — O wieviel Nützliches lernen die Schüler bei dieser Gelegenheit an und durch sich selbst! Da kommt es vor, daß einer aus persönlicher Rücksicht zu milde, ein anderer zu hart urteilt. Ich unterbreche sie nicht, merke aber wohl auf den Eindruck, welchen die Ungerechtigkeit auf die Klasse macht. Nach Beendigung der Kritiken fordere ich alle Schüler auf, sich über diese zu äußern. So kommt eine rege Thätigkeit in die Klasse und es ist ihr nun Gelegenheit geboten, sich im mündlichen Gebrauche der Sprache zu üben. Ein ungeordnetes Herandrängen wird nicht geduldet. Ich lasse meine Schüler frank und frei ihre Meinungen über die Leistungen ihrer Mitschüler äußern. Hat keiner mehr etwas vorzubringen, so erteile ich denjenigen,

deren Vortrag kritisiert wurde, das Wort zur Selbstverteidigung. Mancher hat in hitziger Aufwallung dasselbe schon früher ergreifen wollen, ist aber auf den Schluß vertröstet worden. Jetzt entfaltet er, nicht nur bezüglich derjenigen Punkte, in denen ihm wirklich, sondern auch solcher, in denen ihm nur nach seiner Meinung Unrecht geschah, eine selbst wieder verletzende Bitterkeit, ja vielleicht Grobheit. Das Murren und Brummen, welches hierbei die verschiedenen Parteien erheben, unterdrückt man durch ein gelassenes „St!“ Nach der Selbstverteidigung erhält, soviel es auch gewünscht werden mag, kein Schüler mehr das Wort. Unter lautloser Stille der Klasse führe ich nun bei jedem einzelnen Punkte die vorgebrachten Pro und Contra sachlich geordnet an und entscheide zuletzt für das Richtige oder bringe es, wenn keine Partei es getroffen hat. Die pädagogischen Bemerkungen, die als Lob oder Tadel des persönlichen Betragens am sehnlichsten erwartet werden, spare ich eben deshalb auf bis zum Ende; dann spreche ich sie in leicht zu behaltender Kürze, aber auch mit unnahbarer Entschiedenheit. Der Eindruck ist tief, und da die Stunde zu Ende geht, wird er nicht durch neue Vorstellungen und Gedanken verwischt. Die Erklärung des Gedichtes verbreitet sich über jene Teile, welche sich an die schon erörterten anschließen. Heute kann ich eindringlicher werden. Nichts wird übergangen, was für das Verständnis sich als noch fehlend geoffenbart hat. Natürlich findet sich abermals Gelegenheit, auf krainische Eigentümlichkeiten in Aussprache und Betonung hinzuweisen, wie die Unterschiedslosigkeit von e, ä, ö, von ei, ou, äu, auf den Mangel der Dehnung langer Silben und ihrer Modulation d. h. der Mehrtonigkeit, mit welcher ein gemütvoller Deklamator einen und denselben Vokal, wo es erforderlich ist, ausspricht und so die Sprache zur Musik erhebt. Ich trage einen Satz zuerst in der Weise des Schülers und dann mit Beobachtung der Mehrtonigkeit vor, und die Schüler empfinden sofort, daß veredelte Sprache in der That Musik ist.

Das geistige Verständnis lasse ich zumeist von den Schülern selbst auffuchen. Dazu verhelfen gar viele und verschiedene Mittel; ein einfaches und sehr ergiebiges besteht in dem richtigen Vortrage der dunklen Stelle. Habe ich z. B. das viel besprochene: „Müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn“ deklamiert, so bemerken die Schüler erst jetzt, daß sie Unverstandenes vorgetragen. Um sie nun aus dem gewonnenen ästhetischen Verständnisse in das intellektuelle hinüberzuführen, wiederhole ich den Vortrag und füge etwa hinzu: „Müßig sieht er seine Werke und endlich selbst auch bewundernd untergehn“. Und es hat noch immer auf meine Frage irgend einer geantwortet: „Es lag ihm nichts mehr an seinem Besitze — er hatte die Rettung desselben aufgegeben — sie war unmöglich — und jetzt hatte er Zeit — diesen im Grunde

trefflichen Ausdruck gebrauchte einmal ein Schüler — und nun hatte er Zeit, sich der Betrachtung des Feuers hinzugeben“. Darauf leite ich die Klasse an, diese Erklärung in wohlgeordneter Rede und etwas wissenschaftlicher zu wiederholen. Ich mache sie mit dem Begriffe der Resignation bekannt und zeige ihre erlösende Macht an dem Vorliegenden und vielleicht durch die Erinnerung an den Schluß einer in der Schule gelesenen Elegie. — Selbstverständlich habe ich an den ersten Gruppen die Hast zu bekämpfen, mit welcher die hitzige Jugend Schillers kurze polysyndetische und asyndetische Verse zu Gehör, nicht aber zum Verständnis bringt. Schon hier ist Platz für Hamlets Ermahnung an die Schauspieler, „mitten in dem Strom, Sturm und — Wirbelwind der Leidenschaft“ das Maß klassischer Ruhe einzuhalten, wodurch die Schönheit gewahrt werde. Daran nun knüpfe ich endlich die Bemerkung, daß der gebildete Mann diese klassische Ruhe und Schönheit sich von niemandem und durch kein Ereignis, nicht einmal durch eine ungerechte Kritik soll rauben lassen. Und so ist für und durch die zweite Deklamation „der Glocke“ genug geleistet. Mehr als vier Gruppen dürfen nicht auftreten. Dann bestimmen zu einer „Mustervorstellung“ die Schüler selbst in meiner Gegenwart denjenigen Meister, welcher seine Rolle am besten vorgetragen hat, ebenso die vorzüglichste Meisterin und den trefflichsten Altgesellen. Diese üben sich zu einem guten Zusammenspiel, dürfen jedoch erst am Schlusse des Semesters ihre Fortschritte zeigen. Mittlerweile wird das durch die bisherigen Vorträge und Besprechungen Gewonnene durch schriftliche Aufgaben als Eigentum der ganzen Klasse befestigt. Eine Vorzugsnote im Deutschen kann nur derjenige erhalten, welcher sich an den erwähnten oder ähnlichen Deklamationen beteiligt.

Ich hätte noch manches vorzubringen, allein ich breche ab. Wer mich versteht, hat vielleicht schon zu viel vernommen, anderen gegenüber würden weitere Mitteilungen aus anderem Grunde nutzlos sein. Nur noch das will ich sagen, daß der Lehrer des Deutschen an nichtdeutschen Anstalten sich nicht kümmern darf um Anerkennung oder Verkennung, nicht um die Angriffe blinden Hasses, und nicht einmal der trübe Gedanke soll ihn entmutigen, daß ja der größte Teil der keimenden Saat von dem Sturmwinde politischer und nationaler Leidenschaften getrübt werden kann.

Die neuesten Forschungen zur Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache.

Von Otto Lyon in Dresden.

Unsere Zeit wird von großen nationalen Fragen bewegt. Überall pocht und atmet junges, frisches Leben, das nach Bethätigung drängt. Fragen von gewaltiger Tragweite wird unser Geschlecht zu entscheiden haben. Der innere Ausbau des jungen Reiches ist wesentlich in seine Hände gelegt, und welche widerstreitenden Strömungen da geeint und in das rechte Bett geleitet werden müssen, ist jedem bekannt, der gewöhnt ist, äußerliche Erscheinungen auf innere Gründe zurückzuführen. Wie unsere Zeit vor allem ganzer Männer bedarf, so erfordert sie besonders auch klare Erkenntnis über die Ziele, denen unsere nationale Entwicklung zustrebt, sowie über die Mittel, durch die diese Ziele zu erreichen sind. Wo könnte aber diese Erkenntnis besser gewonnen werden, als in der Betrachtung vergangener Kulturepochen, als im begeisterten Anschauen und sorglichen Erwägen dessen, was unsere Väter in schwerer Zeit geleistet, was der Geist unseres Volkes in andrängender Feindsnot und drohender Gefahr vollbracht hat? Die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung und der Kämpfe unseres Volkes zeigt uns klar die äußeren und inneren Feinde, die unsere Bildung, unser Deutschtum, unseren politischen Bestand von jeher bedrängt haben und noch heute bedrängen. Und aus solcher Betrachtung erkennen wir Aufgaben und Gefahren unserer Zeit besser, als aus bloßen philosophischen Erörterungen, wie sie im vorigen Jahrhundert und noch zu Beginn unseres Zeitalters üblich waren. Mit Recht ist daher der Sinn für Geschichte in unserer Zeit lebendig, wie in keiner anderen. Und wie im 17. Jahrhundert die Philologie, im 18. die Philosophie die erste Stelle einnahm, so weist unsere Zeit der Geschichte diesen Platz an. Während man früher sagte: „Ein rechter Philolog kann einen Autor interpretieren, einen Staat regieren und eine Armee kommandieren“, so erscheint jetzt diese Auffassung der Philologie als höchstes Geistesrüstzeug wesentlich umgewandelt. Die Philologie hat den rein logischen Standpunkt, von dem aus sie früher die Sprache ansah, verlassen, und dem historischen Sinne unserer Zeit folgend, sieht sie ihre wichtigste Aufgabe in der geschichtlichen Betrachtung der Sprache.

Für die Erkenntnis der Aufgaben und Gefahren unserer Zeit leistet die Geschichte der Sprache mindestens daselbe, wie die politische Geschichte. Außert sich doch das ganze innere Leben eines Volkes in seiner Sprache. Alles, was ein Volk denkt und lebt, ist in seiner Sprache niedergelegt, und

die Geschichte der Sprache ist zugleich die Geschichte des Menschengesistes. Die Geschichte der deutschen Sprache ist nun aber für uns noch mehr, als das, sie ist zugleich eine Geschichte der Entwicklung des deutschen Reiches. Sie giebt uns Kunde von dem Verhältnis der einzelnen Stämme zum Gesamtvaterlande, von dem Verhalten des ganzen Volkes gegen das Ausland und fremde Geistesmächte; sie erzählt uns von der einstigen Zerrissenheit und Ohnmacht des Volkes, von schweren politischen und religiösen Kämpfen, von dem allmählichen Emporwachsen der gesunden Keime und von dem endlichen Siege des echten deutschen Volkstumes über alle inneren und äußeren Feinde. Die Spracheinigung ist gleichbedeutend mit der politischen Einheit. Ohne die Einheit der Sprache hätten wir heute noch kein deutsches Reich.

Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache ist daher eine politische That. Sie zeigt uns mit einer Geistesstärke ohnegleichen das Walten und Weben des Volksgeistes, sie legt uns die innersten Fäden der Entwicklung unseres Volkes dar und weist mit Sicherheit auf die Punkte hin, wo wir einzugreifen haben, um unsere Zustände zu bessern und drohenden Gefahren zu begegnen. Es ist nicht zu verkennen, daß durch Jakob Grimm wesentlich erst der geschichtliche Sinn geweckt worden ist, der unser Jahrhundert beherrscht, und die Geschichtswissenschaft selbst hat erst von ihm zum Teil mit gelernt, was Geschichte ist. Auch in der Geschichtswissenschaft herrschte, wie in der Sprachwissenschaft, früher eine philosophische Auffassung, die jetzt der urkundlichen Darstellung hat weichen müssen. Auch die Rechtswissenschaft legt gegenwärtig großes Gewicht auf das Historische, und ebenso ist in Kunst und Litteratur die Hinneigung zu unserer deutschen Vergangenheit klar zu erkennen. Wir fühlen es deutlich: Dort in unserer Vergangenheit liegen die Wurzeln alles dessen, was jetzt so groß und herrlich vor uns steht. Dort rinnen die ewig lauterer Quellen unseren Volkstumes, aus denen wir fort und fort neue Kraft und neues Leben trinken.

Die Geschichte unserer Sprache, insbesondere unserer Schriftsprache, hat seit Grimm wesentliche Förderung durch Wilhelm Wadernagel, Rudolf von Raumer, Müllenhoff, Franz Pfeiffer, Wilhelm Grimm, Rudolf Hildebrand, Heinrich Rüdert, Karl Weinhold, Wilhelm Scherer, Hermann Paul, Ernst Wilder, Paul Pietsch u. a. erfahren. Von besonderer Wichtigkeit waren hier die Fragen: Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? und: Wie entwickelte sich die neuhochdeutsche Schriftsprache, auf welchem Grunde erwuchs sie und in welchem Verhältnisse stand sie zu den Mundarten? Grimm hatte mit seiner Einteilung der Sprache in Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch die allgemeine Grundlage für diese Betrachtungen geschaffen, und man ist weder von der Einteilung, noch

der Benennung Grimms abgewichen. Nur in der Verteilung der Jahrhunderte auf diese Gruppen hatte sich neuerdings eine Stimme geltend gemacht, die den Beginn der neuhochdeutschen Zeit nicht mit Luther, sondern um 100 Jahre später mit dem Grammatiker Schottel ansetzte. Diese Anschauung vertrat einer der hervorragendsten Führer der germanistischen Wissenschaft: Wilhelm Scherer. Er nimmt bekanntlich in seiner Litteraturgeschichte eine Übergangszeit von 1348—1648 an, und diese literarische Übergangsperiode übertrug er auch auf die Geschichte der Sprache.¹⁾ So ist ihm Luther nur der Höhepunkt der Übergangszeit, das Neuhochdeutsche beginnt mit Schottel. Wenn man bedenkt, daß gerade Scherer in der Sprache das treueste Abbild des Volkstumes und geradezu eine bildende Kraft des Staatslebens erblickte, so wird man zu ermessen vermögen, welche Folgerungen sich aus einer derartigen wissenschaftlichen Aufstellung ziehen lassen und welche Gefahren für die Entwicklung unseres Volkstumes aus solchen Folgerungen erwachsen können. Und diese Aufstellung Scherers kann um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, als sie bereits einen Anwalt gefunden hat, der sie weiter auszuführen und zu begründen bestrebt ist.

Ich glaube nicht, daß es gelingen wird, die Annahme Scherers mit hinreichenden wissenschaftlichen Gründen zu stützen, und ich halte überhaupt die Zweifel, ob Luther unsere neuhochdeutsche Sprachperiode beginne, nicht nur für aussichtslos, sondern überhaupt für unberechtigt. Dennoch ist es die Aufgabe der Wissenschaft, die Meinung eines so bedeutenden Forschers unbefangen zu prüfen und auf Grund dieser Prüfung voraussetzungslos zu der angeregten Frage Stellung zu nehmen. Mit lebhafter Freude sind daher zwei Arbeiten zu begrüßen, die sich eingehend mit der Geschichte unserer Schriftsprache beschäftigen und zugleich die Stellung Luthers zur neuhochdeutschen Schriftsprache gründlich mit erörtern. Beide Arbeiten erschienen fast gleichzeitig vor wenigen Wochen; ich meine die Schriften:

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1888. 144 S. Preis 2 Mark.

und:

Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache von Adolf Socin. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. 544 S. Preis 10 Mark.

1) Vergl. Anz. f. d. Alt. I, 194.

Beide kommen, unabhängig voneinander, zu dem Ergebnisse, daß unsere neuhochdeutsche Schriftsprache mit Luther beginne und daß nichts im Stande sei, Luther aus dieser Stellung zu verdrängen.

Friedrich Kluge, der bekannte Verfasser des etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache, das sechsen in vierter Auflage erscheint, ist eine der sympathischsten Erscheinungen unserer jüngeren Gelehrtenwelt. Schon im Jahre 1886 hielt er seine Antrittsvorlesung in Jena über „Die Entstehung unserer Schriftsprache“, und bald darauf (1887) hielt er im deutschen Sprachverein zu Weimar einen Vortrag: „Der Kampf um die deutsche Sprache“. Was er in diesen beiden Arbeiten aussprach, hat er in seinem Buche „Von Luther bis Lessing“ scharfer abgegrenzt, eingehender begründet und in beträchtlicher Weise erweitert und ergänzt, so daß die neun sprachgeschichtlichen Aufsätze dieses Buches eine zusammenhängende Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache von Luther bis Lessing bilden. Es hat den Anschein, als beabsichtige Kluge, abgesehen von seiner Beschäftigung mit dem Englischen, seine wissenschaftliche Thätigkeit vorwiegend der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache zuzuwenden. Die vorliegende Schrift, welche Rudolf Hildebrand und Friedrich Zarnke zugeeignet ist, giebt den Beweis, daß er dazu wohl berufen ist. Er weiß die einzelnen Erfahrungen fein zu beobachten und wohl zu einander in Beziehung zu setzen, ohne sich dabei ins einzelne zu verlieren oder den Erscheinungen Gewalt anzuthun. Er begnügt sich nicht mit der Beobachtung der Lautverhältnisse, sondern geht in größerem Umfange, als es bisher geschehen ist, auf den Wortschatz ein. Seine Beweisführung ist klar und überzeugend. Dabei verliert er nie die großen Gesichtspunkte aus den Augen, unter denen unsere Sprachgeschichte betrachtet werden muß, wenn sie überhaupt voll verstanden werden soll. Der Grundgedanke seines Buches ist, daß die Schriftsprache uns das Ideal der politischen Einheit schuf. Der Kampf um diese berührt sich aufs innigste mit dem Kampfe um unsere deutsche Sprache. In dem Latein sieht er mit volstem Recht den Ur- und Erbfeind unserer Sprache und unserer nationalen Bildung. „Während des Mittelalters lag im ganzen Abendlande ein Bann auf den Volkssprachen. Überall herrschte das Latein; es ließ den altüberlieferten angeborenen Mundarten kaum irgend welchen Raum zur Entfaltung. Nur das isolierte England konnte sich früh einer mehr nationalen Auffassung der Muttersprache rühmen; weder im staatlichen noch im kirchlichen Leben dominierte dort das mittelalterliche Latein; in Kanzleien und im Gottesdienste war die angestammte Sprache heimisch; die gelehrte, wie die Volksbildung fand in der Muttersprache ihren Mittelpunkt. Kein Wunder, daß England der Kultur des Kontinents um mehr als ein Jahrhundert voraus geeilt ist.“ (S. 1.)

Den wesentlichsten Rückhalt, führt er aus, hatte das Latein an der Kirche. Die kosmopolitischen Tendenzen Roms erforderten eine internationale Sprache. Das Latein war das äußere Erkennungszeichen der päpstlichen Welt Herrschaft. Er bringt treffliche Belege dafür bei, daß die Kirche der Volkssprache die Sanktion verweigerte. Der Pfaffen Kaiser Karl IV. z. B. erließ 1369 ein Verbot gegen alle Bücher, welche in deutscher Sprache von den heiligen Schriften handelten. Noch im Jahre 1520 begründete man das lateinische Messopfer mit folgenden Worten: „Es giebt drei Haupt- und regulierte Sprachen — hebräisch, griechisch, lateinisch —; wir sind Lateiner; drum sollen wir billigerweise das Lateinische in der Messe anwenden und nicht das Deutsche, weil sich die barbarischen Sprachen oft verändern und spöttisch oder verächtlich lauten.“ Innerhalb der Kirche war kein Umschwung für das Ansehen der Volkssprache zu erwarten. Nur der Bruch mit der Kirche machte einen Bruch mit der Herrschaft des Lateins möglich. Von hier aus allein läßt sich die Stellung Luthers voll würdigen. Ihm gelang beides. Gerade durch die Muttersprache brach er die kirchliche Fremdherrschaft, und durch den Bruch mit der Kirche verschaffte er der Muttersprache den Sieg über das Latein, das damals noch dazu im Humanismus eine neue, gewaltige Stütze erhalten hatte. Die Stellung Luthers in der Kulturgeschichte deckt sich daher vollkommen mit seiner Stellung in der Sprachgeschichte. Wenn man ihm eine andere Stellung in der Sprachgeschichte zuweisen will, als die, welche ihm bisher unbestritten zuerkannt wurde, so heißt das geradezu ihn aus allem Zusammenhange mit der Kulturentwicklung herausreißen und die Geschichte mit Füßen treten.

Wenn ich mich hier bedeutend schärfer ausgedrückt habe, als es Kluge gethan hat, so widerspricht das nicht der Darstellung Kluges; es sind nur die letzten Folgerungen, die ich aus den Thatfachen jener Zeit, wie sie von Kluge mit urkundlicher Treue berichtet werden, hier gezogen habe. Auch die Gefahr, die unsrer Muttersprache von seiten des Humanismus drohte, würdigt der Verfasser in einem besondern Abschnitte seines Werkes (S. 111 flg.), aber er berührt dabei wesentlich nur das Einmengen lateinischer Worte in die deutsche Rede, das mit dem Aufleben der klassischen Studien Mode wurde, und den Kampf um die deutschen Aufnahmen. Auf die Gefahren, die dem Sazbau und Stil unsrer Sprache von seiten der geschnörkelten und gespreizten Rhetorik der Neulateiner drohten, geht er nicht ein. Bekanntlich hat Heinrich Rückert diese Gefahren und Schäden in seiner Geschichte der neuhochd. Schriftsprache ganz besonders eingehend und zutreffend dargestellt. Daß Kluge über diese Punkte ähnlich denkt wie Rückert, geht aus seiner Bemerkung über Hutten hervor: „Wie reich ist Hutten, wo er Latein schreibt! Und wie ungelent, gezwungen

ist sein Deutsch!“ (S. 43.) Dieses Urteil deckt sich vollkommen mit dem, welches Rückert über Hutten gefällt hat, ebenso wie der Hinweis, daß das Deutsch nicht heranreifen konnte, solange die besten Köpfe der Nation dem Latein huldigten. Andererseits hat jedoch Kluge im Gegensatz zu Rückert hervorgehoben, daß die Humanisten der Volkssprache nicht gram waren (S. 114. 115). Den schädlichen Einfluß des Französischen, den Kluge in seinem Vortrage „Der Kampf um die deutsche Sprache“ eingehender behandelt hat, berührt er hier nur ganz kurz auf S. 124 und 125.

Aber auch dem andern großen Gesichtspunkte, unter dem die Geschichte unsrer Sprache zu betrachten ist: dem Widerstande der Mundarten und Landschaften gegen die Spracheinigung ist Kluge in seiner Schrift vollkommen gerecht geworden. Mit wohlthuernder Klarheit schildert er die Verdienste des Kaisers Maximilian und seiner Kanzlei um die Entstehung einer Gemeinsprache, stellt die Bedeutung des Buchdrucks für die Spracheinigung in helles Licht, zeigt den Kampf der Schriftsprache mit dem Alemannischen in der Schweiz, beleuchtet das Verhältnis des ober- und mitteldeutschen Wortschatzes, wie den Gegensatz der süddeutschen Reichssprache zu der mitteldeutschen Luthersprache, der zuweilen geradezu als der Widerstand der katholischen Landesteile gegen den protestantischen Dialekt erscheint (wie man ja die neuhochdeutsche Schriftsprache zutreffend genannt hat). Auch das allmähliche Zurückweichen und gänzliche Erlöschen des Niederdeutschen als Schriftsprache wird in einem besonderen Kapitel dargestellt. Auch hier beweist er überall mit ausreichenden Gründen, daß sich die neuhochdeutsche Schriftsprache auf Luther und seiner Sprache aufbaute und daß Luthers Sprache allen Widerstand siegreich überwand. Als Zeugnis dafür, welche Sprachverwirrung Luther vorgefunden und neben sich herrschen gesehen habe, führt er eine Reihe oberdeutscher Bibelübersetzungen an: Die Ingolstädter Bibel Eds, die Züricher Bibel von 1530 und die Wormser Prophetenübersetzung von Häger und Dentz aus dem Jahre 1527. Diese Bibelübersetzungen „sind um so bedeutsamer, weil sie den Einfluß von Luthers Sprache zu hemmen, ja zu vernichten berufen gewesen wären, wenn der Kulturprozeß dieser thatenreichen Zeit in der Persönlichkeit Luthers nicht einen Geisteshelden von unwiderstehlicher Gewalt geschaffen hätte.“ Ein Blick auf die vergleichenden Worttabellen, die Kluge giebt, zeigt uns deutlich, daß nicht die süddeutsche Reichssprache und nicht die alemannische Mundart unserer neuhochdeutschen Schriftsprache das Gepräge verliehen hat, sondern die Sprache Luthers mit ihrem mitteldeutschen Wortstande. „Diese Zusammenstellungen lehren zugleich, wie sehr die Wirkung von Luthers Deutsch durch die allgemeinen Sprachverhältnisse der Zeit ge-

hemmt war. Oberdeutschland war eine Spracheinheit für sich. Mitteldeutschland, das durch die Reformation zum Mittelpunkt unseres Vaterlandes geworden war, erhob sich mit der Persönlichkeit Luthers gegen das Ansehen jener Landschaften, denen die politische Führerschaft zukam.“ (S. 83.) Seit etwa 1580 wird das Lutherdeutsch die Norm für unser Schriftdeutsch (S. 127). Ein endgiltiger Anschluß der katholischen Landesteile an die aufblühende Litteratursprache vollzieht sich freilich erst während des 18. Jahrhunderts (S. 128). Und erst mit unserer klassischen Litteratur sind wir zu einer Litteratursprache gekommen, die auch für Oberdeutschland und die katholischen Kreise Richtschnur und Gesetz geworden ist (S. 142).

Die Methode, die Kluge befolgt, ist eine ausgezeichnete. Er löst die sprachgeschichtlichen Erscheinungen nirgends aus dem Zusammenhange, sondern der Gang der Kulturentwicklung wird ihm gerade ein Hauptmittel der Erklärung sprachlicher Erscheinungen. Er hält sich nicht an lokalpatriotische Äußerungen von Männern, die den Zeitgeist nicht berücksichtigen, sondern das Wichtigste ist ihm die Litteratur selbst. So ist ihm z. B. nicht der Nomenclator des Chyträus, sondern Demetres Spiel von Damon und Pythias der Gradmesser, nach dem er die Stellung von Mundart und Litteratursprache in einer niederdeutschen Stadt wie Rostock bestimmt. Nicht die Braunschweiger Schulordnung von 1591 zieht er zu Rate, um den Sieg der neuhochdeutschen Litteratursprache über die Mundart festzustellen, sondern die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Das ist derselbe Geist, wie er die Forschungen Grimms beseelt und wie er in den besten Werken unserer germanistischen Litteratur lebendig ist. Der echte und wahre Forscher läßt sich den Blick durch die Masse der einzelnen Erscheinungen nicht trüben und verliert nie den großen Zusammenhang der Ereignisse aus den Augen. Aber auch im einzelnen ist Kluges Darstellung musterhaft. Nur ein einziges unbedeutendes Versehen findet sich auf S. 51. Kluge setzt mit Friedrich Zarncke den ersten Beleg für den Namen „hochdeutsch“ in das Jahr 1493; das Wort findet sich aber bereits in einem Schriftstück etwa aus dem Jahre 1470, im Munde eines Westfalen (vgl. Heyne in Grimms Wb. unter hochdeutsch). Besonders anzuerkennen ist noch die lesbare und gewandte Form, in welcher der Verfasser uns seine Aufsätze darbietet.

Das Werk Adolf Socins hat einen wesentlich anderen Charakter. Socin faßt in seinem Buche alles zusammen, was bisher in Bezug auf die Geschichte unserer Sprache erforscht worden ist. Er giebt so eine Geschichte unserer Litteratursprache von ihren althochdeutschen Anfängen bis auf unsere Zeit, die zugleich eine Geschichte der germanistischen Forschung

auf diesem Gebiete ist. Sogar die Junggrammatiker sind bereits mit in seine geschichtliche Darstellung eingereicht. Sein Werk ruht auf den gründlichsten und umfassendsten Studien; über jede wichtige Frage auf diesem Gebiete wird der Leser aufs eingehendste unterrichtet, der gegenwärtige Stand der Forschung wird überall genau und zutreffend gekennzeichnet. Dem Titel gemäß berührt der Verfasser wesentlich das Verhältnis der Schriftsprache zu den Dialekten, vom Kampfe des Deutschen mit dem Lateinischen ist nur ganz gelegentlich einmal die Rede. Er sieht überhaupt in dem Lateinischen durchaus nicht den Erbfeind unserer Sprache wie Heinrich Rückert. Wenn er auch zugiebt, daß durch das Aufleben des klassischen Lateins im 16. und 17. Jahrhundert und durch die Anwendung des hergebrachten Schematismus der lateinischen Sprache auf die deutsche unsere Muttersprache vielfach gemäßregelt wurde, so hebt er doch hervor, daß in pädagogischer Hinsicht die Übereinstimmung in der grammatischen Behandlung des Deutschen und der klassischen Sprachen keineswegs zu bebauern sei (S. 253). Er hält es für einen noch heute gültigen Erfahrungssatz, daß das grammatische Verständnis der Muttersprache erst an der Hand des Lateinischen erzielt werden könne (S. 356).

Socin ist bestrebt, überall die Thatfachen sprechen zu lassen, er hat gleichsam das Verfahren Leopold von Ranke's auf die Sprachgeschichte übertragen. Leider hat ihn diese kühle Objektivität verführt, sich stellenweise zu sehr ins einzelne zu vertiefen. Er hat zwar durch knappe und gedrängte Rückblicke, die er regelmäßig jedem Abschnitte folgen läßt (S. 61. 79. 112. 168. 193. 297. 329. 346. 358. 368 u. s. w.), diesen Mangel wieder auszugleichen gesucht, aber der Darstellung fehlen doch die großen Gesichtspunkte und der lebendig pulsierende Schlag persönlicher Eigenart. Bei der Wiedergabe der Forschungen anderer Germanisten wiederholt Socin häufig das ganze Wirrwahl der einzelnen Fragen, die durch die betreffenden Forschungen erledigt worden sind. Ich erinnere z. B. an die Arbeiten Ernst Wülfers über die Kanzleisprache, die Socin stellenweise wörtlich wiederholt (vgl. S. 155. 160 flg.) u. a. Für den Fachmann sind derartige Wiederholungen überflüssig, für den Laien ermüdend. Einfache Hinweise auf die betreffenden Schriften hätten hier genügt. Die Darstellung hat durch dieses Verfahren oft eine unnötige Breite erhalten. Auch der Stil ist nicht immer geschmackvoll. S. 94 und 95 findet sich z. B. folgender ungeheuerliche Satz: „Den äußersten Schritt, nämlich aus der Voraussetzung: da die Schreiber den Dichtern an Bildung nicht nachstanden, trotz dieser ihrer Bildung aber auf die Reinheit der Form keine Rücksicht nahmen — die Schlussfolgerung zu ziehen: so kann auch nicht angenommen werden, daß die Dichter selbst rein reimten, bei der Neuherausgabe altdeutscher Schriftwerte ist mithin die Autorität

der Überlieferung allein entscheidend, und, da das Original da, wo mehrere Handschriften vorhanden sind, deren verschiedene Lesarten doch unmöglich schon gehabt haben kann, müssen wir uns damit begnügen, durch Ausmittelung der relativ besten Handschrift dem ursprünglichen Texte mutmaßlich am nächsten gekommen zu sein — diesen äußersten Schritt hat selbst Paul nicht gewagt, und doch würde erst dieser entschiedene Bruch mit den Grundprinzipien der philologischen Kritik hinreichen, um das Gebilde der mittelhochdeutschen Schriftsprache von Grund aus zu zerstören.“ An einigen Stellen sind die ausgehobenen Zeugnisse einseitig ausgewählt und geben ein falsches Bild. So wird z. B. Jakob Grimms Stellung zu den Bestrebungen der Sprachreiner in eine falsche Beleuchtung gerückt, indem Socin nur diejenigen Stellen aus Grimms Schriften anführt, in denen er sich gegen den „ärgerlichen Purismus“ und sein plumpe Verfahren ausdrückt. Die bekannte Stelle aus Grimms Abhandlung „über das Pedantische in der deutschen Sprache“ (vgl. unsere Zeitschrift I, 248), sowie diejenigen Stellen aus dem Vorworte zum deutschen Wörterbuch, die sich gegen die Fremdwörter wenden, hat Socin nicht angeführt. Die umfangreichen Auszüge aus den Schriften Grimms, Raumers, Pauls und anderer Germanisten sind überflüssiger Ballast, der um so mehr hätte beiseite gelassen werden sollen, als diese Schriften jedem bequem zugänglich sind. Bei einer neuen Auflage könnte das Werk recht wohl in entsprechender Weise gekürzt werden, dann würde der reiche, gründliche und gebiegene Inhalt, der die wärmste Anerkennung und uneingeschränktes Lob verdient, noch ganz anders zu Tage treten als jetzt; namentlich würden auch die eigenen, feinsinnigen Beobachtungen des Verfassers dadurch erst zu voller Geltung kommen.

Die Ergebnisse sind im wesentlichen folgende:

Der Begriff deutsch bildet sich erst mit der zunehmenden Scheidung der germanischen Stämme aus. Diutisk geht zurück auf gotisch *thiuda* das Volk, die Leute, und bedeutet ursprünglich soviel als volksmäßig. Gleich bei seinem Auftreten zu Ende des achten Jahrhunderts wird der Name gebraucht in Bezug auf die Sprache. Die *lingua Theotisca*, d. i. die volksmäßige Sprache, wird der *lingua Latina*, d. i. der Sprache der Kirche und der Gelehrsamkeit, gegenübergestellt. Von hier aus wird dieses Abjektiv allgemeiner angewandt, zunächst auf die Leute, die nicht die Sprache der Gelehrten, sondern die des Volkes reden, und der weitere Schritt, den Begriff auszudehnen auf die Masse des Volkes schlechthin, ist noch im neunten Jahrhundert gethan worden: in einer alt-sächsischen Glosse eines Straßburger Codex wird *Germania* mit *thiudisca liudi* (deutsche Leute) übersetzt. Im zwölften Jahrhundert kann der Name die Deutschen als vollständig durchgedrungen gelten, wobei

nicht mehr an den Gegensatz zwischen Gelehrten und Ungelehrten gedacht wird.

Althochdeutsch ist ein Sammelname für die Dialekte im sogenannten Ober- oder Hochdeutschland in der Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert. Diese Mundarten sind im wesentlichen das Bayerische, Alemannische und Fränkische. Bayerisch und Alemannisch nannte Grimm die streng althochdeutschen Mundarten, weil sie die Lautverschiebung vollständig durchgeführt haben. Im Gegensatz zu Jakob Grimm, dem die streng althochdeutschen Dialekte als Richtschnur galten, legt die neuere Grammatik ihrer Darstellung die ostfränkische Lautstufe zu Grunde, weil der Lautstand der späteren Sprachperiode am meisten zu dieser stimmt. Von den mitteldeutschen Dialekten, den hessischen und thüringischen, gehen uns bis zum 12. Jahrhundert schriftliche Denkmäler ab. Überall treten uns Zeugnisse entgegen, daß damals unsere Muttersprache verachtet war. Walafrid Strabo, ein Dichter und Historiker jener Zeit, ist der erste, der sich ausführlicher über die deutsche Sprache äußert. Die Stelle lautet in deutscher Übersetzung wie folgt: „Ich will auch noch den Namen des Gotteshauses nach unserer deutschen Barbarensprache angeben (*secundum nostram barbarium, quae est theotisca*), wenn ich auch dadurch in den Augen der Lateiner, die das vielleicht lesen, mich werde lächerlich machen als einer, der die mißgestalteten Geschöpfe der Affen den Sprößlingen der Edlen gleichstellen wolle.“ Er spricht dann von den Spuren der lateinischen und griechischen Sprache im Deutschen und fährt fort: „Wenn aber gefragt wird, bei welcher Gelegenheit diese Spuren griechischer Sprache zu uns gelangt sind, so ist zu erwidern, daß einerseits Barbaren dem römischen Staate Kriegsdienste leisteten, anderseits viele der griechischen und lateinischen Sprache kundige Prediger unter diese Wilden (*inter has bestias*) kamen, um deren Irrtümer zu bekämpfen.“ Auch Otfried äußert sich in der Vorrede zu seinem Evangelienbuche in ähnlicher Weise. „Diese barbarische Sprache, sagt er, ist nicht nur rauh und wild und des regelnden Jügels der grammatischen Kunst ungewohnt, sondern auch in manchen Wörtern wegen der Häufung der Buchstaben oder des fremdartigen Klanges schwer zu schreiben. Wenn die rauhen Worte dieser Bauernsprache unter das glatte Latein gemengt werden (*dum agrastis linguae inculta verba inseruntur latininitatis planities*), so erregen sie das Gelächter des Lesers. Unsere eigenen Leute fürchten sich vor Fehlern in anderen Sprachen, aber der Ungeschicklichkeit der ihrigen schämen sie sich nicht. Sie halten sich darüber auf, in diesen anderen Sprachen auch nur um einen armseligen Buchstaben die Grammatik zu verletzen, und ihre eigene erzeugt so zu sagen in jedem Worte einen Fehler.“ Der Italiener Johannes Diaconus spricht „von der dröhnenden

Donnerstimme der Nordlandbewohner“, von der „barbarischen Rauheit ihrer Trinkergergeln, die mit einer Art angeborenen Geräusches, dem Rasseln von Wagen vergleichbar, einen harten Gesang ausstoßen und so die Zuhörer mehr in Verwirrung und Verzweiflung setzen als besänftigen.“

Erst die Bemühungen Karls des Großen haben der deutschen Sprache die Wege geebnet. Der Umstand, daß er das Rheinfränkische zur Hofsprache erhob (wie Müllenhoff nachgewiesen hat), war entscheidend für das Leben unserer Sprache. Nachwirkung der bekannten eifrigen Bemühungen Karls um die deutsche Sprache ist es, daß um 870 Dtfried von Weißenburg es unternimmt, die Evangelien in deutschen Reimen darzustellen. Von außerordentlicher Bedeutung war es, daß er hierbei zum Reime griff. Das Leben unserer Sprache war erstarrt in den alten Stabreimformeln unserer Heldenlieder. Eine Erneuerung und Erweiterung unseres Wortschatzes und damit unserer Sprache war unmöglich, solange die festgeprägten Stabreimformeln das Leben der Sprache in Fesseln schlugen. Die lateinische Volkspoesie, christliche Hymnen und Gesänge bedienten sich schon lange vor Dtfried des Reimes, aber erst dieser führte ihn in umfassenderer Weise durch seine Evangelien in unsere Dichtung ein. Und durch den Reim befreite er unsere Sprache von dem Banne der Stabreimformeln und machte die Bahn frei für die Entwicklung unserer Sprache und Dichtung. Der Mönch Notker in St. Gallen machte durch seine Übersetzungen die deutsche Sprache geeignet zum Gebrauche für Gelehrte. Aus der karolingischen Hofsprache ging eine Art mitteldeutscher Gemeinsprache hervor, daß sogenannte Neufränkische, über das Müllenhoff sich eingehend geäußert hat. Dieses Neufränkische war gegen die Volksmundarten selbstverständlich nicht im entferntesten so abgeschlossen als später das Mittelhochdeutsche, geschweige denn das Neuhochdeutsche, und eine Litteratur blühte nicht mit ihm auf. — Im geistigen Leben der Klöster erfolgte ein rascher Niedergang. Aus klösterlicher Beschaulichkeit und Gelehrsamkeit ging das deutsche Geistesleben zu höfischer Zucht und ritterlicher Anmut und Feinheit über. Unter den Hohenstaufen kommt diese Bewegung zu vollster Entfaltung. Das Rittertum setzt die heimische Sprache in ihr volles Recht ein, erhebt sie zu einer Anmut, Schönheit und durchsichtigen Klarheit, zu der wir heute noch mit staunender Freude zurückblicken. Diese Sprachgestalt nennen wir das Mittelhochdeutsche.

Durch die Romfahrten und Kreuzzüge war der Ritterstand in den Vordergrund getreten. Durch die Pflege, die er unserer Litteratur angedeihen ließ, gewann unsere Sprache hohes Ansehen. Frauendienst und ritterliche Tugenden bildeten den Hauptinhalt dieser Litteratur. Feinheit und Kunst in der Form wurde vor allem erstrebt. Wie sämtliche

Einrichtungen des Rittertums, so lehnte sich auch dessen geistiges Leben an romanisches Vorbild an. Die Aufnahme dieser fremden Bildung vollzog sich über den Boden Flanderns; am Mittelrhein und bei den Alemannen war der romanische Einfluß am meisten zu spüren. Der rheinische und schwäbische Adel war für die östlicheren Stämme das leuchtende und beneidete Beispiel höfischer Sitte. Diesem Gange entsprach vollständig die Entwicklung der ritterlichen Kunstdichtung: Heinrich von Veldeke führte sie ein, an der Spitze der streng höfischen Lyrik stand ein rheinischer Ritter: Friedrich von Hausen; in Oberdeutschland setzte der Alemanne Hartmann von Aue die Weise Veldekes fort und bildete seinerseits Schule. In Walthers von der Vogelweibe war der romanische Einfluß bereits vollkommen überwunden; er ist der Vertreter einer unverfälscht deutschen Kunst.

Biel umstritten ist die Frage, ob es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache gegeben hat. Lachmann hat sie bejaht, und mit ihm Jakob Grimm, Haupt, Koberstein, Wilhelm Wackernagel, Rudolf von Raumer, Müllenhoff u. a. In seinen Ausgaben der Nibelungen, des Zwein, Walthers, Wolframs suchte dann Lachmann aus der Masse der Handschriften und unter Berücksichtigung innerer Gründe die Formen dieser mittelhochdeutschen Sprache mit feinstem kritischen Takt festzustellen. Da die Dichter ihre Lieder nicht selbst niederschrieben, sondern ihre Verse einem Schreiber diktirten (wie denn dichten von dictaro herzuleiten ist), so zeigen alle Handschriften einen durch die Orthographie und den Dialekt der Schreiber, die gewöhnlich ungebildete Leute waren, verderbten Text. Kein mittelhochdeutsches Kunstwerk der ritterlichen Kreise ist uns daher in unverfälschter Gestalt überliefert. Das Mittel, den reinen Text herzustellen, fand Lachmann und nach ihm Haupt, der die Kunst der Editionen noch verfeinerte, in der Beobachtung der Reime. Die metrische Kunst war im mittelhochdeutschen Zeitalter nämlich in einer Weise entwickelt, daß unreine Reime auch bei den geringeren Dichtern unerhört sind. Lachmann legte daher ein umfassendes Reimwörterbuch über den größten Teil der erhaltenen Gedichte und Lieder an, und lernte dadurch das Regelrechte in den Wortformen und ihrer Quantität nebst dem Eigentümlichen vieler einzelnen Dichter und Mundarten genau kennen. Den so gewonnenen sicheren Anhaltspunkten hat sich die Überlieferung unterzuordnen. Auf diesem Wege war es Lachmann möglich festzustellen, welches die besten Handschriften seien und zugleich den unverfälschten ursprünglichen Text auf Grund der gewonnenen Erkenntnis herzustellen. „So hat uns Lachmann die Augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen.“ (Heinrich Müdert.)

So herrschte von der Mitte des 12. bis gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts im Zusammenhange mit dem Aufschwung der nationalen Litteratur eine über den Mundarten stehende Hof- und Dichtersprache, die durch ihren Einfluß auf die Prosa zur mittelhochdeutschen Schriftsprache sich erweiterte und als solche auch in Niederdeutschland, teilweise auch in den Niederlanden Geltung erlangte. Das Vorhandensein einer solchen mittelhochdeutschen Schriftsprache bestritt zuerst Franz Pfeiffer und nach ihm Hermann Paul. Ihre Anschauungen und Gründe sind aber heute vollkommen widerlegt, zuletzt in wohl nun abschließender Weise von Otto Behaghel in der Basler Festschrift zum Heidelberger Universitätsjubiläum (1886). Diese mittelhochdeutsche Schriftsprache, die den einzelnen Mundarten einen weit größeren Spielraum ließ als die neuhochdeutsche Schriftsprache und daher mit dieser gar nicht verglichen werden kann, stellt sich als eine organische und ungezwungene Verschmelzung der oberdeutschen Hauptdialekte dar. Welcher Dialekt dabei überwog, wird sich wohl kaum endgiltig feststellen lassen. Müllenhoff betonte das Überwiegen des Hochfränkischen, und ihm schlossen sich Rückert, Heinzel, Scherer und Möbiger an. Dagegen erklärten Wackernagel und mit ihm Behaghel, Socin u. a. das Alemannische, beziehentlich das Schwäbische für die Grundlage dieser Litteratursprache. Jedenfalls thut man am besten, hier an der Anschauung Grimms festzuhalten, daß es sich um eine gegenseitige Ausgleichung der Dialekte handelte, ohne daß eine der Mundarten das Übergewicht hatte.

Neben der klassischen mittelhochdeutschen Schriftsprache behauptet sich aber in Mitteldeutschland ein besonderer Litteraturdialekt. Hier herrscht auch in der Schrift jene neufränkische Hofsprache, die von dem Hofe Karls des Großen ihren Ausgang nahm. Franz Pfeiffer und Wilhelm Grimm haben fast gleichzeitig diese Sondersprache entdeckt und haben ihr den Namen Mitteldeutsch beigelegt, den die Wissenschaft trotz des Widerspruchs Jakob Grimms auch angenommen hat. Jakob Grimm bestritt nachdrücklich das Vorhandensein dieser besonderen mitteldeutschen Sprache; er maß die Abweichungen vom streng mittelhochdeutschen Vokalismus der Ungenauigkeit der Schreiber bei. Heute ist jedoch das Vorhandensein einer solchen mitteldeutschen Sondersprache vollkommen erwiesen, und sie hat bereits eine ausgezeichnete grammatische Darstellung durch Karl Weinhold erfahren. Man kann das Mittelhochdeutsche vom Mitteldeutschen kurz als eine Litteratursprache von einem Litteraturdialekt unterscheiden. Das große Kolonisationsgebiet der Osthälfte des deutschen Landes vom 12.—14. Jahrhundert gab dem Mitteldeutschen allmählich eine herrschende Stellung unter allen deutschen Mundarten. Und dieses Mitteldeutsch, die alte neufränkische Hofsprache, wie Müllenhoff sie nennt,

ist für uns um so wichtiger, weil aus ihm unsere neuhochdeutsche Schriftsprache erwachsen ist. Bemerkenswert ist, daß schon im 15. Jahrhundert unter den mitteldeutschen Mundarten das Obersächsische der nordöstlichen Lande hervorragte. In einer Priamel aus jener Zeit heißt es bereits: In Meißen deutsche Sprach gar gut.

Mit dem Verfall des Rittertums löste sich die mittelhochdeutsche Kunstsprache auf, und wir treten in die frühneuhochndeutsche Periode ein, welche die Jahre 1350—1500 umfaßt. Von jeher haben auf dem deutschen Sprachgebiet große Lautbewegungen gewirkt, die häufig die Einheit unseres Volkes gefährdeten. Im 6. Jahrhundert war von dem langobardischen Oberitalien aus eine Bewegung bestimmter Konsonanten über die Alpen gebrungen und hatte die oberdeutschen Landschaften, dann auch Mitteldeutschland ergriffen, um schließlich die niederdeutsche Sprachgrenze zu schaffen. Wir nennen diesen Vorgang die Lautverschiebung. Eine andere große Lautbewegung ist die des Umlauts, die darin besteht, daß durch nachfolgendes i a in ä, o in ö, u in ü gewandelt wird. Diese Bewegung beginnt bereits um 400 von Norden her nach Süden vorzudringen. Zunächst erstreckt sich der Umlaut nur auf a, die Ausdehnung des Umlautes auch auf o und u, sowie auf die langen Vokale und Diphthonge, verbunden mit der Abschwächung der volltönigen Endungen, leitet die mittelhochdeutsche Periode ein und bildet die scharfe Abgrenzung des Mittelhochdeutschen gegen das Althochdeutsche. Am Ausgange der mittelhochdeutschen Sprachperiode sehen wir eine neue Lautbewegung in vollem Gange, die von Wilhelm Braune mit Recht als ein sprachliches Naturereignis bezeichnet worden ist. Es ist die Diphthongierung der alten ī, ū, iu zu ei, au, eu, z. B. aus mīn, dīn, wird mein, dein, aus mān wird Maus, aus hiuts wird heute. Nehmen wir hierzu die Verlängerung der Stammsilbe durch die Dehnung des Stammvokales oder die Verdoppelung des Stammkonsonanten, die jetzt größere Ausdehnung gewinnt, so haben wir im wesentlichen die scharfen Kennzeichen des neuhochdeutschen Lautstandes. Aus sāgon wird sāgen, aus vātor Väter, aus wil wird will, aus kan kann u. s. w.

Für die Verbreitung des neuen Lautcharakters ist die kaiserliche Kanzlei von ausschlaggebender Bedeutung. Schon unter Rudolf von Habsburg, also im Ausgange des 13. Jahrhunderts wird es allgemeiner Sitte, bei Rechtschriften sich der sonst üblichen Mitwirkung der Geistlichen und so auch des Gebrauchs der lateinischen Sprache zu entschlagen und die Urkunden in deutscher Sprache zu verfassen, weil diese auch den Laien verständlich war. Die älteste, mit Sicherheit deutsch abgefaßte Staatschrift ist der Landfriede Kaiser Rudolfs von 1281. Unter den österreichischen und bayerischen Kaisern drang auch der

bayerisch-österreichische Vokalismus in diese Urkunden ein, und die Kanzleisprache begann jenen Lautcharakter zu zeigen, den wir als den neuhochdeutschen kennen gelernt haben. Unter Karl IV. war die königliche Residenz zu Prag. Die Lüzelburger hatten Böhmen zu einem deutschen Kulturlande gemacht, und dort herrschte sowohl oberbairische, als bayerisch-österreichische Mundart. In den Urkunden der Lüzelburger erscheint daher eine Sprache, die im ganzen die Mitte hält zwischen jenen beiden Mundarten. Mit Zugrundelegung dieses böhmischen Dialektes bürgerte sich eine gewisse konventionelle Schreibweise in der Kanzlei ein, die wir wohl Schriftsprache nennen dürfen. Diese von Müllenhoff ausgehende Darstellung weist also der neuhochdeutschen Schriftsprache eine böhmische Heimat zu und nennt den Bischof Johann VIII. von Olmütz (1310 bis 1380), den Vorsteher der kaiserlichen Kanzlei unter Karl IV., einen Vorgänger Luthers bei dem Werke der Bildung unserer Schriftsprache. Diese Prager Hof- und Kanzleisprache hat einerseits die neuen bayerisch-österreichischen Diphthonge ei, ou, au, andererseits die mitteldeutschen Verengungen u und i für oberdeutsches uo, io (z. B. Buch für buoch, Bruder für bruoeder, Lied für liet, Licht für lieht) in sich aufgenommen.

Von Böhmen aus verbreiten sich, getragen durch die Hof- und Kanzleisprache, die neuen Diphthonge ei, ou, und au zunächst in die deutschen Kolonisationsländer östlich von der Elbe: nach Schlesien und Meissen. In der kursächsischen Kanzlei wurde bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts der thüringisch-meißnische Dialekt gebraucht. Diese Kanzleisprache war die Fortsetzung der neufränkischen oder mitteldeutschen Hof- und Schriftsprache. Bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir in meißnischen Urkunden den Beginn der Nachahmung der kaiserlichen Hofsprache, vor allen drangen die genannten Diphthonge ein. Die rein mitteldeutschen Formen wurden verdrängt durch eine Reihe anderer Formen, die nicht lediglich mitteldeutsch, sondern zugleich mitteldeutsches und oberdeutsches Gemeingut waren. Im allgemeinen hielt man dabei an dem Grundsatz fest, daß man da, wo sich Schwankungen zeigten, die Form begünstigte, welche mit der oberdeutschen übereinstimmte, da aber, wo im Gegensatz zum Oberdeutschen die mundartliche mitteldeutsche Form feststand, die letztere nicht verdrängte. So entstand eine Kanzleisprache, die der kaiserlichen ähnlich, aber nicht gleich war. Indem ihr Gebrauch nun auch in den schriftlichen Verkehr überhaupt und in den Buchdruck Meißens und Thüringens eindrang, erhob sie sich zu einer allgemeinen oberbairischen Schriftsprache und dehnte als solche ihre Herrschaft über die angrenzenden nördlichen und östlichen Landstriche aus. Wir haben also die kaiserliche und die kursächsische Kanzleisprache zu unterscheiden.

Der Übergang der kaiserlichen Kanzleisprache in weitere Kreise fiel ziemlich genau mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst zusammen, indem die bedeutendsten Druckerwerkstätten des 15. Jahrhunderts, Nürnberg, Augsburg, teilweise auch Straßburg, sie aufnahmen. Als unter Friedrich III. der Sitz der kaiserlichen Regierung wieder weiter nach Süden verlegt wurde, änderte sich auch die kaiserliche Kanzleisprache wesentlich und nahm entschieden bayerisch-österreichische Färbung an. Das Neuhochdeutsche hat sich also in zwei Richtungen gespalten: in die Reichssprache mit süddeutschem Charakter, wie wir nun die kaiserliche Kanzleisprache nennen wollen, und in die oberländische Geschäftssprache, d. i. die kursächsische Kanzleisprache, welche aus angestammten mitteldeutschen Eigentümlichkeiten und der Sprache der Prager Kanzlei zusammengelassen war. Kaiser Maximilian besonders war bestrebt, die Verschiedenheiten in den beiden Kanzleisprachen auszugleichen, wie er denn überhaupt um die Pflege der Sprache die größten Verdienste hat. Aber eine Einigung hat er nicht erzielt, ebensowenig vermochte er es, die Reichssprache, die bestimmt schien, die neuhochdeutsche Litteratursprache zu werden, zur Herrschaft zu bringen. Zudem behaupteten sich neben den beiden Kanzleisprachen das Niederdeutsche und Alemannische als Schriftdialekte.

Eine Einigung zwischen den beiden Richtungen der Gemeinsprache, sowie ihr Sieg über die Litteraturdialekte Niederdeutschlands und Alemanniens konnte nur bewirkt werden durch eine Bewegung, welche die Schranken zwischen den einzelnen Stämmen niederriß und ein großes gemeinsames geistiges Interesse in den Vordergrund stellte. Und diese Bewegung war die Reformation. Im Mittelpunkte dieser Bewegung stand zugleich ein Mann, der mit sprachschöpferischer Begabung ausgerüstet war und mit sicherem Griffe zur Erörterung dieser die ganze Nation erschütternden Fragen eine Sprache wählte, die über die Grenzen der engeren Heimat hinaus überall verständlich war und die mundartlichen Härten bereits abgeschliffen hatte: die Sprache der kursächsischen Kanzlei. So ist Luther der Begründer der deutschen Spracheinheit. Erst mit ihm beginnt recht und voll die neuhochdeutsche Periode; denn er war es, der die Sprache aus ihrem schwankenden Zustande herausgehoben und in die Bahn gewiesen hat, in der sie heute noch verharret. Der Geist, welchen der große Reformator der oberländischen Kanzleisprache einhauchte, verschaffte ihr den Sieg. Nur an dem Lautstande dieser Sprache hielt er fest, den Wortschatz erweiterte er in kühnster Weise, den elenden Stil und den steifen Satzbau dieser Juristensprache zertrümmerte er. An Stelle des trockenen Urkundendeutsch setzte er den frischen, lebendigen und poetischen Ausdruck der Volkssprache.

Selbstverständlich drang Luthers Sprache nicht sogleich durch. Noch war in Deutschland eine große Partei, die es nicht zugehen mochte, daß Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden war. Man setzte der Lutherschen Bibelübersetzung eine andere entgegen, welche zwar nur eine Überarbeitung der Lutherbibel, aber in der süddeutschen Reichssprache abgefaßt war. An dem Vokalismus dieser von Ed bearbeiteten Bibel können wir recht deutlich den Unterschied zwischen dem Deutsch der Reichssprache und den Schriften Luthers erkennen. Ed schreibt *uo* für mitteldeutsch *u*, also *Bruoeder*, *guot*, *thuon*, wo Luther schreibt: *Bruder*, *gut*, *thun*; für das alte *ei* schreibt Ed *ai*, also: *Bain*, *Stain*, *Klaid*, *rain* u. s. w., wo Luther *ei* hat; Ed setzt *uo* für *ü*, z. B. *Füekß*, *Brüeder* u. s. w.; Luther: *Füße*, *Brüder*. Das allgemeine oberdeutsche Gesetz, das die auslautenden *o* vernichtet, hält Ed ein; er schreibt im Plural: *Schäk*, *Frücht*, *Wölk*, *Dieb*, *Wind*, im Singular *Aug'* u. s. w., wo Luther setzt: *Schäke*, *Früchte*, *Wölfe*, *Diebe*, *Winde*; *Auge*.

Erst im Jahre 1578 mit dem Erscheinen der deutschen Grammatik von Clajus war der Sieg des Lutherdeutsch entschieden. Diese Grammatik stellt klar und deutlich als Richtschnur die Sprache Luthers auf, sie erlebt in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen. Die Jesuiten nehmen ihre Lehren und Beispiele in ihre Grammatiken auf. Das schlimmste der Citate: „*Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur' des Papis und Türken Mord*“ wird erst 1720 aus den Jesuitengrammatiken entfernt. Der grammatische Ausbau der Sprache geht mit dem Aufblühen der Litteratur Hand in Hand. Namentlich Schottel, Böbker, Gottsched und Abelung haben im 17. und 18. Jahrhundert die neuhochdeutsche Schriftsprache aufs genaueste bestimmt. Man nannte dieses Deutsch, weil es auf ober-sächsischem Boden erwachsen war, im ganzen vorigen Jahrhundert das Meißner Deutsch. Aber erst die großen Dichter des 18. Jahrhunderts haben unsre neuhochdeutsche Sprache zu einer Litteratursprache ersten Ranges ausgebildet, die auch für Oberdeutschland und die katholischen Kreise Richtschnur und Gesetz geworden ist.

Durch den Ausbau der Grammatik war aber die Kluft zwischen Sprache und Mundart immer größer geworden, die Schriftsprache war herausgerissen aus dem lebendigen Zusammenhange mit der gesprochenen Rede. Auf diesen Zusammenhang nachdrücklich wieder hingewiesen zu haben, ist das große Verdienst Jakob Grimms. Durch ihn ist unsre Sprachentwicklung in eine neue Wandlung eingetreten. Wir erstreben eine Verjüngung und Neugestaltung unsrer Schriftsprache durch innigeren Anschluß an die Volkssprache. Dieses Streben prägt sich bewußt und unbewußt in unserm Jahrhundert aus. Überall herrscht frisches, reiches, vielgestaltiges Leben. Und darum können wir froher Hoffnung in die Zukunft schauen.

Sprechzimmer.

Wir bringen folgende Zuschrift zum Abdruck:

Herr Oberlehrer Dr. Klee am Kgl. Gymnasium in Bautzen hat in seinem Aufsatze (Byons Zeitschr. II, 1): „Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums“ § 79 die Forderung gestellt: „Das Drama wird ganz (nicht nur in ausgewählten Bruchstücken) in der Klasse gelesen“ und hierzu in einer Anmerkung geäußert: „Ich weiß wohl, daß jetzt die meisten Pädagogen anderer Meinung sind. Schreibt doch Unbescheid (Byons Zeitschr. I, S. 222) sogar wörtlich: „ein Drama von Anfang bis Ende und mit verteilten Rollen in der Schule vortragen zu lassen, wird kein denkender und gewissenhafter Lehrer mehr befürworten wollen.“ Befremdend erscheint zunächst jene Forderung an und für sich in einem Lehrplan für den deutschen Unterricht eines sächsischen Gymnasiums, da § 10 der Lehrordnung für sächsische Gymnasien ausdrücklich vorschreibt, daß die Dramen „nur in den hervortretendsten Partien zu lesen“ sind. Wenn aber Herr Dr. Klee in jener Anmerkung hierauf selbst sagt: „Dagegen übrigens, daß hin und wieder der Zeitersparnis halber eine wenig bedeutende Scene weggelassen wird, kann selbstverständlich nichts eingewendet werden“, so weiß ich in der That nicht, welchen Sinn er meinen Worten zu Grunde gelegt hat. Auch ich will selbstverständlich diejenigen Scenen, welche im Verhältnis zu anderen den Charakter von Hauptscenen erhalten, zur Lektüre ausgewählt wissen, wenn ich auch nicht die Einleitungs-, Stimmungs- und Nebenscenen mit dem in der Dramaturgie der Klassiker ungewöhnlichen Ausdruck „wenig bedeutende Scenen“ zu bezeichnen gewagt habe.

Dresden.

Dr. Hermann Unbescheid.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1887.¹⁾

Von Hermann Unbescheid in Dresden.

Schillers Flucht von der Heimat. Von Dr. E. F. Anders, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beigabe zum Programm des Leibniz-Gymnasiums, Berlin 1887.

Die Hebschra ist dasjenige Ereignis in dem Leben Schillers, bei dem nicht nur von jeher das wissenschaftliche Interesse der Forscher, sondern auch das Gemüt der begeisterten Verehrer des Dichters mit Vor-

1) In meinen Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1886 (Heft 1 dieser Zeitschrift) ist eine sehr verdienstliche Abhandlung „Litterarische Parallelen zu Schillers Wilhelm Tell“ von J. Keller, Rektor in Aarau, unerwähnt geblieben, weil ich

liebe verweilt hat. Ich wußte auch aus meiner Schulpraxis in der That keine Scene aus der Lebensbeschreibung unserer Klassiker anzuführen, die einen so tiefen Eindruck, eine solche fast an dramatische Wirkung grenzende Spannung auf die jugendlichen Hörer zu erregen vermöchte. Die Klasse atmet ordentlich mit auf, wenn dem Flüchtling das dunkle Eßlinger Thor, an welchem Freund Scharffenstein gerade die Wache hat, anstandslos geöffnet wird, wenn das zum Kerker gewordene württembergische Vaterland in der Nacht verschwindet und der Dichter der Räuber, frei von den Sklavenketten, wohlbehalten am Morgen die blau und weiß angestrichenen Pfähle und Schranken der kurpfälzischen Grenze erreicht. Es ist eine dankbare Aufgabe, Schülern diesen von romantischem Zauber umwobenen, aber auch von dem bittersten Ernst des Lebens erfüllten Abschied Schillers von der Heimat zu schildern. Während in den Gemächern des tyrannischen Herzogs die glänzendste Festlichkeit zur Befriedigung überreizter Sinnenlust und despotischer Laune sich vorbereitet, weilt der tiefgekränkte, von der Noth des Lebens arg verfolgte Dichter bei der Mutter, der bei der Trennung von dem Einzigen das Herz brechen will. Da kommt der Vater, dem man, um ihn zu schonen, den Fluchtplan verheimlichte; zwar bemerkt er die feuchten, geröteten Augen seines Sohnes, aber die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten, die er in ausführlichem Bericht den Seinen schildert, haben sein ganzes Interesse in Anspruch genommen. Und dann die Abreise! Als die Solitude (am 22. September) anfängt, in prächtiger Beleuchtung durch die Nacht zu glänzen, schleicht sich Schiller, mit zwei alten (unbrauchbaren) Pistolen unter dem Rocke und mit einer Barschaft von 23 Gulden ausgerüstet, zu Streicher. Eilig verbergen sich die Freunde in den bereitstehenden Wagen, der mit ihnen hinausrollt. Aber der flüchtige Dichter muß noch einen Blick nach der Heimat senden: Solitude strahlt im hellsten Glanze; er kann Streicher den Punkt zeigen, wo seine Eltern wohnen, und aus seiner Seele ringt sich der Seufzer: „o meine Mutter!“

auf dieselbe erst nachträglich aufmerksam geworden bin. Sie findet sich in der Zeitschrift: Pädagogische Blätter, begründet von Dr. Kehr, herausgegeben von Schöppa, 1886, Heft 2, S. 145 flg. Mit ebensoviel Vorsicht als Scharfsinn werden Stellen aus Leonhard Meisters Ballade „Wilhelm Tell“ (1777), aus dem vaterländischen Original-Schauspiel „Der Drey-Bund“ (weder das Jahr 1791 noch den Namen des Dichters Petri nimmt Keller als beglaubigt an), namentlich aber aus An. Bühls „Wilhelm Tell, ein schweizerisches Nationalschauspiel“ (1792) mit dem Texte in Schillers Drama verglichen. Daß diese Parallelen nur den Wert von Vermutungen haben, sagt Keller selbst; aber Beachtung verdient der äußerst anregende Aufsatz in den Kreisen der Tellforscher; vielleicht gelingt es anderen, den historischen Nachweis oder die Widerlegung zu den Ausführungen des genannten Verfassers zu bringen.

Gern sei hier bestätigt, daß auch Anders bei Abfassung seiner Arbeit dem Herzen den Anteil, den die Behandlung gerade dieses Gegenstandes beansprucht, gewahrt hat. Neue wichtige Ergebnisse sind freilich, selbst fleißige Durchmusterung der Prozeßakten vorausgesetzt, nicht mehr zu Tage gefördert worden. Die Graubündner Angelegenheit legt A. nach der zweiten heimlichen Reise nach Mannheim und begründet diese Annahme mit einer brieflichen Äußerung des Garteninspektors Walter:

„Ludwigsburg, den 2. September 1782. Ich hatte nicht sobald Ihre (des Dr. Amstein) Apologie von Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalten, daß es auch mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich rufen, wuschte solchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, niemals mehr weder Komödien, noch sonst so was zu schreiben, sondern allein bei der Medizin zu bleiben. Hier hatte er (nämlich die Räuber) niemals Beifall gefunden, deswegen hat er solche für die Mannheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage in Arrest sitzen müssen.“

Indessen die Worte „deswegen — sitzen müssen“ stehen doch mindestens in unklarer grammatischer Beziehung, bezeichnen die Strafe als Folge der Verbalberkung der Räuber. Offenbar haben sich die Ereignisse: die Graubündner Räubergeschichte, die Ode auf den verstorbenen Kieger, die zweite Mannheimer Reise, die Auftritte in Hohenheim so zusammengedrängt, daß ein Irrtum in der Zeitbestimmung recht wohl möglich ist. Daß Dünker (1881) die zweite heftige Scene vor dem Herzoge ebenfalls nach der zweiten Reise und Hepp (von Weltrich, dessen Lebensbeschreibung Bruchstück geblieben ist und mit einer ästhetisch-kritischen Betrachtung der Räuber schließt, bekanntlich des Plagiats beschuldigt) vor dieser Reise stattfinden läßt, ist A. gewiß nicht entgangen. Das Datum der Flucht wird wohl heute niemand mehr mit Streicher auf den 17., sondern auf den 22. September verlegen.

Wer das Leben Schillers zu erzählen hat, wird in der Schrift von A., der den lautereren Charakter des Dichters überall in das hellste Licht stellt, zur Vorbereitung viel Anregendes finden.

Schillers Don Carlos. Für den Schul- und Selbstunterricht erläutert von Dr. F. Deiter. Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1887.

Es sollte niemand, der nicht durch inneren Beruf dazu gedrängt wird, es heutzutage noch unternehmen, Erläuterungen zu unseren deutschen Klassikern zu schreiben. Nur durch eingehende Studien und Versenken

in den Geist ihrer Dichtungen kann man sich zur Ausübung dieses Berufes vorbereiten. Die vorliegende Arbeit enthält nichts weiter als Textanmerkungen, die in Don Carlos-Ausgaben überall ebenso bequem zu haben sind und die hauptsächlich, wie eine Vergleichung gezeigt hat, aus Dünker, den der Verfasser ebensowenig als andere Quellen nennt, entnommen sind. Daß Schiller den Andronic von Campistron benützt hat, wird ohne weiteres nach Hellers Vorgang angenommen; wenigstens scheint es, als ob D. von der mit überzeugender Klarheit geschriebenen Widerlegung von Löwenberg (über Otways und Schillers Don Carlos 1886) gar keine Kenntnis genommen habe. — Darum sei es hier nochmals gesagt: es ist eine lohnende Aufgabe und ein unzweifelhaftes Verdienst, der Jugend das Verständnis der Meisterwerke unserer Litteratur zu erschließen; aber entweder untersuche man auf Grundlage wissenschaftlicher, namentlich ästhetischer Forderungen, ob und inwieweit die Behandlung der Kunstform in der Schule vorzunehmen sei, oder wer dazu weder Neigung noch Geschick verspürt, der bemühe sich, unter reger Anteilnahme seines eigenen Herzens, von der mächtigen Gefühlswelt und den großen Anschauungen, die in unseren klassischen Dichtungen niedergelegt sind und eine unerschöpfliche Fundgrube für den pädagogischen Schriftsteller bilden, dem Lernenden einen recht deutlichen Begriff zu geben.

Meisterwerke der deutschen Litteratur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten herausgegeben von Karl Holdermann und Ludwig Sevin. Nr. 2. Wilhelm Tell. Schauspiel in 5 Aufzügen von F. v. Schiller, bearbeitet von L. Sevin. Nr. 7. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von F. v. Schiller. Besorgt von K. Holdermann. Nr. 8. Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von F. v. Schiller, bearbeitet von L. Sevin. Berlin. Verlag von H. Reuther. 1887.

Es mag sein, daß insbesondere beim Unterrichte in Mädchenschulen oft erzieherische Bedenken, den ganzen Text, selbst Schillerscher Dramen, den Lernenden in die Hand zu geben, sich geltend machen. Die vorliegenden Ausgaben kann man der Jugend gewiß unbedenklich darbieten. Ein zu zimperliches Verfahren bezüglich der Beseitigung gewisser Stellen ist uns bei der Durchsicht und Vergleichung der gekürzten Stücke mit dem Originale nicht aufgefallen. So fehlen in Wilhelm Tell nur die Worte: „Den Roßberg übernehm' ich — die Freunde nach“ (II, 2); vom Wallenstein ist das Lager nur im Auszug gegeben, wäre aber wohl besser ganz weggeblieben, wenn die Kapuzinerpredigt beseitigt werden

mußte. — Der fehlerfreie Text nach der neuen Orthographie in einer deutlichen Schrift, die Beigabe von Karten, Tabellen, der Abdruck von Briefauszügen u. s. w. zur Erläuterung der Dramen und statt der sonst üblichen, von den Bearbeitern offenbar grundsätzlich ausgeschlossenen methodischen Anleitungen werden der Einführung dieser Ausgaben in Schulen sehr förderlich sein.

Über Schillers Einfluß auf Goethes Dichtung. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde in der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. Von Richard Borges, Oberlehrer an der Realschule zu Reudnitz. Reudnitz-Leipzig; Druck von August Hoffmann.

Die gedankenreiche, sehr anziehend geschriebene Abhandlung, die überall das gründlichste Studium des Lebens und Schaffens der beiden Dichter verrät, geht von dem grundlegenden Gedanken aus, daß „eine falsch verstandene Goetheverehrung, eine grundlose Furcht, Goethes Ansehen zu beeinträchtigen, von einer geordneten und eingehenden Beschäftigung mit der Frage abgehalten hat, inwieweit ein Einfluß Schillers auf Goethe stattgefunden hat.“ Der erste Teil giebt eine Gegenüberstellung der beiden Dichter in den Hauptzügen ihrer Veranlagung und Entwicklung, worauf geegigt wird, wie sowohl insolge ihrer Individualität im allgemeinen als auch ihrer damaligen Zustände im besonderen Schiller in höherem Maße der Gebende, Goethe mehr der Empfangende sein mußte. Die merkwürdige Mischung von Übereinstimmung und Gegensatz wird zunächst bewiesen a) aus dem Verhältnis der beiden Dichter zur Philosophie. „Die alte Hauptfrage, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein beitrage, ist für Goethe eigentlich gar nicht da. Er hat beide niemals gesondert und glaubt wirklich, er sehe seine Meinungen vor Augen; Goethes Denkweise ist ein Gegenständliches.“ Aber auch Schiller liegt „die reine Spekulation, welche die Form von allem Inhalt und aller Materie loszulösen strebt, fern“ — aber er sagt von sich selber, daß er um der Ausübung selbst willen gern über die Theorie philosophiere. — b) aus der Zeichnung ihrer Frauengestalten: „Während Schillers Frauen bei hoher Idealität und wunderbarem Glanz der Erscheinung doch zuweilen die Farbe der Natur vermissen lassen, atmen Goethes Frauen neben der erquickendsten Gemütsstiefe durchaus lebendige Wirklichkeit, sodas Goethe hier, wo nach Humboldt die Natur mehr stofflich, weniger „auseinandergewickelt wirkt“ den Preis davonträgt.“ — c) durch die Annäherung ihrer Lebensbahnen; denn „beide werden erfaßt von der Kultur- und Litteraturbewegung jener Zeit.“ Goethes Stürmen ist aber mehr ein rein mensch-

liches gegen das Unnatürliche in den bürgerlichen Verhältnissen, dasjenige Schillers mehr ein politisch-soziales gegen das Unvernünftige in den staatlichen Einrichtungen. Für beide kommt dann die Zeit der Läuterung durch Studium und Lebenserfahrung, sodaß beide zuletzt erfüllt sind von dem „hohen und reinen Menschheitsideal, das sie nun nicht mehr in Verneinung und Überspringung der Wirklichkeit, sondern in deren menschenwürdiger Erfüllung und Umbildung suchen.“ Daß aber der gesündere, erfahrenere, von Natur und Glück bevorzugtere Goethe doch mehr der empfangende blieb gegenüber dem kränkenden, jüngeren, vielfach mit der Ungunst des Schicksals kämpfenden Schiller, erklärt der Verfasser aus Goethes Vereinsamung: er konnte sich mit den Zuständen des Weltlaufes (der französischen Revolution) nicht zurechtfinden. Bei seiner Rückkehr aus Italien in den engen Kreis von Thüringen „fröstelte er innen und außen“. Hierzu kam die allmähliche Lösung des Verhältnisses zu Frau von Stein, als Goethes Beziehungen zu seiner nachmaligen Gattin sich entwickelten. Von Goethes Ehe schreibt Charlotte von Schiller: „Er hatte nicht die Bande des Lebens geknüpft, die durch ihre Wahrheit und Innigkeit die Zufriedenheit des Herzens begründen“ (dieses Zeugnis hat übrigens auch das kürzlich erschienene Buch „Christiane von Goethe“ von Emma Brauns, Leipzig 1888, das Goethes Verhältnis zur Vulpius im hellsten Lichte zu zeigen versucht, nicht erschüttert. D. Berichterstatter). Wie wohlthätig mußte jetzt der Freundschaftsantrag Schillers, „der ganz im Besitze seiner erhabenen Natur war“, und „in der Atmosphäre eines reinen Familienglücks atmete“, auf die Natur des vereinsamten Goethe wirken!

Der II. Teil bringt den Nachweis, „welche unmittelbare Förderung die Goethesche Dichtung durch Schillers Einfluß auf Goethes Gemüt und Willen erfuhr.“ Aus seiner Gemüts- und Geistes einsamkeit wird Goethe durch „die Wärme des Freundschaftsfrühlings“ erlöst; die Verbindung mit Schiller führt ihn nach der dichterisch unfruchtbaren Zeit von 1790—1794 „aus dem wissenschaftlichen Weinhaus in den freien Garten des Lebens“. Nachdem unter Einwirkung von Schillers anmutiger Häuslichkeit Goethe den auf ihm lastenden Druck abgeschüttelt, wird sein Wille auch durch des Freundes männlichen Geist mächtig angeregt. So begegnet Schiller Goethes Plage über den Mangel an poetischer Stimmung mit den allerdings kühnen Worten: „Erfahren Sie bei dieser Gelegenheit, daß sich die poetische Muse im Notfall auch kommandieren läßt“. Dieser direktesten Aufmunterung entspricht die ansteckend wirkende rastlose Produktion Schillers; die besten Beweise sind der von dem letzteren gegebene Anstoß zur Balladendichtung und das neuerwachende Interesse an der Fortführung des Faust, endlich die unmittelbare Ein-

wirkung auf Einzelheiten in Goetheschen Dichtungen, besonders auf W. Meisters Lehrjahre und bei Bühnenumarbeitungen einiger Dramen Goethes.

Der III. Teil behandelt die mittelbare Einwirkung Schillers auf Goethes Dichtung. Durch sein Verhältnis zu Schiller wurde Goethe zu „einem unaufhaltbaren Fortschreiten philosophischer Ausbildung veranlaßt“; es vollzieht sich in ihm „die Wendung vom Äußeren zum Inneren, vom Realismus zum Idealismus“; das Innere tritt ihm jetzt gleichberechtigt neben das Äußere, der Geist neben die Natur, der er als ganz Selbständiges jetzt die Kunst gegenüberstellt. Im Zusammenhange damit steht Goethes Forderung nach größerer Kunstmäßigkeit in der Form und das „Vorwiegen des Ideengehaltes vor dem Empfindungs- und Sinnengehalte“, besonders in den Dramen, in denen er „in Schillerischer Weise die Charaktere zu Trägern von Ideen machte.“ An dem II. Teil von Faust „dem Ideendrama“ zeigt der Verfasser am Schlusse seiner gelehrten und durchweg durch lebensvolle Darstellung ausgezeichneten Arbeit die Richtigkeit dieser Behauptung.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar.

XI. Band: Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören von Friedrich von Schiller. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Dr. Heinrich Feska mp. Paderborn und Münster. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1887.

In beiden Teilen der Erläuterung (I. Bemerkungen zu den einzelnen Szenen, II. Bemerkungen zu dem ganzen Drama) ist nicht nur mit großem Geschick den Bedürfnissen der Schüler Rechnung getragen, sondern auch der Lehrer wird darin mancherlei Anregung, namentlich aber das erforderliche Material zur Erklärung des Dramas äußerst bequem und übersichtlich beisammen finden.

Wir nehmen gern Anlaß, den verdienstlichen Schöninghschen Klassiker-Ausgaben, soweit sie uns vorgelegen haben, namentlich aber dieser Arbeit Feskamps besondere Aufmerksamkeit in den beteiligten Kreisen zu wünschen, da sie das Gegenteil ist von Erzeugnissen ähnlicher Art, mit denen der Büchermarkt überschwemmt wird, vielmehr dem fleißigen Studium der Dichtung, gewandter Benutzung der einschlägigen Litteratur und selbständigem Urtheile des Verfassers ihre Entstehung zu danken hat. Der in den Fußnoten gegebene Hinweis auf die Theatermanuskripte und die anderen Ausgaben — der Text selbst folgt der Ausgabe von 1803 — ist sehr willkommen, die Zerlegung der großen Auftritte in Hauptpunkte (dramatische Momente?) oder in Dispositionen führt die Lernenden zum

Nachdenken; besonders zweckmäßig und ansprechend ist das Verhältnis der Braut von Messina zur antiken Tragödie behandelt; dagegen würde die Metrik, insbesondere der Chorlieder, bei einer neuen Auflage wohl Berücksichtigung verdienen.

Über Sophokles' „König Oedipus“ und Schillers „Braut von Messina“. Von Dr. Wilhelm Wittich, Direktor des Realgymnasiums zu Cassel. 1887.

Die Abhandlung ist hervorgegangen aus Besprechungen, welche der Verfasser über beide Stücke während des Winterhalbjahres 1886/87 außer der Schulzeit mit den gereifteren Schülern veranstaltete, um dieselben etwas mehr mit den hervorragenden Erzeugnissen der alten wie der neueren Dichtkunst bekannt zu machen, als dies bei der für den Unterricht im Deutschen vorhandenen Stundenzahl im Rahmen des Lehrplans möglich ist. Sie enthält eine vergleichende Charakteristik der Handlung und der Charaktere beider Stücke, namentlich aber eine Darlegung des Gebrauchs, den der deutsche Dichter vom Schicksal macht. Von dem eigentlichen dramatischen Motiv Schillers, nämlich der Idee von den feindlichen Brüdern, erfahren wir freilich im König Oedipus noch sehr wenig, und doch wäre nach der Meinung des Berichterstatters gerade das Motiv einmal wert, auf der Wanderung durch die klassische und neuere Litteratur einer Einzeldarstellung unterworfen zu werden. — Um so größeres Verdienst erwirbt sich der Verfasser dadurch, daß er den einseitigen und schiefen Beurteilungen, welche sich auch in einigen von Schülern benutzten Litteraturgeschichten, z. B. bei Wilmar, Hillebrand finden (Schiller habe durch den Gebrauch der griechischen Götterlehre seine Feindschaft gegen das Christentum bewiesen, er verherrliche den Selbstmord, das Schicksal sei in der Braut von Messina nur „ein spitzfindiger, heimtückischer Dämon“), durch inniges Versenken in die Idee und den Gehalt des Stückes gründliche Abfertigung zu teil werden läßt.

Klassische deutsche Dichtungen. VIII. Schillers Wallensteins Tod. Von Georg Kern. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887.

Der erste Teil der Einleitung, die Geschichte, bringt in übersichtlicher Weise das Urteil der Forscher über die Handlungsweise Wallensteins: die ältesten Darstellungen bei Rhevenhiller und Chemnitz, ferner Schiller, Arstin, Hunter, Gindely bezeichnen Wallenstein als offenbaren Verräter, während Förster, Helbig, L. v. Ranke, Hallwich, Schebeck, Kugler, Wapler als Verteidiger des Beschuldigten aufgetreten sind, oder eine vermittelnde Stellung einnehmen. Der zweite Teil, das Drama,

bringt in erzieherisch einsichtsvoller Weise alles für den Schüler Wissenswerte über den Gegenstand. Besondere Hervorhebung verdienen die gegebenen scharfen Charakteristiken der handelnden Personen. Auf den Bau des Dramas ist dagegen Kern weniger ein- als vielmehr um denselben herumgegangen. Selbst wenn die Behauptung stichhaltig wäre, daß man sich für die richtige Darstellung des Baues der Handlung, ihres Steigens und Sinkens auf den Standpunkt des Handelnden selbst, nicht auf den des urteilenden Hörers zu stellen habe, geben die durch die Linien angedeuteten dramatischen Momente kein deutliches Bild von dem Steigen und Sinken in der Energie von Wallensteins Handlungen. Wallensteins Tod zeigt in der ersten Hälfte Octavios Intrigue, bis er durch dieselbe Herr über das Schicksal seines mächtigen Gegners geworden ist, die sinkende Handlung, die für den Helden verhängnisvollen Wirkungen der durch diese Intrigue herbeigeführten Empörung des Heeres. Die fortlaufenden Fußnoten lassen kaum ein Bedenken hinsichtlich des Textverständnisses aufkommen. G. Kerns Ausgabe von Wallensteins Tod kann mit gutem Gewissen zum Gebrauch in höheren Lehranstalten empfohlen werden.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtendorff. Neue Folge. Zweite Serie, Heft I. Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen von Dr. S. Röver. Hamburg. Verlag von J. F. Richter. 1887.

Eine Schweizreise, einmal ohne Bäderer, und statt desselben als Begleiter den Schiller — etwas Anziehenderes kann wohl kaum gedacht werden. Der Leser ist daher auch gar nicht ermüdet, wenn er mit dem Verfasser von der poetischen Pilgerfahrt durch die von Geschichte und Sage umwobenen Gegenden des Schweizerlandes, dessen Reiz der deutsche Dichter in seiner Phantasie so wunderbar geschaut und gesteigert hat, an dem Ufer des Luzerner Sees ankommt, von wo gerade die herrlichen Töne der Overture von Rossinis Tell herüberklingen. Er lauscht dann hier mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er an der Seite seines ausgezeichneten Führers auf der Wanderung durch das Gebirge den Tells-Erinnerungen gefolgt ist, den gelehrten Auseinandersetzungen des alten Professors. So anmutig vorgetragen wirken diese geschichtlichen Erörterungen, welche allerdings manche schöne Illusion und manchen alten Glauben zerstören müssen, aber nur feststehende Thatsachen geben, nicht im mindesten erkältend, sondern können nur dazu dienen, die Bewunderung vor der schaffenden Phantasie des Dichters zu erregen, die den

wackeren Schützen Teil unsterblich gemacht hat, nachdem vor der geschichtlichen Kritik sein Ansehen längst verblaßt ist.

Klassische Sentenzen. Eine Spruchsammlung von Goethe und Schiller.
Herausgegeben von Dr. M. Mandl. Leipzig. Verlag von
Otto Wigand. 1887.

Mandls Buch entspricht allen Wünschen und Anforderungen, die man an Werke ähnlicher Art zu stellen gewohnt ist; mit außerordentlichem Fleiß sind die Sentenzen zusammengetragen, sodaß diese Spruchsammlung wohl nahezu an Vollständigkeit grenzt, und mit großem Geschick sind dieselben geordnet und gruppiert (I. Gott, II. Die Natur — beide Hauptabschnitte mit je drei Abteilungen, III. Der Mensch, in zwei Hauptabschnitten: Kunst und Wissenschaft in fünfzehn, Politik und Geschichte in zehn, Leben und Streben in neunzehn Unterabteilungen). Als besonderer Vorzug ist die Bezeichnung der Quelle bei jedem Spruche zu nennen. Der Lehrer des Deutschen wird daher, wenn ihn sein Gedächtnis bezüglich einer Stelle aus einem der beiden Dichter einmal im Stiche lassen sollte, mit Hilfe dieses Buches, das ihm aber auch zu Aufsatzthemen ein bequemes Hilfsmittel sein wird, rasch und sicher des Vergessenen sich wieder erinnern. Freilich verdient das Werk auch die Beachtung eines größeren Publikums, insbesondere darf es der reifen Jugend empfohlen werden; denn es ist kein Zweifel, daß auch das Lesen solcher Aphorismen bildend und erziehlisch werden kann, insofern mancher hierdurch aufgefordert und angeregt werden wird, seinen Goethe und Schiller selbst fleißig zu lesen.

Schillers Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls. Programm-Abhandlung des Gymnasiums zu Meppen, von Dr. Alfred Ruhe, Oberlehrer.

Während im 18. Jahrhundert das politische, gesellschaftliche und soziale Leben in Deutschland verfiel (§ 1), nahm um die Mitte dieses Jahrhunderts, besonders im Norden, die Arbeit des Geistes, namentlich Philosophie und Dichtkunst, einen gewaltigen Aufschwung. Zugleich aber bildete sich bei den schöpferischen Genies jener Periode, wie zahlreiche Aussprüche derselben untrüglich beweisen, die feste Überzeugung aus, die Vaterlandsliebe sei eine Beschränkung (§ 2). Auch Schillern fehlt vor der Zeit seiner vollendeten Künstlerschaft der nationale Sinn (§ 3), aber im letzten Jahrzehnt jenes Jahrhunderts, und zwar als Folge des lebhaften Verkehrs mit Goethe, „that er den bedeutsamen Schritt aus der reinen Gedankenwelt zu einer festeren Anlehnung an wirkliche Dinge und gegebene Stoffe, — vollzog sich in ihm gegen Goethes Einfluß eine allmähliche und still wirkende Wandlung seines weltbürgerlichen Stand-

punktes". Der erste Beweis seiner Hinneigung zum Realismus ist die Wallensteintragödie, aber auch im Tell greift er mit bewußter Reflexion nach einem volks- und zeitgemäßen Stoffe (§ 4). Das politische und geistige Leben, das durch die Stürme der Koalitionskriege in Deutschland zur Niederlage gekommen (§ 5), hat denn auch durch Schiller einen mächtigen Antrieb zur Wiederbelebung erhalten; gleichwohl kann von einer unmittelbaren Wirkung, im Gegensatz zur Freiheitsdichtung, schon deshalb nicht die Rede sein, weil Schiller in jener Zeit der Auflösung des nationalen Lebens nicht wohl dahin gelangen konnte, „die Begeisterung für die Idee des Vaterlandes, der Volksfreiheit und der Nationallehre unmittelbar auf das deutsche Vaterland und das deutsche Volk“ zu übertragen. Desto größer ist der mittelbare Einfluß auf die Wiedererweckung des sittlichen und staatlichen Lebens, den er seiner Kunst ausdrücklich zuschreibt, während er strenge Selbstüberwachung über unmittelbare Beziehungen derselben zu nationalen Interessen ausübt, aus Besorgnis nämlich, seine Kunst möchte dadurch von ihrer ideellen Reinheit und Würde verlieren. Selbst im Tell fehlt daher die direkte Anlehnung an vaterländische Ereignisse; „in den tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart, nicht in der Absicht des Dichters lag es, daß der von Recht und Freiheit, von Streit und Sieg singenden Sprache seiner Muse von den Hören und Lesern seiner Zeit eine unmittelbare Anwendung auf die deutschen Zustände gegeben wurde.“ (§ 6).

Der Verfasser verspricht, diese tatsächliche Wirkung der Schiller'schen Dichtungen, unter besonderer Berücksichtigung der drei Dramen Wallenstein, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, in einer Fortsetzung zu geben. Die vorliegende Arbeit, welche nirgends in den trockenen Ton der Belehrung verfällt, sondern in fesselnder Sprache und mit klarer ästhetischer Einsicht in das Wesen der Kunst ihren Gegenstand behandelt, spannt unsere Aufmerksamkeit auf das Erscheinen dieses zweiten Teils.

Außerdem ist erschienen in zweiter, neu durchgesehener Auflage:
Schillers Don Carlos. Erläutert von Heinrich Dünker. Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1887.

Gudrun. Übersetzt u. mit erläuternden Anmerkungen versehen von
L. Freytag. Berlin 1888. Verlag von Friedberg und Mode.
VIII. S. 324.

Seiner vorzüglichen Übersetzung des Nibelungenliedes, die ich im
2. Hefte des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 190) zur Anzeige
bringen durfte, hat unser Mitarbeiter Oberlehrer Dr. L. Freytag, soeben

die Übersetzung der Gudrun folgen lassen. Erst kürzlich hat sich derselbe in dieser Zeitschrift (I, Heft 2 u. 3) über die Grundsätze der Übersetzungskunst, insbesondere poetischer Übersetzungen, mit gründlichem Verständnis geäußert, deren praktische Verwertung in dieser Übersetzung der Gudrun zur Geltung kommen. Mit der ästhetischen Reinheit verbindet sich hier möglichst Treue, wodurch dem gebildeten neuhochdeutschen Lehrer das fremde Original in der Form, Ausdrucks- und Sprachweise möglichst treu wiedergegeben wird. Bei aller Achtung vor dem Original hat sich Freytag in seiner Übersetzung manche Umformung des oft verschönderten Sagbaues, namentlich in den unechten Strophen, sowie manche Modernisierung bildlicher Ausdrücke gestattet, um dem Geschmade und der Anschauung unseres Zeitgeistes gerecht zu werden. So ist auch in der Übersetzung die Einheit des Metrums und die Reinheit der Reime aufs genaueste hergestellt. Die Übersetzung selbst stützt sich auf die beiden Ausgaben von E. Martin (1872 u. 1883) unter gelegentlicher Benutzung derjenigen von R. Vartsch (Spemannsche Sammlung). Die in E. Martins Textausgabe als echt bezeichneten Strophen sind durch rechtsseitige fortlaufende Ziffern als solche hervorgehoben.

Den bedeutsamen Unterschied, den diese neue Übersetzung Freytags nach Form und Inhalt gegen die Simrodsche jedem vorurteilsfreien Leser offenkundig zeigt, möge man aus einer Vergleichung weniger Strophen ersehen. Zu diesem Zwecke wähle ich die Strophen 153—155, die bei Simrod folgendermaßen lauten:

*) 153. Ute sprach die schöne gezogenlich dazu:

„Schaff uns vor den Leuten nur ein wenig Ruh:
Ob ihm hier ziemt die Krone will ich euch gleich vermelden“
Sie erkannte bald die Zeichen: wohl empfiengen sie den jungen Helden.

154. Mit weinenden Augen sie küßt ihn auf den Mund:

„So lange mußt ich siechen: nun bin ich ganz gesund.
Sei willkommen, Hagen, mein einziges Kind:
Nun mögen dein sich trösten die hier bei Stegbanden sind.“

155. Der König trat näher, seine Freude die war groß:

Manche heiße Zähre ihm von den Augen floß.
In seines Herzens Bonne weinet er genug,
Der seinem Kinde billig Lieb und holden Willen trug.

L. Freytag verleiht seiner Übertragung folgenden Ausdruck:

153. Die schöne Herrin Ute sprach da würdevoll:

„Befehl, daß dies Gefolge mir Raum geben soll!
Gleich seh' ich, ob die Krone ihm gebührt in diesen Reichen.“
Trotz grüßte man den Jüngling, denn sie erkannte schnell die sichern Zeichen.

*) 2. Aufl. 1861. Cotta.

164. Sie läßte selig weinend den Helben auf den Mund:
„Ich weiß, wie krank ich sonst war; nun bin ich gesund.
Rein einzig Kind, Hagen, mein Herz steht dir offen!
Die Siegebanden dienen, dürfen nun auf dich vertrauend hoffen.“

165. Näher trat der König; das Herze war ihm voll.
In seinem Vaterglücke das Aug' ihm überquoll.
Daß die heißen Thränen ihm reichlich niederfloßen.
Ein Vaterherz entgegen bracht er dem edlen Sohn, der ihm entsproßen. —

Abichtlich habe ich drei Strophen gewählt, die weder dem Inhalte noch dem Ausdruck nach besondere Schwierigkeiten bieten, trotzdem wird jeder sofort den großen Unterschied in der Kunst beider Übersetzer entdecken.

Schließlich bietet L. Freytag in seinem Vorwort und seinen Anmerkungen eine Menge sprachlicher und sachlicher Bemerkungen, die seine Übersetzung nicht unwesentlich in der Auffassung unterstützen. Es liegt mir fern, die großen Verdienste Simrocks auf dem Gebiete der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Litteratur in seinen Übersetzungen zu schmälern; aber niemand wird der neuen Übertragung L. Freytags die große Bedeutung abschreiben können, die sie für alle Gebildeten, besonders aber für Lehrer und Schüler zu beanspruchen berufen ist.

Halberstadt.

Robert Schneider.

Wielands Werke, herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von H. Pröhle. 51.—56. Band der von Joseph Kürschner redigierten deutschen National-Litteratur. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Heinrich Pröhle, der durch sein gründliches und umfassendes Studium auf dem Gebiete unserer Nationallitteratur als ein würdiger Mitarbeiter dieser historisch-kritischen Ausgaben erscheint, bietet hier der gebildeten Welt eine Ausgabe von Wielands Werken, die den Dichter des Oberon wieder zu verdienten Ehren bringen dürfte. Denn wenn auch seine entschieden sinnliche Richtung in den Jahren 1760—1769 ihm manchen nicht unberechtigten Vorwurf seitens der Kritiker zugezogen hat, so hat doch H. Pröhle keinen Anstand genommen, uns auch aus dieser Periode des Dichters einige köstliche Proben mitzuteilen, die zum vollen Verständnis Wielands geradezu unentbehrlich sind, wie dies im 1. Bande durch „Rufarion, oder die Philosophie der Grazien“ mit dem schönsten Erfolge geschieht. Dagegen wird niemand die Jugendarbeiten des Dichters vermissen, nachdem diese frommen Dichtungen der Autor selbst verworfen hat. In der Reihenfolge der hier aufgenommenen Stücke hat sich der Herausgeber schon im ersten Bande frei bewegt. Besonders dankbar müssen wir die erläuternden Anmerkungen, Nachträge und Berichtigungen aufnehmen,

da auf diesem Gebiete bisher kaum etwas Nennenswerthes vorhanden war. Eigentümlich ist auch dieser Ausgabe, daß einiges zum ersten Male vom Standpunkte der deutschen Volksfrage aus beleuchtet worden ist, wozu es dem Herausgeber nicht an fruchtbringenden Vorarbeiten seinerzeit gefehlt hat. In der sorgfältigen Biographie Wielands finden wir auch zum ersten Male seine Stellung als Journalist und Politiker sowie sein Verhältnis zur katholischen Kirche, zur Kulturgeschichte und ganz besonders zur Pädagogik treffend geschildert. Dies geschieht nicht zum geringsten Teile durch einen hier zum ersten Male veröffentlichten Brief an die Herzogin von Weimar, sowie durch die Beziehungen Wielands zu Gleim, der durch seinen patriotischen Charakter den Freund französischen Geschmacks nicht unwesentlich ergänzt hat. Als der fleißigste Bearbeiter des Gleimschen Nachlasses, dessen Schutz mir seit kurzem anvertraut ist, hat Heinrich Bröhle uns eine Biographie Wielands geschaffen, die gegen die früheren Arbeiten manche wichtige Aufklärung bringt, für welche ihm die Anerkennung und Zustimmung nicht versagt bleiben wird. Auch die äußere Ausstattung dieser Ausgabe ist vorzüglich.

Halberstadt.

Robert Schneider.

P. Klauke, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Erstes Heft: Götz von Berlichingen. Zweites Heft: Egmont. Berlin. Weber. 1886.

Die Erläuterungen enthalten für den Lehrer sehr viel nützliches Material, sie gehen ernstlich ein auf die dramatische Bewegung in der Dichtung, erörtern sorgfältig die Bedeutung jeder Scene für das Ganze und bringen für die Charakteristik der Personen alles Nötige bei. Aber sie enthalten auch in allzugroßer Breite vieles, was sich jeder, nicht nur der Lehrer, selber sagt, und sind durch die mit einer gewissen Zähigkeit durchgeführte äußere Rundgebung der logischen Gliederung (durch Zahlen, Buchstaben, lateinische und griechische, bis auf $\alpha\alpha$ und $\beta\beta$ hinunter) für andere Zwecke als Schulzwecke nicht recht lesbar.

Dazu kommt nun, daß die logische Gliederung zuweilen nur eine scheinbare ist. So ist z. B. geradezu störend, wenn in der Erläuterung des Götz S. 52, wo es von Adelheid heißt „sie bezeugt ihm (Weislingen) scheinbar Gleichgiltigkeit, ja Härte, die sich zuletzt bis zum Haffe zu steigern scheint“, dies nun nach Art einer Disposition durchgeführt wird: a) anfangs nur in Worten und Gebärden, b) durch die That. Dann finden sich unter a) die Worte: „Aber in koketter Weise sucht sie überall Teilnahme für ihn, ja Herzlichkeit hineinzumischen. Der Eifer, mit dem sie nur für sein eigen Wohl, gar nicht in ihrem Inter-

esse zu reden scheint; das „Du“, welches sie dabei einfließen läßt; die Hand, die sie der feinigern nicht entzieht; der letzte Blick, den sie ihm zuwirft, alles das wirkt allmählich.“ Was hat diese Ausführung, die den größten Raum des unter a) Gesagten einnimmt, mit Bezugung von Gleichgiltigkeit, Härte und Haß zu thun? Ebenso bedenklich steht es mit der Einteilung S. 54. 1. Worte, 2. Persönlichkeit und mit der Ausfüllung dieses Schemas.

Die Bücher würden sehr gewinnen, wenn der Verfasser bei Gelegenheit einer neuen Auflage die schematische Darstellung der Gliederung auf das Allernotwendigste einschränkte und die ganze Darstellung erheblich verkürzte; denn jetzt haftet ihnen eine ermüdende Breite und Weitschweifigkeit an, welche der Wirkung des vielen Guten, was in ihnen enthalten ist, sicherlich schaden wird.

In Bezug auf den Egmont hat den Verfasser seine eindringende Beschäftigung mit der Dichtung, noch mehr vielleicht das Studium des letzten Kapitels von „Wahrheit und Dichtung“ zu Überzeugungen gebracht, die ich nicht teilen kann. „Gewiß“, sagt er S. 169, „hat der Dichter im Egmont dem Leser mehr zugemutet als in irgend einem seiner größeren Werke, ja fast mehr als im Faust“. Diese auffallende Ansicht hat sich der Verfasser aus den Bemerkungen über das Dämonische gebildet, die Goethe am Schluß von Wahrheit und Dichtung mit Äußerungen über seinen Egmont verbindet. Ja, er findet es sehr bemerkenswert und bedeutsam, daß Goethe überhaupt an jenem Schlusse so viel über Egmont handelt, da die Lebenserinnerungen mit dem Jahre 1775 abschließen und Egmont erst 1787 erschienen sei. Als Biograph mußte aber Goethe darüber schreiben, nicht etwa deshalb allein, weil er überhaupt in jenem Jahre viel mit der ersten Gestaltung des Dramas beschäftigt war, sondern, weil dieses Arbeiten auch mit seinem äußern Leben in mannigfacher Verbindung stand. Er hatte seinen Vater so lebhaft über diesen dichterischen Plan unterhalten, daß dieser ein unüberwindliches Verlangen zeigte, das in dem Kopfe des Sohnes schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen. Er glaubte die fürchterliche Lücke, die ihn von Lili trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles ausfüllen zu müssen, fing darum an, wirklich am Egmont zu schreiben und wurde bei seiner läßlichen Art zu arbeiten von seinem Vater Tag und Nacht zur Vollenbung angespört. Und als er nun für die Abreise nach Weimar Abschied genommen hatte, diese aber sich Tage lang verzögerte, und er dadurch, um nicht zweimal Abschied zu nehmen, sich auf das Haus angewiesen sah, benutzte er die Einsamkeit und Enge, um an seinem Egmont fortzuschreiben, und brachte ihn beinahe zustande. Er „laß ihn dem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu diesem Stück gewann und

nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden.“ Eine solche Beruhigung, fügte der Dichter hinzu, sei ihm aber damals auch nötig gewesen. Goethe erzählt dann weiter, wie allmählich vor der innern Beunruhigung über die Verzögerung der Abreise die Anziehungskraft seiner Tragödie sich vermindert habe und die poetische Produktionskraft durch Ungebuld aufgehoben zu werden drohte, wie dann seine Dichtung wirklich dadurch ins Stoden geraten sei, und nun bei der Unruhe, von welcher er innerlich zerarbeitet war, der Vater leichtes Spiel gehabt habe, ihn zu einer Reise nach Italien zu bereben. Und nimmt man noch dazu, daß er einige Tage darauf in Heidelberg zu Fräulein Delf, die ihn von Weimar abwendig machen wollte, aus seiner Tragödie die Worte Egmonts zum Sekretär citierte: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch :c.“: so begreift man gewiß, daß er nicht nur von der Entstehung des Egmont schreiben mußte, sondern auch von dem Inhalt desselben gerade solche Gedanken, welche er auf die eigene damalige kritische Lage beziehen konnte, beim Rückblick auf diese Zeit sich gern vergegenwärtigen und verallgemeinern mochte. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß ihm das Dämonische, wie ihm dieser Begriff oder vielmehr dieses Gefühl in den letzten Jahren seines Lebens vor der Seele stand, am Ende seines Frankfurter Lebens bei der Konzeption des Egmont von solcher Bedeutung gewesen sei, daß wir uns jetzt in diese Lebensanschauung hineinfühlen müßten, um so die Dichtung erst gründlich zu verstehen. Daß er damals die von ihm in der Biographie entwickelten Gedanken über das Dämonische nicht gehabt hat, sagt er ja selber: „Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen, und weil ich nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.“

Demnach sehe ich gar keinen Nutzen davon ab, wenn man zur Erklärung des psychologisch so klaren Dramas dieses Dämonische herbeizieht, das sich nach Goethe in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, das, wenn es in einem Menschen überwiegend hervortritt, ungläubliche Macht sogar über die Elemente ausüben soll, das über alle vereinten sittlichen Kräfte triumphiert, deren Träger endlich vergeblich von dem helleren Teil der Menschen als Betrogene oder als Betrüger verdächtigt werden. Nimmermehr hat bei diesen Ausführungen Goethe noch an seinen Egmont gedacht, und hätte er infolge einer uns unbekanntem Ideenassociation daran gedacht, so können wir doch nichts davon zu einer Erklärung gerade

dieser Tragödie brauchen, viel eher vielleicht zur Erklärung anderer, wenn überhaupt das Heranziehen eines so dunkeln, unklaren Begriffs irgendwo größere Klarheit schaffen könnte.

Berlin.

Franz Kern.

P. Klauke, Zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin. Weber 1886. 59 S.

Der Verfasser hat das kleine Buch geschrieben, um dadurch die Art, in welcher er Goethes *Egmont* und *Götz* für die Zwecke der Schule erklärt hat, zu rechtfertigen. Überall zeigt er sich als erfahrenen und tüchtigen Schulmann, und die Friihe und Wärme, womit er für seine Sache eintritt, hat etwas Wohlthuendes. Ich stehe nicht an, die Grundsätze, die er für die Behandlung der dramatischen Lektüre aufstellt, mit geringen Ausnahmen zu billigen, und möchte wohl wünschen, daß auf allen unseren Schulen die Schüler der obersten Klasse mit solchem Ernst, solcher Hingabe an das Wesentliche und solchem methodischen Geschick in unsere großen Dichtungen eingeführt werden, wie Klauke in diesem Buch es vorschlägt.

Auch darin hat der Verfasser durchaus recht, daß bei rechter Vetreibung so eingehender Erklärungen an ein Langweilen der Schüler gar nicht zu denken ist, daß es eine sehr wichtige Angelegenheit der Schule ist, die Schüler lesen (d. h. die Gedanken wieder zu erkennen) zu lehren, und daß wenn die Schule dafür nicht sorgt, nachher vielen ein tieferes Verständnis unserer klassischen Litteratur verschlossen bleibt. Freilich gilt das Veklere auch ganz besonders von einer der reifsten und vollendetsten Dichtungen Goethes, von seinem *Tasso*, den Klauke (S. 55 Anm.) von der Schullektüre ausschließen will, weil „für die mittelmäßigen Schüler sich kein volles Verständnis und Interesse erzielen“ lasse. Nach meinen oft wiederholten Erfahrungen aber ist das Interesse auch solcher Schüler leicht zu erregen, und hinreichendes Verständnis zu vermitteln halte ich für keine zu schwierige Aufgabe. Freilich was volles Verständnis einer großartigen Dichtung sei, darüber werden wohl die Meinungen immer auseinandergehen, weil auch Ästhetiker und Litterarhistoriker darüber oft genug nicht einig sind und der eine unter vollem Verständnis zuweilen das verstehen mag, was dem anderen als Mißverständnis gilt oder als willkürliches Hineintragen fremder Gedanken. Mir persönlich wird es leichter, Goethes *Tasso* den Primanern zum Verständnis zu bringen, als Akt III seiner *Iphigenie*, die doch niemand von der schulmäßigen Behandlung ausschließen kann. Ein volles Verständnis glaubt Klauke auf der Schule ja auch nicht einmal für *Götz* und *Egmont* herbeiführen zu können, die er doch für die Schule erklärt hat. Freilich

darf ich nicht verschweigen, daß er S. 58 meint, daß man darum vielleicht besser thue, wenigstens den Egmont in der Schule überhaupt nicht lesen zu lassen. Ich glaube aber nicht, daß er aus diesem „vielleicht“ jemals zu einem „sicherlich“ kommen wird.

Was Klauke entschieden ablehnend über das Lesen mit verteilten Rollen urteilt, billige ich durchaus, ebenso was er über die „Gründlichkeit“ sagt, in einem Drama Vers für Vers erklären zu wollen. Sein eigenes Verfahren, nach welchem eine erste Besprechung des Dramas am Schluß der fünften Stunde zu Ende geführt ist, halte ich für durchaus zweckmäßig und habe seit geraumer Zeit dasselbe Verfahren befolgt; nur lasse ich der Besprechung des ersten Aktes noch eine allgemeine, lediglich auf den äußeren Gang der Handlung gerichtete Besprechung des ganzen Dramas vorangehen. Daß nämlich die Schüler, bevor der Lehrer in irgend eine Erörterung mit ihnen eingeht, eine ganz äußerliche Kenntnis einer deutschen Dichtung durch eigene Lektüre sich erworben haben, halte ich für eine selbstverständliche und unerläßliche Forderung. Natürlich muß man ihnen zu dieser Lektüre sehr viel Zeit lassen. Es ist auch zweckmäßig, sie bei der Ankündigung der erst einige Wochen später zu beginnenden Lektüre aufzufordern, daß sie besonders darauf achten, in welcher Situation der Held sich an jedem Aktschluß befindet. Als ein, wenn auch noch so unvollkommen verstandenes Ganzes, muß das Drama schon bei dem ersten Gespräch mit den Schülern diesen vor der Seele stehen.

Einzelheiten, mit denen ich nicht einverstanden bin, habe ich nur wenige hervorzuheben, und zudem sind diese wenigen für das Ganze meist von geringer Bedeutung.

Der Verf. verhält sich sehr spröde und ablehnend gegen Kunstausdrücke. Er sagt S. 23: „Was sodann die Ästhetik anlangt, so habe ich diesen vornehmen Namen natürlich im Unterricht nicht gebraucht, die Sache aber mit folgender Einschränkung aufzunehmen für notwendig gehalten“. Sollen die Primaner, die schon wer weiß wie oft die Wörter Ästhetik und ästhetisch gelesen, wer weiß wie oft das Wort unästhetisch gehört haben und häufig in falscher Anwendung, überhaupt von ihrem Lehrer nicht hören, daß es eine Wissenschaft giebt, welche Ästhetik heißt, die auf ihrem Gebiet ähnliche Normalgesetze aufstellt oder aufstellen möchte, wie die Logik für das verständige und vernünftigste Denken, wie die Ethik für das Wollen? Wissen möchten die Schüler gern, sehr gern etwas gerade von solchen Dingen, das hat mich die eigene Erfahrung meiner Jugend, das hat mich lange pädagogische Erfahrung gelehrt. Und ist es da nun nicht zweckmäßig, daß die Schule ihnen das Aller-notwendigste darüber mitteilt, daß sie ihnen klar macht, von welchen

Seiten aus man das Schöne bestimmt hat, und daß bis jetzt eine allgemein angenommene Definition dieses Begriffs noch keineswegs gegeben ist? In einer Stunde läßt sich das erörtern, und ich habe gerade hierbei noch nie wahrgenommen, daß die Schüler sich dadurch „belastet“ fühlen; im Gegenteil sie haben das Gefühl der Freude über eine gewonnene Einsicht, nach der sie verlangt haben, das Gefühl der Befreiung von verwirrten Vorstellungen, die auf ihnen gelastet hatten.

Etwas ganz anderes ist es, ob man in der Erklärung eines einzelnen Dramas nötig hat, gerade mit den Kunstausdrücken Ästhetik und ästhetisch zu operieren. Und das verneine ich ebenso wie Klaude. Dafür aber trete ich ihm entschieden entgegen, wenn er es für zweckmäßig oder für pädagogisch geboten erklärt, auch die gerade auf das Drama sich beziehenden bekannten und bequemen technischen Ausdrücke bei der Besprechung eines Dramas zu vermeiden. Der Verf. will nur den Ausdruck Höhepunkt beibehalten. In Wirklichkeit aber gebraucht er viel mehr und muß mehr gebrauchen. Wie sollte er auch vermeiden können zu sprechen von Scenerie, Fabel (verschieden sowohl vom Inhalt, wie vom historischen Stoff), Ereignissen, Zuständen, Motiven, Zwecken, Dialog (auch Sticho-mythie), Monolog, Einheit der Zeit, des Orts, dramatischem Helden, Exposition, Spannung; Peripetie, Lösung (doux ex machina), Katastrophe, Schuld, Sühne, poetischer Gerechtigkeit (der richtig verstandenen). Freilich auf Tragik und Katharsis wollte ich mit ihm gern verzichten, weil das erste ein ganz unklarer und verschwommener Begriff ist, der von dem einen so, von einem andern anders gemodelt wird, und der zweite Begriff lediglich der philologischen Gelehrsamkeit angehört.

Klaude wird sagen, sehr viele von den oben aufgezählten Ausdrücken seien gar keine technischen, sondern Wörter des gewöhnlichen Lebens. Gewiß sind viele das auch, aber in wissenschaftlichen Darlegungen haben sie ihre fest bestimmte Bedeutung, die stets festgehalten werden sollte. Das thut Klaude selber nicht immer. So schließt er z. B. in seiner Erläuterung des Götz S. 148 den Abschnitt „das Drama als Ganzes“ mit folgenden Worten: „Eine Fülle von Ereignissen und Zuständen . . . Aber trotz dieser Mannigfaltigkeit und Fülle sind alle einzelnen Ereignisse unter sich durch den Kausalnexus verbunden und haben ebenso wie die geschilderten Zustände einen Endzweck, den nämlich . . . Demnach hat das Drama Einheit der Handlung.“ Ereignisse können wohl Handlungen veranlassen, aber niemals Handlungen bilden. Wären die Vorgänge im Drama wirklich alle oder zum größten Teil Ereignisse, dann stünde es sehr schlecht mit seiner Handlung. Welche Unklarheit herrscht häufig über den Unterschied von Motiven und Zwecken! Für den Unterricht sind das alles technische Ausdrücke, und es ist für die

Klarheit des Denkens der Schüler sehr wichtig, sie an Genauigkeit in ihrem Gebrauch zu gewöhnen. Auf diese Läuterung des Denkens habe ich durch meinen „Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima“ hinzuwirken gesucht; Klauke nennt die Ausführungen des kleinen Buches ein reichhaltiges Material, meint aber, ich wolle damit den deutschen Unterricht belasten (S. 23 Anm.), während ich ihn doch nur von Unklarheit befreien will.

Ob man statt der Fremdwörter deutsche technische Ausdrücke vorziehen sollte, ist eine andere Frage. Treffen diese genau die Sache, sind sie bequem in der Anwendung und jedem leicht verständlich, so sollte es natürlich immer geschehen. So gebraucht Klauke statt Peripetie den Ausdruck Wendepunkt, und, soweit ich sehe, würde dies Wort wohl auch immer passen. Wenn er aber S. 44 Voraussetzungen statt Exposition gebraucht, so ist das schon bedenklicher; man wird jedenfalls bei der Vermeidung des Fremdworts oft zu sehr weitläufiger Rede gezwungen werden. Ich wundere mich nur, warum der Verf. selber so ungemein häufig ein so unbestimmtes Fremdwort wie Moment anwendet, das oft kaum einen andern Inhalt hat, als das Wort etwas.

Von irgend welcher Kritik des gelesenen Kunstwerks will Klauke durchaus nichts wissen; er will entweder das Bedenkliche so erklären, daß ein Tadel wegfällt, und wenn das nicht geht, solche Dichtung in der Schule überhaupt nicht lesen lassen. Die Bemerkung (S. 20) ist gegen eine von mir in meiner Schrift „Zur Methodik des deutschen Unterrichts“ S. 61 geäußerte Ansicht gerichtet, die ich dort durch eine Besprechung des Schillerschen Gedichtes „Das Glück“ erläutert und begründet habe. Leider läßt uns nun Klauke darüber gänzlich im Dunkeln, ob er dort das Bedenkliche rechtfertigen kann oder ob er das Gedicht von der Schullektüre ausschließen will. Will er das Zweite wirklich thun, ein so schönes, gedankenreiches Gedicht, eine Perle der Gedankenlyrik der einen Stelle wegen den Schülern vorenthalten? Mir wird es schwer, das von ihm zu glauben. Aber warum vernichtet er denn nicht durch eine Antikritik meine Kritik und beraubt dadurch die von mir geäußerte Ansicht dieser Stütze? ¹⁾

1) Statt dieses nahe Liegende zu thun, führt er mir in der Anmerkung zu S. 20 zu Gemüte, daß es mir begegnet sei, eine „eben nicht schwere Stelle falsch zu erklären“, nämlich die Lessingsche Fabel von den Sperlingen. In der Fabel liege nicht der von mir angegebene Gedankeninhalt: „Was für Menschen das Brauchbarste ist, kann für Tiere ganz wertlos sein“, sondern vielmehr der: „Der Böbel, der das Große und Erhabene nicht versteht, giebt auch den geringen Anteil, welchen er ihm zu schenken pflegt, alsdann auf, wenn ihm dasselbe keinen Nutzen mehr bringt“. Und die Gründe für die Verwerfung meiner, für die Empfehlung seiner Erklärung? Die Moral habe es immer nur mit Menschen zu thun, und gerade

Wie gegen meine Ansicht über die zuweilen sich geltend machende Notwendigkeit einer Kritik richtet er sich auch in langer Ausführung S. 38 Anm. gegen meine Warnung jemals etwas zu erklären, was der Erklärung nicht bedarf, natürlich nicht gegen den Inhalt der Warnung selber, sondern, wie es scheint, gegen das Aussprechen derselben, weil leicht dadurch die Gefahr entstehen könne, daß man auch manches der Erklärung Bedürftige unerklärt lasse. Der Verf. citiert dabei meinen Satz aus der Schrift „Zur Methodik“ S. 40: „Das Tiefinnerste der ganzen Menschennatur ... ist entweder jedem Menschen, auch dem ungebildetsten, von vornherein verständlich, oder bleibt ihm, wenn sein eigenes Seelenleben von den geschilderten Stimmungen nie ergriffen war, immer dunkel und verschlossen“. Leider ist das mit dem Druckfehler „Tief-ernste“ (statt Tiefinnerste, derselbe Druckfehler auf derselben Seite noch einmal) citiert, und leider hat der Verf. hinter Menschennatur nur Punkte gesetzt statt der Worte „sein Fühlen und Wollen, wie es in Lust und Liebe, Schmerz und Haß und Zorn sich spiegelt“.

Klaude hält diese Behauptung für unrichtig, citiert, um das darzutun, zunächst zwei Stellen aus Goethe, in denen ich kein Material zur Widerlegung entdecken kann, weist auf den Othello hin, während ich ganz ausschließlich von Gefühlsliryik spreche, erwähnt, daß der lyrische Dichter häufig die Situation verschweige, über die ich ja (vgl. S. 39. 40) natürlich auch den Schüler aufgeklärt wissen will, und zeigt dann die Möglichkeit, den Leser in den rechten Seelenzustand zu versetzen, der ihn zum Empfinden und zum Genuße solcher Gedichte empfänglich mache, in denen die vorauszusetzende Situation oder die dem Ausbruche des Gefühls vorausgehenden Empfindungen verschwiegen werden, — an den beiden letzten Strophen von Goethes „Zueignung“.

Klaude meint nämlich, jene beiden Strophen hätten auch — ihr Inhalt gestatte das recht gut — für sich bestehen und ohne die Vorbereitung durch die früheren das Motto zu Goethes Werken bilden können. Ohne jene Vorbereitung? Mit dem Satz im zweiten Verse der vorletzten Strophe „so wirf ihn in die Luft?“ Und es sollte auf der weiten

Sperlinge seien von Lessing gewählt, weil das die Gassenjungen der Tierwelt seien. Welche andern Tiere sollen denn aber als diesen Gassenjungen gegenüberstehend auch nur von fern gedacht werden können, welche Tiere sollen Interesse haben gerade an einer Kirche und ihren Zwecken? Auch die in den Fabeln mit den alleredelsten Eigenschaften ausgestatteten Tiere müßten hier als zum Böbel gehörig erscheinen, die ganze Tierwelt also als Böbel; Böbel aber ist ein relativer Begriff, man muß also Tierwelt und Menschenwelt einander gegenüberstellen, wie ich gethan habe, oder man könnte bei einer Anwendung auf die Menschenwelt nur im Allgemeinen von tierisch beschränkter Auffassung einzelner Menschen sprechen, wobei das Besondere der Sperlinge dann ganz verschwände.

Gotteswelt einen Erklärer geben, der, wenn jene vorbereitenden Strophen fehlten, auch nur von fern auf die Gedankengänge gekommen wäre, die in ihnen enthalten sind? Ich meine, hier hat uns eben nur Goethe durch die zwölf vorausgehenden Strophen „in den rechten Seelenzustand versetzen“ können, um die dreizehnte überhaupt nur verstehen zu können, die selbst dann ganz unverständlich wäre, wenn statt „ihn“ stände „den Schleier“.

Um ein Beispiel von Gedichten zu geben, die nach meiner Meinung gar keiner Erklärung bedürfen, hatte ich auf Goethes Lied hingewiesen „Der du von dem Himmel bist“, hatte gesagt: „Ich wüßte nicht, welchen Nutzen es bringen sollte, solchen Liedern auch nur ein erklärendes Wort hinzuzufügen“. Diesen Satz citirt Klauke und schreibt dann, ich sage das wohl; indes, was man nicht sehe, könne ja doch trotzdem vorhanden sein. Ein Primaner könne Worte wie: „Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all der Schmerz und Lust?“ unmöglich klar aufgefaßt und lebhaft empfunden haben; man werde ihn aber in solche Stimmung versetzen können, daß er auch ungewöhnliche, ihm unbekanntes psychologische Vorgänge wohl nachfühlen könne. Welche schalkhafte Rederei ist es nun, mir Kurzsichtigkeit vorzuwerfen, aber den Weg zu verschweigen, auf welchen ein Primaner dahin gebracht werden kann, sich in Goethes Schmerz und Lust hineinzufühlen!

Berlin.

Franz Kern.

Welche Schriftart sollen wir beibehalten, die Rundschrift — oder die Eckschrift? Von Rudolf Dietlein. Wittenberg. Herrosé. 1886. 30 S. Preis M. 0,40.

Seitdem Jakob Grimm für die Ausweisung der sogenannten deutschen Schrift eingetreten, ist diese Frage nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden. In dem oben angezeigten Schriftchen ist es ein geachteter Volksschullehrer, der die Frage, ob wir Deutsche auch fernerhin „die graphische Doppelwährung“ beibehalten sollen, nach allen Seiten kurz und bündig, aber klar und kurzweilig erörtert. Bietet die Schrift auch nichts wesentlich Neues, so dürfte manchem doch eine knappe Zusammenfassung alles dessen, was man zu Gunsten der Antiqua und gegen die Fraktur vorgebracht hat, willkommen sein. Völlige Unbefangenheit wird niemand von einem entschiedenen Gegner der Eckschrift erwarten. Doch sind auch wir der Meinung, daß eine unparteiische Abwägung der Gründe für und wider viele, die sich bisher gegen eine gänzliche Beiseitigung der deutschen Schrift gesträubt haben, doch nachgerade für die Ansicht gewinnen wird, daß die ausschließliche Herrschaft der Antiqua für alles Deutsche nur eine Frage der Zeit sei. Verhehlen wollen wir frei-

lich anderseits nicht, daß einer Betrachtung der Sache aus einem Gesichtspunkte, wie ihn seiner Zeit Frau Mat in einem ihrer prächtigen Briefe¹⁾ aufgestellt hat, auch heute noch eine gewisse Berechtigung zugesprochen werden dürfte.

Leipzig.

G. Berlit.

Kleine Mitteilungen.

Otto Brahm arbeitet an einer Lebensgeschichte Schillers, die demnächst im Verlage von W. Herz erscheinen wird. Eine Biographie der Gebrüder Schlegel beabsichtigt J. Minor herauszugeben.

Der von F. Avenarius in Dresden herausgegebene Kunstwart (Stephanienstraße 1) erscheint seit dem 1. Januar in erweiterter Gestalt. In dem soeben erschienenen 9. Stück ist ein lesenswerter Aufsatz: Was ist Kunst? von Adolf Horwicz enthalten, sowie ein trefflicher Beitrag von Gotthold Klee: Martin Greif als Dramatiker.

Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsche Philologie XX, 2 (Halle 1887): J. Kelle, Verbum und Nomen in Notkers Schriften (S. 129—150). — E. Matthias, ein Passquill aus der Zeit des schmallabischen Krieges [ein Gespräch zwischen einem Landsknecht und St. Peter, entstanden Novbr. 1546; Textabdruck mit eingehender literar-historischer und sprachlicher Erläuterung] (S. 151—188). — H. Giske, Aneinanderreihung der Strophen in der mhd. Lyrik (S. 189—202). — E. Kettner, zur Kritik des Nibelungenliedes: VIII, die Texte A und B (S. 202—226). — D. Erdmann, Partizip des Präteritums in passivischer Bedeutung mit haben verbunden (S. 226). — K. G. Andresen, der Teufel in deutschen Geschlechternamen (S. 227—230). — G. Kettner, zur Domszene des Goethischen Faust [Vergleichung mit einer 1775 veröffentlichten Kantate Wielands] (S. 230—232). — H. Hofstein, der Dramatiker Marcus Pfeffer (S. 232—237). — U. Birlinger, Lexikalisches [schlesische Provinzialismen] (S. 238—247). — Besprechungen von W. Braune, ahd. Grammatik (Gering) — Kadler, germanische Eigennamen in Rawicz (Andresen). — Lenz, sizilianische Vesper, herausgegeben von Weinhold (Erdmann) u. a. — Ein vorzüglich gelungenes Bild:

1) Rob. Keil, Frau Math Nr. 122 (vom 12. März 1798). Da heißt es u. a. „sie (die lateinischen Lettern) sind wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört, wo niemand als Nobleste — und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen, unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien wo Kaiser Joseph drüber schreiben ließ vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bey all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Nähterinnen — Mägde alles liebt es — jedes findet etwas das jo ganz vor sein gefühl paßte u. s. w. Was hat Husland übel gethan sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen — sollen den nur Leute von Standt aufgeklärt werden? soll den der Geringe von allen guten ausgeschlossen sein — und daß wird er — wenn dieser neumodischen Frage nicht einhalt gethan wird. Bon Dir mein lieber Sohn hoffe ich daß ich nie solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme. —“

nis (Stahlstich) von Julius Bacher, der die Zeitschrift begründet und 20 Jahre lang mit aufopferungsvoller Sorgfalt geleitet hat, ist diesem Hefte beigegeben. Der Abhandlung von E. Matthias, der letzten, welche J. Bacher selbst als Herausgeber aufgenommen hat, sind (S. 188) pietätvolle Schlussworte angefügt. — d —

Vitteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 10. Oktober: F. Kirchner, Synchronismus zur deutschen Nationalliteratur, besprochen von H. Lambel (das Buch entspricht seinem Zwecke, den Lehrern der deutschen Vitteratur als Hilfsbuch zu dienen, nur sehr unvollkommen). — G. Könneke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, besprochen von Max Koch (ein Werk, das nicht nur dem kenntnisreichen unermüdeten Eifer des Verfassers und dem aufopferungsvollen Verleger, sondern der deutschen Vitteratur und deutschem Kunstgewerbe zu dauernder Ehre gereicht). — A. Neumann, Über das Leben und die Gedichte des Minnefingers Steinmar; R. Reifner, Bertold Steinmar von Klingnau und seine Lieder, besprochen von J. Bächtold (beide Arbeiten sind tüchtige und erfreuliche Leistungen; sie kommen beide zu dem Ergebnis, daß Bertold Steinmar der betreffende Dichter ist, und zwar entweder der von 1251—1288 auftretende Träger dieses Namens, oder dann, wie Reifner annimmt, dessen Sohn, der am 7. September 1290 urkundlich erscheint). — Badenfahrt von Thomas Murner. Neudruck nach der Straßburger Ausgabe mit Erläuterungen insbesondere über das altdeutsche Badewesen von Ernst Martin, besprochen von Adolf Socin (mit großem Geschick hat Martin in der vorliegenden schönen Edition neben den verstreuten positiven Zeugnissen auch die Etymologie zur Aufhellung zweifelhafter Punkte herbeigezogen: der Ausdruck Bad zu bāhen bestätigt, daß die Germanen bereits in der ältesten Zeit warme Bäder nahmen; Saßbader wird in Zusammenhang gebracht mit der Einrichtung des Seelbades, d. i. des Freibades für die Armen aus frommer Stiftung; die Seelbader, die um Gotteswillen badeten, schöpften und schoren, entwickelten eine ganz besonders schwer zu ertragende Geschwähigkeit, in die sich wohl den Spittelteufen gegenüber noch ein frömmelnder Ton einmischte). R. Schüddelkopf, Karl Wilhelm Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, besprochen von Franz Munder (eine recht brauchbare fleißige Arbeit, durch welche das Dunkel, das bisher über Ramlers Jugend lag, an sehr vielen Stellen gelichtet wird).

Nr. 11. November: Karl Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 1. Band, besprochen von Otto Weghagel (der vorliegende Grundriß stellt sich dar als das Werk einer ganz hervorragenden Energie des Geistes und einer ungemein geschickten Hand). — Hugo Gering, Glossar zu den Liedern der Edda, besprochen von E. Rogt (das Buch, der Vorläufer eines größeren Eddawörterbuches, ist in jeder Beziehung gut). — Reinhard Fuchs, Hrg. von Karl Reiffenberger, besprochen von H. Sprenger (für die Bearbeitung sind die beiden vorhandenen Handschriften neu kollationiert, eine Rekonstruktion des alten Textes aus der Bearbeitung heraus ist mit Recht unterlassen). — Erich Schmidt, Charakteristiken, besprochen von Max Koch (das Werk bietet für die Fachgenossen wie für weitere Kreise eine Fülle von Anregungen und Belehrung).

Nr. 12. Dezember: Felix Bobertag, Erzählende Dichtungen des späteren Mittelalters, besprochen von J. Meier. — G. G. Eysell, Schillers Jungfrau von Orleans, besprochen von H. Weiffenfels (trotz formaler Mängel

- eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Schillerlitteratur). — Jakob Minor, A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, besprochen von Franz Runder (unter dem, was Seufferts-Litteraturdenkmale bisher gebracht, dürften diese drei Bände mit am meisten die Aufmerksamkeit der gebildeten Leser auf sich lenken). — Friedrich Umlauf, Geographisches Namenbuch von Oesterreich-Ungarn, besprochen von A. Unterjorscher (mannigfache Bemerkungen und Ergänzungen werden von dem Beurtheiler beigebracht).
- Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 135. 136, 7. u.: D. Zimmich, Beiträge zur Beurteilung der stilistischen Kunst in Lessings Prosa.
- Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, 32—43: Karl Blind, Aus germanischer Vorzeit. — Joh. Flach, Der Chauvinismus der Sprachreiner (ein höchst oberflächlicher, geistloser, ohne die geringste Sachkenntnis geschriebener Aufsatz; Flach selbst geht in den Forderungen, die er aufstellt, viel weiter als die von ihm bekämpften sogenannten Sprachreiner). — B. Krel, Ein neuer Beitrag zur Litteratur des Leonorenstoffes.
- Grenzböten, 41: Tagebuchblätter eines Sonntagphilosophen. 7. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe — W. Kawerau, Karl Friedrich Barth, ein litterarisches Charakterbild. — 42—44. Franz Pfalz, Dichterfreundinnen. 4. Madame Luzifer (Karoline Schlegel).
- Die Gegenwart, 43: H. Dünger, Die Geheimrätin Christiane von Goethe. Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung, 17. Oktober: A. Schloffer, Deutsche Volksbühnenspiele. — 28. Oktober, 2. November, 8. November: Adolf Stern, Johann Karl August Müllers.
- Blätter für litterarische Unterhaltung, 44: R. Vogberger, Zur deutschen Nationallitteratur.
- Preussische Jahrbücher, 4. Heft Oktober: Albert Bielschowsky, Die Urbilder zu Hermann und Dorothea. Als Urbild der Dorothea wird Lili angenommen, als Urbild des Birtes und der Birtin Herr und Frau Rat, als Modell für Hermann Goethes eigene Person nachgewiesen. Bielschowsky kommt also auf anderem Wege im allgemeinen zu ähnlichen Ergebnissen wie Huther (vgl. Btschr. f. d. b. U. II., 1. H.), mit Ausnahme des Urbildes für Dorothea. Beide Aufsätze ergänzen sich namentlich auch hinsichtlich des Beweismaterials. Den größten Teil des kurzen Aufsatzes von Bielschowsky füllt der verjuchte Nachweis aus, daß wir in Dorothea Lili zu sehen haben.
- Deutsche Heimat, 1888, Beilage zu Nr. 18: G. A. Saalfeld, Vom allgemeinen deutschen Sprachverein.
- Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1. Dez. 1887: Stephan Waegoldt, Die Jugendsprache Goethes. — 2. Jan. 1888: H. Kiegel, Eine Reichsanstalt für die deutsche Sprache. (Im Interesse des allgemeinen deutschen Sprachvereins hoffen wir, daß dieser Aufsatz Kiegels, der sich für eine solche Reichsanstalt ausspricht, bei den Mitgliedern des Sprachvereins auf vielseitigen, lebhaften Widerspruch stoßen wird).
- Baupner Nachrichten, 14. 15. Dez.: Gotthold Klee, Martin Greif als Lyriker.

Neu erschienene Bücher.

- Beder, August, Wiederhört aus Jungfriedel der Spielmann. Leipzig, Liebeskind. 288 S.
- Biese, A., Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig, Weit. VII, 460 S. M. 8.

- Diefe, Reinhold, Psychologische Satz- und Denklehre. Für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Darmen, F. Klein. 39 S.
- Diefe, Reinhold, Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. 231 S.
- Drauns, C. M. G., Christiane von Goethe, geb. Vulpius. 2. Aufl. Leipzig, Friedrich. 63 S. M. 1.
- Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Wächhausenschen Abschrift, herausgegeben von E. Schmidt. Weimar, Böhlau. M. 1,80.
- Keller, R. G., Deutscher Antibarbarus, Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Gustav Hauff. Stuttgart, W. Kohlhammer 1886. XI, 214 S. M. 3,50.
- Klee, Gotthold, Hausmärchen aus Altgriechenland. Deutschen Kindern wiedererzählt. Gütersloh, E. Bertelsmann. VI, 344 S.
- Kleinjchmidt, A., Deutsche Stilübungen. Ein Wegweiser zu einem methodischen und erfolgreichen Verfahren beim Stilunterrichte. 1. Teil. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1886. X, 350 S. M. 4.
- Kluge, Friedr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Vierte verbesserte Auflage. 1. 2. Lieferung. (Preis für die Lieferung: M. 1.) Straßburg, Trübner.
- Mahrenholz, R. und A. Wünsche, Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urteilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter. Leipzig, Brandstetter. VI, 399 S. M. 6.
- Meyer-Markau, Das Fremdwort in der deutschen Sprache. Gotha, Behrend. 52 S. M. 0,80.
- Meyer-Markau, Fremdwort und Schule. Gotha, Behrend. 141 S. M. 2.
- Müllenhoff, Karl, Deutsche Altertumskunde. Band 2. Berlin, Weidmann. 407 S. (herausgegeben von M. Ködiger und Otto Priowier.) M. 14.
- Röttcken, F., Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue. Halle, Niemeyer. XV, 207 S. M. 5.
- Socin, Adolf, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn, Henninger. XII, 544 S. M. 10. (Bergl. S. 150 ffg. dieses Heftes.)
- Spielmannsbichtung, deutsche, herausgegeben von Piper. Band 1, Lieferung 1. (Kürschners Nationallitteratur, S. 400.)
- Tolle, G., Der Spruchdichter Voppe, sein Leben und seine Werke. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 36 S. M. 0,60.
- Waegoldt, Stephan, Zwei Goethevorträge (Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik.) Berlin, Richard Wilhelmi. 56 S.
- Wunderlich, Hermann, Untersuchungen über den Satzbau Luthers. 1. Teil: Die Pronomina. München, Lindauer. 70 S. M. 1,50.

Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9¹¹.

Kaiser Wilhelm I.

Ansprache,

gehalten

vom Herausgeber dieses Blattes im Saale des Annenrealgymnasiums zu Dresden
am Tage der Beisetzung mittags 12 Uhr.

Als wir uns im vorigen Jahre nahezu um dieselbe Zeit an dieser Stätte versammelten, da waren unsere Herzen erfüllt von Jubel und Freude; denn wir waren gekommen, um den neunzigsten Geburtstag unseres allgeliebten und verehrten Kaisers Wilhelm zu feiern, um dem gütigen Gott für die Gnade zu danken, die er unserm Kaiser erwies, daß er sein Leben zu so hohen Jahren führte, und mit ihm dem ganzen deutschen Volke, das jauchzend den Tag begrüßte, an dem uns Kaiser Wilhelm gegeben ward. Wiederum ist es die geliebte und geheiligte Gestalt unseres Kaisers, die uns an diese Stätte gerufen hat. Aber mit wie veränderten Gefühlen sind wir heute versammelt! Tiefgebeugt von einem Schmerze, so schwer, so groß und gewaltig, wie er nur selten ein Volk treffen kann, sind wir gekommen, trauernd um einen Toten, der so groß und edel, so reich an Güte, Kraft und Heldennut, so glücklich segnet und gottbegnadet war, wie nur selten einer, der dem Geschlecht der Sterblichen angehört. Unser Kaiser Wilhelm ist aus seinem glorreichen Leben geschieden. Ihn, dem in seinem Leben so mancher gotteslichte Maientag geleuchtet, hat ein trüber Märztag hinweggerissen. Sein freundliches, milbes Auge ist geschlossen für immer, sein gütiges Antlitz, das sich jedem, der es auch nur einmal gesehen, unvergeßlich einprägte, ließ der bleiche Tod erstarren. Heute vor acht Tagen in den Vormittagsstunden des neunten Märztes war es, als die Schmerzenskunde zu uns drang: Kaiser Wilhelm ist zu seinen Vätern entschlafen. In alle Landesteile, ja zu allen Völkern der alten und neuen Welt trug der elektrische Funke die Trauerbotschaft. Und ergriff diese Nachricht alle Seelen mit gewaltiger Erschütterung, so war die herzbewegendste von allen Mitteilungen jene, die Fürst Bismarck, der erste und treueste Diener des Kaisers, tieferschüttert unter Thränen im Reichstage dem deutschen Volke machte. Als er das historische Aktenstück der letzten Unterschrift des Kaisers vorlegte, als er unterbrochen von sekundenlangen Pausen und von hörbarem Schluchzen auf die Einmütigkeit aller Herrscherhäuser, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstages hinwies, die sich noch vor kurzem in so großartiger Weise kund gegeben und die letzten Lebenstage

des Kaisers tröstend verklärt hatte: da ging einer der größten weltgeschichtlichen Augenblicke an uns vorüber, von uns miterlebt, von uns mitgeföhlt, das ganze deutsche Volk erzitterte bis in sein tiefstes Inneres. Daß der Wurm der Gebrechlichkeit, der an uns allen nagt, auch die geheiligte Gestalt des Kaisers nicht verschonte: es schien uns fast ungläublich, und dennoch, es war kein Zweifel mehr möglich: der edle Held, der in mancher Schlacht dem Tode mutig ins Auge geschaut, der mächtige Herrscher, der unser Volk von Sieg zu Sieg, zu Glanz und Ruhm geführt: er war tot. Und jetzt um diese Stunde erschallen die Glocken im ganzen deutschen Reiche und verkünden mit ehernem Munde den Schmerz des Volkes, und in diesem Augenblicke, wo wir hier versammelt sind seiner zu gedenken, wird seine irdische Hülle im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt. Welch ein Leben hat in ihm seinen Lauf geendet! Welch ein Held, welcher ein König wird dort in Charlottenburg in die kühle Gruft gebettet! Was sind die sagengeborenen Gestalten der Dichter, selbst des griechischen Altertums, einem solchen einzigen Helden gegenüber, der in greifbarer Wirklichkeit vor uns wandelte, den wir mit unseren Augen vor uns sahen, Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein? Was ist der Tod des Priamus, der Tod des Hector, der Tod des Achilles gegenüber dem Tode dieses Mannes, um den nicht ein kleines Häuflein von Kriegern und Kampfgenossen trauert, sondern ein großes, mächtiges, nach Millionen zählendes Volk, das heute weinend an seinem Sarge steht. Hier ist mehr als Hector! Hier ist mehr als Achill! Nicht ein thatenkühner Jüngling wurde im Sturme der Feldschlacht hinweggerafft, nein, ein ruhiger, milder Greis entschlummerte sanft und friedlich auf seinem Bett, aber ein Greis, der es nicht nur verstand, Schlachten zu lenken und Siege zu erkämpfen, sondern auch das Errungene zu bewahren, zu befestigen und auszubauen, der sein Volk zu einem der mächtigsten der Erde erhob, der ihm den herrlichsten Traum erfüllte, den es je geträumt, der ein Schirmherr des Friedens und ein Schutzherr deutschen Geistes und deutscher Sitte war.

Wahrlich, wir haben es nicht nötig, uns die Vorbilder für unser Föhlen und Handeln aus fremden Völkern und fernen Zeiten herüberzuholen. In unserer Mitte, aus unserem Volke erstand der Mann, der in seinem ganzen Leben allen voranleuchtete in wahrer Gottesfurcht, in sittlicher Reinheit des Herzens, in schlichter Einfachheit der Sitten, in braver Rechtschaffenheit, in fleckenloser Ehrenhaftigkeit, in unermüdlicher Thätigkeit und Arbeitsamkeit. Und die Geburt hatte ihn auf eine Höhe gestellt, auf der er für alle Glieder seines Volkes, ja zuletzt für alle Völker der Erde deutlich erkennbar war in all seinem Thun und Denken, als ein leuchtendes Beispiel für die Wahrheit des alten Wortes,

daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sein Charakterbild schwankt nicht von der Parteien Haß und Günst verwirrt in der Geschichte, nein, seine ehrwürdige Gestalt umfassen alle mit gleicher Liebe und Verehrung; mit ehernem Stifte, in fest umschriebenen Grenzen, die wohl kaum die spätere Forschung verrücken wird, ist sein Bild in das Buch der Geschichte eingezeichnet. Ein Denkmal, dauernder als Erz, hat er sich in unsern Herzen errichtet.

Nicht der ferne Himmel eines griechischen Zeitalters hat den Geist seiner Jugend genährt: nein, die Schmach seines Vaterlandes prägte sich ihm schon in der Kindheit mit unauslöschlichen Zügen in sein empfängliches Herz, sie war es, die seinem Geiste Ziel und Richtung, die seinem Willen Kraft, ja selbst seinem Körper Gesundheit gab. Seine Kindheit und erste Jugend fiel in die Zeit der schwersten Erniedrigung Deutschlands durch den corfischen Bedrücker. Aus den Augen seiner Mutter, der unsterblichen Königin Luise, las der Knabe den tiefen Schmerz über die Ohnmacht Deutschlands, über das zerrissene, geknechtete, in den Staub hinabgestoßene Vaterland. Aber er las darin auch den Heldennut einer freien Seele, die selbst aus der Erniedrigung in ihrer unbefiegbaren Hoheit wie ein köstlicher Demant hervorleuchtete, er sah darin den Widerschein der Begeisterung, die heimlich in allen Herzen glühte, den Abglanz des heiligen Zorns, der ungestüm die Stunde der Rache herbeisehnte. Leise begann schon der Adler die Flügel zu regen, die ihn ein halbes Jahrhundert später zur Sonnenhöhe emportragen sollten. Alle Schmerzen des bedrückten Volkes kostete der junge Prinz mit durch; er ertrug mit seinen Eltern schwere Entbehrung, er begleitete sie auf der Flucht nach Memel, er sah die geliebte Mutter infolge der unseligen Trübsale, die über das Vaterland hereingebrochen, von einem frühen Tode dahingerafft: das alles warf einen düsteren Schatten in seine Seele und gab ihm frühzeitig den Ernst, der seine ganze Lebensführung auszeichnete; das alles entzündete aber auch immer lebhafter und glühender in ihm den Wunsch, einst der Rächer seiner Mutter zu werden, einst für all das Elend, für alle die Schmach und den Jammer Rechenschaft zu fordern von dem Volke, das uns in frevelhaftem Übermut in diese Lage gestürzt.

Er fühlte, wie rings um ihn überall dieselben Gedanken unser Volk bewegten. Wie oft wir auch an jene Tage der Erhebung unseres Volkes zurückdenken mögen, ihr Glanz leuchtet mit ungeschwächter Kraft in unsere Tage. Überall flüchteten sich die Herzen zu Gott; in seine Hand stellte von jeher das deutsche Volk und mit ihm sein Heldenkaiser sein Geschick. Üppigkeit und Laster flohen aus den deutschen Gauen; des eitlen Schmuckes und Tandens entkleidete man sich und opferte willig

alles dem Vaterlande; Einfachheit des Herzens und Einfachheit der Sitten hielten überall ihren Einzug; Entbehrung und Entfagung waren die Losungsworte der Zeit, strenger als je war die Erziehung der Jugend; der Geist entflammete sich an den großen Gestalten unserer Vorzeit, die alten Sagen und Märchen wurden lebendig; der Körper wurde durch Übungen aller Art gestählt; aber das alles diente dem einen Ziele: das Vaterland stark zu machen zum Kampfe gegen den Erbfeind, die alte Heimat wieder in eine traute Stätte des Glückes und des holden Friedens zu wandeln. So regte sich verborgen im Herzen des Volkes der alte deutsche Geist, der Geist der Freiheit, der keinen Bedrucker über sich duldet, derselbe Geist, der einst die römische Weltherrschaft brach, derselbe Geist, der einst die geisttötenden Dogmen der päpstlichen Hierarchie in Trümmer schlug. Und plötzlich trat dieser Geist hervor: wie ein göttlicher Strahl durchbrach sein Glanz die Nacht. In den kraftvollen Liedern Arnolds und Körners, in den sinnigen Weisen Schenkendorfs, in dem Klirren der Waffen, in dem Schritt der Armeen, in dem Donner der Geschütze trat er zu Tage. Und wie ein Sturmwind brauste der Hauch dieses Geistes über die Gefilde, alles vor sich niederreißend. Und die Heere der Gegner zerstoben wie die Spreu vor dem Winde. Deutschland war wieder frei, ein neuer Frühling schien für unser Volk gekommen.

Unser Kaiser Wilhelm war ganz der Sohn jenes Zeitalters bis zu seinem letzten Atemzuge. Das felsenfeste Gottvertrauen und die tiefe Gottesfurcht, welche die Leitsterne seines Lebens waren, die Einfachheit der Sitten, der schlichte, gerade, ehrliche, wahrheitliebende Sinn, das strenge Pflichtgefühl, der unermüdbliche Drang zur Arbeit waren zum großen Teil ein Erbe jener Zeit. Auch sein Körper hatte sich in jenen Tagen in ähnlichen Übungen gekräftigt, wie sie damals die gesamte Jugend begeistert trieb. Und gerade durch die Bereitwilligkeit, mit der er sich jeder Entbehrung und Entfagung zu unterwerfen gelernt hatte, durch den Opfermut, mit dem er alle Anstrengungen der Regierungsarbeit und alle Mühsale des Krieges auf sich nahm, hat er auf sein Leben die Gnade Gottes und den Segen des Himmels herabgerufen. Mit jugendlicher Begeisterung ging er mit in den Befreiungskrieg und erwarb sich durch seine Tapferkeit das eiserne Kreuz. In der Erfüllung seiner Pflicht achtete er sein Leben gering. Er war eine echte, kühne Soldatennatur. Es war in ihm etwas von dem Geiste, wie er in Schillers Reiterlied lebt: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Noch in den späten Jahren seines Lebens, als jene fluchwürdigen Mordversuche von ruchloser Hand auf ihn verübt wurden, kannte er keine Furcht. Immer und immer wieder, ganz wie

vorher, trat er frei und offen, ohne Schutz und Schirm, unter sein Volk. Es liegt etwas Großes in solchem Mute, das selbst den wilden Sinn des zum Tier herabgefunkenen Verbrechers bändiget. Aber auch darin war er ein Kind jener Zeit, daß er Sinn und Geist offen hielt für die große Vergangenheit unseres Volkes. Jene fromme, wunderbar tiefe und innige Romantik, die unsere alten Sagen und Lieder wieder lebendig werden ließ und die herrlichen Geisteskräfte unserer Vorzeit hob, goß ihren holden Schein über die markige Herrschergestalt unseres Kaisers. Als Richard Wagner in Bayreuth jenes Festspielhaus schuf, in dem die Gestalten der germanischen Götterfage, begleitet von den erhabensten Klängen einer die Herzen ergreifenden Musik, gleichsam neuerstanden wieder unter ihr Volk traten, da gab Kaiser Wilhelm dem Hause und dem Wirken Wagners durch seine Anwesenheit bei der Eröffnung die höchste Weihe. Man warnte den Kaiser, man riet ab; denn Richard Wagner war gebrandmarkt als Revolutionär. Aber niemand vermochte unsern Kaiser zu halten; es war das Lied der Romantik aus seiner Jugendzeit, das ihn rief, es war die Teilnahme an dem Streben des großen Künstlers, die ihm gebot, auch hier seine Pflicht zu erfüllen und dem nationalen, aus dem innersten Geiste des Volkes gebornen Kunstwerk seinen Schutz nicht zu versagen. Und jenes Kunstwerk konnte ja erst Boden bei uns finden, nachdem das große politische Werk: die Einigung Deutschlands gelungen war.

Und dieses Werk hatte eben Kaiser Wilhelm vollendet, seine eigene Person und die Würde, die er trug, war der sichtbare Ausdruck dieser großen Errungenschaft. Wenn er in seiner Jugend gehofft hatte, daß schon mit der Erhebung Deutschlands in den Befreiungskriegen 1813 und 1814 die Einigung unseres Volkes herbeigeführt sei, so hatte er sich getäuscht. Eine öde Zeit der Zerrissenheit, der Unzufriedenheit und politischer Gärung folgte. In dieser Zeit stand Prinz Wilhelm seitab vom politischen Leben. Lassen wir die Einzelheiten seines Lebens, die ich ja erst im vorigen Jahre von dieser Stätte aus geschildert habe, beiseite, so tritt uns die Person unseres hochseligen Kaisers erst im Jahre 1858 wieder als Träger des politischen Gedankens, der unser Jahrhundert von Anfang an bis heute bewegt, deutlich entgegen. Er übernahm in diesem Jahre die Regierung für seinen erkrankten Bruder, König Friedrich Wilhelm den IV., der bereits im Jahre 1861 starb, sodas nun Prinz Wilhelm der Erbe der Königskrone wurde. Als König Wilhelm I. von Preußen hob er die Armee seines Staates auf eine Stufe der Ausbildung, von der diese bald in siegreichen Kriegen Zeugnis ablegte. Und als der Erbfeind wiederum fürchtbar dräute, da sammelte sich ganz Deutschland unter die Fahnen

König Wilhelms. Das deutsche Volk erbebt vom Norden bis zum Süden, vom Westen bis zum Osten in heiligem Zorn, eine Begeisterung, ein Kampfesmut ohnegleichen ging durch das Land: dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von jenen Tagen spricht. Und wie dann das deutsche Heer, wie Altdeutschland in Frankreich hineineilte, geführt von dem greifen Preußenkönig und seinen Verbündeten, wie Schlacht auf Schlacht und Sieg auf Sieg folgte, wie das französische Heer und sein Kaiser gefangen wurden und wie dann König Wilhelm nach Deutschland schrieb: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!": in wessen Herzen wäre das alles nicht heute noch lebendig, in wessen Seele wäre es nicht wie mit Flammeniegeln unverlöschbar eingedrückt für alle Zeiten? Und wie dann mitten im Feindeslande auf blutigem Schlachtfeld das junge deutsche Reich erstand, wie König Wilhelm zum Kaiser, zum ersten protestantischen deutschen Kaiser erhoben wurde: das klang mit unermesslichem Jubel durchs ganze weite deutsche Vaterland. Die Schmach der Erniedrigung war geföhnt, vergessen aller Schmerz der Vergangenheit: eine neue Zeit war mit vernehmbarem Schritt über uns heraufgestiegen. Damals in jenen großen Tagen hat es unser Volk gelernt, von einer einzigen Empfindung zu gleicher Zeit in allen Gauen wie ein Mann durchzuckt zu werden. Und das haben wir heute und in diesen Tagen wiederum aufs mächtigste empfunden: wo ein Gefühl in uns allen lebt, in unserm ganzen Volke, so weit die deutsche Zunge klingt: der tiefe Schmerz um unsern kaiserlichen Helden. Jetzt um diese Stunde steht das ganze deutsche Volk im Geiste an seinem Sarge und ruft ihm in inniger Liebe nach: Du Schirmherr des Friedens, ruhe in Frieden!

Und mit den Gebeten, die heute an der Gruft des Kaisers Wilhelm zu unserm Gott und Herrn emporsteigen, der das Leben des Entschlafenen so sichtbar gesegnet hat, vereinigen auch wir unsere Stimme und sprechen:

Vater, führe den Verstorbenen	Nimm das Leben seines Sohnes,
Ein zu deinen lichten Höhen!	Herr, in deinen treuen Schutz!
Laß den Ruhm, den wohlervorbenen,	Schirm' den Erben seines Thrones,
Auch vor deinem Thron bestehn!	Allem Übel biete Trutz.
Deiner Gnadensonne Glanz	Eine lange Ruhmesbahn
Sei sein schönster Ruhmeskranz.	Dreche heute für ihn an.

Vater, schirme du in Frieden
 Unsern Kaiser und sein Haus.
 Glück und Heil sei ihm beschieden,
 Führe herrlich es hinaus!
 Segne unser Volk und Land,
 Herr, wir sind in deiner Hand!

Heinrich von Kleist und seine Sprache.

Von Reinhard Kade in Dresden.

Wie alle Menschen untereinander verschieden sind, jedes Auge des einen anders blickt, als das des zweiten, jeder Mund anders sich wölbt, jeder Laut daraus anders bei jedem klingt, so ist auch die Art sich auszudrücken, die Worte zu setzen und zu verbinden bei jedem grundverschieden. Wer hörte nicht gleich den Tonfall eines Schillerschen Ausspruchs, wer nicht die Eigenart des alternden Goethe? Wer nicht bei aller Gleichartigkeit die feineren Abtönungen zwischen einem Körner und Schiller? Wer nicht die ungewöhnliche Schönheit der Sprache bei Heinrich von Kleist, der eine so seltene Erscheinung der Dichtergegeschichte in sich verkörpert, wie sie uns immer nur einmal in Jahrtausenden begegnet?

Dieser „unaussprechliche Mensch“,¹⁾ der sich jeder Berechnung entzieht, den ein „unerhörtes Unglück“²⁾ ruhelos umhertrieb, den keine Stadt dauernd fesselte! Die Geburtsstätte Frankfurt, — doch nicht am Goetheschen Main, — ward mit Berlin vertauscht, eingewechselt gegen den Hof des Königs ward von dem reifen Jüngling die Studentenmütze. Bald dünkt ihn, niedriger Bauer zu werden höchstes Glück, und die Schweiz das Land für Zollfreiheit der Gedanken; bald zieht's ihn gerade da aus dem Bauerndasein in die Höhe der Dichtkunst. Die „Schroffensteiner“ schafft er, — um sie bald als „elende Scharteke“ zu verdammen. Aus dem Brüten in der Stube peitscht ihn Unruhe durch Weimar, Leipzig, Thun, Mailand, Genf, Paris, ihn, den ewigen Ahasver. Vom weiten Fluge kehrt er heim, — die Schwungkraft seiner Flügel gelähmt, — ein bescheidenes Amt fängt ihn in Königsberg ein. Und über dem ernstesten Schriftentisch entsteht sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Da jagt's ihn wieder auf. Den friedliebenden Dichter entführt kriegsburftiges Volk nach Frankreich in die Gefangenschaft, und den Entronnenen beglückt schließlich — ein kleines Haus auf der Rampeschen Gasse Nr. 123 in Dresden, wert einer Gedenktafel. Doch schon wieder neue Ziele. Hier an der Elbe wird eine Zeitschrift gegründet, sie gestaltet sich zum Treibgarten Kleist'scher schönster Dichtung:

1) Koberstein: H. v. K.'s Briefe an f. Schwester, 1860, S. 82.

2) Fr. Hebbel, Sonett auf Kleist; Gedichte, S. 236. Hamburg 1842.

Penthesilea, Michael Koblhaas, Robert Guistard, Käthchen von Heilbronn entblühen ihr. Durch all diese Fahrten mittellos geworden wünscht er in Berlin ein Amt, — dort, wo er seinen ersten Beruf aufgegeben hatte! Die letzte That seines Geistes, der „Prinz von Homburg“ kommt in den Schreibtisch statt auf die Bühne. Gebrochen, trennt er endlich mit eigner Hand Seele und Erde, weil ihm auf Erden nicht zu helfen war. Welch ein Geist ist hier zerstört! —

Ja, welcher denn? Zunächst ein höchst befremdlicher auf alle Fälle. Zu einem bürgerlichen, gemächlichen Leben gar nicht geboren, weil ihm Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdroffenheit, liebevolles Hinwegsetzen über das trodene Einerlei jedes Amtes fehlte.¹⁾ Leicht verletzlich über jede Unbill, innerlich glühend, alles auf die Spitze stellend. Einer, der selbstquälerisch die künstliche Wunde mit Nadeln reizt,²⁾ um den holden Schmerz zu verlängern. Dann wieder offenherzig, wahrhaft, lenkbar wie ein blondes Kind, blauäugig, mit Thränen in den Augen: das sind die schneidenden Gegensätze, ach, in dieser zerrissenen Brust. Zärtliche Empfindsamkeit neben zartester Empfindung.

Einen solchen zerklüfteten Eindruck gewährt nun auch Kleist's Sprache. Oft fließt sie quellenklar dahin; da plötzlich wird sie launenhaft, selbstisch, gar nicht wie sonst in der Alltagswelt. Da stößt dann Kleist's Dichtkopf die Warnungszeichen des deutschen Sprachgebrauchs gewaltig vor den Kopf.

Allein, das geschieht nicht etwa aus blöder Jugendeselei! Bewahre! Er kennt die Sprachmittel aus gründlichster Erfahrung. Jahrelang hat er am Ausdruck gefeilt. „Er war gewissenhaft ängstlich in seinen Arbeiten, sie rückten nicht schnell vor, er änderte oft und arbeitete wieder um; er selbst war am schwersten zu befriedigen.“ So Tieck. Ein halbtausend hintereinanderfolgende Tage, die Nächte der meisten miteingerechnet, hat er, wie er selber sagt,³⁾ an den Versuch gesetzt, einen neuen Kranz auf das Kleist'sche Dichterhaus durch seinen Robert Guistard herabzurängen. Wie selten einer, hat er von früh auf seine deutsche Sprache geliebt und gepflegt. Er selber zwar sprach das Französische fließender fast, als deutsch, wie es die Überlieferung des alten Fritz wollte.⁴⁾ Aber er fühlt allüberall echt deutsch, will gutes Deutsch. Bekannt ist die kleine Geschichte aus Kleist's Jugendleben, wie er sich einen erhöhten Sitz auf-

1) Vgl. Biedermann: Kleist's Briefe an seine Braut, S. 109.

2) Schroffst. 2, 1.

3) Roberstein S. 90.

4) Daraus erklären sich wohl die häufigen medialen Wendungen statt der passivischen: wodurch der Feind sich schlägt = geschlagen wird. Vgl. K. Kochler: zu H. v. K.'s Werken, 1862, S. 18.

bauen ließ und seine Frankfurter Freundinnen in die Geheimnisse des reinen Deutsch einweihete, weil sie, als echte Preußentöchter, vollstümlich angehaucht sprachen, wie er ihre Redeweise ihnen als eine Schande hinstellte und alles überwachte, was sie lasen. Ja Dahlmann, sein Freund, berichtet, Kleist habe „ernste Feldzüge“ in seiner Kunst unternommen. Freilich sagt unser Dichter einmal in der „Hermannsschlacht“ von der deutschen Sprache:

Pfiffikon, Zphikon! — was das beim Jupiter
Für eine Sprache ist! Als schläg' ein Steden
An einen alten rostzerfress'nen Helm!
Ein Greulsystem von Worten, nicht geschickt,
Zwei solche Ding wie Tag und Nacht
Durch einen eignen Laut zu unterscheiden.
Ich glaub', ein Tauber war's, der das Geheul erfunden
Und an den Mäulern sehen sie sich's ab.

Aber wer sagt das an der Stelle? Ein römischer Feldherr. Dem gab kein Gott der deutschen Laute süßen Mund! Dem mag deutsch wie Heulen und Zähneklappen geklungen haben! —

Fürwahr, Kleist hat seine Sprache unendlich hochgehalten, sie, sofern es nicht die Sache erheischte, vor Fremdwörtern bewahrt, die „ja doch für die meisten nichts weiter sind, als ein unverständlicher Klang.“¹⁾ Es mag dem geübten Künstler schwer genug angekommen sein, die folgende schmerzbevegte Erkenntnis: „Selbst das einzige, was wir besitzen, die Sprache, kann die Seele nicht malen, und was sie uns giebt, sind nur zerrissene Bruchstücke.“ Es wollte ihm wie Goethen ergehen, der ja auch meinte, das Beste werde nicht klar durch Worte, das Wort ersterbe schon in der Feder.

Nein, die Blöcke, die offenbar neben zauberhaften Stellen in der Bahn des Kleist'schen Ausdrucks liegen, die kommen wo anders her, als etwa aus Leichtfertigkeit²⁾ oder aus Unkenntnis: sie kommen aus seinem ureigensten Werden und Wesen. Wie der Prinz von Homburg, wie Hermann, wie selbst Penthesilea nach Kleist'schem Handeln im Leben gebildet sind, so ist Kleist's Sprache noch mehr das zurückgespiegelte Bild seines denkenden Ichs. Sein Wesen bedingt seine Worte.³⁾ Er konnte nicht anders.

Wollen wir daher seine wunderfame Sprache verstehen, so müssen wir sie aus der Brust des so wunderlichen Sängers heraus beurteilen. Bei dem „eigensinnigsten“ aller Dichter wird dies Verfahren sogar zur

1) Koberstein S. 45.

2) Nur die Umgiebung der Prosa in Jamben hat er sich manchmal leicht gemacht. Vgl. Jolling I. 64.

3) Vgl. Goethe: Eckermann I. 145.

Pflicht, mehr wie sonst. Dieser Versuch sei zum ersten Mal im Verlauf angestellt. Kleist's Werke sowohl in gebundener als in ungebundener Rede mögen zur Unterlage dienen und, als unmittelbarster Ausfluß des augenblicklichen Einfalls, seine Briefe.¹⁾

Als ein wesentlicher Umstand, der zunächst manche sprachliche Abweichungen erklärlich macht, tritt da in den Vordergrund: Kleist war mit Haut und Haaren ein echter Sohn der Mark, dachte und redete trotz aller Sprachübungen zeit seines Lebens wie ein Brandenburger von Geblüt. Das versteht sich beinahe am Rande für einen Geist, der das „Hohelied Brandenburgischer Zucht und Tüchtigkeit“,²⁾ den Prinzen von Homburg erfann, der auf der Seite des Kurfürsten von Brandenburg im Michael Kohlhaas stand, der über einem alten niederländischen Kupferstich ein neues niederländisch gefärbtes Lustspiel schrieb, den „zerbrochenen Krug“. Dem Wohlgefallen am Niederdeutschen, an den Klängen seiner Heimat läßt er natürlich nirgends mehr die Hügel schießen, als in jenem „zerscherbten Kruge“, den er ja auch in Königsberg vollendete. Da stört ihn kein Flaps, Schuback, Maulaffe; da erinnert der Fluch: „Den Teufel auch“ unmittelbar an Onkel Bräsig: „Den Däbel ook“, kein Bengel mißfällt ihm da; nicht gehört wird auf das, was Ruprecht gegakelt und Evchen geträtscht hat. Glog' acht hat sich der Schuster Leberecht aus dem Staube gemacht, die Raße prüfet, der Schreiber Licht glogt den alten Sünder Adam an, der sich so tief in die Schreibernen duckt, daß ihm der Haarzopf „angeht“. Dem Dorfrichter geht überhaupt an jenem ersten Unglücksfebruar alles bunt über Eck und sein Kreuz, d. h. sein Rücken thut ihm riesig weh. „Kloßnader“ wird in Klugschwäßer übertragen, „en beeten“ mit „ein Bissel“ wiedergegeben, Jungfer Eve wird ein „twatsches“ Kind gescholten, und Frau Marthe spricht von der „hochmögenden“, d. h. hochwollöblichen Behörde. Ja, der Ruprecht reißt dem Verführer mit dem Stahl Eins pfundschwer über'n Döz.³⁾

Noch eine andere Eigentümlichkeit erklärt sich mir aus der landläufigen Redeweise der Frankfurterischen Heimat. Das ist der ganz auffällig schwanke Gebrauch der Vorwörter, die einmal den dritten Fall

1) Die Sprache Kleist's ist wohl das einzige Stück des vieldurchpflügten Kleistackers, das einen reichen Ertrag noch verspricht. Dieselbe Ansicht äußert H. Weiffenfels in einem Aufsatz in der Zeitschr. für vergl. Lit.-Gesch. I 4. 1887. Eine Arbeit im Sinne F. A. Lehmanns (die Sprache Goethes und ihr Geist 1852) kann später von andern folgen. Mir kam es weniger auf den toten Stellennachweis als auf den Geist an, nicht bloß auf die nackte Zusammenstellung ungezählter Fälle, als auf deren Gruppierung und Beleuchtung.

2) Paul Lindau: Dramat. Blätter.

3) Vgl. noch Raße (II., 104. Zoll.) mit Muttern (I., 186), Tagner drei (II., 118).

bei Kleist nach sich haben, wo wir den vierten Fall verwenden, und umgekehrt. — „Ein großes Gesetz waltet über die ganze Menschheit“,¹⁾ der reine blaue italienische Himmel schwebt über die ganze Gegend²⁾ und unaufhörlich schwebt ihm ein Gedanke vor die Seele,³⁾ ein mattes Licht liegt ausgegossen über die Gegend (107), die Sonne malt ihre Farben an die Blätter und Blumen (Bied. 87), und geht bald über ihm, bald über ihn auf (Bied. 86/87), er verfolgt den Lauf des Flusses, bis er sich in die Berge verliert,⁴⁾ verliert sich selbst dabei in stille Betrachtungen und gründet seine Zuversicht in sein Innerstes.⁵⁾ „Das sind ja nur Stellen aus Briefen“ Ja, aber solche auch in seinen Werken. Der Prinz von Homburg redet von Duft, der über Thäler schwebt, und fragt, ob die Prinzessin in unser Lager eingetroffen sei. „Falls du auf den Spruch beharrst“, läßt sich Feldmarschall Rottwitz vernehmen, und mit einer einzigen Ausnahme⁶⁾ beharren alle Redenden bei Kleist auf den vierten Fall.

Diese Verwendung jedoch, könnte man mir vorhalten, entstammt dem Sinne der Bewegung, den Kleist in jenen Worten empfindet. Bei einigen, wie bei „schweben“, mag's gelten. Aber wie sollen wir uns zu den nächsten Vorkommnissen stellen:

Ein Fluch ruht auf dein Haupt⁷⁾ und: Vor sein fürchterliches Antlitz entloh'n mir alle Sinne fast.⁸⁾

Hier bleibt meine Schulweisheit stehen, wenn sie nicht die einzige Rettungsleiter erklimmen darf, den niederdeutschen Gebrauch der Vorwörter für Kleist heranzuziehen. Denn die nördliche Zunge quält sich nicht darum und „vör de Seel“ kann in ihr ebensogut „vor die Seele“, als auch „vor der Seele“ bedeuten, „vör sin Antlitz“ kann die Ruhe, wie die Richtung angeben.

Run das Gegenstück dazu: Dritter Fall statt des uns geläufigen vierten Falles: Kleist sieht in einem Kuckkasten,⁹⁾ setzt in seinem Glücke das ihrige,¹⁰⁾ setzt sich an ihrer Stelle;¹¹⁾ ein Toter wird in einem

1) Bülow: *H. v. K.'s Leben und Briefe*. 1848. S. 92.

2) Biederm. 179.

3) *ib.* 224; vgl. aber *das.* 98.

4) Bied. 103.

5) Bülow 91.

6) *Marf. v. D.*

7) *Schroffst.* 1, 2.

8) *Das.* 2, 3. Der erste Entwurf hat sein verbessert und dem darüber gesetzt, ohne daß dann „fürchterliches“ geändert worden wäre. Vgl. *Zolling*. I. S. 268.

9) Bied. 214.

10) *Das.* 220.

11) *Das.* 221.

Gewölbe geworfen,¹⁾ er wirft sich neben ihm nieder. Mörner tritt vor der Kurfürstin, Natalie tröstet ihren geliebten Vetter Arthur mit den Worten: in dem Tod Dir treu, will aber bei Leibe nicht mit ihm erschossen werden, sondern ihm nur bis in den Tod liebhaben. — Der Beispiele ließen sich noch viele finden, der Erklärungen aber keine, wenn wir nicht die Nachwirkung der preußisch-niederdeutschen Volkssprache anerkennen wollen.

Auf mundartliche Gewöhnung führe ich auch das dunkle Heruntappen im Geschlecht des Wortes „Scheitel“ zurück. Nur dreimal gebraucht Kleist es männlich in der Einzahl, unserm heutigen Wandel folgend. Aber selbst weiblich — also ganz mhd. — faßt er es auf, wenn er ausruft:

„Der Helmbusch selbst reißt bei der Scheitel sie von hinten nieder.“²⁾

Doch damit nicht genug. Eine Mehrzahl bildet er sich davon, und der Schreiber Licht höhnt den alten Sünden-Richter aus:

„Hier die Perücke paßt euch doch mein Seel
Als wär auf Euren Scheiteln sie gewachsen!“

So öfter. Bedenken wir da, daß im Plattdeutschen das Wort: *de schidel* lautet und männliches und weibliches Geschlecht in der Ein- und Mehrzahl vorstellen kann, so dürfte Kleist's Langen und Bangen sich erhellen.³⁾

Damit suche ich meinen Dichter einmal vor dem herben Urteilspruch Scherers und anderer Herren wenigstens zu entschuldigen, die da kühnlich behaupten: „Kleist habe nie sicher die Elemente der deutschen Sprache beherrscht“.

Sonstige Eingriffe in die Gerechtfame der Vorwürter lassen sich übersehen, da sie ihre Begründung in Kleist's Beschäftigung mit der Bibel finden,⁴⁾ der kein wahrhaft großer Dichter jemals entraten hat. Denn entspricht die Wendung: „um eines Fehls“, „um dieser Regung“ nicht völlig den Worten Jeremia: „um ihrer Missethat“, „um dieser Empörung“, wo wir das längere „um ihrer Missethat willen“ erwarten?⁵⁾ —

Aber trotz Kleist's Herkunft aus dem kühlen Norddeutschland, wo „die Natur bei ihrer Arbeit eingeschlummert zu sein scheint“, — ein langweiliger Hängekopf ist er nicht geworden. Nur zuviel des feurigen

1) Dieb. 212.

2) Penthesilea. Bgl. Schiller, Jungfr. v. D. 3, 4.

3) Das gleiche wird gelten von „der Fischlein, die Forst, der Tau“. Höchst verwunderlich bleibt aber „der Carmen“ statt das Carmen. Jolling I, S. 33. Bgl. Schiller, Jungfr. v. D. „der Scepter“.

4) Koberstein 17. 65.

5) außer ein = ausgenommen eines. Schroffst. S. 83. Joll.

Blutes hat er mitbekommen. Jeder Stoff, der ihn anpakte, den wollte er mit einem Stoße bewältigen, koste es, was es wolle, koste es die Zerrüttung selbst seines leiblichen Gebäudes. So kennzeichnen sich alle Wendepunkte seines Lebens mit einer toddrohenden Krankheit. In Bern warf sie ihn nieder, in Mainz löste sich der Schmerz seiner Seele in einem schweren körperlichen Weh auf. Und so stürmisch, so heftig schuf ihn die Natur, daß er sich oft im Sprechen überpurzelte und leicht ins Stottern geriet,¹⁾ manchmal vor der Fülle der inneren Bewegung nur nickten konnte²⁾ und daß ihn dann eine errötende³⁾ Verlegenheit ankam, in der ihn „das albernste Mädchen vernichten konnte.“⁴⁾ Selbst guter Unterricht bei Kernbörfker⁵⁾ brachte den Fehler nicht heraus.

Dieses Hasten hören wir nun gar oft in seinen Worten, in seinen Sätzen, die er kaum fertig vorbringt. „Wenn sich Deine Sprache, schreibt er an seine Herzens-Wilhelmine — so veredelt hat, was ist daran —, wem hat sie es zu ...“⁶⁾ aber die Wörter: schuld und verdanken fehlen. Ein andermal schreibt er an sie: „Da sah ich Dich im Geiste, wie Du täglich auf Nachricht harrest, täglich sie erwartest, und täglich getäuscht wirst, wie Du Dich härmst, vielleicht mich krank glaubst, oder wohl gar ... da stand ich schnell auf.“⁷⁾ Tot wollte er sagen.

Man muß das nur in Kleist's schneller, kurzabgebrochener Art herausgestoßen hören und man merkt, wie ihm schon der Gedanke den Atem versetzt. Nicht anders machen's seine Bühnengestalten. Um ein Erstaunen darzustellen, dem fast die Sprache versagt, läßt er seine Helden nur halb die Worte aussprechen, wie beim Gespräche zwischen Sosias und Merkur im Amphitruo⁸⁾:

Sosias: Ich bin sein Diener.

Merkur: Sein Die —?

Sosias: Sein Diener.

Merkur: Du?

Sosias: Ich, ja.

Merkur: Amphitruons Diener?

Sosias: Amphitruons Diener, des Thebaner Feldherrn.

Merkur: Dein Name ist?

1) Bülow 47; Lied hinterl. Schr. XXVIII.

2) Roberstein 47.

3) Vgl. Prinz v. H., I, 1.

4) Roberstein 50.

5) Das. 82.

6) Bied. 160.

7) Das. 180. vgl. 71.

8) Vgl. Pr. v. H., 5, 5: „Beweis, daß Kurfürst Friedrich des Prinzen Thät selbst ... Vgl. Bied. S. 57.

Sofias: Sofias.
Mercur: So -- ?
Sofias: Sofias.

Um den innern Drang der Hast nun loszuwerden, zerhackt Kleist an gewissen Stellen des eiligsten Flusses den Vers in winzig kleine Teile, so daß es scheint, als würfen sich die Beteiligten, wie Goethe sagt,¹⁾ die Leidenschaft zu, gleich einem Ball.

Penthesilea, die Reiterfürstin, und Achill toben im Kampf gegeneinander und des Peliden Urgewalt wird dem Zuschauer von einem Aetolier, Doloper, Myrmidonier und einem Hauptmann vermittelt.

Aetol.: Doch jetzt urplötzlich reißt er —

Dolop.: Das ganze Roßgeschwader reißt er plötzlich
Zur Seit herum!

Aetol.: Zu mir her steigt er wieder!

Myrm.: Ha, der Verschlagene, er betrog sie —

Dolop.: Hui!

Wie sie, die Unaufhaltfame, vorbei
Schießt an dem Fuhrwerk! —

Myrm.: . . . Prellt, im Sattel fliegt
Und stolpert.

Dolop.: Stürzt.

Hptm.: Was?

Myrm.: Stürzt. Die Königin!

Und eine Jungfrau blindhin über sie —

Dolop.: Und eine noch

Myrm.: Und wieder

Dolop.: Und noch eine —

Hptm.: Ha, stürzen? — Freunde?

Dolop.: Stürzen

Myrm.: Stürzen, Hauptmann,

Wie in der Feueresse eingeschmelzt

Zum Haufen, Roß und Reit'rinnen, zusammen.

Darein teilen sich die vier Schauspieler. Sie können noch von Glück sagen, daß sie nicht wie in der Penthesilea an anderer Stelle (11. Auftritt) zugleich sprechen müssen, weil dem Dichter selbst das eiligste Nacheinander viel zu langsam ging. Ein Bergstrom, er kommt mit Donners Ungestüm und überflutet nicht nur, wie hier, den Damm der Verse, der nur noch künstlich verkürzte Worte aufzunehmen vermag, sondern durchbricht auch anderswo die Schranken der einfachen Erzählung. Herse im Michael Kohlhaas ist schändlich auf der Tronkenburg geschlagen; er wird von seinem Herrn befragt, ächzend verteidigt er sich²⁾:

1) Westöfl. Div.

2) S. 15. Hempel.

Und da ich sage: „Die Raubhunde! wo führen sie mir die Pferde hin?“ — und mich erhebe: „Heraus aus dem Schloßhof!“ — schreit der Bogt, und „Heß Kaiser“, „Heß Jäger“ erschallt es und „Heß Spiß“, und eine Koppel von mehr denn zwölf Hunden fällt über mich her. Drauf brech ich, ich weiß nicht was, vom Zaune, und drei Hunde tot streck' ich neben mir nieder; doch da ich weichen muß: Flüt, gellt eine Pfeife; die Hunde in den Hof, die Thorflügel zusammen, der Riegel vor: und — auf der — Straße — ohnmächtig — sink' — ich — nieder.“

Noch in einem andern Kunstmittel macht sich Kleist's inneres Stürmen und Drängen Luft. Lange erklärende Relativsätze haßt er nämlich, wenn die Handlung vorwärts eilt. Dafür wählt er mit Vorliebe die Verkürzung durch das Mittelwort der Vergangenheit. Ein paar Beispiele für alle aus dem Munde des Grafen Hohenzollern, der im Prinz von Homburg ordentlich mit dieser Sprachwendung prokt. „Du wirst Dich jener Nacht“, — äußert er zum Kurfürsten, — „erinnern, | da wir den Prinzen, tief versenkt im Schlaf (Acc.) | im Garten unter den Platanen fanden.“ An anderer Stelle tabelt er den Prinzen: „Wer weiß, von welcher Schäferstunde, traun, Mit Fleisch und Wein hier wachend zugebracht“ (Dat.) | Dir noch der Handschuh in den Händen klebt.“ Dadurch erzielt der Dichter einen knappen, man möchte sagen, einen lateinischen Ausdruck. Aber nun stellen sich auch Härten ein. Graf Hohenzollern erklärt dem Kurfürsten: „Aufgeseßten zerstampft die ganze Reiterei den Acker“, und „die Chefs nun sämtlicher Schwadronen Glock zehn zu Nacht, gemessen instruiert, Wirft er erschöpft sich auf das Stroh.“ Wir dürfen das „gemessen instruiert“ in Kleist's Sinne gar nicht anders als mit den Worten: „nachdem er instruiert hatte“ auflösen.¹⁾ Das rechnet aber unter die Freiheiten, die gerade seinen letzten Schöpfungen die größte Einbuße an einfacher Deutlichkeit bringen sollten.

Häufig giebt nun eine fehlerhafte Anlage im Menschen gerade die Grundlage ab zu dessen schönster geistiger Entfaltung. Kleist's Hast, die seine Sprache manchemal über das Ziel des Schönen hinwegschießen läßt, läßt sich allgemach zu einer gezügelten Lebhaftigkeit ab, die ihn und seine Worte aufs trefflichste zielt. Da steht er dann in einer Freije vor uns, da verrät jeder Klang solch' unmittelbare Anschauung der Natürlichkeit, daß man ihm alle Untugenden vorher verzeiht.

Die Kraft der Sinnlichkeit, der Anschaulichkeit greifbare Macht durch die Sprache muß ja jeder Dichter besitzen; Goethe empfing sie in sich hinein durchs Auge; Klopstock durchs Ohr, und Kleist, der Romantiker, rein durch den Verstand.

1) Vgl. R. Köhler: a. a. D. S. 84.

Daß er auf diesem Wege dazu gelangte, wissen wir. Wir können ihn ordentlich zurückbelauschen. Von Haus aus mangelte ihm das dichterische Erschauen der Dinge und er klagt, daß er in seiner Jugend nicht gesehen hätte, was sich ihm darbot. Er merkt das. Er übt sich. Er liest täglich wenigstens ein gutes Gedicht, sieht ein schönes Gemälde, hört ein sanftes Lied. Die reine Wissenschaft zeigte ihm nur, was die Dinge dem Menschen scheinen, nicht was sie an sich sind. So trieb ihn der dunkle Drang des Denkens, die Natur auf eigene Hand verstehen zu lernen und sie auf der That zu ertappen. Reisen sollten ihm das Verständnis der wirklichen Welt eröffnen. Nun fehlte ihm aber noch die rechte Kraft, den gefüllten Pinsel auf der Leinwand auszudrücken.

Da greift er ganz nüchtern und verstandesgemäß zu dem einfachsten Mittel der Briefe. Er legt sich und anderen die verschiedenartigsten Fragen in ihnen vor, um durch die Antworten den Verstand zu schärfen und zu üben. Das führt ihm dann, wie er meint, um so leichter ein Gleichnis herbei, wenn wir gerade einmal eins brauchen. In den Briefen die Eindrücke so anschaulich wie möglich abzubilden, müht er sich nun, anfangs nur ungelent und plump. Ein Bild scheucht das andere, wie im Dichter selber, keine Ruhe. Er geht auf Wilderjagd aus. Die liegen noch in ihm verworren durcheinander, wie Bergfasern im Spinnrocken, und er ist vergebens bemüht, mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen.¹⁾ Aber die große, feierliche Natur hilft ihm auf, sie, die Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind.²⁾ Natur, — er lernt sie ordentlich auswendig!³⁾

Wie ergreift den Mann aus dem „märktischen Lande“ der Anblick des Maintales bei Würzburg. „Hügel und Thäler und Wasser und Städte und Dörfer: alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald rechts, bald links und küßte bald den einen, bald den andern Rebhügel und wankte zwischen beiden Ufern wie ein Kind zwischen Vater und Mutter.“⁴⁾

Vor allem in Dresden war's, wo sein Naturverständnis völlig aufging. „Liebe Wilhelmine“, meldet er seiner Braut, „heute⁵⁾ lag ich

1) Bied. 189.

2) Das. 218.

3) Das. 120.

4) Das. 105, 104.

5) Ebenda, 4. Mai 1801.

auf der Brühl'schen Terrasse, ich hatte ein Buch mitgenommen, darin zu lesen; aber ich war zerstreut und legte es weg. Ich blickte von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal, es lag da wie ein Gemälde von Claude Lorrain unter meinen Füßen — es schien mir wie eine Landschaft, auf einen Teppich gestickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der sich schnell wendet, Dresden zu küssen, und, hat er es geküßt, schnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Borde umschließt, und der reine blaue Himmel — mich dünkte, als schmeckte süß die Luft: die ganze Natur sah aus wie ein 15jähriges Mädchen."

Durch die Natur geübt, mit einer Einbildungskraft nach und nach ausgerüstet, die dem weißen Papier gegenüber geschäftig wurde, durch die Briefe in Bildern geschult, läßt er diese Vergleichen nun bei allen Anlässen in seine Werke ausströmen. Kühn brausen sie anfangs dahin, sie scheinen zu leben, wenn Kleist selber auch jammert¹⁾: „Ich fühle, wie matt diese Bildersprache gegen den Sinn ist, der mich belebt; o, wenn ich ihr nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt.“ Da erklimmt er bisweilen eine Höhe, auf der ihn nur die Sprache des Aeschylus überfliegt.

Penthesilea zerhaut die Kränze, die zum hochzeitlichen Rosenfeste für sie und Achill gewunden werden. Denn soeben hat sie erfahren, daß der Tag der Hochzeit für sie noch nicht angebrochen ist. Da schäumt sie auf²⁾:

Daß der ganze Frühling
Verdorrt, daß der Stern, auf dem wir wohnen,
Geknickt, gleich dieser Rosen einer, läge!
Daß ich den ganzen Kranz der Welten so
Wie dies Geflecht der Blumen lösen könnte!

Stärkeres im Ausdruck ist wohl kaum denkbar und doch leistet es Kleist's bildliche Sprache, macht das Unmögliche glaubhaft:

Am Jügel ziehn die Rosse, Gott,
Mit ihrer Schlünde Dampf das Fahrzeug fort!
Gehepter Hirsche Flug ist schneller nicht!
Der Blick drängt unzerknickt sich durch die Räder,
Zur Scheibe fliegend eingedreht, nicht hin.

Kleist gehörte eben seiner Naturanlage nach nicht zu den Dichtern, die das Außerste scheuen. Wir nüchternen kleinen, wir mögen die Lippen dabei zu einem spöttischen Lächeln kräuseln.

1) Bied. 111.

2) 9. Auftritt.

Nicht immer aber tobt die Glut so aus ihm heraus. Er kann sie auch bewachen und dann wärmt sie wohlthätig, wie auch in Kleist's Umgang eine eigentümliche Anmut lag. Im Spätling seiner Werke, im Prinzen von Homburg waltet solche geläuterte Bildlichkeit, die wir schon in seinen späteren Briefen entdeckten.

Gleich im Anfang gebraucht der Prinz das geradezu entzückende Bild:

„Ich schlich erschöpft in diesen Garten mich,
Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach, wie den Bräut'gam eine Perjerbraut,
So legt' ich hier in ihrem Schooß mich nieder.“

Und wie herrlich versinnbildlicht uns Graf Sparren den großen Kurfürsten im Schlachtgetümmel:

„Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und alles, was da lebte, wick ans Ufer;
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht
Und stets den Freunden winkend, rudert' er
Getroßt den Höh'n zu, wo die Quelle sprang.“

Es sei genug des lieblichen Spiels der Worte. Staunend stehen wir vor einer Kunst, die solche Gedanken im Bilde gegenständlich darzustellen weiß und nie aus den Bildern herausfällt. Sie gleichen den funkelnden Perlen in der Krone Kleist'scher Dichtung. —

Kleist's innerer Lebhaftigkeit genügt das nun noch nicht. Um den Weiwörtern die ausdrücklichsste Kraft zu verleihen, stellt er sie nach — so häufig wie kein anderer Dichter. Sein Prinz gesteht: Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust und glaubt in seiner Braut einen Engel zu sehen, mit Himmelskräften, rettenden, begabt.

Er bildet ferner mit Pindarischem Schwung neue Zusammenstellungen und läßt seiner Gedanken Senkblei in alle Tiefe fallen. „Mähnumflossen“ heißt er den Hals des Rosses, den Felsgipfel „waldgekrönt“, sinnentblößt den Kampf. Er spricht von der erzgekeilten Brust, und die Pest zieht mit weitausgreifenden Entsetzensschritten durchs Lager.

Er bezieht ferner im lebendigen Vollgeföhle seines Ichs die Handlung gern auf sich selbst und Kleist's Gestalten thun desgleichen: „Daß keiner einen Laut mir wagt“, herrscht der Greis in Robert Guiskard den Kriegern zu, und Rätchen scherzt mit ihrem Ritter: „Verliebt ja wie ein Käfer bist Du mir“ und bittet die Fehmrichter: „Ihr sollt mir diesen Busen nicht verwirren.“ Dieser sogenannte Dativus ethicus fließt dem guten Kleist nur so aus der Feder, oder richtiger aus seinem stets mitbetheiligten, glühenden Sinn.

Doch wie der lebhafteste Kleist im Leben oft vor der Flut der Gefühle gar nicht zu Worte kommen konnte, so findet auch seine Dichtersprache im Augenblicke der höchsten Leidenschaft keinen Ausdruck. Die stumme Gebärde muß dann sprechen. Groß, unnachahmlich, wirkt dieses Verschweigen einmal im Robert Guiskard. — Eben hat der Greis seine Rede begonnen, da schaut der Normannenherzog sich plötzlich um, wie von einem Untwohlsein erfaßt. Der Greis stockt. Er fürchtet, auch den geliebten Herrscher habe die Pest, die schreckliche, ereilt. Alle ahnen es mit, Frage auf Frage:

Herzogin (leise): Willst Du —

Robert: Begehrt Du —

Abälard: Fehlt Dir —

Herzogin: Gott im Himmel!

Abälard: Was hast Du?

Herzogin: Guiskard! Sprich ein Wort!

Das furchtbare Wort bleibt jedem in der Kehle stecken. Nie sind Gedanken durch Stillschweigen beredter offenbart. — —

Bei vielen Dichtern stützt sich eine derartige lebendige Anschaulichkeit auf eine künstliche, augenblickliche Erregung der Sinne. Bei Kleist geht sie unmittelbar neben einer, aus dem Lebenskern kommenden Wahrschaffigkeit und Wahrheitsliebe, Kleist's schönstem Erbeil. Von Jugend auf ein offener Knabe, mit dem wahren Triebe zum Lernen beseelt, kann er nur diese beiden Gedanken: Wissen und Wahrheit, diese nur mit Heiligkeit denken. Wissen schien ihm das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besizes würdig ist.¹⁾ Das Wissen ward ihm vergällt. Kant trug die Schuld. Kleist drohte, eines von den Opfern der Thorheit zu werden, deren jene Philosophie so viele auf dem Gewissen hat.²⁾ Die Wahrheit blieb ihm treu. Leute, die ihn fragten: „Warum strebst du denn so nach Wahrheit,“ erhielten von ihm die einzige Antwort, die es für ihn gab: „Weil es Wahrheit ist! Aber wer versteht das?“ Darum flieht er die Menschen und mag nur froh in seiner eignen Gesellschaft sein, weil er da ganz wahr sein darf.³⁾

Mächtig drängte es diesen wahrhaftigen Kämpfer zum Lichte. Ja, er pflegte bei der Arbeit sogar ins Licht zu sehen „als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem sein innerstes Wesen begriffen war, sich aufzuklären“. Doch durch das ewige Sehen in das Helle kam er zu jener „traurigen Klarheit“, mit welcher die Natur viele Menschen,

1) Bied. 164.

2) Koberstein S. 52.

3) Das. 49.

die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Ihm aber nannte diese Erkenntnis zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund.¹⁾

Dieses eigne Erschauen der Wahrheit wollte Kleist nun auch in seinen Arbeiten den Mitmenschen vermitteln. Wieder mußte die Sprache herhalten.

Sie wird gezwungen, geschichtliche Vorgänge in älterem Zeitgeschmack wiederzugeben, wird zu langatmigen Sätzen breitgeschlagen, damit man den sogenannten alten Aktenstil heraus hört und völlig sich in den Schein der Wahrheit hineinlebt. Wie täuschend ahmt die Verordnung des sächsischen Fürsten in Sachen des Michael Kohlhaas den Ton der „guten“ alten Zeit nach:

„Wir, Kurfürst von Sachsen, erteilen in besonders gnädiger Rücksicht auf die an Uns ergangene Fürsprache des Doctors Martin Luther dem Michael Kohlhaas, Kofhändler aus dem Brandenburgischen, unter der Bedingung, binnen 3 Tagen nach Sicht die Waffen, die er ergriffen, niederzulegen, behufs einer erneuerten Untersuchung seiner Sache — freies Geleit nach Dresden.“ — —

Darin brachte es Kleist's „arglistige Rednerkunst“ zu solcher Festigkeit, daß allein die äußere Darstellung des Michael Kohlhaas gewiefte Kenner zu dem Glauben bringen konnte, die Geschichte sei einfach den alten Quellen nachgeschrieben. Wohl einen gewaltigen Sieg der Sprache bedeutete es, wenn im Brockhaus'schen Wörterbuch die Geschichte jenes Kofhtamms getreulich nach Kleist's Erzählung als gutverbürgte Wahrheit dargestellt war.

Für keinen Ort paßte Kleist's Wahrhaftigkeit besser, als für die Schaubühne. Hier, wo den Schein größter Natürlichkeit erweckt zu haben, die größte Kunst ausmacht, hier schwamm der Realist Kleist im rechten Wasser. Setzte sich ihm doch jeglicher Vorgang in wirkliche Rede unter den Beteiligten um! Kein Wunder, wenn sich dieser Trieb nach grellster Naturwahrheit auch in das ruhigere Gebiet der „Erzählung“ übertrug. Wir verdanken ihm dadurch den neuen Zweig der sogenannten „dramatischen Novelle“. Was er aber hier erzielt, ist bedeutungsvoll. Was matt klinge im trockenen Tone des Berichterstatters: — belebt, wie Quecksilber, wird es durch die natürlichste Form von Rede und Gegenrede. Wer erinnerte sich nicht des lustigen Reiterstückchens aus dem Freiheitskriege, das ein preußischer Reiter vollführt? Einen Schnaps, einen zweiten, einen dritten trinkt er, während die

1) Koberstein 43.

Franzosen schon ins Dorf einrücken. Kaltblütig holt er seine Peise, schmaucht, zieht vom Leder, bis er endlich auf sie einsprengt, so wahr Gott lebt, auf sie einsprengt, sie angreift, ehe man eine Hand umlehrt alle drei vom Sattel haut, die Pferde aufgreift, damit vorbeisprengt und „Bassa Teremtetem“ ruft und „Sieht er wohl“ und „Abies“ und „Auf Wiedersehen“ und „hoho, hoho!“

Ein atemloses Zwiegespräch zwischen ängstlichem Wirt und diesem Mordkerl ohne Furcht und Tadel, die beide eben darum, weil sie wie wahre Menschen reden, auch wie leibhaftige Menschen vor unserm Auge dastehen.

Und jeder Mitspieler spricht bei Kleist seine eigene Sprache, gleichsam als wenn Kleist jeden einzelnen hätte reden hören. Überall. Nirgends deutlicher als im „Zerbrochenen Krug“. Treuherzig klingen die Worte Evchens, eifersüchtig die ihres Schazes. Wissenschaftlich ernst drückt sich der Gerichtsrat Waltherr aus, zurückhaltend läßt sich der Schreiber vernehmen, biegsam wie eine Schlange weiß sich Adams Zunge durchzuwinden. Standespersonen sprechen standesgemäß; niedere Leute mischen alltägliche Worte ein.

Solche Charakteristik der Handelnden, all' das brachte Kleist's Wahrhaftigkeit im Empfinden, Vorstellen und Wiedergeben durch das Mittel der folgamen Sprache fertig!

Wir haben die Höhe erreicht.

Kleist zerfiel immer mehr mit der „gebrechlichen Einrichtung“ dieser Welt. Er „paßte sich nicht mehr unter die Menschen“, verlor den menschlichen Boden, damit auch die Bedingungen für seine Kunst und Sprache. Wie er selbst sich immer mehr in ein Scheinleben hineinkünstelt, so lebt sich auch seine Sprache in Künsteleien hinein und verfängt sich in ihren eigens gestellten Netzen. Der ruhige, gefehmäßige Satzbau wird gelöst, je mehr sich des Dichters Geist von den Gesetzen der Menschheit löste. Wortverkürzungen erlaubt er sich mit willkürlicher Maßlosigkeit, nur um dem Rahmen der Verse zu genügen. Aus ihrer gewöhnlichen Stelle herausgerissen werden die Worte. Lieblingswendungen, wie gleichviel, just, traun, schau, wird er nicht müde in die Sätze hineinzufluden, dergestalt, daß leicht Ermüdung eintritt und wir mit dem Dorfrichter im „Zerbrochenen Krug“ ausrufen möchten:

„Wer wollte solche Perioden dreh'n!“

Die letzte Stufe der Kunst ist häufig schon die erste zum Verfall. —

Das sind so in großen Zügen die auffälligsten Merkmale der meist so kernigen und körnigen Sprache unseres Heinrich von Kleist, erklärt aus seiner Seele. — Und seltsam. Entfällt dem Zergliederer künstlerischer

Schönheit oft die Hälfte der Freuden, so erschließen sich dem Kleist-Sprachforscher, je mehr er ins einzelne geht, stets neue Genüsse. Er wundert sich wohl über manche Rauheiten, um zugleich den Ausdruck voll bewundern zu müssen, der nie treffender sein kann und dem Gedanken, wie ein passender Rock, schlank anliegt. Und immer welchen urdeutschen Gesinnungen, welchen vaterländischen Gedanken, die uns beruhigen, die uns stärken können:

... Was sorgst Du doch? Dies Vaterland,
Das wird um dieser Regung Deiner Gnade
Nicht gleich zerfällt in Trümmern untergehn.
Das Vaterland, daß Du uns gründetest,
Steht „eine feste Burg“, mein edler Ohm,
Das wird sich ausbauen herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Binnen, üppig, seenhast, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.¹⁾

Des Dichters Eindruck und seiner Sprache Ausdruck decken sich vollkommen.

Wie Kleist sich in großem Stolze ein Jahrtausend vor einem Dichter beugte, der noch nicht da war,²⁾ so werden sich noch Jahrtausende beugen vor diesem deutschen Kleist, vor seiner deutschen Sprache.

Nutzlose Denkübung.

Mitgeteilt von Rudolf Beer in Leipzig.

In der wunderbar lieblichen 5. Aventure des Nibelungenliedes, was Sivrit Kriemhilt älteste ersach heißt es an der Stelle, wo von dem Gottesdienste die Rede ist (Lachmann 300):

Vil kume erbeite Sivrit, daz man da gesanc.

Diese Worte machten meinen Sekundanern neulich weidlich Kopferbrechen. Von dem Vorwörtlein ge war schon gelegentlich einmal die Rede gewesen, auch unsres Hildebrand treffliche Arbeit wohl erwähnt worden, die beiden Hauptbedeutungen des ge beim Zeitworte — das Gemeinsame oder das Fertige, Abschließende einer Handlung — waren also bekannt. Was will nun der Dichter sagen mit seinem: „Siegfried konnte es kaum erwarten, daß man gesang“?

Ein Schalk meinte zuerst, Siegfried werde seinen Platz doch nicht allzu fern von der Geliebten seines Herzens genommen haben und habe

1) Prinz v. P. 4, 1.

2) Koberstein S 90.

sich gefreut auf den Augenblick, wo er ihr liebliches Stimmllein vernehmen werde.

Gleich war ein anderer bei der Hand mit der verwandten, aber weniger zarten Erklärung: Siegfried hatte vielleicht selbst eine kraftvoll schöne Stimme und wollte sie gern vor der Kriemhild hören lassen.

Ich sagte: Ihr geht von der Annahme aus, daß, wie heutzutage, ein Orgelvorspiel dem Gemeindegesang vorausgegangen sei. Das ist wohl wenig wahrscheinlich.

Nun trat ein Musikalischer, ein Alumnus unsrer Thomasschule, auf mit der Deutung: Siegfrieds Herz war so voll inneren Jubels über das Glück, das ihm zu teil geworden war dadurch, daß er der holden Jungfrau näher treten durfte, darum sehnte er sich danach, dieser Empfindung Luft zu machen in schallendem Gesange.

Ich gab meiner Verwunderung über dieses eindringliche Verständnis solch zarter Herzensregungen scherzend Ausdruck, und errötend setzte sich der Jüngling.

Was liegt denn am allernächsten für die Erklärung? was konnte Siegfried kaum erwarten? Antwort: das Ende des Gottesdienstes. Nun, natürlich; also auf welches Lied bezieht sich der Ausdruck? Auf das gemeinsame Schlußlied. Richtig; eine Handschrift giebt auch den Gedanken so, daß man die Erklärung gar nicht erst zu suchen braucht (D):

Vil kume erbeito stirit daz man die messe sanc.

Aber der vorher beschämte Sänger wollte sich doch noch nicht zufrieden geben. Kann man denn nicht, fragte er, meine Auffassung damit vereinigen? Siegfried konnte den Schlußvers kaum erwarten, den sang er so recht aus Herzensgrunde noch mit, freilich wohl auch mit dem Gedanken: Nun ist die Kirche gleich aus, dann darfst du wieder neben der Minniglichen gehen, zugleich aber auch, weil dies Singen ihm zum Ausdruck seiner seligen, dankerfüllten Stimmung diene. Das scheinen mir die folgenden Worte sagen zu wollen:

er mohte sinen saelden immer sagen danc,

daz im diu was sô waoge, die er in herzen truoc.

Das wies ich denn nicht zurück, sondern meinte: Dem Sinn unsrer Stelle thun wir mit dieser Auslegung, mag sie immer auch eine Unterlegung sein, keinesfalls unrecht.

Betrachtungen über Handbücher zur Litteraturkunde.

Mit besonderer Beziehung auf Kluge, Auswahl deutscher Gedichte.

Von **Oskar Erdmann** in Breslau.

Jedermann kennt Kluges Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Ich hätte wohl einiges an diesem weitverbreiteten Hand- und Schulbuche auszusprechen. Ich wünschte, daß sowohl für die älteren als für die jüngeren Perioden mehr Rücksicht auf die neueren Ergebnisse der Sprach- und Litteraturforschung genommen wäre, als es auch in der letzten, achtzehnten Auflage (1887) geschehen ist. Ich wünschte im pädagogischen Interesse noch manches Urtheil entweder vertieft oder ganz fortgelassen, das zu altklugem Absprechen über die Litteraturwerke noch vor eigener Kenntnis derselben wenigstens verleiten kann. Ich wünschte namentlich auch, daß der Stil durchweg und in allen Einzelheiten so musterhaft wäre, wie es sich für ein Schulbuch ziemt. Aber wenn ich solche Ausstellungen und Wünsche — die ich vielleicht ein anderes Mal genauer zu begründen Gelegenheit finde — hier andeute, so füge ich ausdrücklich hinzu, daß nach meiner Meinung das Buch durch die geschichtliche Begrenzung und Anordnung des Stoffes und durch die für die Sache erwärmte und erwärmende Darstellung seine große Verbreitung allerdings verdient, und daß ich, wo Schülern oder Schülerinnen höherer Lehranstalten ein besonderer Leitfaden der Litteraturgeschichte in die Hände gegeben werden soll, keinen besseren empfehlen kann.

Namentlich dann wird man im Tadel gegen das verdienstvolle und auf gründlicher Arbeit beruhende Buch vorsichtig sein, wenn man Gelegenheit hat, sich von der Beschaffenheit so vieler Hilfsbücher zur Litteraturkunde zu überzeugen, die weniger an Gymnasien, als an Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, Mädchenschulen, Mittelschulen massenhaft verbreitet sind. Sie verdanken ja einem an sich sehr aner kennenswerten Drange ihr Dasein. Deutschland ist nicht nur, wie Graf Strachwitz

„Land des Rechtes, Land des Lichtes,
„Land des Schwertes und Gedichtes“ —

es ist auch das gelobte Land der Litteraturgeschichte; es ist das Land, in welchem der Begriff der Nationallitteratur am frühesten und am tiefsten erfaßt worden ist. Deshalb können wir ja froh sein, daß der Wunsch, von der geschichtlichen Entwicklung unserer Nationallitteratur etwas zu wissen, bei uns in so weiten Kreisen sich regt, wie bei keinem anderen Volke. Aber zur Befriedigung dieses Wunsches müßten der

lernenden Jugend, und namentlich auch den Zöglingen beider Geschlechter, die später selbst lehren sollen und wollen, gediegenere Hilfsmittel geboten werden, als es sehr häufig der Fall ist.

Die Entstehungsgeschichte dieser massenhaft auftauchenden Hilfsbücher ist leicht zu durchschauen. Einen alten Seminardirektor reizt es, die Auszüge und Präparationen, die er sich zu seinen Litteraturstunden in langen Jahren, oft sehr ungleichmäßig, gemacht hat, zusammen gedruckt zu sehen. Unter einem stolz-bescheidenen Titel („Handbuch der deutschen Litteratur“, „Leitfaden der Geschichte der deutschen National-litteratur“ u. s. w) stellt er sie zusammen — ein betriebjamer Verleger findet sich — Schulvorsteherinnen kommen dem „aus reicher pädagogischer Erfahrung hervorgegangenen“ Buche mit gläubiger Verehrung entgegen. Ober auch ein jüngerer strebsamer Rektor einer Mittelschule erweitert zunächst wißbegierig seine eigenen Litteraturkenntnisse durch Lektüre verschiedener Werke, die in seine Hände fallen. „Was er gestern gelernt, das will er heute schon lehren“ — nicht nur in mündlichem Vortrage, nein, auch als Schriftsteller. Und auch er giebt ein „Litteraturkundliches Lehrbuch“ heraus auf Grund seiner vergleichenden Studien, denn gewöhnlich schreibt er mehr als ein Buch aus. Da stehen denn herrliche Darstellungen „nach Scherer und Höfer“, „nach Vetter und Scherer“, „nach Tiegs und Barthel“, „nach Hettner und Weber“, „nach Kurz und Strackerjan“, wie mit liebenswürdiger Offenheit angegeben wird. Und wie schön nach Gedankeninhalt und Stil sind die kürzeren eingestreuten Abschnitte, in denen der Verfasser in eigener Rede die Ergebnisse seiner Studien zusammenfaßt! Einige Beispiele — nicht etwa von mir erfunden, sondern aus drei in neuester Zeit erschienenen Lehrbüchern genommen, von denen zwei hier in Breslau eingeführt sind: „Dem sonst so friedfertigen Manne (Paul Gerhardt) erlaubte als strenger Lutheraner sein Gewissen nicht z.“ „Fleming beschrieb in Versen eine Reise, die ihn als Mitglied einer Gesandtschaft nach Persien führte, zeichnete sich aber besonders durch einige Lieder aus.“ „Herbers äußeres Leben ist ohne sehr bemerkenswerte Ereignisse verfloßen.“ „Goethe und Schiller geißelten in den Kenien die schlechten Dichter ihrer Zeit und wetteiferten im Balladenjahre (1797) in dieser Dichtungsgattung.“ Und nach Lektüre von Scherers Litteraturgeschichte S. 581 wird Schillers Leben mit den gewichtigen Sätzen eröffnet: „Schiller war kein Götterliebting. Am 10. November 1759 wurde er zu Marbach, einem kleinen am Neckar gelegenen Städtchen Württembergs geboren.“ Ein anderer Autor bezeichnet in einer Übersicht der Poetik das Sonett, das Ritornell und das Ghafel als „Ode im weiteren, mehr formalen Sinne“!

Rehren wir nach einer solchen mehr beschämenden als ergötzlichen Abschweifung zu Kluge zurück, so sind wir um so mehr geneigt, seine

Leistungen nach Verdienst zu würdigen. Und ganz besonderen Beifall verdient die Gedichtsammlung, welche er als ergänzendes Hilfsmittel seiner Literaturgeschichte hat folgen lassen. Sie ist mir erst in der dritten, soeben erschienenen Auflage bekannt geworden.¹⁾

Gedichtsammlungen — allein oder in Verbindung mit einer Auswahl von Prosa-Stücken — sind wohl an allen Mittelschulen, Mädchenschulen, Seminaren im Gebrauch. Auf Gymnasien werden sie oft nur bis Obertertia regelmäßig benutzt. Ich habe stets die Meinung vertreten, daß sie auch für Sekunda und Prima ein Hilfsmittel des Unterrichts bilden, das durch kein anderes ersetzt werden kann. Manche Kollegen und Direktoren haben mir widersprochen, weil sie überhaupt keine Vermehrung der Lehrmittel wünschten; es waren auch Herren darunter, denen ein dickes Geographiebuch und drei verschiedene Atlanten für einen Sekundaner nicht zu viel war. Ich glaube, daß diese Rücksicht für den deutschen Unterricht, wenn wirklich vorzügliche und handliche Sammlungen zu billigem Preise zugänglich sind, nicht maßgebend sein darf. Andere waren dagegen, weil die gründliche und dauernde Ausnutzung einer durch beide oberen Klassen fortgeführten Chrestomathie für den hastigen Flug ihrer pädagogischen Gedanken ein viel zu niedriges Ziel war. Es wurde mir namentlich der Satz entgegengehalten: Schüler der oberen Klassen müssen die Werke der Klassiker selbst unverkürzt studieren. Es fällt mir nicht ein, das für die schönsten Dramen oder für „Hermann und Dorothea“ bestreiten zu wollen; für Werke, wie Klopstocks Messias, auch für Lessings Laokoon und Dramaturgie, selbst für Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ weise ich den Gedanken einer guten Auswahl, wie sie jetzt mehrfach versucht worden ist, durchaus nicht ab. Aber für die kleinen Gedichte ist jener Satz nichts als eine tönende Phrase, die nur höchst verderblich wirken kann. Es sind doch zunächst auch von den großen Klassikern nicht alle Gedichte für die Jugend gleich wertvoll; und es ist Schülern bei dem immer mehr anschwelenden Umfange der Gesamtausgaben und der noch immer wechselnden Anordnung einfach nicht möglich, sich in Gesamtausgaben zurechtzufinden, selbst wenn sie ihnen leicht zugänglich sind. Suche einmal jemand in drei verschiedenen Ausgaben von Goethes Werken sich nur etwa die Gedichte: Hans Sachsens poetische Sendung — Ilmenau — die Elegie „Hermann und Dorothea“ — Epilog zu Schillers Glocke zusammen;

1) Dr. Hermann Kluge, Auswahl Deutscher Gedichte. Im Anschluß an die Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 66 Porträts in Holzschnitt. Altenburg, Oskar Bonde. 1887. VIII und 619 Seiten Groß-Octav. Preis: 3 Mark.

wenn er das erste Mal weniger als eine Stunde Zeit braucht, so kann er von Glück sagen. Ich habe es erlebt, mit welcher Hast und Angst oft noch zwei Minuten vor Beginn der Lehrstunde die Schülerbibliothek nach diesem oder jenem Gedicht durchsucht wurde. Und dann zweitens sind es doch auch für die oberen Klassen nicht Goethe und Schiller allein, deren Gedichte für den Schüler wertvoll sind. Sämtliche 229 Oden Klopstocks braucht kein Primaner zu sehen, auch nicht die 120, welche Dünker, oder die 107, welche Hamel ausgewählt hat. Aber wenn er — was thatsächlich infolge jenes Grundsatzes auf manchen Gymnasien vorkommt — keine Ode von Klopstock jemals selbst gelesen hat, nicht den „Zürchersee“, nicht „an Ebert“, nicht „die beiden Musen“ u. s. w., so wird ihm ein reicher Schatz von Bildung und Genuß in dem Alter vorenthalten, welches das empfänglichste dafür ist. Nun wende man daselbe auf Herder und auf Bürger und auf die Göttinger Lyriker und auf Platen und auf Rückert und auf Geibel und auf viele andere an, und man wird zu der Einsicht kommen: eine gute Auswahl ist unentbehrlich.

Ich habe nach einer solchen beim Unterricht von Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten lange gesucht ohne eine mich allseitig befriedigende zu finden. Der letzte Band des Lesebuches von Hopf und Paulsiek z. B. ist gut angelegt, aber zu dürftig ausgestattet. Ehtermeyer giebt zu viele überhaupt nicht, oder nicht für die oberen Klassen passende Gedichte, außerdem in schwer begreiflicher Anordnung. Das alte Buch von Gödeke „Elf Bücher deutscher Dichtung“ (1849) ist für gelehrte Zwecke noch immer ausgezeichnet, nicht für den Schulgebrauch. Wolfs poetischer Hauschatz (28. Auflage von Oltrogge. 1884) ist vortrefflich, aber allzu umfangreich und teuer. Unter allen mir bekannt gewordenen Sammlungen gebe ich für den bezeichneten Zweck dieser Auswahl von Kluge den Vorzug.

Sie ist streng auf kürzere Dichtungen beschränkt, deren jede ein abgeschlossenes Ganzes bildet; sie enthält keine Auszüge und keine Bruchstücke. Es sind im ganzen 681 Gedichte von 81 Dichtern. In der Abgrenzung der Zeit zeigt sich bei aller gebührenden Achtung vor der klassischen Dichtung und ihren Vorläufern ein modernerer Zug, als man es sonst in Sammlungen zum Schulgebrauch gewöhnt ist. Das Hauptgewicht liegt noch auf der Blütezeit des 18. Jahrhunderts, besonders auf Klopstock, Goethe, Schiller und ihren bedeutendsten Zeitgenossen; aber neben ihnen erscheinen einerseits ältere Dichter mit solchen Gedichten, die auch unserer Zeit leicht nahe zu bringen sind und nahe gebracht zu werden verdienen, andererseits ist auch die Dichtung unseres Jahrhunderts in umsichtiger und bis auf die allerjüngste Zeit herabreichender

Auswahl der Jugend zugänglich gemacht.¹⁾ Also ist das 17. Jahrhundert nur durch gut gewählte Sinngebichte des alten Friedrich von Logau vertreten; aus dem 18. erscheinen z. B. Haller (Trauerode) und Hagedorn (Seifensieder) nur mit je einem, Gellert mit fünf Gedichten (darunter auch der im Dezember 1760 vor Friedrich dem Großen vorgetragene „Maler“), Bürger mit acht, Schubert mit drei u. s. w. Aber es fehlt nicht Lichtwergs Erzählung „Die seltsamen Menschen“, für Lessings Biographie sehr wünschenswert; nicht Seumes „Canadier“, nicht Matthijßons „Abelaide“, das reizendste Beispiel zur Erläuterung des sapphischen Odenmaßes, das ich in großen Sammlungen wie Gödke's „Elf Bücher“ und Wolffs „Poetischer Hausschatz“ vergebens gesucht habe. Aus der Zeit der Romantik und der Befreiungskriege wird man keinen bedeutenden Namen vermissen; aus neuerer Zeit treten nicht nur Freiligrath und Herwegh, nicht nur Mörike und Reinick, Grün und Lenau, sondern auch Geibel und Bodenstedt und Dingg, und aus allerneuester Zeit Rudolf Baumbach und Martin Greif mit bezeichnenden Proben ihrer Dichtung auf; auch die vaterländische Dichtung seit 1870 ist würdig vertreten. Es fehlen manche Gedichte, die überall schon im kindlichen Alter gelernt werden (z. B. Uhlands „Einkehr“); wohl aber ist für die wirklich reifere Jugend vorzüglich gesorgt. Durchweg giebt Kluge nur solche Gedichte, die an sich wertvoll sind; aber zugleich mit besonderer Rücksicht auf das, was für Erkenntnis der Litteraturgeschichte und der dichterischen Form wichtig und lehrreich ist. Namentlich sind auch aus neuerer Zeit mehrere Dichtungen litterarischen Inhalts²⁾ aufgenommen, wie die schönen Gedichte von Ebert und Geibel auf Uhland, von Freiligrath auf Berthold Auerbach u. a. Für Sonett, Stanze, Terzine; für Ritornell, Sestina, Ghafel findet man musterhafte Proben. Bei aller Mannigfaltigkeit des Inhaltes und bei voller Rücksicht auf den

1) Diese Abgrenzung stimmt sehr gut zu den bei Eröffnung dieser Zeitschrift empfohlenen Grundsätzen; vergl. Absatz 4 des Planes am Anfange des ersten Heftes vom Jahrgang 1887.

Für die Kenntnis der älteren deutschen Dichtung muß durch andere Hilfsmittel gesorgt werden. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß an eine Auswahl von Dichtungen aus der mittelhochdeutschen Blütezeit Proben von Luther und Hans Sachs gereicht würden — nicht als Anfang einer neuen, sondern als Abschluß der alten Litteraturenwicklung. Alle diese Dichtungen sind natürlich nur im Original oder, wo dies nicht angeht, in schlichter Prosaübertragung mitzuteilen. Alle „Umdichtungen“ und „Nachdichtungen“ in neuhochdeutschen Versen sind Fälschungen, wenn sie den Anspruch erheben, den Eindruck der Originale wiederzugeben; für die Schule sind L. Freytags Nibelungenlied und Gudrun noch am besten zu verwenden.

2) Auf die schöne und sehr reichhaltige Sammlung solcher Dichtungen von Jmelmann (Deutsche Dichtung im Liede. Berlin, Weidmann 1880) sei hier beiläufig aufmerksam gemacht.

Zweck, daß die Eigentümlichkeit des einzelnen Dichters an charakteristischen Proben hervortrete, ist doch alles vermieden, was aus ästhetischen oder sittlich-religiösen Gründen begründete Bedenken erregen könnte. Humoristische Gedichte sind sparsam, platte Späße (Langbein!) gar nicht aufgenommen. Auch hat Kluge es mit Recht unterlassen, der Vollständigkeit wegen Proben von Geschmacksverirrungen als abschreckende Beispiele abzdrukden, wie sie in manchen älteren Sammlungen etwa aus der zweiten schlesischen Dichterschule oder aus Gottscheds Kreise oder auch aus der verworrenen Zeit des „jungen Deutschland“ bisweilen allzureichlich mitgeteilt wurden.

Entbehren möchte ich deshalb aus den von Kluge gebotenen Gedichten nur wenige. Ich meine z. B., daß acht „geharnischte Sonette“ Rückerts zu viel sind. Für gute Verse wird doch diese im Ausdruck und Reim furchtbar gekünstelten Produkte jetzt niemand mehr erklären¹⁾, und zur Würdigung der vaterländischen Gesinnung und der litterargeschichtlichen Bedeutung genügen auch zwei oder drei. Auch würde ich persönlich auf Fritz Reutersche Poesien — sowie auf jede Dialektdichtung — in einem Schulbuche gern verzichten; doch weiß ich, daß es auch darin verschiedene Geschmacksrichtungen giebt.

Nur mit einer gewissen Scheu mache ich bei einer Sammlung, die so planvoll angelegt ist, und bei der aus praktischen Gründen ein allzu großes Anschwellen sorgsam vermieden werden muß, Vorschläge zur Erweiterung durch Aufnahme neuer Stücke.

Soll der alte Logau wirklich der einzige Vertreter des 17. Jahrhunderts bleiben? Daß Kluge auf Proben aus Opitz und Fleming verzichtet hat, begreife ich vollkommen; bei der alphabetischen Anordnung hätte sich der erste zwischen Novalis und Platen, der zweite zwischen Feuchtersleben und Fouqué fremdartig ausgenommen. Und daß Paul Gerhards Dichtungen, wie überhaupt alle eigentlichen Kirchenlieder, fehlen, erkläre ich mir aus Rücksicht darauf, daß durch Schul- und Gemeindegesangbücher für Erhaltung derselben jetzt überall mit erneuter Sorgfalt gewirkt wird. Aber Simon Dach (dessen „Mnchen von Tharau“ bei Herder unter den „Stimmen der Völker“ mitgeteilt ist) hätte doch wenigstens mit seinem treuherzigen Liebe erscheinen können: „Der Mensch hat nichts so eigen!“ Und einige Gedichte von J. Chr. Günther („Endlich bleibt nicht ewig aus“, „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit“) würde ich ebenfalls aufgenommen wünschen, — sei es auch nur, damit das ewig wiederholte Urteil Goethes über ihn einigermaßen begründet erscheine.

1) Wem dies Urteil zu hart erscheint, der versuche es einmal, irgend eines derselben Schülern oder Schülerinnen verständlich vorzulesen.

Klopstocks Ode „An des Dichters Freunde“ würde ich aus vielen Gründen lieber in der ältesten Gestalt von 1747 sehen als in der spätesten („Wingolf“), wenn Kluge sich nicht hier einmal ausnahmsweise dazu entschließt, beide Fassungen mitzuteilen. Von Herder könnte noch hinzugefügt werden die schöne Elegie: Der Tod (ein Gespräch an Lessings Grabe). In der Auswahl aus Goethe vermisse ich den „Wanderer“ sehr ungern, obwohl ich weiß, daß dieses Gedicht jugendlichen Lesern schwer in seiner vollen Schönheit zum Verständnis zu bringen ist; entschrieben zur Aufnahme empfehlen möchte ich die „Seefahrt“ wegen der lehrreichen Beziehung auf Goethes Leben. Ferner die „Zueignung“ des Faust; sie ist freilich nur bei einiger Bekanntschaft mit der Fausttragödie und ihrer Entstehungsgeschichte ganz zu verstehen, aber gerade deshalb ist sie ein reizvoller Gegenstand für Erläuterung sowie für hingebende Lektüre, die auf Grund solcher Kenntnis sehr wohl den in sich abgeschlossenen Gedankengang dieses wundervollen lyrischen Gedichtes begreifen und darlegen kann. Endlich dürfte das Sonett „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben“ nicht fehlen, zumal die Sammlung nur ziemlich wenig Beispiele dieser litteraturgeschichtlich so merkwürdigen Strophenform enthält.

Bei A. W. Schlegel, dessen fortwirkende Bedeutung doch hauptsächlich in seiner Formgewandtheit besteht, würde ich an die ausgezeichnete Beschreibung des Sonetts („Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder“) gern noch angereicht sehen die des Jambus („Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos“) und die des Hexameters („Gleich wie sich dem, der die See durchschiffet z.“), deren aufmerksame Lektüre vielleicht manchen der neueren Verächter des deutschen Hexameters zu vorurteilsloserer Auffassung bekehren könnte.

Von Platen will ich zwar nichts von den nur ihrer Zeit angehörenden polemischen Ausfällen der Litteraturkomödien, in denen Lesebücher und Sammlungen aus den vierziger Jahren schwelgten, mitgeteilt sehen; aber wohl verdienen die aus ihnen sich entwickelnden verheißungsvollen positiven Stellen fort und fort erhalten zu werden (Verhängnisvolle Gabel I: „Weltgeheimnis ist die Schönheit“; III: „Wen die Natur zum Dichter schuf“, und namentlich die poetische Litteraturgeschichte am Schlusse des romantischen Debüts: „Seit ältester Zeit hat hier es getönt z.“).

Bei Graf Strachwitz wird jeder gern die „Germania“ finden — wenn auch vielleicht mit Auslassung einiger Strophen. Endlich aus der allerneuesten Zeit ist ein besonders geeignetes Gedicht von Hermann Ringg die „Rede des Demosthenes“, die mir, als sie eben in der „Gegenwart“ (1881 oder 1882) abgedruckt war, zur Ausfüllung einer plötzlich hereinbrechenden Vertretungsstunde in Prima sehr gelegen kam. Und endlich könnte wohl von Felix Dahn wenigstens eine oder die

andere Ballade Aufnahme finden; vielleicht am besten der Gesang der Goten aus dem von Kluge in der Litteraturgeschichte mit Recht gerühmten „Kampf um Rom“ („Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt“).

Durch Aufnahme dieser Dichtungen würde das Buch nur um wenige Seiten vermehrt, der ursprüngliche Plan nicht verändert werden. Ich habe noch einen anderen Wunsch, dessen Erfüllung bei nur geringer Erweiterung des Planes eine höchst wertvolle Ergänzung des Stoffes bieten würde. Von Lessing und Herder müßten einige Probadichtungen aufgenommen werden; von dem ersten Fabeln, die in ihrem bildenden Werte für jung und alt noch lange nicht genug gewürdigt sind, von Herder „Paromythien“ (namentlich: „Nacht und Tag“, „Der sterbende Schwan“). Erst durch Zugabe dieser anmutigen kleinen Kunstwerke würde die Eigentümlichkeit beider Dichter in volleres Licht gesetzt werden. Den Titel des Buches brauchte Kluge deshalb nicht zu ändern; denn kein Verständiger wird bestreiten, daß das auch „Gedichte“ sind.

Ich gestatte mir an dieser Stelle gleich noch einen Vorschlag zu machen, durch dessen Ausführung Herr Professor Kluge und der Verleger ihre Verdienste um die Bildung unserer Jugend noch wesentlich erhöhen könnten. Ich meine die Ergänzung des vorliegenden Buches durch ein ähnliches, nach gleichen Grundsätzen angelegtes, von gleichem Umfange mit musterhaften und zugleich für die Litteraturgeschichte wichtigen Prosastücken. Welchen Gewinn gegenüber der zerstreuten Viellelerei das wiederholte Lesen eines festen, kleinen Kreises von guten, in sich abgeschlossenen Prosastücken auch für die Ausbildung des eigenen Stiles bietet, wie namentlich auch das Auswendiglernen solcher Stücke fördert (es ist schwieriger, aber noch bildender als das Lernen von Versen), das wird wenigstens an den Gymnasien nach meiner Beobachtung jetzt allzusehr verkannt.¹⁾

Nach dieser Abschweifung berichte ich weiter über die Einrichtung des vorliegenden Buches. Angeordnet sind die Gedichte alphabetisch nach den Namen (bezieht sich Pseudonymen) ihrer Verfasser. Wem das etwa verwunderlich erscheint, der bedenke, wie schwierig es ist eine Einteilung nach Gattungen oder eine geschichtliche Gruppierung wirklich durchzuführen, und wie sehr bei dem weiten Spielraum, den in beiden Fällen die subjektive Auffassung des Einzelnen behält, ein rasches Auffinden erschwert wird. Außerdem sind in dem Klugeschen Buche doch nicht so verschiedenartige Stücke vereinigt, wie es z. B. bei der ebenfalls alphabetisch geordneten achtbändigen „Encyclopädie“ des seligen D. L. B.

1) Sehr schöne Anregungen nach dieser Seite hin, sowie eine gute Auswahl kürzerer Musterstücke bietet neben anderen für den Lehrer von Prima sehr brauchbaren Dingen Reichardt, Logik, Stilistik und Rhetorik. Leipzig, Sahn, 1877.

Wolff der Fall war. Ich kann daher diesen Gedanken nur einen sehr glücklichen nennen. Bei dem Namen jedes Dichters ist auf den betreffenden Paragraphen der „Litteraturgeschichte“ verwiesen, aus der sich jeder über den geschichtlichen Zusammenhang unterrichten kann.

Citate aus erläuternden Schriften sind bei vielen Gedichten angegeben. Ausdrückliche Warnungen vor schlechten und irreführenden Erläuterungen finde ich nicht; daß solche Warnungen oft sehr notwendig sind, weiß jeder, der die betreffende Litteratur genauer kennt. Der beste Erklärer wird immer der Lehrer sein, der nach früherer litteraturgeschichtlicher, grammatischer und philologischer Schulung sich frei mit Liebe und Behagen selbständig in die Werke des Dichters hineinarbeitet ohne allzuviel nach den Erläuterern zu fragen.

Nur bei einem Teile der Gedichte ist das Jahr der Abfassung angegeben. Es wäre wünschenswert, daß dies bei allen größeren Gedichten, sowie bei den zusammenhängenden Gruppen der kleineren (Sprüche u. a.) geschähe, und daß auch da, wo das Jahr nicht genau feststeht, wenigstens eine annähernde Zeitangabe gesetzt würde.

Eine sehr dankenswerte Zugabe sind die Bildnisse, die bei 66 der 81 Dichter dem Druck der Dichtungen vorangestellt sind. Es sind gut ausgeführte Holzschnitte, häufig (z. B. beim alten E. M. Arndt, bei Matthias Claudius u. a.) sehr geeignet, zur Charakteristik der Dichterpersönlichkeit mit benutzt zu werden. Die Bildnisse Goethes und Schillers ragen, wie es recht ist, durch Ausstattung und Ausführung hervor. Hier hätte ich nur noch den Wunsch, daß entweder bei jedem einzelnen Bilde oder in einem zusammenhängenden Verzeichnisse (wie bei den schönen Abbildungen in der Litteraturgeschichte von H. Kurz) die Quelle, aus der das Bildnis stammt, sowie das Jahr der Herstellung möglichst genau angegeben werde. Es ist doch nicht gleichgiltig, ob ich den Goethe von 1776 oder den von 1832 sehe.¹⁾

1) Auf S. 76 ist in der fünften Strophe des schönen Gedichtes von Freisigrath im Druck eine Zeile ausgefallen.

Daß in dem Buche einigemal (nicht überall) zum flexionslosen Adjektiv ein Apostroph gesetzt ist (S. 134 all' mein Wohl, 150 ein hübsch' Leben), ist eine scheinbar unbedeutende Einzelheit, aber eine so häßliche, daß man auf ihre Beseitigung dringen muß. Natürlich darf ein Apostroph nur stehen, wo in einem Worte ein sonst gesprochener Vokal ausnahmsweise unterdrückt wird (d'ran, heil'ge, 'ne, lang' ist's her). Wenn die Grammatiker des preußischen Regelbuches für die Rechtschreibung (§ 28) den Apostroph auch setzen, um den Genetiv von Eigennamen zu bezeichnen, die keine besondere Genetivform bilden und deshalb nach gutem Sprachgebrauch auch überhaupt nicht ohne Artikel oder Pronomen im Genetiv gebraucht werden dürfen (Woh' Luise; richtiger: Wohens Luise, Luise unseres Woh, Luise von Woh!), so ist das eine tabelnswerte Verwendung desselben Zeichens für einen ganz anderen, an sich außerdem schlechten Zweck. Aber mit dem flexionslosen Adjektiv hat auch dies nichts zu schaffen; über dieses sind hoffentlich alle Gelehrten einig.

Mein Schlussurteil über Kluges Auswahl deutscher Gedichte lautet also: Sie ist ein vorzügliches Buch für Schule und Haus, sehr geeignet für die oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, ebenso aber auch für die der Mädchenschulen und Seminare. Und weil sie ohne Streben nach falscher Volkstümlichkeit durchweg kräftige und gesunde Nahrung für Geist und Gemüt bietet, so ist auch Lehrern und Zöglingen der Mittel- und Volksschulen ihr Gebrauch durchaus zu empfehlen. Hoffentlich trägt sie dazu bei, daß in teilnahmevollem Genuße unserer nationalen Dichtung sich verschiedene Bildungskreise und Bildungsstufen mehr berühren und vereinigen, als es bisher möglich gewesen ist.

Einige Worte über die deutsche Sprache in Bezug auf die norwegische.

Von **Hedevig Lysholm**, Hardanger (Norwegen).

Zur Einführung. Seit vielen Jahren hat der Unterzeichnete die Freude gehabt, eine Reihe norwegischer Damen, welche nach Dresden, gewöhnlich mit sehr guten Vorkenntnissen, kamen, um sich im Deutschen zu vervollkommen, in unserer gewiß nicht leichten Sprache zu unterweisen. Während dieser gemeinsamen Studien wies Unterzeichneter die Damen wiederholt auf eine Reihe von Aufgaben hin, die sich bei der Vergleichung deutscher und norwegischer Spracheigentümlichkeiten gleichsam von selbst aufdrängten und zu eingehenderer Bearbeitung einluden. Die folgende kleine Abhandlung ist eine auf solche Anregung hin entstandene, übrigens völlig selbständige Arbeit, welche, abgesehen davon, daß sie ein ganz neues Gebiet uns nahe führt, für uns auch dadurch anziehend wirkt, daß sie uns zeigt, wie trefflich die Norwegetin unsere Sprache handhabt.

Wilhelm Scheffler.

Diese beiden Sprachen sind so nahe verwandt, daß man glauben sollte, es wäre dem Norweger durchaus nicht schwer, deutsch zu lernen. Es zeigt sich auch in der That, daß er sehr bald deutsch versteht, dazu braucht er fast gar keine Vorkenntnisse; aber die deutsche Sprache zu sprechen, das heißt gut zu sprechen, bietet ihm große Schwierigkeiten dar. Eben weil so viele Wörter ähnlich klingen, ist er sehr geneigt, die norwegischen ein wenig zu verdeutschern; gelingt dies auch bisweilen, so hat dies Mittel doch nicht immer ein gutes Resultat. Doch das sind Fehler, deren sich hauptsächlich der Anfänger schuldig macht; schlimmer ist es, wenn man auf das Gebiet der Grammatik kommt, denn hier

giebt es nicht viele Anknüpfungspunkte. In der deutschen Sprache giebt es drei Geschlechter, in der norwegischen bloß zwei, in der deutschen sind vier Kasus, in der norwegischen hat bloß der Genetiv eine verschiedene Form, ferner bleibt im Norwegischen das Zeitwort in allen Personen in Einzahl und Mehrzahl unverändert. Wenn auch die Dekkination der Zeitwörter keine schwierige ist, so fällt es doch im Sprechen dem Norweger manchmal schwer, sich zu erinnern, das Zeitwort in die Mehrzahl zu setzen, besonders wenn Subjekt und Prädikat weit voneinander getrennt sind. — Wenn auf deutsch das Prädikat in einem Relativsatze sich nach dem relativen Pronomen richtet, so ist im Norwegischen das nicht der Fall, hier richtet sich das Prädikat vielmehr nach dem Worte, worauf das relative Pronomen sich bezieht; deshalb würde der Norweger folgendes Beispiel: „Du, der sich geliebt glaubte“, so konstruiren: „Du, der Dich geliebt glaubtest.“ Hierzu sei noch die Bemerkung hinzugefügt, daß der Norweger leichter als der Deutsche ins Präsens übergeht.

Eine von den Hauptschwierigkeiten liegt aber in dem Gebrauch von Dativ und Akkusativ. In jeder norwegischen Grammatik über die deutsche Sprache stehen die Präpositionen aufgezählt, welche den Akkusativ, diejenigen, welche den Dativ und jene, welche den Akkusativ und Dativ regieren; diese letzten sind es, die uns fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten. Die Hauptregel lautet: Der Dativ wird gebraucht in dem Sinne von Ruhe und Verweilen, auf die Frage wo? wann? Der Akkusativ, wenn eine Bewegung oder Richtung nach etwas hin stattfindet, auf die Frage wohin? Das läßt sich leicht in den folgenden Beispielen verstehen: Ich sitze auf dem Stuhl und: Ich setze mich auf den Stuhl; warum es aber heißt: „Das Tischtuch hängt über den Tisch“, ist nicht leicht zu fassen. Kein Norweger wird in diesem Satze eine Bewegung spüren. Man muß in diesem Falle sich damit zufrieden geben, daß der Sprachgebrauch den Akkusativ verlangt, oder zur Not läßt es sich damit erklären, daß die herabfallenden Zipfel des Tuches nach dem Fußboden hin fallen, also eine Richtung anzeigen. Es gilt hauptsächlich in schwierigen Fällen, wo die Fragen wo? oder wohin? nicht genügen den logischen Sinn zu beleuchten; der Deutsche hat nur zu fragen wem? oder was? Es ist aber das ein Hilfsmittel, von dem nur diejenigen Nutzen haben, denen die Antwort im Ohre liegt.

Bei dem Erlernen der Sprache muß man den Schüler darauf aufmerksam machen, daß man den Akkusativ gebraucht, wenn es heißen soll, daß einmal eine Bewegung gemacht worden ist, um den jetzigen Zustand hervorzubringen, wie in den folgenden Sätzen: „An das Krankenlager gefesselt sein“, „Die Hand zum Schutze vor die Flamme halten“. Als

eine Erleichterung für den Schüler könnte man auch die Regel aufstellen, daß über und auf in übertragenem Sinne den Akkusativ regiert.

Man sagt: Über jemanden sprechen, Über eine Sache entzückt sein, Über eine Sache klagen, Sich auf eine Sache freuen, Etwas bezieht sich auf eine Sache u. s. w.

Ein speziell norwegischer Fehler ist wohl das Verwecheln der Hilfszeitwörter. Im Deutschen unterscheidet man viel scharfer zwischen den verschiedenen Hilfszeitwörtern, deshalb ist der Norweger geneigt, müssen anstatt dürfen und besonders sollen und wollen anstatt werden zu gebrauchen. Dieser letzte Fehler hat seinen Grund darin, daß im Norwegischen das Futurum aus sollen und wollen gebildet wird. Es wäre gut, wenn man den Vers: „Sechs Wörtlein nehmen mich in Anspruch jeden Tag“ immer im Gedächtnis hätte, und besonders nie sollen gebrauchte, ohne zuerst die Frage beantwortet zu haben: Zwingt dich jemand?

Der richtige Gebrauch von als und wie hat auch seine Schwierigkeiten, weil man in vielen Fällen die beiden Wörter mit demselben norwegischen Worte übersetzen muß. Dies gilt besonders von Vergleichen; man muß sich dann klar machen, ob das so, das vorangeht, die Beschaffenheit, Art und Weise oder ein Größen- und Gradverhältnis bezeichnet. Die folgenden Sätze: „Er war als ein König gekleidet“ und: „Er war wie ein König gekleidet“ heißen auf norwegisch dasselbe; um ins Deutsche zu übersetzen, muß man ins Auge fassen, ob er wirklich die Tracht eines Königs anhatte, oder ob er nur ähnlich einem Könige gekleidet war.

„In Zeitwörtern mit über, unter, um und durch zusammengesetzt, sind die Partikeln trennbar, wenn sie den Hauptton des Kompositums haben, untrennbar, wenn der Hochton auf dem Verbalstamm liegt“. So lautet die Hauptregel, welche aber für den Norweger nicht genügend ist, weil er nicht ohne große Übung hören kann, wo der Hauptton liegen soll. Er muß sich deshalb fragen: „Ist das Zeitwort intransitiv?“ so ist es trennbar: „Wir waren fast vor Hunger umgekommen“. Ist das Zeitwort transitiv und ist das Objekt eher von dem Verbalstamme als von der Partikel abhängig, dann ist es trennbar: „Ich habe das Buch durchgelesen“; ist aber das Objekt eher von der Partikel abhängig, so ist das Zeitwort untrennbar: „Er hat meine Verdienste unterschätzt.“ Also wenn der Hauptton auf der Partikel liegt und das Objekt von dem Verbum abhängt, so wird das Verbum getrennt; umgekehrt liegt der Ton auf dem Zeitwort und ist das Objekt von der Partikel abhängig, so bleibt das Zeitwort untrennbar. Man vergesse nicht, daß der Hauptton auf dem Teil des Wortes liegt, von dem das Objekt nicht abhängig ist.

Die präpositionalen Redensarten decken sich nicht in den beiden Sprachen, und es kommt wohl größtenteils davon, daß die deutsche Sprache an diesen Wörtern reicher ist. J. B. sagt man auf Deutsch: Ich gehe zu ihm und: nach der Stadt, Ich schreibe an ihn, Ich bleibe hier bis Anfang nächster Woche. Diese vier Präpositionen werden alle mit til übersezt. Präpositionen, welche man besonders zu verwechseln geneigt ist, sind aus und von. Oft decken sich ja die beiden Wörter; wo dies aber nicht der Fall ist, kann man als eine Hauptregel aufstellen, daß aus gewöhnlich bezeichnet, daß etwas aus einem Stoffe gemacht ist: Ein Tisch aus Holz; um eine Gemütsbewegung anzugeben: aus Zorn; und als Quelle des Wissens: aus Erfahrung wissen. Die Norweger sind überhaupt mehr geneigt, von als aus zu gebrauchen, deshalb thut man wohl, ihnen nicht zu viel Regeln über von anzugeben. An verwechselt man leicht mit auf und bei; um diese Präpositionen zu unterscheiden, kommt es aber fast ausschließlich auf Übung an, so daß es nutzlos wäre, Regeln anzugeben, wenn man auch einige aufstellen könnte. Das beste Mittel, Fehlern nach dieser Seite hin und auch Dativ- und Akkusativfehlern zu entgehen, ist: viel auswendig zu lernen; hat man erst einige Sätze recht fest inne, kann man andere, die zweifelhaft sind, mit diesen vergleichen, und man wird dann fast immer das Richtige finden.

Der Norweger irrt sich oft in Bezug auf den Plaz für nicht; hier muß man beobachten, daß nicht immer neben dem Worte steht, welches es hauptsächlich bestimmt, und damit glaube ich die gewöhnlichsten Fehler, deren der Norweger sich schuldig macht, berührt zu haben. Die Regeln, welche man lernt, sind gewiß unentbehrlich und erleichtern in bedeutendem Grade das Erlernen; um aber der Feinheiten der Sprache Herr zu werden, gilt es nach dem Spruche zu handeln: „Übung macht den Meister.“

Der Unterricht in deutscher Sprache am Lehrerseminar.

Von Rudolf Dietrich in Göttingen bei Zürich.

1.

Die Eigenart der Aufgabe, welche hier erörtert werden soll, verlangt es notwendig, daß auf jene Ziele hingewiesen werde, die dem deutschen Unterricht in der Volksschule gesteckt sind. Und in der That genügt den Lesern dieser Blätter ein bloßer Hinweis, eine Erinnerung nämlich an Hilbrands Buch — als an des Lehrers Wunderhorn. Wir nennen nur die wie mit Zauberkraft wirkenden, Begeisterung

wedenden Stichworte: Beseitigung der Kluft zwischen höherer Welt und Alltagsleben, zwischen Idealismus und Realismus — Fülle eigener geistiger Schöpfungsakte — Beobachtung der lebendigen Welt, der Menschen außer uns, unserer selbst — erreichbar vollkommenstes Denken — besondere Pflege des Gemütslebens — Geschmacksbildung! Und endlich die große Summe: Der deutsche Unterricht in der Volksschule ist kein Fach — er ist die Erziehung im engeren Sinne selbst. Wackere Bekenner dieser Wahrheit heranzubilden — das eben gebührt dem Lehrer des Deutschen am Seminar. Welch eine Aufgabe! Welcher Schulmann darf sich einer ähnlichen rühmen oder vielmehr ob der Erfüllung einer ähnlichen sich glücklich preisen, darf so weit hinaus und so tief hinein in alle Volksschichten wirken? Drum erscheint es beinahe unerlässlich, daß der Lehrer des Deutschen zugleich Lehrer der Pädagogik sei. Auch den Geschichtsunterricht sollte er in der Hand haben; die Gründe für diese Forderung müssen später weiter auseinandergesetzt werden. Allerdings würde dann die Stundenzahl das erlaubte Maß überschreiten, deshalb eine Verteilung auf zwei Lehrkräfte sich notwendig machen. Diese beiden aber würden Bekenner desselben Glaubens sein und folglich in einem Geiste wirken. So könnte dem älteren die gesamte Pädagogik und ein Teil des Deutschen, dem jüngeren die übrige Stundenzahl für den muttersprachlichen Unterricht und die Geschichte übertragen werden, sofern man — jene Einigkeit vorausgesetzt — es nicht vorziehen wollte, dem einen den ganzen deutschen Unterricht zu überlassen. Aus der Trennung des letzteren würde aber durchaus kein Nachteil entspringen. Und möchten anderseits die Lehrer des Deutschen, der Pädagogik und der Geschichte sich nicht von denselben Grundsätzen leiten lassen, so wäre die Arbeit des Lehrers, welcher den deutschen Unterricht im Sinne Hilbebrands durchzuführen gedenkt, nach ihren wichtigsten Beziehungen hin vergeblich, was ohne besonderen Nachweis einleuchtet.

Der Lehrer des Deutschen sei zugleich Bibliothekar des Seminars — schon deshalb: weil alle anzuschaffenden Werke ganz besonders auch hinsichtlich ihrer sprachlichen Form geprüft werden müssen. Solche Kritik, an allen Seminaren gepflegt, bliebe gewiß nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Litteratur. Notwendig ist sie jedenfalls. Denn mit einem umfangreichen Wissen finden wir nur selten eine klare, reine, geschmackvolle Darstellungsweise verbunden — das „Professorendeutsch“ ist hinlänglich bekannt. Dieser Umstand allein würde die Übertragung der Büchereiverwaltung an den Lehrer des Deutschen genügend rechtfertigen. Dazu kommt, daß kein anderer so wie er genötigt ist, mit dem litterarischen Leben Fühlung zu behalten. Wohl werden ihn die rein fachwissenschaft-

lichen Werte wenig berühren. Allein alles, was Roman und Novelle heißt — mag es nun als Ganzes oder in eine vornehme Zeitschrift verteilt erscheinen — und sich hauptsächlich an die mit größeren wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kenntnissen Ausgerüsteten richtet; ferner alle Verstand und Gemüt bildenden Volksbücher; endlich alle Jugendschriften muß der oberste Wächter der Muttersprache im Auge haben. Denn da er Kinder-, Jugend- und Volkserzieher bilden will, darf er es nicht versäumen, seine Jünger geschickt zu machen für die Beurteilung jener Erzeugnisse, die im gegenwärtigen Leben eine so große Rolle spielen.

Und was bürgt uns dafür, daß der Seminarlehrer selbst die erforderliche Fähigkeit, das feinste Sprachgefühl besitze? 'Es ist offenbar, daß wir uns — wenn irgendwo — so hier nicht auf das Universitätsstudium verlassen dürfen, und das darf uns nicht befremden. Die innigste Vertrautheit mit der Muttersprache erlangt man eben durch freie, selbständige Arbeit: einmal durch Vertiefen in die Meisterwerke der Vergangenheit und Gegenwart, zum andern durch unausgesetzte scharfe Beobachtung des Lebens. Es darf hier wohl daran erinnert werden, daß Luther zu Gunsten seiner Bibelübersetzung in die Häuser des gemeinen Mannes ging, um dessen Redewendungen abzulauschen. Ein Gleiches muß jeder thun, der nach größtmöglicher Kenntnis der Muttersprache trachtet; es bleibt ihm unerläßlich. Wer es dennoch hintansetzt, dessen Sprachbildung bleibt — so hart das klingen mag — eine halbe. So in der Heimat, so in der Fremde. Wer Ansprüche erheben will auf eine Lehrstelle für das Deutsche am Seminar, dem muß es auf seinen Reisen durch verschiedene Gauen deutscher Zunge wesentlich darauf angekommen sein, die lebendige landeseigentümliche Rede mit feinem Ohr zu hören. Die beste Vorbereitung aber für dieses ungemein anziehende Studium ist die Durcharbeitung des Hildebrandischen Meisterwerkes — des einzigen, das wir besitzen. Noch ehe die gänzliche Aneignung des letzteren vollzogen — und es geht nicht allzusehnell —, fühlen wir uns von Begeisterung für die Sache überwältigt, fühlen wir uns unwiderstehlich angetrieben zu unablässigem Eindringen in die große, erhabene Werkstätte des Sprachgeistes. Und handelt es sich um die Wahl eines neuen Lehrers für den deutschen Unterricht am Seminar, so dürfte man getrost, so müßte man von rechtswegen Hildebrands Schrift als Prüfstein benutzen. Über ihre Stellung zu demselben hätten sich sämtliche Bewerber eingehend und offen auszusprechen.

2.

Wenn ich jetzt auf den eigentlichen Unterricht näher eingehe, so habe ich nicht die Absicht, die verschiedenen Gebiete nach allen Richtungen

hin zu durchstreifen. Auch werde ich mich hüten, über allgemein Bekanntes viel zu sagen, Forderungen aufzustellen, die schon allenthalben erfüllt sind. Deshalb wird man Lücken finden; nur sind sie eben absichtlich offen gelassen. Im ganzen beschränke ich mich gern auf Andeutungen.

Besondere Grammatikstunden fehlen entweder (nämlich dort, wo die Seminarjahre auf drei oder vier beschränkt sind, also eine Vorbereitungsanstalt besucht wird), oder sie treten in derselben Gestalt auf, wie wir sie in der sogenannten höheren Volks- oder Fortbildungsschule oder in den entsprechenden Klassen eines Gymnasiums finden (nämlich dort, wo das Seminar unmittelbar an die gewöhnliche Volksschule anschließt und man deshalb früher die beiden unteren Abteilungen als Proseminar bezeichnete). Der eigentliche Seminarunterricht achtet nur auf grammatische Feinheiten, Schwierigkeiten oder Seltenheiten, die beim Lesen gelegentlich auftauchen. Sie werden herausgegriffen, untersucht und erklärt, und den Gewinn tragen die Schüler in ein für solche Arbeiten ausschließlich bestimmtes Heft ein. Ein „Lehrbuch“ für deutsche Sprache besitzen die Seminaristen nicht. Die oberste Klasse arbeitet sich zwar in Hildebrands Schrift hinein — diese aber ist ja gar kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne!

Mehr als auf grammatische kommt es uns auf logische und stilistische Schulung an. Längere Sätze z. B. werden hinsichtlich ihrer Gliederung betrachtet; man untersucht, ob der Aufbau sicher und geschickt ist. In dieser Weise kommen ganze Abschnitte zur Behandlung. Die Schüler haben sich — mündlich oder schriftlich — in zusammenhängender Rede über die rein logisch-stilistische Seite eines Aufsatzes auszusprechen, und zwar fragen sie hier nur nach der gesetzlichen Richtigkeit, nicht nach der Schönheit. Sie erklären, warum ein kurzer, einfacher Satz, warum eine sogenannte Periode am Platze ist. Durch Lösung solcher Aufgaben müssen sie selbst zu einem strengen Stile gelangen.

Andere Übungen haben die spätere Amtsthätigkeit im Auge. Der erste heimatskundliche Unterricht (fälschlich Anschauungsunterricht genannt) fordert äußerste Einfachheit der Sprache. Der Einsichtige weiß, welche Vorbereitung eine einzige Stunde in diesem Fache kostet, wie lange man nach wenigen Sätzen ringen muß. Denn diesen soll ja auch das geistige Band, selbst ein gewisser Schwung nicht fehlen; wir dürfen den Kleinen nichts Trodenes aufstischen. Lebensvoll und farbenfrisch sollen wir zu ihnen reden — und doch nur in bescheidenen Sätzchen. Das ist in der That ein Kunststück. Darum wird es schon im Seminar fleißig geübt. Bei diesen schwierigen Kleinigkeiten handelt es sich zugleich auch um Teilung größerer Stoffeinheiten, um Zerlegung derselben in möglichst

viele kleine und kleinste Abschnitte, ohne daß dadurch der Zusammenhang zerissen, eine spätere Vereinigung des Getrennten erschwert werden darf. Und dieses Teilen ist ja wiederum eine unerläßliche Arbeit für den Lehrer der Unterstufe, wo so oft Ruhepunkte eintreten müssen, damit die kleinen Geister nicht matt werden.

3.

Daß die eben bezeichneten Beschäftigungen eine bedeutende Sprachgewandtheit auf seiten der Seminarzöglinge zur Folge haben, ist offenbar. Hier noch einiges Weitere zu Gunsten der im Leben so notwendigen Geschicklichkeit und Sicherheit im Ausdruck. Sahen wir vorhin im wesentlichen auf die Form, so fassen wir jetzt im wesentlichen den Inhalt scharf ins Auge. Eine höchst wichtige Übung besteht darin, daß die Schüler über das, was sie gelesen, Bericht erstatten, wobei zunächst ein strenges Verfolgen des Gedankenganges und alsdann eine Zusammenfassung des letzteren erstrebt wird. Gedrängte Kürze und durchsichtige Klarheit gelten als Hauptbedingungen. Kein Wort zu viel — und nicht bloße Worte! Die Jünglinge, welche später Volkslehrer sein wollen, sollen tiefen Abscheu vor allem leichten Geschwätz bekommen. Sie sollen ferner alles Allgemeine, Nebelhafte, Unbestimmte gründlich hassen lernen. Daß es viele Lehrer noch lieben, beweisen ausgeführte Lehrpläne („Allgemeines über . . .“), beweisen die Vorktionen schulpraktischer Zeitschriften, beweisen die theoretischen Aufsätze unserer Fachblätter. Letztere zeigen die Allgemeinheitsucht besonders in der Form, daß die Verfasser sich nicht begnügen mögen, den eigentlichen, genau bestimmten Gegenstand gründlich zu untersuchen: sie müssen abschweifen zum Allgemeinen, Dinge sagen, die gar nicht zur Sache gehören, Bemerkungen machen, die anderswo ebenso gut am Platze wären. Lang, lang soll die Arbeit sein! An vielen Fortsetzungen in der Wochenschrift — an der Dicke des Buches erkennt man den Meister wissenschaftlicher Gründlichkeit!

Vor einer ähnlichen Unsitte werden die Seminaristen nicht weniger eindringlich gewarnt: ich meine die „Einleitungen“. Es giebt schriftstellernde Lehrer (und andere Leute), die uns in der Überschrift versprechen, über eine scharfbegrenzte Einzelheit schreiben zu wollen. Aber das kümmert sie wenig. Dagegen beglücken sie uns mit einer Einleitung, in der sie die gesamte allgemeine Pädagogik breittreten. Oder man schaue sich gewisse Bücherrezensionen an! Nachdem wir uns durch alle möglichen Irrgänge hindurchgewunden haben, entdecken wir schließlich ein Ding, das beinahe so aussieht wie die Besprechung eines Buches, dessen Titel einige Spalten vorher gelesen zu haben wir uns eben noch dunkel

erinnern. Und was das Schlimmste an dieser verwerflichen Liebhaberei ist: sie hat sich in die Schule selbst eingedrängt. Da wird großen und kleinen Kindern dringend ans Herz gelegt, daß ihre Aufsätze als besondere Bestandteile eine Einleitung und einen Schluß aufweisen müssen. Nun martern sich die Köpfe ab. Über die eigentliche Hauptsache wissen sie genug zu schreiben; sie freuen sich ordentlich darauf — wenn sie nur eine Einleitung hätten! Wir wollen Einleitung und Schluß nicht gänzlich verbannen; aber wenn sie da sind, sollen sie ungezwungen gekommen, vor allem einfach sein und sich kurz und bündig benehmen.

Endlich noch das beste Mittel zur Erzielung tüchtiger Gewandtheit: die freie Aussprache. Sein Thema erhält der junge Redner erst beim Beginn der Stunde. Das erscheint hart; denn es verlangt eine Geistesgegenwart, die Seminaristen noch nicht besitzen. Die sie anfangs noch nicht besitzen — allerdings; die sie sich aber aneignen sollen! Wir bilden immer fürs Leben. Wie oft wird da in gesellschaftlichen Unterhaltungen eine Frage aufgeworfen, die sogleich Beantwortung erheischt: da darf man sich nicht erst lange besinnen — da darf man nicht erst in einigen Büchern nachschlagen. Übrigens erfahren die ersten Versuche eine sehr milde Kritik. — Die Themen sind gewöhnlich Dichterworte als Wahrheiten oder als Schönheiten. Letztere führen den Namen Sprachbilder. Auf diese komme ich später zurück.

Für alle hier aufgeführten Redeübungen wird von seiten der Schüler abwechselungsweise ein Protokoll geführt.

4.

Als größere selbständige Arbeiten gelten die deutschen Aufsätze. Es genügt monatlich ein Aufsatz. Der Lehrer behandelt denselben allen Ernstes als ein litterarisches Erzeugnis. Die Beurteilung erfolgt in Form einer Rezension, welche er knapp und klar unter die Arbeit des Schülers schreibt, was das Selbstgefühl des letzteren ungemein erhöhen, seine Gewissenhaftigkeit mächtig fördern muß.

Die Themen dürfen keine Kinder des Zufalls sein. Für alle Jahre gilt ein wohlwogener Plan, und zwar kommen in jeder Klasse drei Gattungen unter regelmäßigem Wechsel zur Behandlung: 1. Eine jener logisch-stilistischen Erörterungen oder eine Reihe verwandter Sprachbilder; 2. eine Vergleichung aus den Gebieten der Heimats-, Vaterlands- und Weltkunde oder die Darstellung der Eigentümlichkeiten, welche ein Land, ein Jahrhundert besitzt; 3. eine der hochbedeutsamen Fragen aus dem Leben der Natur, der Gesellschaft, des Einzelnen. Für die letzte Gattung etliche Andeutungen: Vom Bahn der Zeit — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — Arbeit — Sein und Schein — Alter und Erfahrung —

Iphigenie und Pylades (mit Bezug auf jene Stelle, wo Iphigenie selbst vor dem blassesten Schein einer Lüge zurückschreckt, Pylades ihr aber erklärt, im feindlichen Leben draußen könne man sich nicht vollkommen unbesleckt erhalten) — Einfachheit — Lüge — Idealismus und Realismus — Optimismus und Pessimismus — Einnahme und Ausgabe — Berechnung und Verrechnung — Anstand, Takt, Bartgefühl — Rücksicht und Rücksicht — Bekenntnis und Eingeständnis — Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit — Ernst und Heiterkeit — Lachen — Ertragen und entsagen — Selbstbeherrschung — Besinnung — Tagebuch — Menschlichkeit und Menschenwürde — Wert der Sprichwörter — Nulla dies sine linea — Man soll nichts belachen und nichts beweinen, sondern alles zu verstehen suchen (Spinoza) — Ich weiß, daß vom Kapitol zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist (Mirabeau) — In deiner Brust find deines Schicksals Sterne (Schiller).

Wo aber sollen die Jünglinge Gedanken finden für solche Lösungen? Dieser Einwurf ist vollkommen am Platze. Ein besonderer Unterricht muß zu Hilfe kommen, ein Unterricht, der wöchentlich mindestens mit einer Stunde bedacht sein, dem Lehrer des Deutschen übergeben werden sollte und vielleicht den Namen Lebenskunde erhalten dürfte. Ob solche Unterweisung an einer Lehrerbildungsanstalt am Platze sei? Diese Frage wird niemand aufwerfen.

5.

Ein besonderes Lesebuch — aus mehreren Hunderten verschiedener Stücke zusammengesetzt — lehnen wir ab. Große, ganze Meisterwerke sind unsere Lesebücher. Es wird vorausgesetzt, daß sich diese in einzelne Abschnitte gut zerlegen lassen. Als erste Lesebücher empfehlen sich Hermann Wagners „In die Natur“ und Seumes „Spaziergang nach Syrakus“. Sodann vertiefen wir uns in möglichst viele vollständige oder unvollständige Lebensbeschreibungen hervorragender Männer, von ihnen selbst verfaßt, z. B. Goethe: „Dichtung und Wahrheit“, Hshofke: „Selbstschau“, Reuter: „Aus meiner Vaterstadt Stavenhagen“, Arndt: „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben“, Justinus Kerner: „Das Silberbuch aus meiner Knabenzeit“, Alfred Meißner: „Geschichte meines Lebens“, Heinrich Laube: „Erinnerungen“, Levin Schücking: „Lebenserinnerungen“, Gustav Freytag: „Lebenserinnerungen“, Bogumil Goltz: „Buch der Kindheit“, Wanda: „Fünf Jahre und drei Jahre aus meinem Leben“, Richard Lange: „Zehn Jahre aus meiner pädagogischen Praxis“, Friedrich Polack: „Profamen“, Benjamin Franklins Lebensbeschreibung in deutscher Übersetzung, Graf Schack: „Ein halbes Jahrhundert“. Eine dritte Gattung bilden jene Novellen und Romane, welche wir mit vollem Rechte als pädagogische bezeichnen dürfen, z. B. Pestalozzi: „Lienhard und Gertrud“, Keller:

„Martin Salander“, Rosegger: „Die Schriften des Waldschulmeisters“, Björnson: „Staub“, Kielland: „Gift“, Wisdenbruch: „Kinderthränen“. Besondere Berücksichtigung verdienen Adalbert Stifters Studien: ihrer edlen Sprache wegen, ihrer eigenartigen, tiefsinnigen Naturbetrachtung wegen und — das ist das Bornehmste — ihrer menschlichen Gestalten wegen. Es giebt keinen Dichter außer Adalbert Stifter, der so wie er zur Reinheit erzieht, ohne etwa Vorbilder aufzustellen, die innerlich unwahr und äußerlich unmöglich sind, ebensowenig wie er Weltentfremdung predigt.

Es ist selbstverständlich, daß die Seminaristen sich nicht alle hier vorgeschlagenen Bücher kaufen können. Demnach muß die Bibliothek mehrere Exemplare desselben Werkes enthalten; während der Lese- und Besetzungsbene die Klasse nur eins. Einer liest vor; die anderen hören. Hören! Eben dieser Umstand gewährt einen außerordentlichen Vorteil. Die Schüler gewöhnen sich ans Hören, ans scharfe Hören; die Sprache wird ihnen das, was sie ihrem Wesen nach ist und endlich wieder voll und ganz werden sollte: Ohrensprache. Und dafür zu sorgen — wem gebührt es in erster Linie, wenn nicht dem Lehrer des Deutschen am Seminar? Zur Erfüllung dieser Pflicht ermahnt niemand dringender, oder sagen wir lieber herzlicher als Hildebrand. Und bringt der Seminarlehrer seine Schüler soweit, daß sie — wie der Meister sagt — die Worte beim Worte nehmen, daß sie sich mit Lust und Liebe bemühen, die Sprachbilder lebendig auszugestalten: dann werden sie später ihre eigenen Schüler dieselben Wege gehen heißen, und was so erreicht wird, ist ein allgemeiner sittlicher Gewinn.

Für das Lesen als solches hat der eigentliche Unterricht nur sehr wenig Zeit. Wir müssen deshalb erwarten, daß die Schüler in ihrer freien Zeit viel lesen. Damit sie es mit dem besten Erfolge thun, geben wir ihnen folgende Anleitung: 1. Disposition des Ganzen (ist häufig nur aus dem Inhaltsverzeichnis abzuschreiben); 2. für jeden einzelnen Abschnitt eine strenge Einteilung, kurze, klare, übersichtliche Zusammenfassung des Inhalts — Angaben über hervorragende Personen und Sachen (die sich in die eigentliche Inhaltsangabe nicht bequem einfügen lassen, auf die man jedoch ihrer Wichtigkeit wegen nicht verzichten darf) können entweder gleich hier erledigt werden und zwar so, daß die betreffenden Sätze einzurücken sind (was aber doch die Übersichtlichkeit stört), oder sie erhalten einen besonderen Platz zugewiesen, welcher dann die vierte Arbeitsstufe darstellt; 3. Hauptzusammenfassung, die das Ganze in sich begreift; 4. (5.) wörtliche Abschrift von Stellen, welche sachlich oder persönlich beurteilt in hohem Grade wertvoll erscheinen, besonders auch sprachliche Schönheiten; 5. (6.) Auffuchen und Herausheben des Eigentümlichen in allen Beziehungen.

6.

Die dereinst Lehrer des Volks sein wollen, sollen Hochachtung vor den Mundarten hegen, letztere als die Quellen der allgemeinen Schriftsprache erkennen, in ihnen eine Fülle von Ausdrücken und Wendungen entdecken, die sich durch Wohlklang, durch Scharfsinn und Tiefsinn, durch echte Poesie auszeichnen und deshalb von der Schriftsprache mit freudigem Danke aufzunehmen sind. Noch scheint in dieser Beziehung von seiten der vornehmen Schriftsteller soviel wie nichts zu geschehen. Umsomehr möchten die Lehrer, die doch einen weitgehenden Einfluß ausüben auf den niedern und höhern Stil des Volkes, sich einer Arbeit unterziehen, die im besten Sinne verdienstlich ist. Die Fähigkeit dazu muß im Seminar erworben werden. Deshalb gehört eine Lese- und Vorlesestunde im Monat — alle vier Jahre hindurch — ausschließlich der Mundart. Die Hauptabsicht ist, wie gesagt, auf Erwerbungen für die allgemeine Sprache gerichtet. Hinsichtlich der heimischen Mundart handelt es sich außerdem noch um völliges Verständniß ihrer Gesetze, um Klarlegung ihrer Beziehungen zu jener, um Ursprung, Ableitung, Überleitung.

Dem Schweizerdeutsch dienen die vortrefflichen Sammlungen Sutermeisters. Andere Landschaften haben ihre eigenen namhaften Dichter: Steiermark (Mosegger), Oberbayern (Karl Stieler), Schwaben (Hebel), Schlesien (Karl von Holtey), Mecklenburg (Fritz Reuter). Gerade in unserer Zeit ist die Dialektbildung stark in Aufnahme gekommen, und so mag denn gegenwärtig jede kleine Mundart sich ihres Dichters rühmen. Es fehlt also nicht an Stoff zu umfassenden genauen Vergleichungen, die rein sprachliche wie geschichtliche Einsicht gleichermaßen in fesselnder Weise vervollkommen und wenigstens in den oberen Klassen ausgeführt werden sollten.

7.

Litteraturkunde und Litteraturgeschichte treten, vier Seminarjahre vorausgesetzt, zuerst in der dritten Klasse planmäßig auf, und zwar kommen da die Volkschriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts zur Behandlung. Die zweite Klasse vertieft sich in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und in das achtzehnte. Daran schließt sich die erste Klasse an, indem sie ihre Kraft dem neunzehnten Jahrhundert widmet. Auf die Volkschriftsteller geht sie nur wiederholungsweise ein. Dagegen verwendet sie mehr Zeit auf die bedeutenden Dichtungen (vornehmlich Romane und Novellen), welche sich an die geistig Bevorzugten wenden. Die eigentliche Hauptarbeit der ersten Klasse aber gilt den Kinderdichtern und Jugendschriftstellern. Endlich erhält sie einen klaren Überblick über die gesamte Entwicklung der deutschen Litteratur.

Einige Worte zur Begründung dieser Stoffverteilung! Für die erste Stufe eignen sich die Volksschriftsteller wirklich am besten. Denn deren Dichtungen sind den Sechzehn- und Siebzehnjährigen wohlverständlich; außerdem kommt in Berücksichtigung, daß jene Werke die Erzeugnisse eines in sich abgeschlossenen Zeitraumes darstellen, für den die in der dritten Klasse verfügbare Zeit eben ausreicht. Daß aber unsere Unterhaltungslitteratur überhaupt so weit in den Vordergrund tritt, findet seine Berechtigung in dem Berufe der Seminaristen. Die Beschäftigung mit den Dichtern der Jugend bedarf keiner Begründung, obwohl sie sicher noch nicht allgemein und in genügender Weise betrieben wird.

Die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege bleibt, trotzdem ich sie vorhin unbeachtet gelassen, nicht unberücksichtigt. Die Einzelbilder aus der Sprachgeschichte nämlich — die später schärfer beleuchtet werden sollen — bringen eine Fülle von Belegstellen soweit möglich selbst aus dem Althochdeutschen und geben so befriedigende Aufschlüsse über Sprache und Dichtung jener Zeiten. Wir wandern in frühere Jahrhunderte auf einem Wege, welcher der einfachste, natürlichste und zugleich reizvollste ist.

Bezüglich einiger klassischer Dichtungen noch etliche Bemerkungen. Als die drei Hauptwerke gelten „Emilia Galotti“, „Phigene auf Tauris“, „Das Lied von der Glocke“, was ich wohl nicht erst zu verteidigen brauche. (Wenn in schweizer Seminarien Schillers „Tell“ besonders gepflegt wird, so bedarf das ebenfalls keiner Rechtfertigung.) — An „Herzmann und Dorothea“ sollen die Schüler erkennen, wie wenig sich der Hexameter für die Idylle eignet. — Goethes „Faust“ bleibt im Seminar ungelesen. Um jenen langen Monolog in der Osternacht — um die Unterhaltungen zwischen Faust und Wagner, zwischen Mephistopheles und dem Schüler — um Wagners Homunculus [der jüngst seine Auf-
erstehung in Volapük¹⁾ gefeiert] verstehen zu können, muß man sehr viel durchdacht und erlebt haben, was man doch auf seiten achtzehn-, zwanzig-jähriger Seminarzöglinge nicht annehmen darf. Wo aber dieses innere Entgegenkommen mangelt — und es fehlt auch bei weit älteren, vielleicht bei den meisten Menschen —, da laufen wir Gefahr, daß uns gewisse Stellen im Faust nur mittels ihrer Kraft gefangen nehmen; wir eignen sie uns an und bedienen uns ihrer auch dort, wo sie nicht am Platze sind; wir spotten mit „Faust“ über Dinge, um die wir uns noch gar nicht gründlich gekümmert haben, und machen uns so — weniger vor anderen,

1) Mit Erstaunen habe ich erfahren, daß Schorers Familienblatt sich denselben Ausdrucks bedient — mit Erstaunen; denn jene Wochenschrift hegt und pflegt ja selbst einen häßlichen Homunculus: die „Graphologie“.

(denn es ist mode), als vor uns selbst — verächtlich; wir gewöhnen uns ein hohles Phrasentum an, das um so verwerflicher ist, als wir es mit einer Meisterdichtung bemänteln. Darum folgt der Seminarlehrer einem ersten Gebote, wenn er seinen Schülern für das spätere Studium des „Faust“ eine Begleitung mitgiebt, welche die Mahnung nicht vermissen lassen darf, daß man sich vor einer Überschätzung der Dichtung hüten müsse.

8.

Wird auch der kritische Geist im Seminar von Anfang an sorgsam gepflegt und bei jeder Gelegenheit angerufen, so sind doch wenigstens im letzten Jahre besondere kritische Übungen unerlässlich. Sie finden in der Litteraturkunde statt, und zwar zunächst sofern sich diese auf die sogenannten Jugendschriftsteller und Kinderdichter erstreckt. Krummacher und Curtman in ihrer Sentimentalität und Naturwidrigkeit, zuweilen auch Hausbackenheit — Christoph von Schmid mit seinen häufig unsittlichen Lehrsprüchen (s. z. B. „Kurze Erzählungen“, 1872, S. 40) — Wilhelm Hey mit seinen schlechten Versen, seinen oft läppischen, gesuchten, unmöglichen Unterhaltungen zwischen Kind und Tier — ihnen und verwandten Geistern muß endlich das richtige Werturteil gesprochen werden. Es muß endlich eine Lehrergeneration herangebildet werden, welche über die schlechten Lesebücher der Unter- und Mittelstufe dermaßen in Horn gerät, daß sie nicht eher ruht, als bis alle Machwerke auf dem Scheiterhaufen liegen. Zu dem Ende stehen in der Bibliothek die meisten der gegenwärtig gebräuchlichen Lesebücher bereit, sodas eine planmäßige Rezension erfolgen kann. Diese hat dann nicht bloß über die vorhin Genannten, sondern auch über die Verfasser der geschichtlichen und geographischen Abschnitte z. B. zu richten. Was sollen in einem Lesebuche für Zehnjährige Aufsätze über die Pfahlbauten, über die alten Helvetier und Gallier, über Männer, deren Namen schon die kindliche Zunge quälen — und alles in trockenem, abstraktem Stile, wo man fortwährend auf Worte und Redewendungen, auf nebelhafte Allgemeinheiten stößt, die dem Kinde völlig unverständlich sein müssen! Höre man ihm nur zu, wenn es zum ersten Male ein solches Stück liest, wie entsetzlich oft es stolpert! Freilich — wenn es zehn- oder zwanzigmal „durchgelesen“ hat, dann spürt der Lehrer nichts von den ausgestandenen Qualen.

In ähnlicher Weise erhalten die Seminaristen gute und schlechte Jugendschriften in Buchform und Wochen- und Monatsblätter für die Jugend zur Rezension. Das Wertvolle wird ausgezogen, gesammelt und geordnet. Zur Verfügung stehen wenigstens die „Deutsche Jugend“ (Berlin) und die „Kinderlaube“ (Dresden), „Österreichs deutsche

Jugend“ (Reichenberg), „Grüß Gott“ (Wien), „Illustrierte Jugendblätter“ (Aarau).

Trotz umfassender Studien wird die Erkenntnis nicht ausbleiben, daß es an guten Arbeiten für die Mittel- und Unterstufen mangelt, daß wir einen Kinderpoeten von Gottesgnaden nicht besitzen. Wohl könnten wir einen haben: Fritz Reuter — und es ist tief zu beklagen, daß wir ihn nicht haben, denn gewisse Stellen in seinen Werken beweisen seine Auserwähltheit — aber seine Zeitgenossen haben es versäumt, dem Dichter diese zweite Seite seiner Bestimmung dringend ans Herz zu legen. So wollen wir es doch wenigstens nicht versäumen, uns das anzueignen, was er ohne ausgesprochene Absicht für die Schule geschrieben. Und die Seminaristen sollen angehalten werden, auch anderswo fleißig zu suchen und zu sammeln. Denn die Romane und Novellen unserer guten Schriftsteller enthalten einen Reichtum an Stellen, die für die Schule nutzbar gemacht werden können — nutzbar gemacht werden dürfen, weil sie den Werken wahrhafter Dichter angehören — nutzbar gemacht werden müssen, weil ein Ersatz noththut für den Mangel an eigentlichen Kinderdichtungen. Allerdings sind es in der Regel nicht fertige Sprachstücke, sondern nur Gedanken, Anregungen — aber solche von der besten Art. Die Form muß häufig verändert werden — eine treffliche Übung in einem abschließlich dazu bestimmten Hefte. (Vergl. Schweizerische Lehrerzeitung 1887, Nr. 13. 15.)

Es leuchtet ein, daß nur die Sorge um die spätere Amtsführung die eben erwähnten Übungen als unerlässlich bezeichnet. Und darum noch ein Weiteres. Der Lehrer soll alle sprachlichen Sinn- und Geschmackslosigkeiten bekämpfen, gleichviel, welcher Art sie sind und wo sie auftreten. Er soll auch auf die Erwachsenen und ihre Zeitungen einen heilsamen Einfluß ausüben. Er muß im stande sein, erfolgreich nachzuweisen, wie erbärmlich das leichte, witzelnde, allen Ernstes bare Geschwätz, wie lächerlich, unwürdig ein fortwährendes Wiederkäuen ist. Mit besonderem Eifer sündigt er nach Gedichten. Es tauchen ihrer in den politischen Zeitungen und sogenannten Familienblättern zahlreiche auf, die gegen die Gesetze der Sprache, der Logik, des Geschmacks gröblich verstoßen. Ein Beispiel:

Album.

Dem Rade gleich
Entrollt des Lebens Lust! Wohlan, genießt
Und grübelt nicht! Entnehmt mit Kindesinn
Der Mutter Hand, die lächelnd ihn euch deut,
Der klaren Stunde Kelch, eh' er verrinnt!
Ergreift mit Kraft, bevor er euch entflieht,
Den Augenblick und schmückt ihn mit der That!

Schon die Überschrift! Vielleicht meint man ein Albumblatt. Sodann: Welchem Rade ist des Lebens Lust gleich? Sind nicht die meisten Räder gefesselt — an den Wagen, an die Maschine —, also daß sie nicht entrollen können? — Eine klare Stunde — was ist das? Vielleicht soll sich klar auf den Inhalt des Kelches beziehen. Nun aber ein Kelch, der verrinnt! Oder soll das der Stunde gelten? Welch' musterhafte Verwirrung! Endlich den Augenblick, diesen kaum fühlbaren Zeitpunkt ergreifen, das ist festhalten — dieses winzige, leichte, flüchtige Ding mit Kraft ergreifen, und schmücken — schmücken mit einer (ebenso kleinen?) That!

Man könnte Bedenken äußern gegen die Kritik eines Seminarzöglings. Man möchte befürchten, daß die Bescheidenheit, welche der Jugend geziemt, gänzlich unterdrückt werde, an ihre Stelle Aufgeblasenheit trete. Allein man darf nicht vergessen: unter dem Lehrer des Deutschen denken wir uns einen wenn auch nicht an Jahren, so doch an Erfahrungen reichen Mann, welcher Hildebrand seinen Meister nennt. Und unter einem solchen sind bedenkliche Ausschreitungen unmöglich. Sein Ernst bildet die unübersteigliche Schranke. Außerdem hegen seine Schüler schon soviel Ehrfurcht vor der Hoheit der Sprache, daß keiner es wagt, sie zu beschimpfen. Endlich setzt sich jede Kritik selbst wieder einer scharfen Kritik aus.

9.

Hildebrand redet in seiner eigenartig anziehenden Weise von einer „Seite der Sprache, die jeden Augenblick zu öffnen ist und da reiche Schätze zur allseitigen Geistesbildung in Fülle ausschüttet, eigentlich doch nicht eine Seite, sondern das Innere der Sprache selber, ihr eigentlichstes inneres Leben: der Vorrat überlieferter Redensarten. Dieser bildet den eigentlichen Geist, Gehalt und Reichtum, das eigentliche innerste Leben der Sprache. Und von der Klarheit, mit der einer diese vorgedachten Gedanken und vorgeschauten Bilder handhabt, hängt die Klarheit seines eigenen Denkens ab, nicht bloß von der Schärfe, mit der einer die formale Logik handhabt, wie man früher meinte. Wie richtig ist oder wäre z. B. für das spätere Leben die Kunst, die Gewöhnung, Redensarten als solche zu durchschauen, ich meine hohle oder halbhohle Redensarten, die von der Schuld an dem Unheil der Welt einen so großen Teil auf sich haben, meist eben doch von Haus aus gute, ja bedeutende Aussprüche und Worte, die nur ihren wahren Inhalt, ihr ursprüngliches Gepräge eingebüßt haben. Andererseits die Kunst und Gewöhnung, schlichten kernigen Worten und Wendungen, auf die man nicht besonders mehr achtet, wieder auf den Grund sehen zu können, sie für unser Denken und Empfinden und Thun als stille Helfer und Freunde zu gewinnen,

die immer zur Hand wären: auch diese Kunst kann der deutsche Sprachunterricht anpflanzen und pflegen — in der Volksschule schon“.

Dann aber müssen die künftigen Lehrer der Volksschule erst recht hinabsteigen in jene Tiefen der Sprache — und in noch weitere. Die Größe und Schönheit unserer Muttersprache tritt nirgends so klar zutage wie in den mehr oder weniger ausgemalten Sprachbildern. Vornehmlich finden wir sie bei Lessing und Goethe und bei den Volksschriftstellern im eigentlichen und besten Sinne. Doch hat sie jeder berufene Dichter; ja sie sind geradezu ein Beweis des echten Poetentums. Hier ein von Schefel:

„Am Rande der Erkenntnis
Steht ein ahnungsvolles Schweigen.“

Einfach — und welche Anschaulichkeit! Es giebt eine Grenze jeder Fachwissenschaft und eine Grenze alles Wissens, zu der wir sicher gelangen, sofern wir die Forschungswege bis ans Ende gehen. Jenseits jener Grenze liegt ein weiter, tiefer Abgrund, in den unsere Seele nur Vermutungen und Ahnungen senden kann. Und am Rande dieses Abgrundes drängt sich von selbst ein ahnungsvolles Schweigen auf, das uns als Wächter und Warner gelten mag.

So freudig und dankbar wir uns nun in jedes meisterhafte Sprachbild versenken, so streng ablehnend verhalten wir uns gegen jedes fehlerhafte. Und solche finden wir auch bei hochgelehrten und berühmten Männern: ein Beweis, daß Gottsched, Bodmer und Goethe unrecht haben, indem sie sagen: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ — Hegel schreibt in einem Briefe an Schelling: „Die deutsche Litteratur sieht wie eine reiche Wiese aus, bei der einer den Wunsch haben könnte, eine Kuh zu sein und sich's in ihr schmecken zu lassen. Dieses Aussehen ihr zu benehmen und durch Ausjäten des Unkrautes den Weizen zu befreien und ihr das Ansehen eines menschnährenden Acker zu verschaffen, müßte eine zeitgemäße und wackerere Arbeit sein.“ Was ist auf der Wiese Unkraut? Doch nur einige Giftpflanzen, die dem überschauenden Auge nicht auffallen. Was soll nun ausgejätet werden? Und bei einer Wiese von Weizen zu reden ist mindestens sonderbar. Oder will Hegel die Wiese in ein Feld umgewandelt wissen? Dann müßte er's sagen: ein bloßer ungeschickter Sprung von einem Bilde zum andern genügt nicht — ebensowenig wie wenn er von dem Ansehen eines menschnährenden Acker redet. Wer aber wird daran denken, seinen saftigen Wiesboden für den Ackerbau verwenden zu wollen? Doch gesetzt den Fall: ist Deutschland ein so glückliches Land, daß dort der Weizen von selber wächst (wie in Schlaraffenland)? Oder wäre der Weizen in der Wiese schon vorhanden, nur — verborgen? Wir sehen:

die Wirrnis wird immer unbehaglicher. Halten wir uns deshalb wader ans Feld! Die Ruh ist nun allerdings glücklich beseitigt; denn die gelüftet es nicht nach Weizen. Aber das ist nur ein scheinbarer Gewinn: denn stimmt uns die buntblumige Wiese nicht weit poetischer als das Weizenfeld, aus dem wir uns noch alles Farbiges, nämlich das Unkraut, wegdenken müssen? Also müßte die deutsche Litteratur nach Hegels Wunsche vom Regen in die Traufe geraten! — Wir aber ziehen aus dem Beispiele die Lehre, daß es mancher guten Rede gar schlimm ergeht, wenn wir jedes Wort beim Worte nehmen — wie es unsere Pflicht ist mit Rücksicht auf Klarheit, Wahrheit und Würde.

10.

Die Schönheiten, welche die Sprachbilder offenbaren, reizen zum Studium der Sprachgeschichte. Wir erforschen, wie sich der Sinn eines Wortes im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat und wie er heute noch nicht überall der gleiche ist. Nur auf diese Weise erkennen wir die wahre Bedeutung eines Ausdrucks. Und der Lehrer sollte doch sicher eine klare und tiefe Einsicht in die schwerwiegenden Worte der Alltagssprache besitzen. Selbst an die mächtige, keinem anderen Volke eigene Quelle (Grimms Wörterbuch) zu gehen, erlaubt dem Seminaristen die Zeit und in den unteren Klassen auch die Kraft nicht. Die grundlegende Arbeit verbleibt also dem Lehrer. Nach Erledigung derselben wird er entweder die Geschichte eines Wortes in zusammenhängendem Vortrage entwickeln oder den Stoff wenigstens ordnen und ihn zur Ausarbeitung den Schülern überlassen. Es sind — wie schon angedeutet — sämtlich volkstümliche Worte, deren Geschichte wir nachgehen, obwohl wir gestehen, daß wir diejenigen vorziehen, welche für den Pädagogen noch eine besondere Bedeutung haben. Eine kleine Auswahl: Auge — Körper — Bild — Arbeit — Beruf — Geld — laufen — leben — dichten — hoffen — glauben — wissen — gut — genügend — Glück — fromm — schön — rein — Anmut — denken — Gedächtnis — begreifen — fühlen — Gemüt — Geist — Gewissen — Geschmach — Bildung — Bescheidenheit.

Die Erwägung solcher sprach- und zugleich kulturgeschichtlicher Arbeit führt ohne weiteres zu der Erkenntnis: wie vortrefflich es für den Unterricht sein müßte, wenn der Lehrer des Deutschen auch Lehrer der Geschichte wäre.

Ein anderer dringender Fingerzeig auf den innigen Zusammenhang zwischen deutscher Sprache und deutscher Geschichte geht von den Fremdwörtern aus. Der deutsche Unterricht im Seminar würde eine empfindliche Lücke lassen, wenn er nicht die Fremdwörter in seine Kreise zöge.

Wir verweisen hier einfach auf die bezüglichen Stellen in Hildebrands Sprachunterricht (3. Auflage, S. 166, 186, 190, 193, 202, 206, 209, 221). Der geistvolle Forscher rückt die Fremdlinge unter eine Beleuchtung, die uns zunächst wohl fremdartiger erscheint als das Fremde selbst, die wir aber am Ende doch als die günstigste anerkennen müssen, weil sie ungemein wohlthut.

11.

Es soll schließlich mit Beziehung auf die vorangegangenen Erörterungen — unter Annahme von sechs wöchentlichen Stunden — versucht werden, einen Lehrplan zu entwerfen.

Vierte Klasse.

- | | |
|---|------------|
| a) Lesen | 2 Stunden. |
| (Je eine Stunde im Monat widmet sich den Mundarten.) | |
| b) Logisch-stilistische Übungen | 2 Stunden. |
| c) Berichterstattung über Gelesenes — freier Vortrag (Ausmalen von Sprachbildern) mit Protokoll | 1 Stunde. |
| d) Sprachgeschichtliche Entwicklungen | 1 Stunde. |
| (Je eine Stunde im Monat beschäftigt sich mit den Fremdwörtern.) | |

Dritte Klasse.

- | | |
|--|------------|
| a) Siehe vierte Klasse | 1 Stunde. |
| b) " " " | 1 Stunde. |
| c) " " " | 2 Stunden. |
| d) Litteraturkunde (Volksschriftsteller) | 1 Stunde. |
| e) Siehe vierte Klasse d) | 1 Stunde. |

Zweite Klasse.

- | | |
|---|------------|
| a) Siehe vierte Klasse | 1 Stunde. |
| b) Litteraturkunde und Litteraturgeschichte (2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und das 18. Jahrh.) | 2 Stunden. |
| c) Siehe vierte Klasse — außerdem Kritik | 2 Stunden. |
| d) Siehe vierte Klasse (ohne Fremdwörter) | 1 Stunde. |

Erste (oberste) Klasse.

Siehe zweite Klasse.

Für die Litteraturgeschichte dürften wir den Schülern ein Buch in die Hand geben, das freilich, um seinen Zweck vorzüglich zu erfüllen, erst noch geschrieben werden müßte.

Würden dem deutschen Unterricht eine siebente und achte Stunde eingeräumt, so kämen diese in allen Klassen zunächst der freien mündlichen Aussprache, dann in den beiden unteren Klassen dem Lesen, in den beiden oberen den logisch-stilistischen Übungen zu gute. Außerdem möchten wohl die Besprechungen der Aufsätze auf die neuen Stunden Ansprüche erheben. Es wird ja durch die eingehende schriftliche Beurteilung der Aufsätze viel an mündlichen Auseinandersetzungen erspart,

und zu weiteren Erklärungen für den einzelnen ist der Lehrer außerhalb der Schulzeit, z. B. auf kleinen Spaziergängen, gern bereit. Aber häufig wiederkehrende, bei verschiedenen Schülern auftretende Fehler, allgemeine Mängel einerseits und eigenartige Vorzüge andererseits müssen vor der Klasse ans Licht gezogen werden. Die Zeit dazu hat bei wöchentlich sechs Stunden in der vierten Klasse b), in den übrigen Klassen c) abzutreten.

Vorliegende Arbeit macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie würde es nur dann dürfen, wenn sie auch die Pädagogik und die Geschichte in ihre Untersuchungen hereingezogen hätte.

„Moralische“ Themata.

Von **Ferdinand Schulz** in Charlottenburg.

„Keine moralisierenden Themata!“ So urteilte R. Hilbrand in seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht. In ähnlichem Sinne sprach ich mich in meinem Aufsatz „Die Synthese im deutschen Aufsatz“ (I. S. 97 ff. dieser Zeitschrift) aus. Ich hatte schon damals die Absicht, meine Meinung über diesen Gegenstand in diesen Blättern näher darzulegen und abzugrenzen, und bereits die Feder dazu angefaßt, als mir der Einspruch zu Gesicht kam, der von beachtenswerter Seite gegen dieselbe, wie sie dort und wie sie in der Vorrede zu meinen Meditationen ausgesprochen ist, erhoben ward.¹⁾ Dadurch wurde mir der Anlaß gegeben, die Sache noch einmal nach allen Seiten hin zu erwägen und meine Gründe für meine Ansicht zu prüfen, um diese entweder zu befestigen oder sie erforderlichen Falls zu begrenzen, entschlossen, nach vorurteilsfreier Prüfung sie auch zu verwerfen, falls ich entdecken sollte, daß ich mich auf einem Irrwege befände.

Der Gegenstand ist schwierig und darum möchte ich mit einem abschließenden Urteil zurückhalten. Es sei jedoch vergönnt, zum mindesten einige Gedanken über denselben hier niederzulegen, in der Hoffnung, in die Sache, welche von der einen Seite ebenso lebhaft angegriffen wie von der andern verteidigt wird, einige Klärung zu bringen.

1) Es geschah dies von dem freundlichen Beurteiler meiner zwei Bände „Meditationen“, dem ich für die eingehende Beschäftigung mit denselben und die liebevolle Auffassung meiner Ideen aufrichtig dankbar bin. Wenn meine „Synthese“ demselben als eine zu hoch geschraubte Forderung erscheint, so will ich nur daran erinnern, daß ich von dem Durchschnittsschüler ja nicht mehr fordere als einen Aufbau aus vorhandenen Bausteinen dem ihm bekannten Gesetz gemäß, während dem Begabteren Raum zu freier Entfaltung seiner Persönlichkeit gelassen wäre.

Daß jede moralisierende Aufgabe lediglich aus dem Grunde, weil ihr Inhalt sich auf moralischem Gebiete bewegt, den Schülern fern gehalten werde — dies zu fordern, wäre nicht nur eine übertriebene Angstlichkeit, sondern sogar eine offenbare Engherzigkeit. Im Gegenteile soll ein junger Mensch angehalten werden, über die sittlichen Aufgaben seines Lebens nachzudenken, und es gäbe wohl dazu kaum ein wirksameres Mittel als die Bearbeitung einer diesem Gebiete angehörigen Aufgabe. Ich habe deshalb gerade besonderen Ton auf die den Dichterverken zu Grunde liegenden sittlichen Ideen gelegt und von dem Nachdenken über dieselben befruchtende Anregung zur Bildung eigener ethischer Anschauung und einer reineren Weltauffassung erwartet. (S. die Vorrede meiner Meditationen Bd. I, S. IX.) Hier handelte es sich aber um einen konkreten Gegenstand, aus dem die betreffenden Ideen abzuleiten waren. Etwas anderes ist es schon mit den Aufgaben, welche keine solche Anlehnung gestatten. Hier bildet die Moral lediglich und allein den zu behandelnden Gegenstand. Nun hat es wohl allerdings gemeinhin etwas befremdliches, einen jungen Menschen moralisieren zu hören, und eine gewisse Scheu, denselben mit einer solchen Aufgabe zu betrauen, ist immerhin begreiflich. Forscht man aber nach dem Grunde eines solchen — doch mehr unbestimmten — Gefühls, so wird man ihn nicht darin finden, daß derselbe seine Gedanken über sittliche Gegenstände überhaupt ausspricht, sondern daß viele Gegenstände dieses Gebiets noch außer seinem Gesichtskreise liegen und zum Urteil darüber Reife der Lebenserfahrung gehört. Wir nennen daher einen Jüngling, welcher über solche Fragen sein Urteil abgibt, „altklug“, und zu solchem altklugen Urteil wollte ein Lehrer den Schüler doch wohl am allerwenigsten anleiten wollen. Ist aus diesem Grunde Vorsicht bei Stellung solcher Aufgaben dringend zu fordern, so würde dennoch hieraus kein ausreichender Grund gegen moralisierende Aufgaben im allgemeinen sich herleiten lassen. Regt doch fast jeder Unterrichtsgegenstand zum Nachdenken über eine sittliche Aufgabe an; außer der Religionsstunde ist dies aber wohl vor allem bei dem deutschen Unterricht der Fall. Warum sollte also dieser die Wahl einer dahin bezüglichen Aufgabe ausschließen?

Moralisierende Aufgaben können in verschiedener Form auftreten. Es kann ein moralischer Begriff als Gegenstand derselben erscheinen oder es kann ein Urteil der Betrachtung zu Grunde liegen. Aufgaben ersterer Art sind z. B. Nr. 55 und 56 unserer Meditationen: „Das Glück“ und „Das Vergnügen“. Daß dieselben in dieser Form für Schüleraufsätze sich nicht eignen, liegt wohl auf der Hand, und es ist daher ausdrücklich von uns (in der Vorrede des zweiten Bandes S. VI) die Art ihrer Verwendung gekennzeichnet worden. Wohl aber können

im Anschluß an solche Betrachtungen und auf Grundlage derselben Aufgaben gebildet werden, welche sicherlich nicht ohne Frucht von einem Schüler bearbeitet werden dürften. Ich selbst habe einmal eine Aufgabe, und zwar sogar als Prüfungsarbeit, gestellt: „Das Glück nach Horaz“, welche von den Schülern in angemessener Weise ihrem Gesichtskreis gemäß bearbeitet wurde. Ich kann mir denken, daß auch in ähnlicher Weise „Das Glück nach Walther von der Vogelweide“, etwa auch „Das Glück nach den Anschauungen der Goetheschen Iphigenie“, je nach der vorangegangenen Lektüre, bearbeitet worden wären. Auch hier war es aber die Anlehnung an einen konkreten Stoff, welcher die Bearbeitung der Aufgabe für den Schüler überhaupt möglich machte. Würde dieser fortfallen, so möchte der Kreis solcher moralischen Begriffe, deren Bearbeitung durch den Schüler überhaupt möglich wäre, sehr klein werden. Selbst eine Aufgabe wie „Die Freundschaft“ würde ich einem Schüler nur ungern stellen. Will man eine moralische Aufgabe zur Bearbeitung geben, so wäre es daher gewiß richtiger, eine Seite des Begriffes hervorzuheben. Dies wird am treffendsten in der Form eines Urtheils geschehen und darum ist es begreiflich, daß weitaus die meisten Aufgaben solcher Gattung in dieser Form auftreten. Ganz zweckmäßig würde ich daher z. B. eine Aufgabe finden, wie sie Laas aufstellt: „Labor voluptasque, dissimilia natura, naturali quadam societate sunt iuncta.“ Ihre Bearbeitung würde sich leicht auf den Grundlagen vollziehen lassen, wie ich sie in der Meditation „Das Vergnügen“ niedergelegt habe. Freilich ohne eine solche Grundlage würde ich auch diese Aufgabe für zu schwer erachten und fürchten, daß der Schüler sich ins Blaue verlaufe.

Wie dieser Laas'schen Aufgabe liegen sehr vielen Aussprüche eines Schriftstellers, insbesondere eines Dichters, zu Grunde. Besonders häufig sind sie aber dem Volksmund entlehnt und behandeln ein Sprichwort. Da diese Art von Aufgaben eine Richtschnur für unser Handeln zum Augenmerk haben, so treten sie nicht selten in Form einer Anmahnung oder einer Aufforderung auf und erscheinen daher in einem Befehlsatz. Dieser Punkt scheint uns beachtenswert, und wir werden weiter unten eine Anwendung von demselben machen.

Was den Inhalt der zu behandelnden Aufgabe betrifft, so ist doch wohl die erste und wichtigste Forderung die, daß derselbe in dem Gesichtskreis und Erfahrungskreis des Schülers liege.

Gewiß nicht zu schwer würde eine Aufgabe sein, wie sie Laas stellt: „Geh'n hat wohl so viel ausgericht't wie Laufen.“ Eine Lebenserfahrung ist es, die in dem Aussprüche niedergelegt ist. Sie soll dazu dienen, eine Klugheitsmaßregel einzuschärfen: das „Eile mit Weile“. Warum sollte der Schüler nicht auch einmal über eine solche nach-

denken und allenfalls auch sich zur Bedächtigkeit mahnen? Aber darüber schreiben, seine ganze Kraft daran setzen und sein eignes Ich hineinlegen, das ist doch etwas anderes. Dies aber sollte er doch, wenn er einen Aufsatz verfaßt. Man versetze sich einmal in die Seele eines Jünglings, der verurteilt wird, eine solche Aufgabe zu bearbeiten! Kann er sich für dieselbe erwärmen? Wird er nicht so etwas wie Ekel empfinden, wenn er das, was doch schließlich ohne große Beweisführung einleuchtet, nach allen Seiten hin darlegen und beleuchten soll? Macht es nicht andererseits einen greifenhafte Eindruck, wenn man einen jungen Menschen die Vorteile der Bedächtigkeit in wohlgelegten Worten auseinandersetzen und sich und andere zu derselben ermahnen hört?

Was soll man aber gar zu einer Aufgabe sagen wie: „Geld ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr?“ Wird der Jüngling nicht in eine Sphäre hineingezogen, von der man ihn doch gern fernhalten möchte? Oder glaubt man den Jüngling nicht früh genug vor dem schlimmen Laster des Geizes warnen zu können und läßt ihn darum eine solche Aufgabe bearbeiten? Denn einen sittlichen Zweck wird man doch wohl dabei im Auge haben, oder will man etwa Kaufleute bilden, denen es gilt die rechte Bedeutung des Geldes durch eigenes Nachdenken vor die Seele zu führen? Freilich nach dem Ausspruche Rudolf Hilbrands scheint der Wahn, mit moralisierenden Themen Moral einzupflanzen zu können, einer abgethanen Zeit anzugehören („keine moralisierenden Thematata, mit denen man einst Moral einpflanzen zu können meinte“). Wir denken bei solcher Tendenz allerdings an die Zeiten eines Gellert oder etwa eines Weiße mit seinem Kinderfreund zurück und glauben einen überwundenen Standpunkt vor uns zu haben. In dessen das Nachdenken über eine sittliche Aufgabe kann nicht ganz ohne Einfluß auf das eigene sittliche Handeln sein. Darum hat auch das Aufgeben eines moralisierenden Themas seitens eines Lehrers immerhin einen sittlichen Zweck, wenn er auch nicht glauben wird, Moral damit „einpflanzen“ zu können. Einen anderen können wir uns aber in der That nicht bei einer solchen Aufgabe wie die obige denken, und aus diesem Grunde, weil sie eben eine sittliche Wahrheit einschärft, würden wir sie nicht verwerfen, sondern nur, weil das Gebiet der sittlichen Wahrheit, um die es sich hier handelt, dem Gesichtskreise des Jünglings fern liegt oder wenigstens ihm besser fern gehalten würde.

Aufgaben wie: „Das Werk lobt den Meister“, „Jung gewohnt, alt gethan“, „Ite por exempla efficac est“, „Wer sich alle Büsche besieht, kommt nicht zum Holz“ u. a. enthalten Wahrheiten, deren Wert aus dem Gesichtskreis und Erfahrungskreis eines jungen Menschen heraus sehr wohl beurteilt werden kann; dennoch würde es sich ähnlich mit ihnen

verhalten, wie mit dem obigen Laasschen. Der Reiz, den jene Sprüche unleugbar ausüben, liegt aber in dem Kurzen und Treffenden des Ausspruchs. Eine ausführlichere Darlegung verwässert dieselben und läßt den Gedanken platt und gewöhnlich erscheinen. Der Schüler, der darüber zu schreiben hat, wird gar zu leicht verführt, Worte zu machen und an die Stelle des Kernigen leichtes Geschwätz zu setzen.

Was ich hieraus folgern möchte, ist: Die Wahrheit, deren Wert darzulegen bez. zu beweisen der Schüler angehalten werden soll, darf nicht zu tief liegen, d. h. nicht dem Erfahrungskreise des gewöhnlichen nüchternen Alltagslebens angehören.

Dem Laasschen Thema: „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist“, können wir dies nicht nachsagen. Es bewegt sich in einer Sphäre, welche dem Jüngling sympathisch ist. Er hat — hoffentlich wenigstens — Augenblicke in seinem Leben gehabt, in der er sich über die Alltagswelt erhaben gefühlt hat. Er hat also die Kraft der Begeisterung wohl an sich erfahren; jetzt soll er deren Wert ermessen lernen. So scheint denn allerdings das Thema äußerst passend zu sein. Der Wert der Bedächtigkeit, welchen ihm ein oben genanntes Thema vor Augen führen wollte, schwindet vor diesem wuchtigen Ausspruch Fichtes in nebelhafte Tiefe, und der Schreiber fühlt sich in Höhen entrückt, von denen aus ihm die kalte ihn sonst umgebende Welt nichtig und leer erscheint. Wird ihm nicht ruhige und kühle Besonnenheit da leicht als etwas Zweckloses, ja Fehlerhaftes erscheinen? Und wie ist es mit der Thatkraft? Wird er diese nicht als durch Begeisterung ersetzt glauben? Heißt es doch in dem Thema: „immer und notwendig“! Und doch ließe sich leicht ein Lessingsches Wort dem Fichteschen Ausspruch entgegenhalten: „es ist leichter andächtig zu schwärmen als gut zu handeln“, welches ihn eine Gefahr in dem Gegenstand, der ihm in solcher Betonung als siegreich hingestellt wird, wenigstens von ferne ahnen läßt. Der wahre Wert der Begeisterung liegt noch über dem Horizont des Jünglings; die rechte Bedeutung des Fichteschen Ausspruchs vermag er noch nicht zu fassen.

Themata wie:

„Zwei Augen hat die Seel', eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.“

„Wir sind Gäste hier auf Erden“

„Nur Dämmerung ist unser Blick.“

„Der Tod hat eine reinigende Kraft“

und endlich das verwunderliche:

„Am Ruheplatz der Toten, da pfllegt es still zu sein“

— alles Themata, wie sie von Deutschlehrern gestellt sind — bewegen sich in dem Gedankenkreise von Ewigkeit und Vergänglichkeit, einer Sphäre,

welche von einem schwärmerischen Jüngling gewiß besonders gern heimgejucht wird. Allein er wird bei der Bearbeitung der Aufgabe vielmehr feinen unklaren Gefühlen sich hingeben, als gesunde Gedanken vorbringen. Diese Gedanktreife liegen für ihn noch zu hoch, als daß er mehr als ahnend in dieselben eintreten könnte.

Ähnlich müssen wir urtheilen über Aufgaben, wie:

„Freiheit ist die große Lösung,
Deren Klang durchjauchzt die Welt.“

„Es leitet dich auch die Natur
Zum Wahren, Guten, Schönen.“

„Die Liebe ist des Lebens Kern.“

„Mensch, bist du ganz verlassen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst gehn in Gott zurück.“

Wir fanden die einen Aufgaben zu niedrig, die anderen zu hoch. Welche Gedanktreife würden wir nun als passend bezeichnen dürfen? Wir meinen: Mensch, Tugend (wenigstens einzelne derselben), Freundschaft, Vaterland, Kunst (insbesondere Dichtkunst), Wissenschaft und damit Streben nach Wahrheit. Aus diesen Gründen würden uns Aufgaben, wie:

„Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir,
Doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor“

oder das allgemeinere

„Ἀνδρωπος ὦν ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀέλ!“

„Keine Lüchtligkeit ohne Tapferkeit.“

„Amicitia nisi inter bonos esse non potest.“

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an“ u. s. w.

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein.“

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Kauscht der Wahrheit tief versteckter Born“

und ähnliche inhaltlich als durchaus passend erscheinen.

Aber dies ist nicht genug. Es muß das Thema auch ausgiebig sein, so daß sich wirklich etwas Treffendes darüber sagen läßt. Denn wir wollen doch wahrlich keine Rhetoren bilden, welche über jedweden Gegenstand Worte zu machen verstünden. Wollten wir dies, so würden wir bald dahin gelangen, sie zu lehren: τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν.

Was soll aber ein Schüler z. B. einem Worte noch Gescheites zusetzen, welches in sich so klar und einfach ist, wie: „Das Werk lobt den Meister“ oder „Kunst bringt Günst“, zu schweigen von solchen, wie:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da tann sich kein Gebild gestalten“

oder

„Mille modis leti miseris mars una fatigat“,

die zum mindesten keiner langen Darlegung bedürfen, und von solchen, bei denen die humoristische Form dem Inhalt erst die Färbung giebt, wie: „Gedanken sind zollfrei“ oder

„Tau jeden richtigen Honigtauen hört an lütt Beting Peper“, wo jedes Wort über den Ausspruch, falls es nicht wieder humoristisch gefärbt wäre, denselben verwässern würde.

Was aber soll ein Schüler über ein Thema moralisierenden Inhalts schreiben? Soll es eine Erläuterung sein, eine Erörterung oder eine Begründung? (Vergl. über diese Gattungen der Abhandlung des Verfassers Grundzüge der Meditation S. 39 flg. u. S. 56 flg.). Zum Teil wird dies von der Art des Themas selbst abhängen. Vorwiegend wird in dessen Erläuterung und Begründung das Ziel der Aufgabe bilden. Die Anwendung auf den einzelnen Fall, wie er bei der Erläuterung die Hauptabsicht bildet, wird bei keiner Aufgabe zu umgehen sein. Meist wird man aber eine Begründung als eigentlichen Kern der Abhandlung ansehen und diese vom Schüler fordern. Ja ich glaube behaupten zu dürfen, daß weitaus die meisten Lehrer, welche ihren Schülern vorwiegend derartige Aufgaben stellen, besonders durch die logische Seite derselben — denn diese tritt bei einer Begründung in den Vordergrund — dazu veranlaßt werden. Und diese ist keinen Augenblick zu unterschätzen. Der Schüler muß gewisse Grundzüge der logischen Technik kennen und sie zur Anwendung zu bringen wissen. Da nun andere Arten von Aufgaben nach dieser Richtung hin kaum so instruktiv sind wie moralisierende Urteile, so hat die Bearbeitung dieser progymnasmatichen Wert. Hier muß der Begriff scharf in seine Merkmale zerlegt und die Beziehung desselben zu dem ausgefügten Merkmal klar gelegt werden. Hieran lassen sich vortrefflich die Unterweisungen über Inhalt und Umfang des Begriffes u. s. w. anknüpfen, und die Schule, welche der Schüler hier durchmacht, trägt Früchte für die Bearbeitung aller übrigen Arten von Aufgaben. Aber ist es darum nötig, den Schülern die Arbeit eines ausgedehnten Aufsatzes aufzuerlegen? Wird nicht dasselbe erreicht, wenn man sich mit der logischen Behandlung der Themata begnügt und sie also für sogenannte „Dispositionsübungen“ (besser „Zerlegungsübungen“) benutzt? Hier können auch Themata geringeren Inhalts ohne Schaden ihre Stätte finden — die logische Arbeit ist ja doch hier die Hauptsache —, die durch Übung zu erlangende Fertigkeit wird aber nicht durch eine kleine Anzahl von Aufsätzen dieser Gattung erreicht, sondern durch logische Behandlung recht vieler Aufgaben dieser Art. Sechzehn Aufsätze wird durchschnittlich ein Schüler der obersten Klasse bis zur Reifeprüfung anzufertigen haben, wenn es hoch kommt, zwanzig. Soll nun der Aufsatz den Dienst leisten, wie Laas es will, zur Erinnerung

des Gelehrten und zur Ausbeutung des Gelesenen mitzuwirken, soll er vor allem, wie wir urteilen, dazu dienen, den Gedankenkreis der Dichter und Denker, in den unsere Jugend durch den Unterricht in den höheren Lehranstalten eintritt, bei derselben zu rechter Auffassung und Durchdringung zu führen, so kann der Raum für derartige Aufgaben — sofern ausgeführte Aufsätze gefordert werden — nur ein knapp bemessener sein.

Stellt man aber eine derartige Aufgabe, so wähle man eine solche, welche von hervorragender Bedeutung für das ethische Leben ist, und man fordere, daß diese Seite bei der Ausführung in den Vordergrund trete. Daher stelle man die Begründung der Richtigkeit eines Urteils nicht in den Vordergrund! Die logischen Rechenexempel, welche hierbei in Anwendung kommen, erscheinen, wenn breitere Ausführung derselben verlangt wird, den Schülern gar leicht trivial und abgeschmackt.¹⁾ Dagegen verlange man eine eingehendere Begründung des Wertes des betreffenden Urteils, also eine Würdigung! Es hat aber die Schule eine Stelle, wo diese in erster Linie am Platze ist. Dies ist die Schulrede. Hier gilt es nicht allein einen Gegenstand darzulegen, sondern auch ihn zu empfehlen und zur Verfolgung desselben anzutreiben. Dies kann aber nicht besser geschehen, als wenn die gesamte Darlegung in der Würdigung mündet. Und daß hierin der hauptsächlichste Wert solcher Aufgaben bestehe, dafür erhielten wir schon im obigen einen Fingerzeig. Wir bemerkten, daß eine nicht geringe Anzahl moralischer Themata in einem Befehlssatz auftritt. Es ist dies besonders bei denen der Fall, welche der Spruchweisheit entlehnt sind. Paränetisch zu wirken sind sie also bestimmt; etwas Paränetisches liegt aber auch in vielen Thematen, die nicht diese bestimmte Form haben. Ist nun der Charakter der Rede vorwiegend das *παράκλησματικόν*, so wäre in dieser vorzugsweise der Tummelplatz für moralisierende Themata zu suchen. Und hier können diese großen Segen stiften. Logische und ethische Behandlung der Frage greifen ineinander; es hat hier ebensowohl die Erläuterung und die Erörterung wie die Begründung und die Würdigung ihre Stelle. Der Schüler aber hat einen Antrieb, seine ganze Kraft einzusetzen und sein Ich in die Arbeit hineinzulegen. Eine reiche Welt von Themen öffnet sich dem Schüler, der die Aufgabe hat, den zu der Universität abgehenden Mitschülern das Abschiedswort im Namen der Genossen zuzurufen. Nicht klein ist auch die Zahl solcher, welche sich bei vaterländischen Gedentagen darbieten. Ist es nun auch bei beiden Gelegenheiten vorzugs-

1) Ein redlicher und tüchtiger Schüler, welcher sich mit dem Erweis des Satzes: „was sich soll klären, muß gären“ tummelte, gestand auf die Frage, warum er bei der Arbeit lächle, dem Lehrer ganz offen, es komme ihm wunderbarlich vor, so etwas noch beweisen zu müssen.

weise Aufgabe des Direktors und des Lehrer-Kollegiums, dem, was das Herz bewegt, Ausdruck zu verleihen, so ist doch auch die Rede eines Schülers an rechter Stelle der Gesamtfeier vollauf gerechtfertigt. Für vaterländische Feste möchte ich auf zwei Themen hinweisen, die sich mir wohl zu eignen scheinen. Das eine derselben wäre das bekannte Schillersche:

„Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.“

Die Begründung würde hier wesentlich aus dem Begriff der Ehre herzuleiten sein, und die Aufgabe gäbe somit auch die Gelegenheit für den Lehrer, der sie stellt, diesen wichtigen Begriff mit dem Schüler zu besprechen. Er wird denselben dahin leiten, daß er ebensowohl die subjektive wie die objektive Seite desselben erkennt. Nach der einen Richtung hin — Ehre als Ehrgefühl genommen — wird der Schüler das Gefühl des eigenen Wertes, nach der anderen hin die Anerkennung dieses Wertes bei anderen erblicken müssen. Der Schluß ist alsdann für ihn leicht, daß ein Volk, welches zur Erhaltung dieser Güter nicht alle seine Kräfte aufbietet, also sowohl das Gefühl des eigenen Wertes aufgibt wie die Anerkennung desselben bei anderen, eben diesen Wert verliert, d. h. nichtswürdig ist. Aber diese trockene Schlußfolgerung tritt fast in den Hintergrund gegenüber den übrigen Punkten von Wichtigkeit, deren Besprechung die Aufgabe fordert. Was heißt u. a. „ihr Alles?“ Ist dies so selbstverständlich, daß es keiner Erläuterung bedarf? Schon diese Frage drängt auf den Boden der Erläuterung, welcher Gattung gemäß ich auch am liebsten das Thema, zumal als Rede, behandelt wissen möchte. Hier könnte der Schüler bei den Freiheitskriegen einsetzen und aufzeigen, was für Opfer der kleine Staat Preußen darbrachte, um sich aus der Schmach der Napoleonischen Knechtschaft zu befreien und seine Ehre wiederherzustellen. Kaum ein Beispiel möchte einleuchtender die hohe Bedeutung des Ausspruchs darthun als dieses, und der junge Redner hätte Gelegenheit auf die rührenden und erhebenden Opfer hinzuweisen, wo der Besitzlose das Pfand der Treue, den goldenen Trauring, darbrachte, um ihn gegen einen eisernen einzutauschen, und die Gräfin Schmettau den Schmuck, den ihr die Natur gegeben, ihr eigenes Goldhaar nicht schonte, sondern ihn dem Vaterlande weihte. Auch der Begriff der „Nation“, der nicht als bloßes Wort für „Volk“ oder „Land“ zu fassen ist, da der Begriff der Ehre ein einiges in sich übereinstimmendes Individuum voraussetzt, könnte wesentlich erläuternd behandelt und mit der großartigen Begeisterung des Tages von Sedan beleuchtet werden.

Das zweite Thema, welches sich als nicht ungeeignet empfehlen möchte, wäre das Wort Walthers von der Vogelweibe:

„tiuschiu zucht gât vor in allen“.

Enthielt jener Ausspruch Schillers ein Urtheil des Inhalts, so hat es der Schüler hier mit einem Urtheil des Umfangs zu thun. Die Beweisführung würde also wesentlich darin gipfeln, die Merkmale der „Zucht“ durch Bergliederung aufzudecken und diese in Vergleich zu stellen, wie sie bei der deutschen Nation und wie sie bei anderen Völkern, insbesondere den romanischen, auftreten, um zu zeigen, daß der Wert auf jener Seite ein größerer sei als auf dieser. Welch herrliche Gelegenheit hätte hier der Schüler, das, was ihm über die Eigenart der deutschen Nation zum Bewußtsein gekommen ist, zu sammeln und das Nationalgefühl seiner Zuhörer durch Vorführung treffender Züge aus allen Kulturepochen deutschen Volkslebens zu erwärmen und zu beleben! Die „Tugend und reine Minne“ Walthers würde ihm als Leitstern dienen, und er würde u. a. zeigen können, wie der Deutsche das Rittertum zwar von den Romanen aufnahm und deren Formen sich aneignete, dieses aber mit seinem Geiste und seinem Gemüthe durchdrang, und wie die Rittertugenden „Glaube, Ehre und Liebe“ im deutschen Wesen und in deutscher Zucht unendlich vertieft werden, da sich zu ihnen gesellt der Grundzug des deutschen Volkscharakters — die deutsche Treue.

Doch es gilt hier nicht, die Aufgaben auszuführen; es war mir vielmehr nur darum zu thun, die Art zu zeigen, wie ich mir denke, daß solche Themata moralisirenden Inhalts fruchtbringend für den Schüler verwendet werden können.

Mag auch vielleicht der Kreis der Aufgaben dieser Gattung, den ich in vorstehendem angedeutet habe, manchem als zu eng erscheinen; jedenfalls scheint es geratener zu sein, angesichts der großen Aufgaben, welche dem deutschen Unterricht und speziell der deutschen Aufsatzübung gestellt sind, vorsichtig in der Wahl solcher Themata zu sein, als sie, wie es nur zu häufig geschieht, zum Haupttummelplatz deutscher Aufsatzarbeit zu machen.

Die Grundgedanken der Romanzen (Balladen) Schillers.

Nach seinen eigenen philosophisch-ästhetischen Abhandlungen erläutert.

Von Julius Brod in Posen.

Seit dem Anfange der neunziger Jahre war Schiller eifrig mit dem Studium der Philosophie Kants beschäftigt. Die erste Frucht davon waren längere philosophische Aufsätze, von denen die eine Hälfte etwa in der Thalia, die andere in den Horen erschien. In dem seit 1796 herausgegebenen Musenalmanach wurden noch vor Ablauf des Jahrhunderts die meisten Romanzen (Balladen) gebracht. Bei der Unmasse

von Erklärungen, welche gerade diese beliebteste Dichtungsart Schillers hervorgerufen hat, ist es auffallend, daß man bis dahin so wenig daran gedacht hat, die Ähnlichkeit der Grundgedanken jener Abhandlungen und dieser Gedichte klar zu legen, welche sich meines Erachtens unschwer nachweisen läßt. Die Annahme, daß ein zufälliger Gedanke den Gedichten zu Grunde gelegt sei, steht schon im Widerspruche mit Schillers Dichternatur und würde selbst einem viel geringeren Dichter nicht zur Ehre gereichen. Der Zufall aber, nicht das Genie hätte Schiller geleitet, wenn er, wie allgemein angenommen wird, bald die Weltanschauung vom Reide der Götter, bald die Rettung der Unschuld durch Gott, bald die Freundestreue u. a., wie allgemein oder mit geringen Abweichungen angenommen wird, verherrlicht hätte. Mit anerkenntniserwerter Bescheidenheit, aber auch nicht ohne Selbsterkenntnis sagt er im Briefe an Goethe vom 31. August 1794: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; . . . Mein Bedürfnis ist aus wenigem viel zu machen . . . Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann . . . eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form ersetzen“. Dieses Selbstbekenntnis scheint mir unter anderm auch ganz besonders für seine Balladen zu gelten, da auch in diesen ganz wenige Grundgedanken zum mannigfaltigen Ausdrucke kommen, nicht weniger eine bald darauf folgende Stelle: „Noch jezt begegnet es mir häufig, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in soweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loß“. In seinen Romanzen ist es ihm in der That gelungen, sein philosophisch-ästhetisches System in eine die Einbildungskraft fesselnde Form einzukleiden und dasselbe in einer Reihe seiner schönsten Erzeugnisse zum dichterischen Ausdrucke zu bringen.

In der Abhandlung: „Über das Erhabene“ geht Schiller von dem Gedanken aus, daß der Mensch „von zahllosen Kräften umgeben ist, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen“, und daß „die Kräfte der Natur sich nur „bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren lassen“. Nachdem er gesagt hat, daß, da „nichts des Menschen so unwürdig sei, als Gewalt zu erleiden“, welche den Geschlechtscharakter des Menschen aufhebe, derselbe dem Begriffe nach die Gewalt vernichten und so handeln müsse, als ob er unter keinem andern Gesetze als seinem eigenen stünde, setzt er auseinander, daß das Gefühl, welches bei diesem Siege des Geistes über die physische Gewalt entstehe, das Gefühl des Erhabenen, aus Wehsein und Frohsinn zu sammengesetzt sei, weil wir einerseits das peinliche Gefühl unserer Grenzen

erhielten, anderseits die Freiheit unseres Willens erkannten. Zum Schlusse der ganzen Abhandlung kommt er wieder auf jene Voraussetzung zurück: „Die Naturnotwendigkeit“, sagt er, „geht keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft, noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen“. Derselbe Grundgedanke findet sich in vielen seiner ästhetischen Abhandlungen. In der Schrift: „Über Anmut und Würde“ heißt es z. B.: „Da einer Naturnotwendigkeit nichts abzurufen ist, so muß auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was ihn die Natur empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muß bei ihm ebenso unabänderlich Verabscheuung oder Begierde folgen“. In dem Aufsatze: „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ sagt er: „Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unserer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andererseits aber aus dem Gefühl unserer Übermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsere sinnlichen Kräfte unterliegen.“ Derselbe Gedanke nun, daß der Mensch nicht der Herr seines Geschickes sei und kein Mittel habe, auf dasselbe in allen Fällen einzuwirken, liegt als die Hauptidee der *Romane*: „Der Ring des Polykrates“ zu Grunde. Während nach der Darstellung des Dichters der Tyrann mit seinem königlichen Gastfreunde auf den Zinnen seines Daches steht, zufrieden auf das von ihm beherrschte Samos blickt und von ihm verlangt, was Kröjus einst von Solon verlangte, ihn für glücklich zu halten, drängt ein freudiges Ereignis das andere. Ohne Zweifel lag die Absicht vor, uns in Polykrates einen Helden zu zeigen, der an „die Tücke des Verhängnisses“ in seiner Sorglosigkeit und im Vertrauen auf sein bisheriges Glück nicht denkt. Deshalb findet die Unterredung in aller Ruhe auf den Zinnen des Daches statt und erscheint Polykrates nicht als der Held, welcher sich durch eigene Anstrengung seine Herrschaft verschafft hat, sondern welcher sich des ihm gewordenen Glückes freut, und andere sind es, die für ihn kämpfen. Darauf, daß „die Naturnotwendigkeit mit dem Menschen keinen Vertrag eingehe“, seinen Freund aufmerksam zu machen, giebt der Dichter dem Agypterkönige zuerst bei jener Aufforderung: „Gestehe, daß ich glücklich bin!“, Gelegenheit, dann noch dreimal, und zwar bei der jedesmaligen Meldung eines glücklichen Ereignisses, und endlich, als er dem Tyrannen mit Schmerz erzählt, daß er seinen einzigen Sohn verloren habe. Nachdem so Polykrates durch die wiederholten und eindringenden Vorstellungen des Königs aus der Sorglosigkeit aufgerüttelt ist, entschließt er sich auf den Rat desselben, das Unglück selbst dadurch heraufzubeschwören, daß er sein höchstes Gut, einen Ring,

in die Flut wirft; aber beide sollen sich nur zu bald überzeugen, daß „weder des Menschen Kraft noch seine Geschicklichkeit ihn gegen die Tüde des Verhängnisses sicher stellen kann“. Der Ring wird gefunden und wiedergebracht. So stimmt das Gedicht mit der Ansicht Schillers über das Verhältnis des Menschen zur physischen Welt durchaus vom Anfange bis zum Schlusse überein.

Man hat nun in demselben nichts weiter sehen wollen, als die Absicht des Dichters, „die in der Erzählung des Herodot ausgesprochene Ansicht vom Reide der Götter in erschütternder Weise zur Anschauung und Empfindung zu bringen“ (Gude), oder hält für die Idee des Gedichtes „die allverbreitete, aber bei den Griechen eigentümlich ausgebildete Überzeugung von der Unbeständigkeit eines großen Glückes“ (Viehoff). Nun aber findet sich dieser Gedanke weder in einer der ästhetischen Abhandlungen Schillers, noch in einem seiner Gedichte, wohl aber kehrt überall jener vorher angegebene Gedanke wieder, auf dem er sein ganzes philosophisch-ästhetisches Gebäude aufgeführt hat. Eines von seinen Gedichten, „das Glück“ (1799), ist so unvereinbar mit der vermeintlichen Idee unserer Romanze, daß es fast wie eine Widerlegung dieser Ansicht erscheint. Im geraden Gegensatz zu dem „Reide der Götter“ oder der „Unbeständigkeit eines ungewöhnlich großen Glückes“ ist hier wiederholt und in nicht mißzuverstehender Weise hervorgehoben, daß die Götter gewisse Menschen von der Geburt an schon lieben, ihnen vor des Kampfes Gewinn schon die Schläfe umkränzen, daß sie Neigungen haben u. s. w. Dagegen verträgt sich der gesamte Inhalt des Gedichtes nicht nur mit dem Grundgedanken, daß der Mensch das Schicksal nicht in seiner Gewalt habe, sondern wiederholt findet derselbe auch seinen unmittelbaren Ausdruck: der Mensch erzwingt nicht, heißt es, das Glück, und was ihm die Charis neidisch geweigert habe, erringe nimmer der strebende Mut; unverhofft seien die Götter da und täuschten die stolze Erwartung; sie, die Freien, würden nicht gezwungen, der Vater der Menschen und Götter greife mit Eigenwillen unter die Menge u. a. Es bleibt also wohl nichts übrig, als Schiller den Vorwurf zu machen, daß er ganz entgegengesetzte Gedanken poetisch verherrlicht habe, oder im „Ringe des Polykrates“ eine andere Idee zu suchen, als die vom Reide der Götter oder die damit fast übereinstimmende von der Unbeständigkeit des Glückes. Überall, wo uns sonst in Schillers Gedichten der ähnliche Gedanke entgegentritt, ist die Auffassung allein richtig, daß der Mensch nicht Herr sei des Geschicks. So heißt es in ebenfalls leicht erkennbarem Anklänge an die aus seinen ästhetischen Abhandlungen angeführten Stellen in dem „Liebe von der Glocke“:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell“,

in der „Braut von Messina“:

„Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolgt,
Schreitet das Unglück“,

und ähnlich an vielen anderen Stellen. Besonders erinnert das Gespräch Wallensteins mit Gordon (Wallensteins Tod, V, 4) an die Vertrauensseligkeit des samischen Tyrannen. Schiller läßt jenen nur noch ausführlicher und deutlicher sein Vertrauen dem bisherigen Glück gegenüber aussprechen:

„Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?“

Auf dieses blinde Vertrauen antwortet Gordon, wie einst König Amasis dem Polykrates:

„Und doch erinn' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.“

Wallenstein jedoch glaubt sich sicher, wie Amasis nach dem Tode seines einzigen Sohnes:

„Den alten Gordon“, erwidert er, „hör' ich wieder sprechen
Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln,
Die bösen Götter fordern ihren Zoll.
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
D'rum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.
Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der liebste Freund, und fiel durch meine Schuld
So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt — der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der Bliz,
Der mich zerschmetternd sollte niederschlagen.“

Polykrates traut den Worten des Amasis und wirft den Ring in die Flut, im Glauben, dadurch sein Geschick meistern zu können; Wallen-

stein glaubt sich gegen jedes weitere Unglück gefeit, nachdem durch seine Schuld der liebste Freund ihm gefallen ist: jenem wird der Ring zurückgebracht, dieser wird wenige Stunden später ermordet, beide liefern so den Beweis, daß niemand sein Schicksal lenken könne, wie sicher er sich auch fühle. Wenn Wallenstein die Zuverlässigkeit seiner Hoffnung gestützt hat auf den Glauben „der alten Heidenvölker“, die „sich selbst freiwill'ges Unheil wählten, die eiferfücht'ge Gottheit zu versöhnen“, so erweist sich an seinem eigenen Verderben dieser Glaube als falsch. Die ganze Stelle ist von einer Klarheit für die Ansicht Schillers über die Unabwendbarkeit des Geschehes durch den schwachen Menschen, daß nichts zu wünschen übrig bleibt.

Aber nicht nur aus seinen prosaischen und andern poetischen Werken läßt sich auf die eigentliche Idee unserer Romanze ein sicherer Schluß machen, sondern auch aus dieser selbst. Nichts ist darin enthalten, was uns zwänge, als solche den Götterneid oder etwas Ähnliches anzusehen, und der Schluß beweist, daß die Verherrlichung dieses Glaubens gar nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben könne. Denn wir hören nichts davon, daß Polykrates wirklich vom Unglücke ereilt worden sei, trotzdem Herodot bald, nachdem er über das Glück des Polykrates berichtet hat, uns ganz ausführlich den Tod desselben erzählt. Wenn Schiller wirklich die Absicht gehabt hätte, uns zu zeigen, daß der Samier dem Meide der Götter zum Opfer gefallen sei, durfte er den von Herodot ausführlich mitgetheilten Untergang des Tyrannen umsoweniger unbeachtet lassen, als derselbe so recht diesem Zwecke diente und die Wirkung des Gedichtes eine unendlich größere werden mußte. Denn Seher und Freunde warnen den Polykrates, der Einladung des Statthalters von Sardes, Drötes, zu folgen; auch das Traumgesicht seiner Tochter, welche ihn infolgedessen nicht will abreisen lassen und, als er sich schon einschiffet, ihm Worte böser Ahnung nachruft, kann ihn nicht zurückhalten. Als Polykrates dann von Drötes ans Kreuz geschlagen war, ging der Traum in Erfüllung; denn er wurde nun wirklich, wie die Tochter geträumt hatte, vom Zeus gebadet, wenn es regnete, und von der Sonne gelabt, da, wenn sie schien, sie die Feuchtigkeit aus seinem Leibe sog. Gerade dieser Tod dient Herodot dazu, den Glauben an den Meid der Götter zu begründen, da es fast mit Händen zu greifen war, daß dieselben den Polykrates wegen seines großen Glückes zu verderben, die feste Absicht gehabt haben mußten und ihn deshalb nach dem bekannten Spruche blind gemacht hatten. Wollte Schiller denselben Gedanken seinem Gedichte zu Grunde legen, so durfte er also unter keinen Umständen diesen Schluß der Erzählung des Herodot, der ihm zweifellos bekannt war, unbeachtet lassen. Derselbe hätte voraussichtlich einen Hauptteil

seines Gedichtes ausgemacht. Statt dessen endet es mit der Abreise des Ägypters, und wir bleiben mit Polykrates im Ungewissen darüber, ob das Glück ihm weiter treu bleiben werde oder nicht. Wir haben nur die Überzeugung gewonnen, daß er nicht im Stande gewesen ist, „mit der Naturnotwendigkeit einen Vertrag abzuschließen“ und sich so „gegen die Tücke des Verhängnisses zu sichern“. Zu übersehen ist auch nicht, daß mit keinem Worte angedeutet ist, der Tyrann sei nunmehr von der Gewißheit seines Unterganges überzeugt gewesen; er soll eben nach dem Dichter nur die Überzeugung gewinnen, daß er über seine Verhältnisse nicht gebieten könne, und diese hat er zweifellos gewonnen. Es haben nun zwar die Erklärer sich veranlaßt gesehen, hier den Dichter zu vervollständigen, indem sie nach Herodot den baldigen Tod des Polykrates hinzufügen, aber es wird ihnen nicht gelingen zu begründen, weshalb den bei ihrer Auffassung des Grundgedankens durchaus notwendigen Schluß Schiller nicht selbst noch hinzugefügt habe.

Man könnte höchstens gegen meine Ansicht einwenden, die Einheitlichkeit wäre gestört, wenn Schiller entweder ausführlich wie Herodot die Hinrichtung des Tyrannen hätte darstellen oder auch nur kurz hätte erwähnen wollen, daß er in der That ein Opfer des Reibes der Götter geworden wäre. Jedoch ist die größte Einheit der Handlung nur in einem Teile seiner Romanzen beachtet. Die Handlung dehnt sich z. B. in „Hero und Leander“ über einige Monate, in dem „Ritter Toggenburg“ über eine noch längere Zeit aus. Der Dichter, welcher kein Bedenken trug, die Erfolge des Polykrates, die doch der Zeit nach als weit auseinander liegend zu denken sind, gleich unmittelbar auf einander folgen zu lassen, hätte gewiß keine Strupel darüber empfunden, den Zeitraum, welcher zwischen den Erfolgen und dem Untergange des Tyrannen liegt, zu überspringen und den Tod unmittelbar auf sein Glück folgen zu lassen. Selbst angenommen, er hätte dieses Bedenken gehabt, so lag es ihm gewiß sehr nahe, die Erzählung des Herodot, welche ihm zur Quelle diente, etwa so umzuändern, daß Amasis bei dem Kreuzestode des Polykrates zugegen war und aus dem Gespräche der beiden Herrscher der jähe Glückswechsel als die Folge des Reibes der Götter sich ergab, wie auch Krösus nach Herodot, als er schon den Scheiterhaufen bestiegen hatte, Gelegenheit hat, sein Begegnis mit dem griechischen Weltweisen zu erzählen. Hat doch auch jene persönliche Zusammenkunft des Amasis und des Polykrates der Dichter frei erfunden, da Herodot nur von einem Briefe berichtet, durch den der König den Tyrannen gewarnt haben soll. Weshalb also hätte Schiller nicht eine Zusammenkunft unter ganz anderen Umständen erfinden sollen, wenn er die strengste Einheit der Zeit bewahren wollte?

Als etwas nicht Zufälliges erscheint es mir endlich auch, daß die Romanze als der Ring des Polykrates betitelt worden ist. Der Ring erscheint als etwas mehr Nebenächliches, wenn man bei der Auffassung über den Meid der Götter stehen bleibt; dagegen verknüpft sich mit demselben wirklich die Hauptidee, wenn wir annehmen, daß sie in dem Gedanken bestehe, der Mensch habe keine Gewalt über das Schicksal; denn in diesem Falle dient gerade der Ring als das Mittel, uns diese Idee zur Empfindung zu bringen.

„Der Ring des Polykrates“ und „Ritter Toggenburg“, welche zur selben Zeit von Schiller gedichtet wurden, stehen auch ihrem Grundgedanken nach im engsten Zusammenhange mit einander. Der „Ritter“ erscheint als die notwendige Ergänzung der im „Ringe“ zur Anschauung gebrachten Idee. Polykrates hat mit seinem mißlungenen Versuch, durch freiwilligen Verlust des ihm liebsten Gegenstandes, Gewalt auf die Gewalt zu üben, gezeigt, daß der Mensch dazu unfähig sei, und der Tyrann läßt uns im Zweifel darüber, ob Glück oder Unglück des Tyrannen ferneres Los sein werde. Diese Ungewißheit hat etwas Unbefriedigendes. Nachdem wir gesehen haben, daß Polykrates sich von der Dhmacht, auf die physische Welt einen Druck zu üben, überzeugt hat, wollen wir wissen, welches nunmehr sein Verhalten sein werde. Die rechte Wirkung des Gedichtes kann erst eintreten, wenn wir die Folgen kennen, welche die eben gewonnene Überzeugung auf die Gesinnung des Tyrannen hat. Hätte uns der Dichter gezeigt, daß derselbe fortan jene Furcht, die ihn bewog, den Ring preiszugeben, abgelegt, daß er mit Ruhe sein Geschick erwartet habe, ohne ängstlich besorgt zu sein, ob es ihm Gutes oder Böses bringen werde, hätte er sein weiteres Glück ertragen, ohne sich zu überheben und auf dasselbe zu pochen; wäre er vor allem im Unglücke nicht kleinmütig geworden, sondern hätte dasselbe so ertragen, daß es ersichtlich die Ruhe seines Geistes nicht störte, hätte er z. B. die Warnungen der Seher und seiner Freunde, sowie das Traumgesicht seiner Tochter deshalb unbeachtet gelassen, weil ihm vor dem Unglück nicht bangte: dann erst konnten wir seine Geistesgröße bewundern und uns der Unüberwindbarkeit des menschlichen Geistes durch die physische Gewalt erfreuen. So aber führt uns der Dichter bis vor jenen Augenblick, in welchem dem Polykrates die Überzeugung geworden ist, daß er auf die äußere Gewalt mit keiner List einwirken könne, um uns dann im Zweifel zu lassen, ob jener nun seiner Sinnlichkeit nachgeben und in Furcht vor dem Unabwendbaren verharren oder ob er, dem Gebote der Sittlichkeit zufolge, mit Ruhe demselben entgegensehen, und es, wenn es ein Unglück sei, mit Würde, wenn es ein Glück sei, ohne Überhebung ertragen werde. Gewiß fühlte auch der Dichter, wie ge-

ring die Wirkung eines Gedichtes sein müsse, in dem zwar gezeigt werde, wie wenig der schwache Mensch imstande sei, sein äußeres Geschick nach seinem Belieben zu gestalten, ohne daß doch seine Willenskraft im Kampfe gegen daselbe den Sieg behauptet, wodurch allein oder doch vorzugsweise unser Gefallen, nach Schiller zusammengesetzt aus dem Gefühle des Wehseins über die Grenzen der menschlichen Macht und dem Gefühle des Frohseins wegen der Überlegenheit des Geistes über die Materie, hätte erregt werden können. Der Stoff jedoch erlaubte dem Dichter nicht, uns bis zu diesem Ziele zu führen, er hätte denselben dann vollständig umändern müssen. Einen Polykrates vorzuführen, der belehrt war durch die Erfahrung, daß man dem Willen der Götter keinen Zwang anthun könne, war Schiller nicht möglich, ohne daß er nicht nur gegen die geschichtliche Quelle, sondern auch gegen die allgemeine geschichtliche Kenntniß hart anstieß, und so dichtete er den „Ritter von Toggenburg“, seine nicht sowohl mißverständene, als überhaupt noch wenig gewürdigte Romanze, welche doch am leichtesten hätte erklärt werden können, wenn man sein philosophisch-ästhetisches System zu diesem Zwecke genauer sich angesehen hätte, da gerade dieses Gedicht einen Hauptgedanken daraus in nicht mißzuverstehender Weise illustriert.

Der Grundsatz der ganzen Philosophie Schillers, daß nämlich von dem Gegenstände des Sittlichen und des Sinnlichen die Kunst ihren Ausgang zu nehmen und uns durch das bewiesene Übergewicht des Geistes über die Materie ein uninteressirtes Wohlgefallen zu erwecken habe, mußte ihn dazu führen, einen doppelten Weg anzugeben, auf welchem solches zu erreichen sei, da der Mensch dieses Übergewicht doch entweder erlangen kann, indem er sich dieser Gewalt freiwillig fügt, oder indem er die Materie durch seinen Geist überwindet. Im „Ring des Polykrates“ zeigt uns der Dichter, daß der Mensch kein Mittel habe, auf die Materie, d. h. hier auf seine äußeren Verhältnisse einzuwirken, in dem „Ritter Toggenburg“ nun führt er uns einen Helden vor, welcher, nachdem er die Überzeugung von der Unmöglichkeit, die Forderung seiner Sinnlichkeit zu befriedigen, also auf die äußeren Verhältnisse Gewalt zu üben, die Materie nach seinem Willen zu zwingen, gewonnen hat, freiwillig darauf verzichtet, um so „ein Verhältnis, das ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten,“ wie es in der Abhandlung: „Über das Erhabene“ heißt. Wie die beiden Gedichte zu gleicher Zeit entstanden sind, so setzt Schiller auch die beiden Gedanken in innern Zusammenhang. Die ganze Stelle lautet: „Die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn

der ihrigen. Jetzt wäre es also um seine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch sein, also in keinem Falle etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anderes übrig, als: ein Verhältnis, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische. Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei." In gleich engem Zusammenhange stehen die Gedanken über die materielle Unabwendbarkeit der Gewalt und über die Möglichkeit der Überwindung derselben durch den Geist am Schlusse dieser Abhandlung Schillers. Nachdem er, wie vorher gezeigt ist, hier gesagt hat, daß weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit den Menschen gegen die Tücke des Verhängnisses sicher stellen könne, fährt er fort: „Wohl ihm also, wenn er gelernt hat, zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Außenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten, wo es kein anderes Mittel giebt... der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesses, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.“ Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß fast Wort für Wort dieser Stellen auf die Lage des Ritters von Toggenburg paßt, der, weil er nicht imstande ist, den Besitz der Liebe zu erzwingen, freiwillig auf denselben verzichtet. Zugleich ist diese Romanze sehr wohl geeignet, den Gegensatz zwischen dem Schönen und dem Erhabenen, wie Schiller ihn auffaßt, durch ein ausführliches Beispiel klarzulegen. Ein schöner Charakter und ein erhabener können nach ihm dieselben Tugenden besitzen, aber dieser unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er seine Tugenden übt ohne jede Rücksicht auf angenehme Empfindung, während der schöne Charakter so handelt, wenigstens so handeln kann, wenn er auch nur seinen eigenen Vorteil wahrnimmt, d. h. den Forderungen seiner Sinnlichkeit nachgiebt. Dieser wird also noch gefangen gehalten in der sinnlichen Welt, woraus der erhabene Charakter seinen Ausgang gefunden hat; da seine Handlungsweise nicht aus dieser erklärt werden kann, so muß man den Grund dafür in eine ganz andere verlegen, er liegt in dem absoluten moralischen Vermögen, welches an keine Naturbedingung geknüpft ist. „Diese Entdeckung giebt dem weh-

mütigen Gefühle, wovon wir beim Anblicke eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.“ Als Beispiel, daß das Erhabene uns einen Ausgang verschaffe aus der sinnlichen Welt, führt Schiller den Odysseus auf der Insel der Kalypso an: „Lange“, sagt er, „glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu hulldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner besseren Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.“ Ein nicht minder passendes Beispiel dafür, daß der Mensch imstande ist, aus der Welt der Sinne in die des Geistes zu flüchten, so daß man bei seiner Handlung jeder natürlichen, durch den eigenen Vorteil hervorgerufenen Erklärung entzagen muß, ist der Ritter Toggenburg. Er fordert eine andere Liebe als die einer treuen Schwester, wie Odysseus wirklich lange die sinnliche Liebe genießt; er ist betrübt, nur die Schwesterliebe zugesagt zu erhalten. Er gehört also anfangs zu jenen „guten und schönen, aber jederzeit schwachen Seelen,“ die „immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale bringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt werden“. Er sucht Vergessenheit seiner Liebe und ein neues Ideal, den Ruhm im Kampfe, ohne daß es ihm gelingt, aus dem Reiche der Wirklichkeit zu entfliehen; da hört er bei seiner Rückkehr die Donnerworte: „Die ihr suchet, trägt den Schleier, ist des Himmels Braut.“ Jetzt erst flüchtet er, wie Odysseus auf die Aufforderung des Mentor, aus der Welt der Sinnlichkeit, und wie Odysseus sich in die Wellen wirft und frei ist, so verzichtet der Ritter auf die Welt, in der er bisher gelebt hat, er verzichtet auf sein Schloß und auf sein Roß und steigt in härenem Gewande von der Burg, um unbekannt in einer Hütte, ohne jeden Gedanken auf Erfüllung seines Wunsches, zu leben. Er gleicht nunmehr jenem erhabenen Charakter, der nicht nur, solange ihm das Glück keine Handlung schwer machte, „in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust fand,“ sondern auch, als er aller seiner Güter beraubt und er von allen verlassenen lebte, „die nämlichen Tugenden übte, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war.“ Sein selbst gewähltes Unglück hat seiner Liebe nicht geschadet. Der Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit erscheint somit zweifellos, und eine solche Handlungsweise ist eine erhabene, welche nur veredelnd wirken kann. Denselben Gegensatz zwischen dem Schönen und dem Erhabenen behandelt Schiller auch in seiner Schrift: „Über Anmut und Würde.“ Nach ihm ist „die Anmut der Ausdruck einer schönen, die Würde der Ausdruck einer erhabenen Seele.“ „Auch der tapferste Geist,“ heißt es an einer Stelle, „kann bei allem Widerstande, den er gegen die Sinn-

lichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr bloß den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern... Er kann durch seine selbständige Kraft verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden." So kann auch unser Ritter die Liebe, welche hier als Naturgesetz erscheint, er kann die Begierde selbst nicht unterdrücken, aber er kann das Verlangen durch seinen Willen ersticken und verhindern, daß dieselbe auf diesen eine Macht ausübe. Er handelt groß, „weil alles das, und das allein groß ist, was von einer Überlegenheit des höheren Vermögens über das Sinnliche Zeugnis giebt.“ Beherrschung der Triebe nun durch die moralische Kraft nennt Schiller Geistesfreiheit und Würde den Ausdruck in der Erscheinung. Einen würdevollen Repräsentanten dieser Geistesfreiheit hat er uns selbst in dem Ritter Toggenburg gezeichnet.

Weshalb der Dichter den Ritter nicht auf seine Liebe ganz verzichten läßt, wie er es im „Handschuh“ thut, ist damit ebenfalls erklärt, genauer darüber belehrt er uns auch an vielen anderen Stellen seiner philosophischen Abhandlungen mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit. „Das höchste Ideal, wornach wir ringen,“ heißt es in der Abhandlung über das Erhabene, „ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genötigt zu sein, mit der moralischen zu brechen, die unsere Würde bestimmt“. Im besten Einvernehmen lebt auch der Ritter mit „der physischen Welt,“ d. h. die Liebe erfüllt auch jetzt noch sein Herz, jedoch gestattet er derselben keinen Einfluß auf sein moralisches Sein, er bewahrt sich seine Geistesfreiheit, welche seine Würde bestimmt, da er auf jeden Gedanken des sinnlichen Genußes freiwillig verzichtet. Er hat die physische Welt durch seinen Geist überwunden, ohne mit ihr gebrochen zu haben. Und diese „Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprunges aus dem selbständigen Denk- und Willensvermögen unsere Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient.“ Diese Entwicklung uns möglich zu machen, dazu schuf in dem Ritter Toggenburg Schiller seinen erhabentsten Helden.

„Aber“, ruft er uns in dem Gedichte: „Das Ideal und das Leben,“ zu

„Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Ähnlichen Gedanken begegnen wir auch in anderen Schriften und Gedichten Schillers:

„Aus dem Leben heraus“, sagt er in der „idealischen Freiheit, „sind der Wege zwei dir geöffnet;

Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.

Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,

Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entföhrt“,

und:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's.“

„Es ist keine Kunst,“ heißt es am Anfange der Abhandlung: „Über das Pathetische,“ „über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemütsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimiert haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldbigen und an seine Seelenstärke glauben.“ Ein solch tragischer Held aber ist auch unser Ritter, nicht wie gewöhnlich erklärt wird, ein „ergebungsvoller Dulder in der Liebe.“ „Die zur idealen Geistigkeit verklärte Liebe“ (Gude) hat Schiller nirgend verherrlicht, wie das bekanntlich in überreichem Maße von den Minnesängern geschehen ist, während, wie wir gesehen haben, es einer seiner Lieblingsgedanken ist, daß der Geist sich frei machen müsse aus den Banden der Sinnlichkeit.

In diesem Grundgedanken stimmen „Ritter Toggenburg“ und „der Taucher“ überein, zu welchem dann wieder „der Handschuh“ eine ähnliche Ergänzung bildet, wie jene Romanze zu dem „Ringe des Polykrates“. In der eben genannten Abhandlung spricht Schiller über die Freiheit und Selbständigkeit des Geistes bei physischen Leiden. Dieselbe kann sich nach ihm negativ offenbaren, wenn das Leiden auf den freien Geist keinen Eindruck macht, positiv, wenn derselbe aus Achtung für irgend eine Pflicht entweder das Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht freiwillig büßt; jenes nennt der Dichter das Erhabene der Fassung, dieses das Erhabene der Handlung. In diesem letztern Falle unterscheidet er die moralische Schätzung von der ästhetischen. Unsere Vernunft verlangt, wie Schiller als Schüler Kants voraussetzt, daß moralisch gehandelt werde, und ist befriedigt oder verleßt, je nachdem es geschieht oder nicht; unser ästhetischer Sinn sieht bei einer solchen Handlung darauf, daß dieselbe im Widerspruche mit dem sinnlichen Wohle

steht, also „Darstellung des von allem Zwange der Instinkte unabhängigen sittlichen Vermögens ist.“ Die moralische und ästhetische Beurteilung können im Widerspruche stehen, wofür als Beispiel Peregrinus Proteus angeführt wird, dessen Selbstverbrennung, weil aus unreinen Beweggründen entsprungen, moralisch mißfällt, ästhetisch beurteilt, mich befriedigt, weil der Geist über die wichtigste Forderung der Sinnlichkeit, den Selbsterhaltungstrieb, siegt. Die für die Erklärung des „Taucher“ wichtige Stelle lautet: „Moralisch beurteilt, kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, insofern ich unreine Triebfebern dabei wirksam finde, um berentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintanzusetzt wird. Ästhetisch beurteilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung oder ob es bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältnis seines Willens zu dem Willensgesetze abstrahiere und nur den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältnis zu der ganzen Naturgewalt denke“ u. s. w.

Der Schwärmer Proteus, welcher, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, zu Olympia sich selbst verbrannte, und der Jüngling im „Taucher“ beweisen beide den Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit. Um uns die Gefahr zu zeigen, welcher dieser trotz des in jedem mächtigen Triebe der Selbsterhaltung entgegen geht, läßt ihn der Dichter an den Rand des Felsens treten und schildert dann die Schrecken des Meeres in drei Strophen. Als den Helden die Fluten verschlungen haben, lassen uns die Worte der Umstehenden die Gefahren nicht vergessen. Wir werden freudig erregt, daß der freie Geist des Jünglings sich nicht durch solche Gefahren zurückschrecken läßt; darin liegt der eigentliche Grundgedanke unseres Gedichtes, daß der Mensch instande ist, durch seinen freien Willen des Physischen Herr zu werden. „Daß dieses Mächtige zugleich furchtbar“, heißt es an einer Stelle der Abhandlung: „Über das Erhabene“, „und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemütes. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstandsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben vor jedem Naturereignis ins Bewußtsein rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt.“ Demselben Gedanken giebt Schiller wiederholt Ausdruck: „Raum“, sagt

er an einer anderen Stelle, „macht dem Menschen die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Flut von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das relativ Große in ihm selbst entdeckt.“ Anderswo heißt es: „Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur“. Gerade für diesen Gedanken giebt uns „der Taucher“ das beste Beispiel. Nicht Furcht hat den Jüngling besallen, sondern Schrecken, d. h. der fürchterliche Strudel mit seinen Felsenriffen, gähnenden Tiefen und Ungetümen hat nicht seinen Geist erschüttert, sondern nur sein physisches Sein in Aufruhr gesetzt. Die Not nennt er „schrecklich“, in „des Schreckens Wahn“ läßt er sich los; er bleibt sich aber bewußt, „die einzig fühlende Brust“ zu sein, bis die Schrecken die Herrschaft über seinen Geist erlangen und er sich deshalb los läßt. So zeigt uns Schiller den Kampf des Geistes bis zu dem Augenblicke, wo derselbe zu erliegen anfängt. Als der Held zum zweiten Male sich in die grausige Flut stürzt, ist ihm der Untergang, da nur besondere Zufälle ihn das erste Mal gerettet haben, sicher. Darin liegt die Steigerung der Wirkung, da der zweite Versuch noch mehr als der erste „vom Vermögen des Geistes zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen“. Den Proteus treibt die Sucht, Aufsehen zu erregen; ein ähnliches, wenn auch etwas edleres Gefühl bewegt den „Edelknecht“, als selbst auf die dritte Aufforderung des Königs kein Ritter den Mut hat zur tollkühnen That. Noch schöner ist die Liebe als zweiter Beweggrund vom Dichter erfunden, in beiden Fällen ist wie auch bei Proteus ein sinnlicher Reiz der Beweggrund; es scheint dem Dichter aber qualitativ gleichgiltig für die ästhetische Schätzung, „ob es eine rein moralische Gesinnung, oder ob es eine bloß mächtigere sinnliche Reizung ist, was den Selbsterhaltungstrieb unterdrückt.“ Es ist also immer derselbe Gedankenkreis, in dem er sich bewegt, und nun sollte er gerade bei seinen Romanzen denselben verlassen und ganz andere, ja entgegengesetzte Ideen dichterisch verherrlicht haben? Was man als Grundgedanken des „Tauchers“ angegeben hat, daß „jedes Überschreiten des dem Menschen angewiesenen Kreises für ihn verderblich sei“, widerspricht vollständig dem Grundgedanken seines ganzen philosophischen Systems, nach welchem gerade der Wille imstande ist, alle Hindernisse aufzuheben. Daß „der Taucher“ nur die Sage von Nikolaus dem Fisch enthalte, mußte nicht immer wieder vorgebracht werden, da bekanntlich schon Schiller sich über diese Erklärung Herbers geärgert hat. Goethes Antwort auf die Klage Schillers

darüber scheint mir sehr zutreffend zu sein; denn dieselbe entspricht einer Stelle in der Abhandlung: „Über das Pathetische“: „Daß die Personen wirklich lebten, . . . kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatze, der dem poetischen Eindrücke viel mehr nachtheilig als beförderlich ist.“

Sehr richtig bezeichnet Schiller den „Handschuh“ als Nachstück zum „Taucher“, Körner als Gegenstück. Von der bangen Erwartung, in welcher der König und seine Umgebung, besonders die Königs-tochter, „die sich mit liebendem Blicke hinunterbückt“, zurückbleiben, geht ein Teil auf den Hörer über. Im Gegensatz nun zum „Taucher“ beruht die Wirkung des „Handschuh“ vorzugsweise auf dem Schluß. Wahrscheinlich befriedigte den Dichter der Ausgang des „Täuchers“ selbst nicht ganz, und doch war er in Verlegenheit, etwas anderes noch hinzuzufügen. Er konnte weder den Jüngling auch zum zweiten Male gerettet werden und den versprochenen Lohn gewinnen lassen, weil alsdann die Idee der Romanze, der Sieg des Sittlichen über das Sinnliche, zweifelhaft geworden wäre, da derselbe in diesem Falle, „ohne ein Thor zu sein, nicht anders hätte handeln und seinen eigenen Vorteil hätte hassen müssen“, noch durfte er ihn nach der etwaigen zweiten Rettung freiwillig auf die Liebe der Prinzessin verzichten lassen; das durfte wohl geschehen bei einer schnippischen Hofdame, die schon durch ihre Aufforderung an den Ritter verrät, wie wenig ernst sie seine Liebe auffaßt, während die Prinzessin durch ihr Erröten bezeugt, daß dem Jüngling seine Hoherzigkeit ihre Liebe im Fluge verschafft hat. Ein Gegenstück konnte Körner das Gedicht wegen der Gleichartigkeit im Aufbau mit dem „Taucher“ nennen, Nachstück, wie Schiller es nennt, der übrigens anderswo beide Ausdrücke nebeneinander gebraucht, bezeichnet richtig, daß „der Handschuh“ nach dem Abschlusse des „Täucher“ noch eine neue Fortsetzung derselben Art und in demselben Sinne sei. Dieser Bezeichnung entspricht auch in der That der Grundgedanke. Denselben soll „der kede, resolute, ohne alle Vorbereitung handelnde Mut“ bilden. Goethe erkennt aber schon richtig die Ähnlichkeit der Idee beider Romangen, wenn er sagt: „(Im Handschuh) ist die ganz reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohlgefällt“, womit im Sinne Schillers sehr richtig die Erhabenheit der Handlung bezeichnet ist. „Man muß also“, so würde ich mit Schillers eigenen Worten Goethes Ausspruch erläutern, „jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des ersteren aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen . . . Dieser Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an

keine Naturbedingung gebunden ist, giebt dem wehmütigen Gefühle, wovon wir . . . ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz.“ Dieser Reiz liegt eben darin, daß der Ritter sich in die höchste Gefahr begiebt ohne Zweck, d. h. ohne auf die Belohnung zu rechnen, oder vielmehr im umgekehrten Zweck; denn er thut es in der Absicht, dadurch sich eine ehrenvolle Möglichkeit des Verzichtes auf den früher gehaltenen Zweck, die Liebe, zu verschaffen. Viehoff sagt: „Im umgekehrten Zweck gegen den Taucher“ (!) und zweifelt an der psychologischen Wichtigkeit des Schlusses unseres Gedichtes; es wäre aber immer besser, in Fällen, wo Zweifel solcher Art entstehen, zunächst an der Richtigkeit seiner eigenen Auffassung zu zweifeln.

In der „Bürgerschaft“ sieht man allgemein eine Verherrlichung der Freundschaft: eine „Wundermär der Freundestreue“. Ich glaube, es gilt von dem Gedichte, was Schiller über den „Don Karlos“ geschrieben hat: „Wenn es aber aus dem ganzen Zusammenhange erhellte, daß (die Freundschaft) dieses Ziel nicht gewesen und schlechterdings nicht sein konnte?“ Wörös geht zum Freunde, und dieser willigt wortlos in dessen Bitte. Der Dichter mußte hier ausführlicher sein, wenn jene der Grundgedanke hätte sein sollen. Mit ebenso großer Ausführlichkeit wie lebhafter Anschaulichkeit werden dann in dreizehn unter den zwanzig Strophen des Gedichtes die Hindernisse geschildert, welche Wörös überwindet. Über seinen Freund hören wir aus dieser verhängnisvollen Zeit nur wenige Worte vom „redlichen Hüter des Hauses“. Und doch lag es gewiß hier sehr nahe, ausführlich zu zeigen, daß auch der Freund im zweifellosesten Glauben ausgeharrt habe, sollte wirklich die Freundschaft verherrlicht werden, die doch nur besteht, wenn zwei gleichgestimmte Seelen in Freud und Leid Gleiches fühlen. Und ist denn die Schilderung des Kampfes gegen die Hindernisse mit beiläufiger Erwähnung des Beweggrundes dazu eine eigentliche Verherrlichung der Freundschaft? Der Kampf erscheint, wie er schon äußerlich als bedeutsam hervortritt, auch dem Inhalte nach als die Hauptsache, und die Freundschaft dient dem Dichter nur als Mittel zum Zweck. Daß dieselbe nicht der Hauptzweck sein könne, scheint mir aus Schillers Worten selbst sich mittelbar zu ergeben. An Körner schreibt er gerade in Bezug auf „die Bürgerschaft“ (und den „Kampf mit dem Drachen“), diese Gattung werde ihm leicht, weil er sich darüber klar sei; auch werde er finden, daß er sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisiert habe; er sei bei keiner der früheren Balladen der freien Kunstthätigkeit sich so klar bewußt gewesen. In ganz ähnlichem Sinne schreibt er an Goethe: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines beifällt.

Es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann.“ Solches konnte Schiller unmöglich schreiben, wenn er die Freundschaft hätte verherrlichen wollen, wovon bei ihm sonst nicht die Rede ist. Klar waren ihm gerade damals seine ästhetisch-philosophischen Anschauungen. Was für einen Gedanken daraus er in der „Bürgschaft“ habe erläutern wollen, entnehme ich aus der Abhandlung: „Über das Pathetische“, wo er sagt, zum Erhabenen der Handlung werde erfordert, daß das Leiden des Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sei. Dies könne auf zweierlei Weise geschehen, wie bereits angegeben ist, entweder mittelbar und nach dem Gesetze der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwähle, oder unmittelbar und nach dem Gesetze der Notwendigkeit, wenn er eine über-tretene Pflicht moralisch büße; ein Beispiel für den ersten Fall gebe uns Regulus, wenn er, um sein Wort zu halten, sich der Nachbegier der Carthager ausliefere. In demselben Falle befindet sich unser Held. Auch auf seine moralische Beschaffenheit hat die sichere Aussicht auf den Kreuzestod keinen Einfluß, sondern er strebt vielmehr als moralischer Charakter nach demselben. Das Leiden, d. h. hier die Überwindung der Schwierigkeit und der in sicherer Aussicht stehende Kreuzestod, sind das Werk seines moralischen Charakters. Die Sittlichkeit und die Sinnlichkeit befinden sich im offenbaren Widerspruch mit ihren Forderungen; falls Mörös nicht zur Zeit eintritt, ist er überhaupt straflos. Dadurch nun, daß uns trotzdem der Sieg der Sittlichkeit in einer Anzahl von Kämpfen vor Augen geführt ist, wird in uns ein erhabenes Gefühl erregt. So versteht man auch allein, weshalb zwei Drittel des ganzen Gedichtes jene Kämpfe bilden und dieselben in einer Weise gehäuft sind, welche Goethe nicht mehr für wahrscheinlich hielt. Denn je länger der Dichter dabei verweilt, und je größer die Gefahren sind, um so dauern-der und eindringlicher mußte nach Schiller die Wirkung sein. „Fort-dauernd“, sagt er in der „Tragischen Kunst“, „müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll.“ Mit den beiden vorhergehenden Romanzen hat „die Bürgschaft“ gemein, daß alle drei Haupthelden die Pflicht der Selbsterhaltung hintanzusetzen und so von dem Vermögen unseres Willens, diesem mächtigsten aller Triebe widerstehen zu können, Zeugnis geben. Während aber die beiden ersten Helden durch eine sinnliche Reizung angetrieben werden, treibt den Mörös eine moralische Gesinnung, die Verpflichtung, sein Wort zu halten, zur Überwindung der Hindernisse, wodurch jedoch nach Schiller nicht die Art, sondern nur der Grad des

Gefühles bestimmt wird. Von Laokoon, der in dieser Beziehung dem Mörös ähnlich ist, sagt er in derselben Abhandlung, er entflamme, da er gerade in dem Augenblicke von den Schlangen ergriffen werde, wo er als Vater achtungswert erscheine, unsere Teilnahme aufs höchste. Auch der Schluß ist in dieser Romanze jedenfalls der wirkungsvollste, da derselbe voll ausklingt und nicht wie im „Taucher“ eine bange Erwartung zurückläßt oder wie im „Handschuh“ gar unter einem Misttone eintritt. In der „Bürgschaft“ sieht man zum Schlusse „kein Auge thränenleer“, und selbst dem Tyrannen ist „sein Herz bezwungen“. Eine solche Wirkung meint Schiller, wenn er in dem Aufsatze: „Über das Erhabene“ sagt: „Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, giebt dem wehmütigen Gefühle, wovon wir beim Anblicke eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz.“ Die Freunde selbst weinen vor „Schmerzen und Freude“, und dasselbe Gefühl, also das „Gefühl des Wehseins und des Frohseins“, beherrscht auch das Volk ringsum, ergreift schließlich sogar den Tyrannen, und die „einzige erhabene Nührung ist genug, . . . ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu erteilen und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunötigen.“ Deshalb wünscht er im „Bunde der Dritte“ zu sein. Die Schlussscene, welche man als „gar arg und schroff, ja beinahe burlesk“ bezeichnet hat, zeigt also nur die nach Schiller notwendige Wirkung des Erhabenen. Das Bedenken, welches man dagegen erhoben hat, daß nur der Freund dem Freunde das Wort gehalten habe, sich daraus aber die Überzeugung von der Treue unter den Menschen überhaupt noch nicht ergebe, kommt bei unserer Auffassung gar nicht in Betracht, da die Wirkung bei jedem moralischen Gefühle, das zur selbstlosen Handlung antreibt, gleich groß ist. Denselben Gedanken wie in der „Bürgschaft“ hat Schiller viel kürzer in der „Deutschen Treue“ behandelt. Als Friedrich der Schöne seinen Bruder nicht zum Frieden bewegen kann: „Siehe, da stellt er aufs neu willig den Wanden sich dar. Tiefgerührt umhast ihn der Feind, sie wechseln von nun an, Wie der Freund mit dem Freund treulich den Becher des Mahls.“ Wie nahe hätte es auch hier gelegen, die echte Freundschaft zu preisen! Mit einer gewissen Geflissentlichkeit aber spricht der Dichter von Ludwig und an einer anderen Stelle von Friedrich als Feind, die nur wie Freunde verkehren; einmal nennt er sie die Fürsten. Ja, die Freundschaft allein zu verherrlichen, konnte Schiller nicht einfallen, da, wie mir scheinen will, alsdann der absolute Sieg der Sittlichkeit sich ebenso wenig ergäbe, wie wenn jemand im Glücke alle Tugenden besitzt. „Wem“, fragt Schiller, „wird dieser schöne Einklang der natürlichen

Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzündend sein? . . . Aber können wir uns . . . versichert halten, daß er wirklich ein tugendhafter ist?"

Über den „Kampf mit dem Drachen“ schreibt Schiller selbst an Goethe: „Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchlich-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonisierenden Ganzen vereinigt hätte“. Was er darunter versteht, sagt er sowohl in der „Vorrede zur Geschichte des Malteserordens“, als auch in den „Johannitern“. Dort heißt es: „Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrog“. Von den Johannitern rühmt er: „Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung . . . Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters.“ An Körner schreibt er: „Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, . . . so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung der Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion.“ Irre ich nicht, so suchte Schiller diese Ansichten mit seinen philosophischen Anschauungen im „Kampfe mit dem Drachen“ zu verschmelzen. Die Ähnlichkeit mit den drei vorher besprochenen Romanzen fällt sofort ins Auge: Alle vier Helden treibt eine Idee zum Kampfe gegen die Verhältnisse, der ihr physisches Sein zu zerstören droht. Den dortigen Gefahren entspricht hier der Kampf mit dem Ungeheuer, der als gleich groß und fast gleich aussichtslos erscheint und im Gedichte gleichfalls mit aller Ausführlichkeit geschildert wird. Auch der Ordensritter zeigt „den freien Willen, dem Triebe der Selbsterhaltung einer Idee wegen zu widerstehen.“ Die „freie Neigung“ des christlichen Helden zeigt sich in dem wohlüberlegten Plane und in der langen Vorbereitung zum Kampfe. Dadurch erklärt sich auch leicht die von andern getadelte zu breite Ausführung des ersten Drittels des Gedichtes. Den mönchischen Geist erkennt man an der Demut, mit welcher sich der siegreiche Ritter dem strengen Befehle des Ordensmeisters unterwirft. Das Kreuz, welches dieser ihm überreicht, ist ein sinnbildliches Geschenk, wofür Schiller selbst die Erklärung in den „Johannitern“ angiebt: „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!“ An die damit verbundene Erhebung des Ritters zum Komtur zu denken, widerspricht ganz und gar der Idee des Gedichtes. Mit dem schweigenden Gehorsam hat

der Ritter bewiesen, daß auch in ihm die „disparaten Momente“, die er nach dem Aufsteine und des Meisters Vorwurf, den Grundjägen des Ordens entgegen, zu vereinigen nicht gewußt hat, zu einem „harmonierenden Ganzen“ verbunden sind; die Anerkennung dessen durch den Meister ist das überreichte Kreuz.

Ein Gedanke zieht sich also durch alle bis dahin besprochenen Gedichte: Aus dem Widerstreite des Sinnlichen und des Sittlichen und dem Siege des letztern entsteht der Eindruck des Erhabenen, wodurch unser Wohlsein hervorgerufen wird. Diesen Eindruck ruft in uns nach Schiller die großartige, die verwirrte und die zerstörende Natur, ebenso aber auch die selbstlose That hervor, d. h. jene That, welche die Überlegenheit des Geistes über die Materie beweist. Daß der Mensch nicht Herr seines materiellen, sinnlichen, d. h. zufälligen Seins werden kann, zeigt uns der Tyrann Polykrates; es bleibt dem Menschen also nur übrig, sich freiwillig der Gewalt, die er erleidet, zu fügen, wie es der Ritter Toggenburg thut. In diesem Falle entzückt uns die obsiegende Macht des Geistes nicht weniger, als wenn wir sehen, daß dieselbe auch dann hervortritt, wenn der Held den physischen Untergang vor Augen sieht, oder wenn er gerade, um einen solchen zu erleiden, Gewalt gebraucht gegen Gewalt; jenes ist der Fall im „Tauscher“, dieses in der „Bürgschaft“. Im „Kampf mit dem Drachen“ endlich freuen wir uns, daß der Ritter, welchem es gelungen, das Ungeheuer zu töten, also „physisch des Physischen Herr zu werden“, dem Befehle seines Meisters sich unterwirft und so freiwillig büßt, daß er gegen das Verbot gehandelt hat; mithin ist auch hier der Sieg der Idee bekundet. Dem Grundgedanken nach verschieden sind von diesen Romanzen die übrigen. Von dem siegreichen Kampfe des Sittlichen gegen das Sinnliche findet sich hier keine Spur. Schiller selbst giebt im Briefe an Goethe vom 17. August 1797 an, daß er bei den „Kranichen des Ibykus“ von einer anderen Ansicht geleitet sei: „So viel ist auch mir“, sagt er, „bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im ganzen genommen, durch die Poesie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir dünkt, wo das eine nicht zu erreichen ist, da muß man das andere einschlagen. . . Etwas ist in allen, was für den Poeten spricht, und Sie mögen ein noch so ungläubiger Realist sein, so müssen Sie mir doch zugeben, daß dieses x der Same des Idealismus ist.“ So entstand eine Romanze von tragischer Tendenz, was auch aus dem Grunde leicht erklärlich ist, weil Schiller gerade damals mit Goethe im lebhaften Briefwechsel über den Unterschied im Wesen des Epos und der Tragödie gestanden und gewiß noch viel mehr mündlich mit ihm darüber verhandelt hatte. Nach Aristoteles ist dieser Unterschied nur ein geringer,

und Schiller stimmt nach erstem Studium desselben mit ihm darin überein, daß die beiden Dichtungsarten die „generisch-poetischen Gesetze“ gemein hätten. Der Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen scheint ihm derselbe, wie der des Wohlseins bei dem Eindrucke des Erhabenen, und von der Schaubühne giebt er in der Abhandlung: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, als Hauptgesetz an: „Tausend Laster, die (die weltliche Gerechtigkeit) duldet, straft sie; tausend Tugenden, von denen jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen“. Aus solchen Grundanschauungen entstanden die „Kraniche des Ibykus“, in denen uns Schiller also zeigen will, daß dem Verbrechen die entsprechende Strafe folgt. Allgemein nimmt man als Grundgedanken an, daß „der Sänger in Gottes Hut stehe“. Nun ist es zwar richtig, daß kaum ein anderer Dichter so hohe Begriffe von der Wirkung der Dichtkunst gehabt hat; ich erinnere nur an „die Nacht des Gefanges“, „die Ideale und das Leben“, „die Sängler der Vorwelt“, „das Mädchen von Orleans“. Dieselbe in ihrem Grunde zu erklären, ist er unablässig bemüht. Davon aber ist verschieden jener angebliche Grundgedanke, daß der Sänger gerächt werde. Etwas anderes ist es, ob die Dichtkunst uns die Rache oder Strafe überhaupt als notwendig zeigt, oder ob dieselbe uns zeigt, daß nur der Sänger gerächt werde. Betrachten wir unser Gedicht genauer, so werden wir auch finden, wie wenig Gewicht Schiller darauf gelegt hat, daß Ibykus gerade ein Sänger gewesen sei. Er wird zuerst „Götterfreund“ genannt, und dann erst wird hinzugefügt, daß ihm Apollo des Gefanges Gabe geschenkt habe, gewissermaßen als Belohnung für seine Gesinnung. „Des Gottes voll“ wandert er aus Aegium. Nirgends tritt Ibykus als Sänger besonders hervor. Gelegenheit hätte Schiller genug gehabt, ihn als solchen zu preisen, z. B. als er den Eindruck schildert, den seine Ermordung hervorrufft. Wir hören zwar: „Ganz Griechenland ergreift der Schmerz“, aber kein Wort deutet an, daß man gerade seinen Gesang fortan entbehren zu müssen klagt. Einen besonderen Beweis dafür, daß durch diese Romanze die Dichtkunst als Rächerin gepriesen werden solle, hat man in dem Auftreten des Eumenidenchors gefunden. Dieser Ansicht widerspricht aber die Auslegung, die Schiller selbst der Stelle über die Entdeckung der Mörder giebt: „Der bloß natürliche Zufall“, sagt er, „muß die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, . . . das Stück hat den Mörder zwar nicht eigentlich gerührt“ u. s. w. Diese Erklärung widerspricht der gewöhnlichen Ansicht über die Grundidee dieses Gedichtes, was auch von anderen bemerkt ist. Natürlich hat man wieder den Grund dafür in der Auffassung des Dichters gesucht, der aber doch gewiß über sein eigenes Gedicht die beste Auskunft geben konnte! Eine

Ahnung des Richtigen liegt in den Worten Viehoff's: „Es scheint, daß sich der Dichter den Mörder nicht sowohl durch die Macht der Poesie in dem erhabenen Chorgesange, als durch die dramatische Handlung (er sagt „das Stück“) getroffen, oder vielmehr an die Mordthat „erinnert“ dachte.“ Was Viehoff sagt, ist richtig, das gilt aber überhaupt von dem ganzen Grundgedanken der Romanze. Die von Schiller abgegebene Erklärung steht im vollen Einklange mit unserm Grundgedanken. Eine Anmerkung zur Abhandlung: „Über Anmut und Würde“ scheint mir die in diesem Sinne gehaltene Erklärung für das Auftreten des Chores Wort für Wort zu geben: „Indessen giebt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese . . . hat die Absicht, das Gemüt auf etwas Wichtiges vorzubereiten . . . Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen nicht wenig . . . Auch für das Auge giebt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichencereemonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langsamen Takt beobachten.“ Daß dem Dichter seine Absicht, diesen Zweck mit dem Eumenidenchore zu erreichen, vorzüglich gelungen, ist klar. Eine andere Bedeutung, die aber mit der eben gegebenen sehr wohl verträglich ist, spricht Schiller in den „Künstlern“ demselben zu, wenn er sagt: „Vom Eumenidenchore geschreckt, zieht sich der Mord, auch nie entdeckt, Das Loß des Todes aus dem Lieb“, worin er dem Gedanken Ausdruck giebt, daß der Verbrecher, wenn er auch der weltlichen Gerechtigkeit entfliehe, doch von den Eumeniden verfolgt werde, bis er seinen Untergang finde. Daß er eine ähnliche Wirkung auch der Schaubühne zuspricht, haben wir gesehen. Daß er aber nicht an eine solche Wirkung auf die Mörder denke, hat er selbst mit klaren Worten angegeben, also kann der Eumenidenchor nur zur dramatischen Belebung in unserm Gedichte dienen. Meiner Auffassung über die Grundidee desselben entspricht auch der Schluß, der wieder ein echt dramatischer ist. Durch die Ermordung des Ibykus ist die Gesamtheit der Griechen geschädigt, diese übernimmt deshalb auch das Rächeramt: „Man reißt und schleppt sie vor den Richter, Die Szene wird zum Tribunal“ u. s. w. Dieser Schluß ist von echt dramatischer Wirkung, und nur wenn man einen unrichtigen Grundgedanken in das Gedicht legt, muß man denselben als „ganz übereilt“ bezeichnen.

Auch in dem „Gang nach dem Eisenhammer,“ der gleich nach den „Kranichen des Ibykus“ vollendet wurde, ist wie in diesem als Grundgedanke das tragische Moment verwerthet, daß jedes Verbrechen den ihm gebührenden Lohn finde. Die Gleichheit der Strafe und der Schuld in Shakespeares Weise tritt bei dem Jäger auffallend hervor, der in die Grube fällt, welche er einem andern gegraben. Doch ist in dieser Ro-

manze Schiller schon wieder halb zum Idealismus zurückgekehrt, von dem er sich abgewandt hatte, um „den Leuten recht übel zu machen.“ Das größere Interesse hat er dem Fridolin geschenkt, der ihm ein erhabener Held zu sein scheint. Anklänge an einen solchen finden sich schon bei Ibykus, dem „Götterfreunde,“ der „des Gottes voll mit leichtem Stabe aus Rhëgium wandert,“ also nicht nach materiellem Gewinne trachtet. Beide gleichen also insofern dem Ritter Toggenburg, dem Ordensritter und den diesen verwandten Helden, als ihre Handlungsweise bei keinem aus bloß angenehmen Empfindungen erklärt werden kann. Diese „Moralität“ des Helden ist bei Fridolin noch deutlicher gezeichnet als bei Ibykus. „Der fromme Knecht,“ der „in der Furcht des Herrn ergeben der Gebieterin“ ist und „selbst der Launen Übermut mit Freudigkeit um Gottes willen“ ertragen hätte, ist der christliche Verwandte des Ibykus. In der Selbstlosigkeit ihres Wirkens sind beide gleich, nur dient Ibykus dem ganzen Griechenland, während Fridolins selbstlose Thätigkeit aufgeht in dem Dienste, den er seiner Herrin leistet. Wie nun jener dafür von ganz Griechenland geliebt und bei seinem Tode betrauert wird, da „ihn jedes Herz verloren hat,“ so erhebt den Fridolin die Gräfin vor allen ihren Dienern, „ihr Lob war unerschöpft“, und sein Herz gab ihm Kindesrecht bei ihr. So ist also Fridolin ein Held, der ohne eigenes Interesse seine Pflichten erfüllt, der selbst Widerwürdigkeiten, die Launen seiner Herrin, mit Freudigkeit um Gottes willen ertragen hätte. Das Geschick der beiden Helden ist darin ähnlich, daß sie von einer Gefahr überrascht werden, Ibykus erliegt wie der Taucher, Fridolin entgeht wie der Ordensritter derselben. Ubrigens fand Schiller für beide Romanzen den Stoff zu seinem Zwecke, ein episches Gedicht mit dramatischer Tendenz zu schreiben, schon passend vor, welcher Gedanke ihm damals, wie wir gesehen haben, nahe lag. Seine Aufgabe war es also nur, seine Idee mit Deutlichkeit zum Ausdruck zu bringen und den Stoff so zu gestalten, daß die von ihm und Goethe aufgestellten Gesetze des Epos zur vollen Geltung kamen. Die zwischen demselben und der Tragödie nach beiden Dichtern bestehenden Unterschiede, z. B. „daß die bloße, aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit“ der Zweck des epischen Dichters sei, „der retardierende Gang“ des epischen Gedichtes u. a., betreffen den Grundgedanken nicht und müssen deshalb hier übergangen werden.

Nach diesen beiden Romanzen entstanden noch im Jahre 1798 „der Kampf mit dem Drachen“ und „die Bürgerschaft,“ in welchen Schiller wieder vollständig in seinen Idealen schwelgt. Darauf vergingen drei Jahre, bevor er die letzten Dichtungen dieser Art veröffentlichte, die sämtlich mit der weiteren Entwicklung des Dichters innig zusammenhängen, also auch

nur in innigstem Zusammenhange mit seinem gleichzeitigen Fühlen und Denken richtig dem Grundgedanken nach gedeutet werden können. In der Tragödie: „Die Jungfrau von Orleans“ ist der Sieg des Sittlichen über das Sinnliche am glänzendsten durchgeführt. Die Heldin, welche nur einen Augenblick ihr Herz der sinnlichen Regung geöffnet hat, nimmt freiwillig die strengste Strafe auf sich und erträgt sie mit erhabener Geistesgröße. Die Vollenbung des Dramas meldet Schiller seinem Freunde Goethe am 15. April 1801, und etwa zwei Monate später schreibt er ihm: „Das Schauspiel (die „Braut von Messina“ ist gemeint) fängt schon an sich zu organisieren.“ Unmittelbar vor dieser Stelle steht im letzten Briefe die Nachricht, daß er „Hero und Leander“ an Cotta abgeschickt habe, — die erste Romanze nach langer Zeit. Beiden letzteren Dichtungen gemeinsam ist die Schicksalsidee, die ihn also gerade damals beherrscht haben muß. Es unterliegen Hero und Leander sowie die Helden in der „Braut von Messina“ der Macht des Schicksals, des Dichters Aufgabe ist es nur, uns zu zeigen, daß seine Helden dabei ihre Freiheit nicht eingebüßt haben. Schiller selbst spricht sich darüber in diesem Sinne in der Einleitung zu seiner „Braut von Messina“ aus: „Es ist der wahren Kunst Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.“ Bis zur Schicksalsidee ist von Schillers Ansicht über das Verhältnis des Sinnlichen und Sittlichen im Menschen, besonders wie uns daselbe in der „Jungfrau von Orleans“ dargestellt ist, nur ein Schritt. Er setzt, wie wir gesehen haben, statt des „rohen Stoffes“, wovon er bis dahin immer nur gesprochen hat, die „blinde Macht.“ Einer Art Geschick folgt auch schon Johanna, und die eigene Schuld ist im Verhältnis zu dieser sie eigentlich treibenden Macht eine fast verschwindende. Da wo Schiller also den Sieg des Sittlichen am glänzendsten darstellt, ist er schon hart an der Grenze der Schicksalsidee angelangt. Noch bevor er dieselbe in der „Braut von Messina“ zum Ausdruck brachte, legte er sie „Hero und Leander“ zu Grunde. Hier erinnert nicht bloß das Motiv an das Altertum, sondern auch die Erzählung selbst ist demselben entnommen, zu dessen Ansicht über das blinde Geschick Schiller schließlich, freilich nicht ganz, auf dem Wege philosophischer Abstraktion gelangt war. Von den sechsundzwanzig Strophen des Gedichtes bringen neunzehn in unber-

kennbarer Weise zum Ausdruck diese blinde Macht, welcher beide sich unterwerfen und ohne Kampf oder Schuld unterliegen; die ersten sieben Strophen enthalten die zum Verständnis notwendige Erzählung, wobei Schiller nur wenig von seinen Quellen abwich. Eine flüchtige Vergleichung mit den vorher behandelten Romanzen zeigt uns, daß in allen andern Kampf oder Schuld der rote Faden ist, der sich durch das Gedicht zieht; hier ist es das Schicksal. Als Grundgedanke unseres Gedichtes wird angegeben, Schiller bringe speziell die Macht der Liebe mit der Macht der blinden Elemente in Kontrast, und zeige die Abhängigkeit und auch wieder die Unabhängigkeit (!) jener von dieser. Nun ist aber ein solcher Gedanke ihm niemals sonst in den Sinn gekommen und konnte einem Dichter und Denker wie ihm am wenigsten in den Sinn kommen, am allerwenigsten Grundgedanke einer Romanze werden. Welcher der beiden Grundgedanken der allein seiner würdige und aus seiner geistigen Entwicklung allein zu begründende sei, darüber darf ich wohl das Urteil jedem Unbefangenen anheimstellen.

Dieselbe Schicksalsidee, nur noch in krasserer Weise ausgedrückt, liegt auch seiner der Zeit nach folgenden Romanze: „Kassandra“ zu Grunde. Hero und Leander erliegen dem türkischen Schicksale, ohne dasselbe zu bekämpfen, Kassandra kennt und bekämpft es, ohne zur Abwehr die Kraft zu haben. Leander kennt es nicht, Hero fügt sich ihm freiwillig, Kassandra widerstrebt demselben, doch alle drei erliegen seiner blinden Macht in gleicher Weise. Die Wahl dieses Stoffes dürfte durch Schillers eigene Lage begründet sein. Jahrelang hatte er sich bemüht, wie Kassandra seine erhabenen Ideen zu predigen, in der „Jungfrau von Orleans“ war der Sieg der Idee am glänzendsten verherrlicht, und wie dieselbe recensiert war, darüber klagt er seinem Freunde Goethe am 20. Januar 1802: „In der ganzen Recension ist von dem eigentlichen Werk nichts ausgesprochen, es war auch auf dem eingeschlagenen Wege nicht möglich, da von allgemeinen, hohlen Formeln zu einem bedingten Falle kein Übergang ist. Und dies nennt man nun ein Werk kritisieren!... Man sieht aber daraus, daß die Philosophie und die Kunst sich noch gar nicht ergreifen und wechselseitig durchdrungen haben.“ Wenn er also geglaubt hatte, daß die innigste Vereinigung von Kunst und Philosophie, die er sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, auch das Publikum ergreifen und durchdringen werde, so sah er sich bitter getäuscht. Eine ähnliche Klage erhebt er bald darauf in einem zweiten Briefe an Goethe, zu dessen „Iphigenie“ er eingehende Bemerkungen macht. „Bei unserer Kennerwelt,“ schreibt er, „möchte gerade das, was wir gegen dasselbe einzuwenden haben, ihm (dem Stücke) zum Verdienste gerechnet werden, und das kann man sich ge-

fallen lassen, da man so oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen gescholten wird." In der „Kassandra“ ist er nun zum Propheten geworden, welcher bitter klagt, daß seine Stimme ungehört verhalle, und künftiges Unglück verkündet. Die Worte der Kassandra: „Und sie schelten meine Klagen, Und sie höhnen meinen Schmerz,“ „Dein Drakel zu verkünden, Warum warfest du mich hin In die Stadt der ewig Blinden Mit dem aufgeschlossnen Sinn?“ finden ihren Widerhall auch in kleineren Gedichten Schillers aus dieser Zeit: „Krieg führt der Wiß auf ewig mit dem Schönen,“ ruft er in dem „Mädchen von Orleans“ aus, „er glaubt nicht an den Engel und den Gott, dem Herzen will er seine Schütze rauben, den Wahn betriegt er und verlegt den Glauben.“ Wer fühlte nicht das schmerzliche Selbstbekenntnis des Dichters aus jedem Worte heraus! Eine gleiche Stimmung herrscht in dem Gedichte: „Thekla. Eine Geisterstimme.“ Wie Kassandra das Schicksal Trojas nicht nur voraussah und voraus verkündigte, sondern auch erlebte, so sah auch Schiller das Unglück seiner Nation noch hereinbrechen. In dem „Antritt des neuen Jahrhunderts“ heißt es: „Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, Und das neue öffnet sich mit Mord.“ Ähnlich klagt Kassandra: „Und den Mordstahl sah ich blinken Und das Mörderauge glühn.“ So konnte Schiller also seinem Freunde mit Recht schreiben, er habe Kassandra „in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangen.“

Doch wie auf seine Schicksalstragödie noch das wirkungsvollste Drama: „Wilhelm Tell“ folgte, so fand Schiller auch noch wieder Lust, sich in einer andern Art der Romanze zu versuchen, und es entstand „der Graf von Habsburg“. Körner schreibt ihm darüber am 19. Juni 1803: „Diese Ballade ist mein Liebling. Der Ton dieser Gattung ist dir wieder vorzüglich gelungen,“ und Schiller antwortet: „Mich freut's, daß Euch meine Ballade von Rudolph von Habsburg lieb geworden ist. Ich bin selbst mit der Art, wie ich diese Anekdote genommen und eingekleidet habe, besonders zufrieden.“ Weitere Bemerkungen darüber finden sich in dem Briefwechsel nicht, aber die Abweichungen gerade dieser Romanze von der Quelle Schillers sind bedeutend genug, um den Grundgedanken daraus zu erkennen; die bedeutendste besteht darin, daß der Dichter den Kaplan des Erzbischofs von Mainz, dem er einst den verzerrlichen Liebesdienst gethan und deshalb zum Teile seine Kaiserwahl zu verdanken hat, zum Sänger macht, der erst beim Krönungsmahl die That verkündigt. Nicht weniger als drei Strophen sind ferner verwendet, um den Sänger und seine Kunst zu verherrlichen. Es scheint also schon daraus sich zu ergeben, daß Schiller die Macht des Gesanges habe verherrlichen wollen. Daß dieses der Grundgedanke

sei, tritt bestimmter hervor, wenn wir die „Kraniche des Ibykus“ zur Vergleichung heranziehen, worin man einen ähnlichen Grundgedanken zu finden glaubt. Was aber den Ibykus besonders als Sänger charakterisieren könnte, ist geflüssentlich vermieden. Es ist auch nicht zu übersehen, daß die Kunst in dem „Grafen von Habsburg“ als belohnende Gewalt auftritt. Nun aber spricht, wie wir gesehen haben, Schiller der Dichtkunst in den „Kranichen“ eine rächende Macht nicht zu, wohl aber liegt es seinem ganzen Gedankentreise nahe, die Kunst als eine belohnende Macht zu preisen, denn niemand ist von der veredelnden Kraft der Dichtkunst mehr ergriffen gewesen. „Freiheit“ scheint ihm nur „im Reiche der Träume zu sein,“ und das „Schöne nur im Gefange zu blühen,“ „die Quelle der Jugend in der dichtenden Kunst zu rinnen“ u. s. w. u. s. w. Es ist, wie uns diese Romanze zeigt, wieder für ihn Bedürfnis geworden, nachdem er eine Zeit durch das geringe Verständnis, das er gefunden hat, sich hat niederdrücken und zu Klage Liedern bewegen lassen, uns die veredelnde Kraft der Dichtkunst zu zeigen. Die Hoffnung auf die siegreiche Kraft seiner Kunst hatte ihn auch in seiner trüben Stimmung, in welcher er z. B. die Kassandra schrieb, nicht verlassen. „Wort gehalten,“ heißt es in „Thetis,“ „wird in jenen Räumen jedem schönen gläubigen Gefühl“, und in dem „Mädchen von Orleans“: „Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,“ die für das Hohe, Herrliche entglühn. Den lauten Markt mag Nomus unterhalten, Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.“

Aber die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts waren doch zu ernst, als daß Schiller sich dem Einflusse desselben hätte entziehen können, wie seine Dichtungen beweisen. Über „das Siegesfest“ sagt er selbst, es sei die Ausführung einer Idee, die ihr Kränzchen ihm vor anderthalb Jahren gegeben habe, weil alle gesellschaftlichen Lieder in den platten Ton der Freimaurerlieder verfallen seien. Die Wahl des Stoffes aber dürfte nur erklärlich werden, wenn wir an die kriegerischen Unruhen jener Jahre denken, von denen also auch Schiller ergriffen war. Des Krieges Wechselfälle, verbunden mit der Aufforderung: „Morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute beten!“ scheinen mir den Grundgedanken dieses Gedichtes zu bilden.

In derselben Stimmung faßte er auch den Plan zu „Demetrius“. Goethe wünschte ihm von Herzen dazu Glück am 12. Juli 1801. Das grandiose Bild der angemessenen und gestürzten Herrschermacht im einzelnen auszuführen, ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen, doch läßt sich auch aus den Umrissen erkennen, daß ihm, vielleicht unbewußt, das Bild des mächtigen Korsen vorgeschwebt und er dessen Sturz vorausgesehen hat. Die Beziehung auf die Zeitlage ist noch ersichtlicher im „Wilhelm Tell“, zu welchem

ihn der Plan ernstlich erst zwei Jahre später beschäftigte. Der Kampf für die Freiheit erfüllt beide Stücke. In der dazwischen liegenden Zeit ist „der Alpenjäger“ entstanden, der mir von beiden Dramen etwas an sich zu haben scheint: im Grundgedanken erinnert er an den „Demetrius“, in der Person und der Situation an „Wilhelm Tell“. Demetrius setzt den Kampf fort, obgleich er aus der Mutter berebtem Schweigen ersehen hat, daß er ihr Sohn nicht sei, der Alpenjäger läßt die berebten Worte seiner Mutter unbeachtet. Von beiden gilt, was der Dichter von letzterem singt: „Und der Knabe ging zu jagen, Und es treibt und reißt ihn fort, Raßlos fort mit blindem Wagen.“ Beide unterliegen, weil sie, entgegen dem ihnen von Natur angewiesenen Wirkungskreise, schwindelige Wege betreten. Demetrius verläßt die Stille des Klosters, um durch Mord und Betrug den Thron zu erlangen, der Alpenjäger Herde, Wald und Garten, um mit seiner Jagd „Tod und Jammer“ zu verbreiten. Seitdem Demetrius trotz des „bedeutenden Schweigens“ der Mutter sein Ziel weiter verfolgt und der Jäger trotz der „stummen Blicke“ der Gazelle den Bogen auf sie anlegt, „bemächtigt sich eine dämonische Gewalt“ beider, „das Düstere und Schreckliche mischt sich in die Freude“. Demetrius „wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt“, dem Jäger tritt der „Bergesalte“ entgegen. Ich halte also den Alpenjäger für eine Allegorie, gleich dem „Mädchen aus der Fremde“ und Goethes: „Mahomets Gesang“. Wie uns in diesem unter dem Bilde eines Stromes das Leben eines wahrhaft großen Mannes vergegenwärtigt wird, der nur zum Glücke der Völker geboren ist und lebt, versinnbildet „der Alpenjäger“ jene weltstürmenden Helden von der Art Napoleons, welche ihre Welt mit Schrecken erfüllen, bis eine höhere Hand ihnen Halt gebietet. Nach der einen unter den zwei uns bekannt gewordenen Überlieferungen der Volkssage, welche dem Gedichte zu Grunde liegt und Schiller nicht unbekannt geblieben sein kann, zeigt der Berggeist nach seiner Drohung dem Jäger den Weg, nach der andern, welche viel erheblicher vom Gedichte abweicht, stürzt ein Zwerg ihn in den Abgrund. Schiller läßt den Schluß unbestimmt, wie auch Napoleon, der bewußt oder unbewußt vom Dichter nach meiner Ansicht ablonterteft ist, noch mitten auf seinem gefährlichen Wege sich befand. Doch ist der Grundgedanke dieses Gedichtes schwieriger zu bestimmen als der aller anderen, weil weder in seinen Briefen noch in seinen Abhandlungen sich etwas findet, was zur Erklärung diene, wir also auf das Gedicht allein und auf Vergleichung mit anderen Dichtungen aus dieser Zeit angewiesen sind. Die bisherigen Erklärer haben wie bei den übrigen so auch bei den zuletzt erklärten drei Gedichten auf die Verwandtschaft der Grundgedanken mit Schillers sonstigem Denken

und Fühlen zu wenig geachtet, zuweilen zwischen diesem und jenen sogar gemeint, einen Gegensatz entdeckt zu haben. Beim „Siegessäfest“ soll nur die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des menschlichen Lebens überhaupt zum Ausdruck gebracht sein, und diese Erklärung hat dann das Bedenken hervorgerufen, ob sich ein solcher Stoff zum gefelligen Liede auch eigne. Nach meiner Erklärung eignete es sich ebenso dazu in jener von kriegerrischen Wechselfällen heimgesuchten Zeit wie etwa „die Nacht am Rhein“ 1870 und 1871. Merkwürdig ist, daß ein Erklärer, welcher in den „Kranichen des Ibykus“ von der Macht des Gefanges spricht, im „Grafen von Habsburg“ „fromme Demut mit hohem irdischen Glücke belohnt, gute That und Vergeltung von der Vorsehung sichtbar vor uns verknüpft“ als Grundgedanken erklärt; er sagt aber selbst, daß diese Idee um so weniger Schillers sonstiger Denkweise entspreche, je mehr sie so recht aus der Tiefe christlicher Denkart geschöpft sei. Im „Alpenjäger“ endlich glaubt man allgemein die der zerstörenden Macht des Menschen feindliche und furchtbare Naturgewalt oder „die erhabene Poesie der einjamen Hochgebirgsscenen“ als Grundgedanken annehmen zu müssen. Ich habe auch diese Gedichte aus Schillers gesamtter Geistesrichtung zu erklären versucht.

Vielleicht ist dieser mein Versuch, den Dichter und seine Romanzen, so weit als möglich, aus seinen eigenen philosophisch-ästhetischen Ansichten zu verstehen, der weitem Prüfung nicht unwert. Vielleicht ergibt sich dabei, daß nach meinen Erklärungen des Grundgedankens auch jede Strophe und jeder Gedanke sehr wohl erklärlich erscheinen und selbst diejenigen an ihrer Stelle sind, gegen welche man bis dahin Bedenken gehabt hat, wodurch für meine Erklärungen der beste Beweis erbracht wäre. Mir wenigstens hat es so scheinen wollen. Sollte meine Ansicht über die Grundgedanken richtig sein, so würde ein tieferes Verständnis für die Romanzen und zugleich für die Dichternatur Schillers gewonnen sein; jene wären im wahrsten Sinne des Wortes, was Goethe von seinen Gedichten gesagt hat, und was jeder echte Dichter von sich rühmen können muß: „Bruchstücke einer großen Konfession“. Schillers in der Einleitung angegebene Selbstbekenntnis wäre richtig, aber es ist ihm auch wirklich gelungen, „aus wenigem viel zu machen“, und er hat, wie unter anderem seine Romanzen zeigen, jene von ihm erhoffte Zeit erlebt, in welcher er der Einbildungskraft und dem kalten Verstande durch seine Freiheit ihre Grenzen bestimmte. Das „schöne Los“, welches er alsdann erwartet, ist ihm deshalb noch in anderem Sinne zu teil geworden, denn mehr als Goethe ist Schiller der Lieblingsdichter gerade der Jugend geblieben.

Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkübungen.

Von Rudolf Gildebrand in Leipzig.

Ich habe aus meiner Lehrerzeit her noch Manches in Erinnerung, wie jene „Geldstahlbrücke“, hauptsächlich schöne Stellen aus den deutschen Aufsätzen — schön, ich meine das nicht spöttisch. Wenn die wöchentliche Fluth von Fehlern, durch die der deutsche Lehrer hindurch waten und baden muß, ihm als Masse von Verdruß und Ärger an die Seele kommt, wenigstens ehe man in sich auch dafür den rechten Punkt ruhiger, ja heiterer Behandlung gefunden hat, so treten doch unter den Fehlern, die einem als jene Masse wirr und düster ansehn, auch solche heraus, die etwas Leuchtendes haben durch unbewußten Humor, und diese kann man wohl schöne Fehler nennen, für den Lehrer, wie für die Schüler, da doch Fehler einmal nöthig sind als Stufen zum Aufsteigen in das Rechte, eine erwünschte Würze an die trockene Kost — die freilich, dabei muß ich bleiben, nie trocken zu sein brauchte, wers richtig anfieng. Der Humor darin gibt außer dem Späß, der Lehrern und Schülern so sehr zu gönnen ist, zugleich Gelegenheit zu Weiterem, das noch höheren Werth hat für den eigentlichen Schulzweck.

Eine solche schöne Stelle ist wohl folgende, die mir einmal in einer Secundanerarbeit vorkam, eine Frucht der goldnen Hundstage. Ich stellte da am liebsten die Aufgabe, einen Tag oder so aus der Ferienzeit zu schildern, mit solcher Auswahl der Einzelheiten, daß möglichst ein geschlossenes Ganzes daraus würde, indem das deutlich erfaßte Einzelne doch unter einen höheren Gesichtspunkt gebracht war, das wurde immer als die Hauptaufgabe hingestellt. Da schilderte mir denn einer, kein Schwacher, sondern ein guter Mittelkopf, eine Wanderung in seiner Heimat, dem Voigtlande. Die Sache war recht hübsch angefaßt, mit entschiedener Stimmung, die ja den höheren Gesichtspunkt am besten, wo nicht allein treffen und festhalten kann: Ausrücken an einem Sonntagmorgen, bei schönstem Wetter, den Wanderstab in der Hand u. s. w., den Berg hinauf, freudige Erwartung im Herzen, oben aber vor dem Walde ein Verweilen mit Rückblick auf das heimatliche Dorf im Thale, von dem es Abschied zu nehmen galt und das man von hier so übersehen und einsehen konnte. Der Blick fesselte um so mehr, als eben die Glocken von dem lieben alten Thurme zur Kirche riefen und man die Kirchgänger schon daher kommen sah, alle wohlbekannt. Das trug mein guter Mittelkopf vor, wenn ich mich auch seiner Worte nicht mehr erinnere: man las mit einer gewissen befriedigten Spannung und war

in Gedanken wirklich bei dem Thomasschüler in seinem Stand auf dem Berge. Aber, so viele schöne Gedanken durch den Kopf giengen, „die Zeit mahnte, ich mußte weiter, wandte mich also entschlossen zum Gehen und verschwand im Walde“ (diese Worte hab ich behalten).

Das mußte denn in der Classe vorgelesen werden (natürlich mit Fernhalten jedes spöttischen Anklangs). Da gab es ein Lachen, eine lichte Stelle im Ernste oder der Leere, die sonst herrscht. Aber nicht alle lachten, wohl die nicht, die darin den Fehler noch nicht sahen, nur eine schöne Wendung, wie sie solche so eifrig suchen beim Ausarbeiten. Aber nach dem Spaß die Arbeit. Der Geist denkt auch viel frischer, wenn er, oder sein Inhaber, eben gelacht hat. Der Fehler mußte genau aufgefunden werden, die Schüler mußten helfen (der Spaßmacher selbst schwiieg dabei). Ich weiß leider nicht mehr, wie das verlief, aber was herauskam, war natürlich: dem jungen Schriftsteller war die schöne Wendung angeflogen aus irgend einer Novelle, bei der Anwendung hier aber vergaß er über der Freude an dem Fund, daß er, der Erzähler, selbst auch der Wanderer war. Er hatte wirklich einen höheren Gesichtspunkt eingenommen, aber wie in den Wolken, aus denen er sich selbst wandern sah, falls er nicht dunkel an die Seinigen gedacht hatte, die ihm im Dorfe unten im Geiste nachsahen. Denn im Dunkel oder Halbdunkel der Seele entstehen ja diese Dinge, auch solche ungewollte Späße. So gab es da zu lachen und zu lernen zugleich, und alle anwesenden Schüler werden wol eben darum den Fall eben so fest gemerkt haben wie ich.

Ähnlich war, wenn auch nicht so hübsch, eher was man in der Schulsprache dumm nennt, ein Denkfehler in einer Tertianerarbeit, von einem Schwachen. Aufgegeben war Schillers Gedicht die Schlacht zu behandeln, die so viel zu denken und zu finden gibt, sie ist ja noch zu schwer für Tertianer, aber hochanregend. In den Arbeiten war denn auch viel von Verwundeten und Todten die Rede, die „das Schlachtfeld bedeckten“. Einer aber brachte das Wort auch an der Stelle, wo der Freund den Freund plötzlich vor sich liegend findet: der Fuß strauchelt über den Leichnamen. „Und auch du, Franzl?“ Zur Erklärung hieß es da, er hätte mit Schrecken gesehen, wie auch sein Freund „das Schlachtfeld bedeckte“. Da gab es denn auch zu lachen, zu lernen oder zu finden freilich nicht viel: daß ein Körper zu klein ist, um ein Feld zu bedecken, und daß auch von einer Menge der Ausdruck eigentlich ein übertreibender ist, aber mit der Übertreibung, wie sie die Sprache in Menge anwendet, besonders um einer hochgespannten Stimmung genugsthuenden Ausdruck zu geben. Übrigens wäre beinahe im Eifer übersehen worden, daß der Verfasser in dem „auch“ eine gewisse Deckung

faud. Damit erhielt der Gedanke die Wendung, daß eigentlich gemeint war: daß auch sein Freund unter denen war, die das Schlachtfeld bedeckten. Damit wurde begreiflich, wie er von dem Berechtigten her zu dem Späßhaften gekommen war.

Ähnlich auch, nur noch mehr oder völlig ins sogenannte Dumme übertretend, war ein Fall in einer Tertianerarbeit über Göthes Spruch: „Mir gäb es keine größere Pein, Wär ich im Paradies allein“. Es kam nichts Rechtes dabei heraus, ich merkte erst an den verfehlten Aufsätzen, daß den Schülern für die darin liegende Frage noch die Erfahrung, das eigne Erleben fehlte. Die Allermeisten hatten sich in der Noth mit dem Spruche geholfen von der getheilten Freude, die doppelte Freude ist u. s. w. So kam denn dies „theilen“ fast in allen Arbeiten vor, es wurde wahrhaft todt geritten. Einer aber, der Schwächste in der Classe, machte es bei dem allgemeinen Ritte möglich, von Freude zu sprechen, die man „allein theilen“ müsse. Darüber mußte denn auch gemeinsam gelacht werden und daran gelernt, wie gefährlich es ist, geläufige Redensarten zu gebrauchen, ohne daß man sie ordentlich ansieht.

Und noch eine kurze Moral, die ich am liebsten recht lang machte. Mich erinnert die Sache zugleich an die sogenannten Denkübungen, denen man einst im Unterrichtswesen hohen Werth beilegte; man suchte wohl gar darin den eigentlichen Schlüsselstein des pädagogischen Baues für das Volksschulwesen, das Hauptmittel zur letzten Schulung des Geistes. Auch in die Gymnasien waren sie eingebringen, warum auch nicht? Wir hatten z. B. auf der Thomasschule i. J. 1836 in Quinta wöchentlich eine Stunde beim Sextus M. Brenner, die Denkübungen benannt war. Es wurde da wesentlich angewandte Logik getrieben, im Anschluß an Vefestücke. Die Stunde war uns im Ganzen langweilig, und doch hatten wir sie nicht ungern, sie galt uns zugleich als eine Art Erholungsstunde von der angespannten Arbeit der andern Stunden, ähnlich der Singestunde (so, nicht Singstunde war die Form); es waltete eine Art wohlthuender Gemüthlichkeit darin, die vom M. Brenner ausgieng, der zudem die Gelegenheit benutzte, um dabei allerlei Anderes mit vorzubringen, was nützlich, hübsch und -anregend war und doch in den übrigen Stunden keinen Platz fand. So bin ich ihm noch jetzt dankbar dafür.

Gegenwärtig nun sind diese Denkübungen abgethan und wo sie erwähnt werden, dem Spott ausgesetzt, wie ein glücklich überwundener elender Standpunkt auf Kinderstufe. Mir geht es aber schon länger oft durch den Sinn, daß man wohl auch da einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat, daß sie doch recht wohl wieder brauchbar wären in einer Zeit, wo das Stoffliche sich so sehr zum Herrn der Geister

machen will, wie jetzt. Eigentlich ist ja jeder Unterricht zugleich eine Denkübung oder sollte es sein, die ganze Schule neben dem Lernen des Stoffes zugleich eine große Denkübung. Aber ich kann mir recht gut denken und habe mirs oft schon ausgemalt, veranlaßt z. B. durch Examenerfahrungen an der Universität, daß und wie man diese Denkübung auch wieder gesellschaftlich und für sich betreiben könnte und sollte, und nicht bloß in den untersten Classen, daß den jungen Geistern zu der Stoffmasse, die sie verschlingen müssen, auch die freie Herrschaft darüber mitgegeben würde in Leben und Wissenschaft, die ja selbst beide zugleich eine fortgesetzte Denkübung im großen Stil sind. Natürlich müßte das mit der Änderung des Verfahrens geschehen, welche die fortgeschrittene Einsicht mit sich brächte. An die Stelle der kahl formalen Logik müßte eine höhere, ich möchte sagen eine lebendige sachliche Logik treten, bei der das Formale dann auch sein Recht, sein Leben ganz gewinnen würde, zumal mirs oft scheinen will, als ob bei dem Umschwung von der alten Logik weg nun doch das logisch Formale in unsrer Geistesbildung zu kurz käme. Die alte Logik führte aus dem Leben fort in eine öde Schicht kahler Begriffsformen hinaus — aber hinaus? das ist eben fraglich, hinaus aus dem Leben auf alle Fälle — die neue Logik müßte aus der Enge und Öde der Schule, der Stube hinaus ins volle Leben führen und die ewig geltenden Formen in und an diesem selber aufsuchen und zeigen. Wenn die alten Denkübungen klares Denken als Ziel aufstellten, müßte das, ohne als Ziel zu verschwinden, zunächst nun seine lebendige Ergänzung finden in deutlichem lebendigen Vorstellen, das der einzige Durchgang zu klarem Denken ist auf einer Seite, wie auf der andern zu rechtem Empfinden den Dingen gegenüber, das mir immer und immer in seiner hohen Bedeutung noch nicht völlig erkannt erscheint.

Mit diesem allgemeinen Reden davon wird freilich nicht deutlich, was eigentlich gemeint ist, wo nicht eigne Erfahrung des Lesers dem Geäußerten entgegen kommt. Aber ungefähr deutlich kann es wohl werden an den vorgebrachten Denkfehlern, die in mir den Gedankengang wach riefen. Wenn sich jene Schüler deutlich vorgestellt hätten, was theilen, bedecken, verschwinden eigentlich ist, statt es nur in verwaschener abstracter Gestalt durch den Sinn und in die Feder gehen zu lassen, so wären die Fehler ausgeblieben, allerdings auch die Späße, die allen Betheiligten die Vorstellung auffrischen halfen. Diese gemeinsame Arbeit, die Fehler zu berichtigen, war aber doch selbst nichts andres als eine Denkübung in der angeedeuteten Richtung. Auch was neulich in diesen Heften vom Sprichwort im Unterricht vorgebracht wurde, kann als verdeutlichendes Beispiel dienen. Weiteres vielleicht später.

Franz Kern, Professor und Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin, Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten gehalten. 2. verm. Aufl. Berlin 1887. Nicolaische Verlagshandlung.

Die vorliegende Schrift enthält sechsundzwanzig Reden, von denen der Verfasser fünfzehn als Direktor des Stadtgymnasiums in Stettin in den Jahren 1875—1881, elf als Direktor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin in den Jahren 1882—1887 gehalten hat. Die Reden sind durchgängig in einem klaren, gesunden und natürlichen Stile abgefaßt, sie zeigen uns nicht nur den scharfen, durchdringenden Verstand des Verfassers, der uns in allen seinen Schriften in so wohlthuender Weise entgegentritt, sondern vor allem auch sein reiches Gemüt und sein warmes, für alles Große und Edle begeistertes Herz. Neben dem Geiste des klassischen Altertums spiegelt sich in hervorragender Weise auch die Gedankenwelt Goethes, Schillers, sowie Rückerts und nicht minder der gewaltige nationale Inhalt unserer Zeit in den Reden Kerns wieder. Wir empfehlen diese gedankenreichen Reden namentlich den Lehrern des Deutschen als anziehende und nach den verschiedensten Seiten hin lehrreiche und lebendig anregende Lektüre.

Dresden.

Otto Lyon.

Stephan Waegoldt, Zwei Goethevorträge. Berlin, Richard Wilhelm. 1888.

Der erste Vortrag behandelt „die Jugendsprache Goethes“ und wurde auf der ersten Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Dresden gehalten. Den zweiten Vortrag „Goethe und die Romantik“ hielt der Verfasser zur Feier von Goethes Geburtstag im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. In dem ersten Vortrage führt er namentlich aus, wie aus Goethes Jugendkraft in die deutsche Sprache eine frische, volle, warme Lebensflut strömte, sodaß ihr Herz wieder leidenschaftlich wallen, schwärmerisch träumen, stark und deutsch empfinden lernte. In dem zweiten legt er insbesondere dar, wie die Keime der deutschen Romantik in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in Goethe und Herder, lagen, und wie alles, was groß und gesund war in der Romantik, ihr Zug ins Ferne, ihre Heimkehr ins Eigne, einen vollen Widerklang in Goethes Herzen fand. Beide Vorträge beruhen auf gründlichen Studien, sie bieten zahlreiche feinsinnige Beobachtungen und treten so den besten Erzeugnissen der neueren Goetheliteratur würdig zur Seite. Ein besonders warmes Wort der Anerkennung verdient die meisterhaft abgerundete, geradezu plastisch vollendete Form der Darstellung. Den Freunden der Goethischen Dichtungen seien diese Vorträge aufs wärmste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

Kleine Mitteilungen.

— Beihilfe Kurfürst Augusts für Kirchen und Schulen. Mitgeteilt von Archivrat Dr. jur. Theodor Distel in Dresden. Unterm 16. Februar 1579 reſkribierte Kurfürst August u. a. (Bl. 60 b Loc. 10596 d. R. S. Hauptstaatsarchiv: Schrieften, Viſitation zc.) also: „Wir loenen mit unsern rechnungen darthuen, das wir jerslich uff kirchen und schulen über dreihundsiebenzig tausent gulden aus unsern embtern ohne andere vorteil, die inen bißhero doruber aus gnaden begegnet, aufwenden zc.“ (u. vgl. auch: Progr. d. Wettin. Gynn. z. Dresden Nr. 505, Anm. 21).

— Bei Gustav Fod in Leipzig erschien soeben eine eigenartige, sehr leſenswerte Schrift: Unsere Glaubenssätze in neuer Auslegung von Dr. Hugo Hildebrand. Der Verfasser ist durch das Studium der altdeutschen Mystik (die er für Kürschners Nationalist. zu bearbeiten hatte) zu einer Schrift dieses Inhalts geführt worden, die eine Verſöhnung besonders in deutscher Sprache und Litteratur gelegener Anschauungen mit einer nach protestantischem Grundsatz freien Bibelforschung anstrebt. Den deutschen Philologen dürfte vieles in der Schrift von großem Interesse sein.

Bemerkung der Zeitung d. Bl.: Um einer Anfrage zu genügen, teilen wir mit, daß die mit S. N. unterzeichnete Besprechung des orthographischen Wegweisers von Duden (I, 272 unserer Zeitschrift) Herrn Professor Dr. S. N. Hie am Kreuzgymnasium zu Dresden zum Verfasser hat.

Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsche Philologie XX, 3: Ellinger, Christian Reuter und seine Komödien (S. 290—324). — Volte, das Märchen von Hans Friem (S. 325—336). — G. Kettner, Schillerstudien (S. 336—346: Nachweis von Quellen und Parallelstellen zu Schillerschen Dichtungen; interessant ist besonders der Vergleich von Talbots Sterbemonolog mit dem 1791 veröffentlichten Testament Friedrichs des Großen). — Birlinger, Lexikographisches (S. 349—360, Sammlung schlesischer Provinzialismen). — Anzeigen: Ebert, Geschichte der Litteratur des Mittelalters III (Voigt). — Franck, Kofegarten (Gering). — S. Fischer, L. Uhlant (G. Kettner). — Ortner, Meinmar der Alte; die Ribefungen (R. W. Meyer, eine mit köstlichem Humor gewürzte, höchst leſenswerte Anzeige!) u. a.

Die Zeitschrift wird vom 21. Bande ab allein von Professor S. Gering in Halle geleitet werden. Sie wird, wie bisher, der deutschen Philologie im engeren Sinne (mit Einschluß der neueren Litteratur) den Vorrang einräumen, in zweiter Linie die altenglische, altnordische, mittelniederländische Philologie berücksichtigen. Sie soll künftig auch regelmäßige Berichte über alle wichtigen Publikationen in ausländischen Fachzeitschriften, sowie über Vereine und Versammlungen, die mit der deutschen Philologie in Verbindung stehen, enthalten.

— d —

Die Zeitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Zeitung des Blattes vorgelegen haben.

Für die Zeitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}.

Nun Gott mit Dir, Du deutsches Reich,
Dein Kaiser sank dahin!
Tras tückisch ihn des Todes Streich,
Uns lähmt es schier den Sinn.

Gramdunkle Wolken jagt der Wind,
Der Regen peitscht die Flur:
Um Dich, Du Hohenzollernkind,
Weint mit uns die Natur.

Und wie die Rosen um Dein Grab
In holder Pracht erblühen,
So sieh' auch uns, Dein deutsches Volk,
In heil'gem Feuer glühen.

An Deiner Gruft stehn wir zuhauf,
Alldeutschland wie ein Mann,
In unsern Seelen lodert's auf
Und schwingt sich's himmelan:

Deutsch unser Herz, deutsch unser Mut,
Deutsch unser Haus und Herd,
Deutsch unser Wort, deutsch unser Blut,
Doch deutsch auch unser Schwert.

Wir fühlen uns ein großes Heer,
Dem Du einst brachst die Bahn,
Dem Du, ein Recke stolz und hehr,
Als Führer gingst voran.

Und ob um uns der Donner kracht,
Und ob der Führer fällt:
Wir stehen fest — in Gottes Macht
Liegt Leben, Tod und Welt.

Und ob ins Aug' die Thräne steigt,
Wir blicken fest zum Ziel,
Das Deutschlands Kaiser uns gezeigt
Im blut'gen Kampfespiel.

Zum alten Ziel mit neuer Kraft
Führt uns Dein edler Sohn —
Wir stehen fest und unerschlaft
Zum Hohenzollernthton.

Im Frieden wie im Sturmgebraus
Schirmt er die deutsche Mark:
Nun schirme Gott ihn und sein Haus,
Den Kaiser, jung und stark!

Dresden,
am Tage der Beisehung
des Kaisers Friedrich.

Otto Lyon.

Über die Sprache Goethes in der „Natürlichen Tochter“.

Von Franz Kern in Berlin.

Wilhelm Ernst Weber sagt in seinem noch immer lesenswerten Buche über „Goethes Iphigenie“ (Neue Ausg. von J. W. Schäfer 1853) S. 105: „Goethes poetischer Stil in den drei Tragödien Iphigenie, Tasso und Natürliche Tochter ist in Rundung, Flüssigkeit und milder Anmut das Vollendetste, was die deutsche Sprache aufzuweisen hat.“ Dann S. 106, nachdem er wegen der Sphären, in welchen sich die Personen dieser Dichtungen bewegen, für sie den Ausdruck derber Natürlichkeit als einen hier ganz ungehörigen mit Recht bezeichnet hat: „Und dem ohngeachtet, wie atmet diese Sprache durchaus Natur und die Wahrheit reiner, tiefer, unaffektierter Empfindung! Sie ist klar, treffend, überzeugend, hinreißend, in Bildern sinnig und lebenvoll, ohne damit überladen zu sein, zugleich voll musikalischen Wohllauts und voll plastischer Gediegenheit.“ Die drei Stücke nennt er gleich darauf eine „glänzende Reihe“.

Webers warme Anerkennung und lebhafteste Empfehlung auch der „Natürlichen Tochter“ ist mir um so mehr aus der Seele gesprochen, je weniger man heutzutage eine großartige und zu Herzen gehende Dichtung — wenigstens in den weiten Kreisen der Gebildeten — in diesem Drama anzuerkennen pflegt. Die drei Dichtungen aber im allgemeinen in eine Reihe zu stellen, und gar für die dritte in derselben den gleichen dichterischen Wert, gleiches dramatisches Leben zu behaupten, hat auch wohl Weber mit seinen Worten nicht beabsichtigt. In Bezug auf die Sprache indessen will er offenbar keinen Unterschied gelten lassen. Und doch erscheint die Sprache in der „Natürlichen Tochter“ schon dem flüchtigen Leser nicht so rund, so flüssig, so frei und so anmutsvoll, vor allem aber nicht so natürlich, und atmet nicht in derselben Weise die Wahrheit reiner und tiefer Empfindung, wie im Tasso und in der Iphigenie. Damit soll aber nur gesagt sein, daß sie dem Höchsten nicht überall gleich kommt. Es giebt Scenen und längere Reden, in denen die Sprache von makelloser, überwältigender Schönheit ist, ebenso wie in jenen beiden anderen Dramen; und dort, wo dieses Höchste nicht erreicht ist, bleibt immer doch noch vieles Einzelne übrig, was unsere Bewunderung in vollem Maße verdient.

Wie ganz anders aber die Ausdrucksweise in der Natürlichen Tochter sein kann, als in der Iphigenie, wird so recht klar an einem Falle, in welchem der Dichter darstellen will, wie die Heliinnen seiner Dramen von tiefstem Dankgefühl bewegt sagen sollen, daß ihre Worte die Empfindungen auszudrücken nicht im Stande sind.

Iphigenie sagt im dritten Akt, als sie erfahren hat, daß Orest und Elektra leben, die schönen innigen Worte:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Eugenie (Natürliche Tochter I, 5) drückt dem Könige, der ihr eben versprochen hat, daß er ihre fürstliche Geburt öffentlich anerkennen und sie in die Gesellschaft des Hofes als seine Verwandte einführen will, ihren Dank durch folgende seltsam verschönerkte und gezierte Worte aus:

Der freud'gen Überraschung lauter Schrei,
Bedeutender Gebärde dringend Streben,
Vermöchten sie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen schaffend aufgereg't?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verstummen.

Man wird einfach zuzugeben haben, daß Goethe hier nicht den Ton für das Gefühl freudiger Überraschung getroffen hat; denn davon kann bei seiner sonstigen Zeichnung von Eugeniens Charakter gar keine Rede sein, daß er durch die seltsame Ausdrucksweise (besonders im zweiten Verse) seine Heliin etwa habe charakterisieren wollen.

Noch andere Stellen, in denen in gleicher Weise der natürliche Ausdruck innigen Gefühls verfehlt wäre, kenne ich in dem Drama nicht; am nächsten mag ihr kommen der Anfang des vierten Aufzuges, die ersten Worte der Hofmeisterin zum Gerichtsrat.

Viel wichtiger aber für die Eigentümlichkeit der Sprache in diesem Stück, als diese ganz vereinzelt Unvollkommenheiten im dramatischen Ausdruck, ist eine durch das ganze Drama sich hindurchziehende Manier, nämlich die Nebeneinanderordnung von drei Wörtern oder Wortverbindungen, meist so, daß das Folgende eine Steigerung des Vorhergehenden ist; auch drei vollständige Sätze erscheinen nicht selten in solcher Weise nebeneinander geordnet. Es wird eine Fülle von Beispielen nötig sein, um dies zu begründen und anschaulich zu machen.

I, 1: Hunde, Roß und Mann; 70: mehr als der Besitz ererbt, errungner Güter, als meiner Augen, meines Lebens Licht; 88: die verehrte, nah verwandte, nur erst verstorbene; 99: vor seinem Hofe, vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt; 306: durch Wirken, Bilden, Herrschen; 352: unserm Vater, König, Gott; 369: laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer . . . erhalten! Laßt endlich uns u. s. w.; 475: ins Netz

verstrickt, gelähmt, verworren; 478: unthätig, abgefordert, eingeschlossen; 48: Erholung, Trost und Lebenslust; 494: ohnmächtigen guten Willen, arme Liebe, leere Tändeleien; 531: was von Stoffen, Stickerie und Spitzen; 624: hier soll kein Schuß . . . hier kein Vogel . . . kein Wild u. s. w.; 627: geschreddt, verwundet, hingeschmettert; 640: auf dieser weiten, fremden, wilden Welt.

II, 23: geräumig, heiter, trefflich ausgestattet; 28: ein Haus, ein Garten uns bestimmt, ein reiches Feld; 76: gefällig, liebenswert, unwiderstehlich; 129: der Forderung der Natur, der Stimme des Gesetzes, der Vernunft; 167: was hilft's, in mich zu stürmen, zum Verbrechen mich anzulocken, mich zu drängen? 218: gegen dich und gegen Nacht und List; 225: ergreife sie schnell, führe sie hinweg, verbirg sie fern; 247: Gefahr und Tod, Verbannung als ein Milderes; 260: wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken umschwebet Mund und Wange! Welches Glück drängt aus bewegtem Busen sich hervor! 320: Dem Könige, dem Vater, mir selbst; 342: kindisch allauspähende, von Neugier und von Müßiggang erzeugte, rastlose Thätigkeit; 382: du liebst mich, bist verschwiegen, zuverlässig; 385: der prächtigen Stoffe Gold und Farbenglanz, der Perlen Milde, der Juwelen Strahl; 434: daß sich dieser Saal . . . daß reicher Teppich . . . daß hier im Kreise u. s. w.; 475: Sorgenbrang, vielfach geknüpftete Netze, Tod vielleicht von meuchelmörderischer Hand.

III, 4: von seinem Schmerz durchdrungen, stumm, gebeugt; 72: nun war ich arm, als ich die Reichen kannte, nun war ich sorgenvoll, denn mir gebracht; nun hatt' ich Not, ich brauchte fremde Hilfe; 83: mit Gütern, Ehren, Pfänden; 117: du rufft mich auf zum Leben, mich zum Bewußtsein dieser Welt zurück und meiner selbst; 119: öde, hohl und leer; 132: die mich an gestern, mich an ehegestern, an jenen Zustand meines vollen Glücks mich laßt erinnern; 177: Schiff und Mann und Schätze; 193: da sollt' ich strafen die Berwegenheit, dem Übermut mich scheltend widersehen, verbieten jene Raserei; 197: durch Wald und Fluß und Sträucher; 249: ihr alter, erster, hochgeliebter Freund; 251: Trübsinn, Krankheit, Menschenhaß; 284: den letzten Blick . . . das letzte Wort . . . dem letzten Seufzer; 318: sinnlich und verstockt, ins Gegenwärtige verschlossen; 358: durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig; 359: zerrissen und zerschmettert und zerbrochen; 458: Thal und Wald und Fels; 470: des Reichs bebaute Flächen, der Wälder Tiefen, der Gewässer Flut; 484: Trost und Rat und Hilfe; 502: auf dich, auf deinen Wert, auf deine Kraft; 568: vollkommen, ewig jung und ewig gleich; 573: du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke! Du warst, du bist.

IV, 28: Beamter, Kriegsmann, Bürger; 39: sie dem Kreise der
 Ihrigen entführen, sie hieher, hinüber nach den Inseln sie getrieben;
 44: dort soll verwelken diese Himmelsblume, die Farbe dieser Wange
 dort verblichen, verschwinden die Gestalt; 83: entsagte sie der nicht
 gegönnten Höhe, ergäbe sich des bieder'n Gatten Schutz und wendete
 von jenen Regionen . . . den Blick; 86: Gefahr, Verbannung, Tod;
 88: gelöst wär' alles, meiner strengen Pflicht wär' ich entleibigt, könnt
 im Vaterland u. s. w.; 315: dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick;
 329: um Rettung aus des Todes Nachtgewalt, um dieses Lichts er-
 quickenden Genuß, um Sicherheit des Daseins; 333: was dann zu
 heilen sei, was zu erstatten, was zu vermissen; 368: dem Glück, der
 Kühnheit und stiller Neigung; 435: Vermögen, Stand, Geschäft; 443:
 die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne; 457: unruh'ge Mißgunst,
 grimme Verleumdung, verhallendes, parteiisches Bestreben; 469:
 Launen, Worte, Thaten; 475: Notwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit; 482:
 auf ewig bist du mein, versorgt, beschützt; 606: in Vaters, Königs . . .
 Gottes Statt.

V, 33: es staunte nur dich an und schwieg und ging; 66: ent-
 reißen, führen, drängen; 123: beglückte Fahrt, Ergebung ins Geschick
 und Hoffnung; 156: betäubt, verworren, mit mir selbst entzweit; 162:
 wenn Ruhe, wenn Besonnenheit und Friede; 287: empfängt mich dann,
 ihr Wellen, faßt mich auf und festumschlingend senket mich hinab; 299:
 Verbannung, Tod, Entwürdigung; 312: vertrauend, hoffend, ungesäumt;
 318: versagten, verkümmerten, verbotnen Vaternamen; 343: zum Räte,
 zur Entscheidung, zum Vollbringen; 345: dies zu empfinden, ist das
 höchste Glück, es nicht zu fordern, ist bescheidne Pflicht, es zu erwarten,
 schöner Trost im Leiden; 367: was dir noch den meisten Raum zu
 heiligem Thun und Wirken übrig läßt, was deinen Geist am wenigsten
 begrenzt, am wenigsten die frommen Thaten fesselt; 377: der Liebe,
 die zum All das Eine, zum Ewigen das Gegenwärtige, das Flüchtige
 zum Dauernden erhebt; 384: ein reines Herz . . . ein edler Mut, ein
 hoher, freier Sinn; 400: Stamm und Vaterland und Fürstentum;
 408: zu dieser Wildnis frechen Städtelebens, zu diesem Wust ver-
 feinert'er Verbrechen, zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit; 414: jung, von
 allen Bänden frei, gestoßen in das Weite; 425: der Plätze Kreis, der
 Kirchen edlen Bau, des Hafens mastersfüllten Raum; 458: was ich erst
 erhörcht, erfragt und nun . . . vernehmen mußte; 475: und solche Sorge
 nähm' ich mit hinüber? Entzöge mich gemeinsamer Gefahr? Entflöhe
 der Gelegenheit u. s. w.; 496: mich einst verkannt, verstoßen, mich ver-
 gessen; 502: er kommt. Er sucht mich auf! Zu scheiden denkt er;
 514: wenn du denkst, wie du gedacht, empfindest, wie du empfunden,

wenn dir meine Freundschaft genügen kann; 527: Schutz und Rat und stille Lebensfreude; 531: dich zu sehen, dir nah zu sein, für dich zu leben.

Seltner sind vier oder mehr gleiche Satztheile nebeneinander geordnet; ich gebe folgende Beispiele: I, 56: durch rohes, wildes Wesen, Verworrenheit, Verschwendung, starren Truß; 297: Herz und Geist und Arm und Leben; 403: der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater und mir; 560: an gefälligem Betragen, guten Worten, Nachgiebigkeit und Neigung; 577: bleich, hingefunken, atemlos, entseelt — II, 30: an Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen — III, 458: Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels; 493: heiter, aller Menschen Freund, behilflich, wach, zu Rat und That bequem — IV, 129: von Liebe, von Ergebung, Kraft und Mut; 630: sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn — V, 411: des Alters Unvermögen, Gewohnheit, Pflichten, ein Geschick vielleicht; 587: gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig.

Zuweilen erscheinen vier gleiche Satztheile als zwei in sich durch Konjunktionen verbundene, einander unverbunden gegenüber gestellte Paare. So in I, 72: mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge; 133: Stolz und Sorge, Vaterglück und =Angst; 168: hier oder dort, mehr oder weniger; 592: durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben — II, 178: Besonnenheit und Kraft, Geschick und Klugheit — IV, 399: an Rat und Trost, an Schutz und Hilfe.

Gerade umgekehrt in Bezug auf die Verbindung ist die Ausdrucksweise in III, 89: ich soll die That beschönen, sie bedecken, und ihr beschließt, begehrt sie ohne mich.

Keine einzige von diesen Wiederholungen syntaktisch gleicher Satztheile hat irgend etwas Auffallendes, aber die ungemein häufige Anwendung dieser Ausdrucksweise, die ich nachgewiesen zu haben glaube, ist jedenfalls charakteristisch für Goethes Sprache in diesem Drama, so charakteristisch, daß man dieselbe Eigentümlichkeit schwerlich in einer andern seiner Dichtungen wiederfinden wird. Nicht ohne Einfluß mag hierbei auf ihn sein Arbeiten an der Übertragung der beiden Dramen Voltaires gewesen sein, das gerade in die Zeit fällt, als er die „Natürliche Tochter“ konzipierte und gestaltete. Hält man diese seine Dichtung und jene Übersetzungen nebeneinander, so wird man die Ähnlichkeit, die in dieser Beziehung vorhanden ist, schwerlich verkennen.

Aber sogar in der Nebenordnung von nur zwei syntaktisch gleichen Satztheilen zeigt sich in unserm Drama eine gewisse Manier. Schon die asyndetische Nebeneinanderstellung derselben hat rhetorischen Charakter, der noch mehr hervortritt, wenn sich damit die Anaphora des Artikels oder einer Präposition verbindet.

Diese Darstellungsweise ist sehr häufig in diesem Drama; ich begnüge mich aber damit, darauf einfach hinzuweisen, und gebe nur Beispiele von Verdoppelungen mit mehr ins Ohr fallenden Anaphora und andern Epanalephen:

I, 16: laß dieser Bäume hochgewölbtes Dach . . . laß dieser Lüfte liebliches Geweb'; 58: dein reiches Leben, dein erwünschtes Alter; 63: ein anderes Gestirn, ein anderes Licht; 94: der hochbegabten, hochgesinnten Frauen; 97: sie zu mir herauf, zu sich herauf; 116: mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn; 148: welch ein Getümmel . . . welchen Zulauf; 194: gar vieles kann, gar vieles muß geschehen; 216: blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher; 220: ihren Vater, ihre Freude; 235: dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich; 249: durch deinen milden Blick, durch deiner Worte sanften Ton; 252: da du mich fragst, so darf ich dir bekennen; da du gebietest, darf ich sie . . . 279: sei dies auch ein Zeichen, sei ein Siegel; 292: was fehlte dir, was wäre dir zu bringen; 295: hier stehen Tausende . . . hier wirken Tausende; 315: erhalte mir nun auch, gewinne mir; 325: noch staunst du dich, noch staunst du alles an; 338: die Sorge laß dem Vater, laß den König; 369: laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer . . . 387: wo er wankt, wankt das gemeine Wesen; 390: auf ihre Kraft, auf ihren Willen; 391: dieser Wille, diese Kraft; 421: Begnügte sollten unter niedrigem Dach, Begnügte sollten . . . 424: gern dem Throne, gern der Welt; 461: erst nach und nach . . . erst nach und nach . . . 485: an jeder edlen That, an jeder großen Handlung; 502: mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern; 516: die mit Freude, die mit Trauer; 523: oft gehört und oft bemerkt; 530: was von Stoffen . . . was von Juwelen; 533: wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden? 559: soll's an mir, soll's an gefälligem Betragen; 568: hier lagst du . . . hier bezwang mich; 572: an manchem Tag, in mancher Nacht; 579: laß diesen Sturz, laß diese Rettung; 609: sein redlicher Vasall, sein treuer Freund; 628: wenn mir der Augen Licht, wenn mir der Füße Kraft zuletzt versagt; 637: verwaiste Väter sind beklagenswert; allein verwaiste Kinder sind es mehr.

II, 5: laß mein Auge vom bekannten Blick, mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden; 87: ein unbedeutend, unbekanntes Kind; 94: jeder fragt, und jeder weiß zuletzt; 135: nicht zu raten, nicht zu mißlern; 143: was zu beginnen, was von dir zu fordern; 163: die meinen Liebling, die mich selbst bedrängt; 219: kein Versprechen soll, kein Drohn; 222: ihr Heil vermagst du ganz allein zu schaffen, die Gefahr von ihr zu wenden, magst du ganz allein; 249: dürft' ich dich erleuchten! Dürft' ich . . . 282: wann soll . . . wann öffnen wir . . .

317: hier quillt es fort, hier quillt es auf; 388: laß uns das Zimmer schließen! Das Geheime laß uns . . . 443: zum Ziele der Bewundrung nicht allein, zum Ziel des Neides und des Hasses mehr; 454: von diesen Uhren, diesen Dosen; 485: nun sprich vom Tode nur, sprich von Gefahr!

III, 30: an ihrer Gruft, an ihrer Leiche; 60: als Freund, als Vater; 76: ihr nehmt mich zum Genossen eures Glücks, mich zum Gesellen eurer Thaten auf; 92: wo Schreckliches beschlossen wird, wo jeder, auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz, zum Unvermeidlich — Ungeheuren stimmt; 99: ich bin's und bin noch weiter, als ihr denkt; 103: was ahnest du? was weißt du? 117: du rufft mich auf zum Leben, mich zum Bewußtsein . . . 127: unteilbar und unendlich; 132: die mich an gestern, mich an ehegestern . . . 157: sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte, sich an der Bildung Riesenschritten freut; 161: dort liegen seiner Hoffnung weite Felder, dort seiner Saaten keimender Genuß; 163: diese grenzenlose Wonne, dies ewig frische Glück; 172: verhaßt sei mir das Bleibende, verhaßt, was . . . 196: unsterblich, unverwundbar; 215: sie zu warnen, sie zu leiten; 233: wohl trag' ich selbst die Schuld und trag sie schwer; 238: zu Pferde sollten sie, im Wagen sie . . . als Heldin glänzen; 267: in leicht verwundene, in leicht gehobne Wangigkeit verwandelt; 269: nichts zu fürchten, nichts zu hoffen; 292: so lang er . . . der Hoffnung Raum, der Täuschung Raum in unserm Herzen giebt; 295: was zauberst du? was kann ich mehr erfahren? 309: es war ein Augenblick, in dem sie litt, ein Augenblick, wo sie . . . 311: welch ein Geschäft, welch ein Vergnügen; 320: das nächste Wohl, das nächste Weh; 327: keine Hilfe, keine Kunst; 329: was hast du, sage mir, begonnen? was zu ihrem Heil versucht? 343: laß uns . . . laß mit . . . 357: laß mich schweigen . . . laß mich's verhehlen; 377: du hättest diese Form . . . mir grausam nicht verstümmelt, mir die Wonne . . . nicht verkümmert; 390: so stockt, so kehrt in Moder . . . die Lust des Lebens; 417: dort lag sie tot . . . dort sah ich . . . 419: sie zu fassen, sie zu halten; 424: schon führet . . . schon wird . . . 432: das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften; 439: mag sich umher . . . mag sich der Zweig . . . 482: laß die trüben Stunden . . . laß für dich auch diese Stunden; 487: alles Regen, alles Treiben; 488: zu neuem Regen, neuem Treiben; 490: und so besaß und so erwarb ich; 521: deinen Jammer, deinen Kummer.

IV, 2: mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich aus dem Bezirk der Hauptstadt; 14: den man . . . erst pries als Beistand, nun als Richter preist; 24: selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt; 36: von jeder Gabe, jeder Tugend; 126: in deinem eignen Herzen, in deiner

Freunde Herzen; 161: schattengleich erscheint mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln; 186: wenig Ruhe, wenige Geduld; 190: ich sah, ich sprach, was mir zu sehn, zu sprechen verboten war; 229: meinen Körper, meinen Geist zugleich; 237: dorthin versprach der edle Vater mich, ans Meer versprach er mich zu führen; 242: und enger scheint's mich, enger zu umschließen; 252: da werd' ich weg mich wenden, werde dich und dein Geschick beweinen; 277: du kannst, du wirst mich retten; 290: nach anderm Maß, nach andrer Zahl; 295: als feig, als unentschlossen gelten; 309: du sinnst, du denkst; 319: fleht um Linderung, fleht um Erhaltung; 352: ich kann, ich darf nicht reden; 377: mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort; 382: von meines Vaters, meines Königs Hand; 386: nun soll ich denken . . . soll mir; 445: sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn; 471: welch Gesetz, welch Tribunal; 477: auf seine Kraft, auf seinen Wiedereinn; 478: nicht Heldensauft, nicht Heldestamm; 531: den Schmeichelworten widerspricht mein Herz und widerstrebt euch beiden ungeduldig; 541: dann werd' ich stehen, werde starren Blicks . . . 545: laß dich überreden, laß dich erweichen; 559: wenn Tugend, wenn Verdienst; 578: was sie gewann, wer will es ihr entreißen? was sie verlor, wer giebt es ihr zurück? 610: so hartes Wort, so widriges Betragen; 622: ein lebend Volk bewegt sich um mich her, ein liebend Volk, das . . . 633: dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben, dort wo die Masse . . . wo jedes Herz . . .

V, 12: du fesselst mich, du schleppst mich; 45: ich will ihn sprechen, ihm den Fall erzählen; 129: so laß mich auch, wer es verhängen konnte, laß mich's wissen; 132: des Vaters Name, des Königs Name; 143: du willst es ja, die Feinde wollen meinen Tod, sie wollen mich lebend eingescharrt; 149: zu stillem Jammer, wie zu stillem Glück; 162: wenn Ruhe, wenn Besonnenheit; 182: nicht am Adel der Geburt, nicht am Vermögen; 194: mit diesem Wort, mit diesem Händedruck; 209: ich will nicht mehr in Zweifel . . . will nicht weibisch mehr; 214: sei von meinem Vater, sei von meinem König; 237: was meine Seele peinigt, was ich noch . . . 245: hier sprechen edle Männer . . . hier stehen heilig Einsame; 264: und könnt' ich das? ich könnte . . . 280: man kommt, man fordert mich; 296: was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier? 303: ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel; 305: o daß ein einzig ahnungsvolles Wort . . . o daß ein Friedensvogel; 363: du hast nur Allgemeines mir vertraut, ich kann dir nur das Allgemeine raten; 369: was deinen Geist am wenigsten begrenzt, am wenigsten die frommen Thaten fesselt; 404: ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte, ich brachte Himmels Hoffnung in den Tod; 457: was in der Kindheit schon . . . was ich erst . . . 481: nun bist du . . . nun fühl' ich erst . . .

496: mein Vater, mein Monarch; 502: er kommt, er sucht mich auf! 512: deine Reigung, deine Sorgfalt; 523: vermagst du . . . vermagst du . . . 544: zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn; 559: werd' ich entdeckt, werd' ich's zu früh; 564: keine Zeile soll, kein Bote dort mich nennen; 584: dein Aufseß nicht, nicht deiner Worte Wohlklang; 590: ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen.

Diesen Verdoppelungen schließen sich die Fälle an, in welchen gleichfalls dasselbe Wort oder wenigstens derselbe Wortstamm wiederkehrt, aber in anderer syntaktischer Stellung:

I, 415: mit dem besten Willen leisten wir so wenig, weil uns tausend Willen kreuzen; 433: des Königs Milde sollte Milde zeugen; 446: er fürchte jene, die zu fürchten sind; 508: ich soll dich leiten und du leitest mich; 604: locket Übung des Gefährlichen nicht die Gefahr an uns heran? 644: das Leben ist des Lebens Pfand.

II, 113: der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn berechnet seines Vaters Jahre; 116: vergift, wohin er streben soll, und strebt nach Gold; 152: ich soll mit ihr, mit der Verratnen die Verräterin, der Toten Schicksal vor dem Tode teilen; 195: wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt und ein Geheimnis zu verwahren glaubt; 418: der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt? das Wesen war es, wenn es nicht erschiene?

III, 80: ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf; 167: du rufft's, Unglücklicher, die öde Stunde ruft mir's wieder zu; 282: auch so willkommen, unwillkommener Bote! 291: willkommen scheint ein unwillkommener Bote, so lang . . . 334: laß mich meinen Schmerz durch meinen Schmerz betrügen; 411: die Trauer wird durch Trauern immer herber; 412: durch Trauern wird die Trauer zum Genuß; 436: o laßt mich dort, versteinet, am Steine ruhn; 440: mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten; 473: mich ihres trunken Blicks ins Unbegrenzte mit unbegrenzter Liebe zu erfreuen; 487: wenn alles Regen, alles Treiben stets zu neuem Regen, neuem Treiben führt; 495: den Vater lieben sie . . . dem Vater danken sie's.

IV, 65: der Schuld'gen Schuld zu hemmen; 99: der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten; 102: vertrauen wird man dem Vertrauenden; 118: sie fürchtet's, und ich fürcht' es wie den Tod; 200: verbotne Schätze wagt' ich aufzuschließen, und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab; 202: des Übels Quelle findest du nicht aus, und aufgefunden, fließt sie ewig fort; 214: indem es mich vernichtet, und droht Vernichtung aller Welt umher; 243: wie schränkt sich Welt und Himmel ein, wenn unser Herz in seinen Schranken banget; 326: gerettet willst du sein! Zu retten bist du; 348: wenn ich dir von Möglichkeiten spräche!

Möglich scheint fast alles; 386: nun soll ich denken, was ich nie gedacht; 396: was... dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet; 411: ungleich erscheint im Leben viel, doch bald und unerwartet ist es ausgeglichen; 483: der König fordere dich von mir zurück, als Gatte kann ich mit dem König rechten; 535: danken möchten wir und sind undankbar, da wir... 553: unmöglich ist, was Edle nicht vermögen; 557: ihn lohne gleich, was ihn allein belohnt; 633: dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben.

V, 86: Vertrauen scheint ihr beide zu verdienen, und ihr mißtraut einander beide selbst; 171: laß mich weisen, wo du weißt; 213: es breche, wenn es brechen soll! 270: die Wahl ist schwerer als das Übel selbst, die zwischen zweien Übeln schwankend bebt; 311: es winke nur! ich will dem heiligen Winke... mich fügen; 509: gedenke mein! o, daß du meiner nicht am bösen Tage sehnsuchtsvoll gedenkst! 514: wenn du denkst, wie du gedacht, empfindest, wie du empfunden; 523: vermagst du... Entfagung der Entfagenden zu weihen? 529: zu tragen glaub' ich alles, nur das eine... er scheint mir unerträglich; 574: wie du zum ersten Male mir erschienen, erscheinst du bleibend mir.

Diese von mir nachgewiesenen Wiederholungen gleicher Satztheile und gleicher oder ähnlicher Wörter scheinen mir in unserm Drama so stark gehäuft zu sein, daß sie wohl als eine Eigentümlichkeit gerade dieser Dichtung gelten können. Zu widerlegen wäre diese Annahme nur dadurch, daß man dieselbe Erscheinung auch in anderen Goethischen Dichtungen nachwies, was nach meinen Beobachtungen schwerlich gelingen dürfte. Hier und da finden sie sich natürlich überall und sind, für sich betrachtet, nicht nur ohne jeden Anstoß, sondern dienen dazu, die Rede lebendiger, kräftiger zu machen, die Gedanken fester zusammenzuschließen: das Besondere in der „Natürlichen Tochter“ liegt einzig und allein in der ungewöhnlichen Häufung.

Anders steht es mit einer gewissen Freiheit in der Wortstellung der Frage- und Ausrufungssätze, die sich schon im Tasso zeigt, hier aber häufiger vorkommt, freilich im Vergleich zu jenen oben besprochenen Wiederholungen sehr viel seltener, indessen an sich weit auffallender und das Ohr zuweilen nicht angenehm berührend. Ich meine z. B. folgende Sätze, die sich nur in den letzten Akten finden:

IV, 95: so übereilt, wer dürfte sich entschließen? 105: in solchem Fall zu werben, ist es reblich? 335: und nächst dem Leben, was erflehst du dir? 403: und mir, wo zeigte sich ein solcher Held? 513: der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn? V, 551: und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen? 567: in diesem wicht'gen Fall, was soll ich sagen?

Im Tasso kenne ich nur ein Beispiel dieser Art, allerdings ein auffallendes, nämlich in II, 1,125: mir, welch ein Moment war dieser!

Von der dichterischen Freiheit von zwei nebeneinander stehenden Adjektiven das erste flektiert zu lassen, als ob es Adverbium zu dem zweiten wäre, macht Goethe in unserm Drama, wie in anderen Dichtungen, häufig Gebrauch, einige Male aber in sehr ungewöhnlicher Weise. Wenn es I, 77 heißt: „der wonnevoll geheim verwahrte Schatz“ muß „wonnevoll“ als Adjektivum zu „Schatz“ und „geheim“ als Adverbium zu „verwahrt“ angesehen werden. Hierüber kann schwerlich ein Zweifel sein; dagegen weiß ich nicht, wie Schröder den ähnlichen Fall in IV, 256 „Entbehrung alles nötig lang' Gewohntes“ verstehen will, wenn er die Worte in der angegebenen Weise schreibt. Ich zweifle nicht, daß Strehlke die Worte richtig so schreibt: „alles Nötig-, lang' Gewohntes“, so hart auch die Konstruktion erscheinen mag. Denn weder das in nötiger Weise lang Gewohnte, noch das mit nötiger Länge Gewohnte kann hier als etwas Entbehrtes bezeichnet werden, sondern nur das Nötige und lang Gewohnte. Dagegen wird ein Adverbium in folgender nicht so leicht verständlichen Stelle anzunehmen sein (V, 420):

Im Dunkeln drängt das Künftge sich heran;
Das künftig Nächste selbst erscheint nicht
Dem offenen Blick der Sinne, des Verstands.

Ein erst „künftig Nächstes“ kann in vielleicht erst ferner Zukunft uns nahe sein, und doch ist hier offenbar die uns nächste Zukunft gemeint. Nun ist daran nicht zu denken, daß Goethe hier statt des einfachen und klaren „das zunächst Künftige“ mit seltsamer Umkehrung „das künftig Nächste“ geschrieben habe, sondern ich glaube, daß durch das Adverbium „künftig“ in freilich unnötiger Weise der Begriff des Künftigen aus dem vorhergehenden Verse nur aufgenommen wird, so daß es also so wenig bedeutet, als wenn es hieße: „das so, das in dieser Weise Nächste“ nicht etwa räumlich oder sonst irgendwie Nächste. Es darf also fast gar nicht betont werden. Ich möchte daher nicht ganz mit Strehlke übereinstimmen, der die Fügung durch die Worte erklärt: „dasjenige, was als das Nächste bevorsteht“; denn das wäre eben die nächste Zukunft, sondern lieber (mit Aufgeben der adverbialen Kraft des „künftig“): „von dieser Zukunft sogar das Nächste“; die Möglichkeit aber, die beiden Wörter als gleichgeordnete aufzufassen, also: „das Künftige, nämlich Nächste“ ist natürlich von der Hand zu weisen. Auch der Zusammenhang mit dem vorhergehenden Verse verbietet diese schon an sich seltsame Auffassung.

Manches andere sprachlich sonst noch Bemerkenswerte lasse ich absichtlich bei Seite, weil ich darin keine besondere Eigentümlichkeit gerade dieser Dichtung erkennen kann. Es würde in eine allgemeine Erörterung über Goethes Sprache hineingehören. Doch darauf muß noch mit kurzem Wort hingewiesen werden, daß eine verhältnismäßig große Zahl

von solchen Fremdwörtern, welche uns entbehrlich scheinen, in der „Natürlichen Tochter“ sich finden. Ich nenne nur: Region, Moment, Regent, Monarch, welche alle mehr als einmal erscheinen; auch Horizont und Element sind dahin zu rechnen, wo sie nicht in naturwissenschaftlichem Sinne gebraucht werden. In der Iphigenie hat Goethe so gut wie gar kein Fremdwort angewendet, im Tasso finden sie sich häufiger, aber in noch viel größerer Zahl, etwa noch einmal so viel, sind sie in die „Natürliche Tochter“ eingebracht. Auch mit Rücksicht hierauf also hatte Weber kein Recht, für die Sprache in diesen drei Dichtungen dieselben Worte des Lobes auszusprechen. Bewunderungswürdig freilich ist Goethes Sprache auch in dem dritten dieser drei Dramen, aber nicht so innig, so reich, so rein, wie in den beiden andern.

Ein Scherzpruch aus Volksmund, alt und neu.

Von Rudolf Gildebrand in Leipzig.

Ich stieß einmal vor Jahren in einer Schrift Luthers auf ein merkwürdiges Stück Volkswis, das er da im Streit glücklich verwendete und das denn gleich ausgeschrieben werden mußte, in der Schrift: Trostbrief an die Christen aus Leipzig unschuldig verjagt, gedruckt in Wittenberg 1533 als Anhang zu der Schrift: Verantwortung der aufgelegten (d. h. zum Vorwurf gemachten) Aufrur von Herzog Georgen; es steht da auf dem 5. Bogen auf der Rückseite des ersten Blattes, in der Jenaer Ausg. der deutschen Schriften Luthers 6,14^b. Es ist die Rede von dem Verhör, dem auf Befehl des Herzogs Leipziger Bürger, die sich zur neuen Lehre bekannten, unterworfen worden waren, das Gewissenexamen bezog sich auf das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Luther berichtet davon: „Ich höre wunder sagen, wie schimpflich (d. h. spaßhaft, zum Auslachen) die Verhörte auff dem Rathhause zu Leipzig sind angelauffen mit irem examiniren“ usw.; nach dem Bericht klingt es, als habe sich das Verhör so gewendet, daß die Verhörten ihrerseits ins Fragen kamen und die Verhörte selbst die Examinirten wurden, aber immer Antworten gaben, die neben der Frage ausweichend vorbeischossen, „Vnd ist ir antwort (er hatte darüber wohl schriftlichen Bericht vor sich) gleich wie jenes, der gefraget ward, Wo gehet der rechte Weg hinaus, Vnd er sprach, ich hebe junge spechte aus, Wie viel sind dahin meile, Sie haben (sprach er) schnebel wie die pfeile, Ich meine, du sehest toll, Das nest ist eben vol usw. Eben solche antwort gaben die hochgelehrten meister in Herzog Georgen Lande“ usw.

Ich habe an der alten Schreibung absichtlich nur das Allernöthigste geändert und von einer sogenannten Regelung abgesehen, damit es zugleich als Probe dienen könnte, wie man damals zu lesen bekam; davon einen Begriff zu haben, ist ja wohl auch den Lehrern dienlich, die nicht selbst über die alten Drucke kommen. Wegen der durchgeführten Kommata (es sind im Urdruck noch die ursprünglichen großen Kommata, die über den ganzen Zeilenraum hinweg gehen von oben nach unten) ist zu bemerken, daß sie damals auch als Lesezeichen zur Versabtheilung dienten, gewissermaßen als rhythmische Zeichen; die großen Buchstaben, um Versanfänge zu bezeichnen, brauchen wir ja noch, hier dienen sie passend in prosaischer Fassung der Verse, um diese kenntlich zu machen. Man lernt ja nun auch in Gebildetenkreisen diese Abweichungen im alten Kleid der Sprache mit Achtung ansehen, statt mit spöttischem Bildungsstolz, wie früher.

Aber zur Sache zu kommen: da tauchte glücklich aus Luthers Streitstimmung etwas echt Volksmäßiges auf, dem man einen eigenthümlichen Werth an Kraft und Wiß sogleich ansieht. Er holte es aus seinem Gedächtniß herauf oder es kam ihm selber, wie wir jetzt da Schiller oder Goethe oder Lessing citiren, oder auch Horaz, Homer, Cicero, je nach dem Vorwiegen der Bildungsmaße, die in uns im Vordergrund steht. Doch sind auch noch Sprichwörter zur Hand, Goldkörner aus dem eigensten alten Lebens- und Geistesvorrathe der Nation, werden aber wohl in Bewußtsein immer weniger und dünner, was man mit Leidwesen ansehen darf. Hier lag auch ein solches Goldkorn vor, aber nicht vollständig, das zeigt das usw., mit dem Luther abbricht, doch wohl, weil er das Weitere bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen konnte. Wie gieng der Spruch weiter? wie endete er?

Ich fragte deshalb vor Jahren bei meinen Quartanern einmal nach, und da wußte glücklich wenigstens einer davon aus seiner Heimat, Bischofswerda; ich war nicht wenig erfreut, wie die Schüler über das Zusammentreffen von heutigem Volkswiß mit Luther, dessen Worte ich vorgebracht hatte. Da hieß es so:

Freund, wo geht der Weg da naus?

Ich nehme junge Staare aus.

Ich meinte, wo der Weg naus ginge?

Sie sind heuer nicht zu geringe.

Mensch, seid ihr denn gar tolle?

Sie haben Federn und keine Wolle.

Mensch, seid ihr denn bei Gott berathen?

Morgen werden sie in Butter gebraten.

Das war denn auch glücklich vollständig, denn das Braten ist ja ein befriedigender Abschluß, wenigstens für den Gefragten auf dem Baume oben. Auch in Luthers Quelle kann das Ende so gewesen sein,

zumal das „bei Gott berathen“ im Reime darauf gar nicht neu, aber recht alt klingt, es ist ungefähr wie das merkwürdige „nicht bei Troste“, das noch im Gange ist. Überhaupt sind die Abweichungen der neuen von der alten Form so unerheblich über die 333 Jahre hinweg, daß man daran aufs neue den Glauben gewinnen mag, von welcher Dauer solche Dinge sein können, wie sie im Untergrunde des Gesamtbewußtseins fortleben, fast unberührt von dem ewigen Wechsel in der bewußten Höhe. Wer weiß, wie weit der Spruch schon über Luthers Zeit zurück reicht.

Aber die Neugier war damit noch nicht befriedigt, die Abweichungen selber reizten die Begier nach Weiterem, das man nun als noch vorhanden vermuthen durfte. Ich habe daher wiederholt bei Gebildeten, die aus dem Volke stammten, nachgefragt, bei Leuten aus dem Erzgebirge, aus Thüringen und Hessen, aber ohne Erfolg, sie wußten nichts davon. Und das ist mit der Anlaß, es hier vorzubringen. Von den Lesern dieser Hefte würde Mancher Gelegenheit haben, aus volksmäßiger Quelle danach zu schöpfen. Und wie dergleichen auf Schüler wirkt, hab ich oft erfahren. Sie sehen auf einmal, was sie als niedrig kennen oder empfinden, in die lichte Höhe des Geistes, des Lernens gehoben, in der es sonst verächtlich erscheinen will, sie sehen es nun glänzen, sobald es der Lehrer in rechtem Tone vorzubringen weiß, daß der Geist davon hervorleuchtet. So hilft es den leidigen Miß ausfüllen, der durch unser gebildetes deutsches Bewußtsein geht, ein Hauptleiden unsres Lebens. Und gerade jetzt ist ja eine heilsame Strömung im Gange und verstärkt sich mit jedem Jahrzehnt, ein Streben, über die französische und gelehrte Periode unsres Bildungslebens hinweg die eigne Vorzeit wieder zu ergreifen, in der man frisches Eigenleben schöpfen kann. Die Stunde, in der so etwas richtig vorgebracht wird, gehört sicher zu denen, die die Schüler in ihrem Leben nicht vergessen.

Und zu lernen ist gar Hübsches daran, die Schüler müßten aber selber möglichst dazu helfen, und sie werden dazu genug von der Sache selber angereizt sein. Einmal für das deutliche Vorstellen, das nicht genug geübt werden kann. Der Mann, der sich im Walde verlaufen hat und glücklich einen trifft, den er fragen kann, der aber hoch auf dem Baume sitzt: das will aus eigner vorstellender Kraft lebendig ergänzt sein, da in dem ganzen Spruch kein Wort erklärender Erzählung oder Einleitung vorkommt, wie es sonst die Schulübung verlangt; denn die Worte „und er sprach“ und „sprach er“ bei Luther sind ja von ihm eingefügt, wie der Versverlauf zeigt (müßte von den Schülern selbst gefunden werden). Der Spruch steht in geradem Gegensatz zu aller Schulüberlieferung, ist ohne alle *expositio* usw., er ist unmittel-

bares Leben, lauter Leben und nichts als Leben: er gibt nichts, als was ein anwesender Dritter hätte zu hören bekommen, alles Sehen und Denken dazu muß man aus sich selbst ergänzen, als wäre man selbst dieser Dritte. Das ist echte Kunst des Volkswiſes, des Volksliedes usw., fern von aller Schule, Kunst ohne Schule und doch eigentlich zugleich höchste Kunst. Und das lustige Zwiſeſpräch nach der Höhe des Baumes hinauf und von da herunter, offenbar mehr ein Schreien, als ein Sprechen, was die Ferne mit sich bringt und beim Vortrag angedeutet werden muß, weil das das Gefühl der Ferne erweckt, um die sichs handelt; auch ein wechselndes Hinausblicken und Herunterblicken und entsprechende Kopfbewegung gehört zum Vortrag. Ich wüßte nicht, wie es eine bessere kurze Probe geben könnte von dem was lebendigste Kunst ist, die zur Mitarbeit aus sich selbst heraus mit ausmalendem lebendigem Vorstellen zwingt: eine rechte — Denkübung.

Dies die Form, das Äußere, lauter Leben. Aber auch der Inhalt kann gute Lehren geben und führt ins volle Leben hinein. Der Wiß, der uns zuerst daran auffällt, ist, wie aller echter Wiß, mehr als bloß Wiß, der Fall ist geeignet, das die Schüler erkennen zu lassen. Fragt man sie, was er eigentlich solle, so wird wohl mehr als einem einfallen, was sie unter einander sagen, wenn sich in ein Gespräch, das im Gange ist, ein Dritter einmengt: „Wir reden von Äpfeln und du redst von Birnen“, d. h. du weißt ja nicht genau, nur ungefähr, wovon die Rede ist, du triffst die Sache nur halb; die Redensart ist sehr wißig, ich finde sie völlig geistreich. Dort aber treffen die Antworten gar nicht auf die Fragen, sondern schießen völlig daneben weg auf ein ganz andres Ziel. Der Wiß von den Äpfeln und Birnen ist wie auf seine Spitze getrieben, und so erscheint er in Luthers Anwendung auf jene Disputation auf dem Leipziger Rathhause, jedenfalls auch eben mit Übertreibung, wie sie der Spott braucht. Übertreibung muß aber auch vom Ursprung her darin liegen, den man, um ungefähr zu rathen, etwa im 14. Jahrhundert zu suchen hat in den Kreisen der Fahrenden, die die Meister in solchen Künsten waren und bestimmte Vorfälle im Leben so verarbeiteteten. Ein solcher wird auch hier als Anlaß zu Grunde liegen. Der Spott könnte z. B. ursprünglich auf einen eigenmüthigen Mann in der Gemeinde gemünzt sein, der bei einer wichtigen Verhandlung so ganz nur auf seinen Nutzen verſessen war, daß er gar nicht verstehen mochte, worum sichs eigentlich handelte, und die Sache, die zu fördern war, darüber leer ausgieng. Das mußte dann geſeifelt werden, wie jetzt etwa in Zeitungsartikeln, so damals mündlich mit Singen und Sagen, und von solcher Kunst lebten ja die Fahrenden, auch als Scheltzer, scholtæro, wie sie in diesem Amte hießen. Der Spruch, wenn er glückte,

wie dieser hier, gieng dann von Mund zu Mund, wie jetzt ein Zeitungsblatt mit solchem Inhalt von Hand zu Hand. Eine ihrer Hauptkünste dabei, die man von ihnen forderte, war die, Lachen zu erwecken; hier war es, wenn ich selbst nicht neben das Ziel geschossen habe, ein allgemeines Auslachen eines Egoisten in der Gemeinde, also Lachen und Wit im ernstesten Dienst der öffentlichen Meinung, nicht bloß des Lachens wegen, wie es uns an dem Spruche von jetzt erscheint. Auch das wäre wohl eine brauchbare Denkübung in der Schule.

Und noch eine als Zugabe, da einmal von Volkswitz die Rede ist, eine die mir auch als ein wahres Musterstück erscheint. Eine Frau aus dem Volke, unsere Waschfrau, die mein Interesse für diese Dinge kannte und verstand, gab einmal, als ich sie um etwas Neues plagte, Folgendes von sich: haben Sie denn das schon einmal gehört? „Mutter, setz den Vater auf den Tisch, der Hahn haßt ihn“ (natürlich in der Mundart, also: uff'n Tisch, haßt'n). Ich stutzte und stand vor einem Räthsel, was es denn auch zugleich sein soll, wie viele solche Witworte, eine Denkübung zur Unterhaltung. Die gute Waschfrau half auch gar nicht, sie weidete sich an meinem Stutzen, und ich möchte dem geehrten Leser auch nicht helfen, um ihm das Vergnügen der Denkübung nicht zu verkümmern. Aber ich möchte auch nicht unbemerkt lassen, wie auch hier der Wit mehr als Wit ist und ein Stück wahres Leben scharf erfaßt, in scharfer Zuspizung, in Übertreibung, wie bei dem Spruche dort. Also was hinter und zwischen den wenigen Worten steckt (wieder nur gehörte Worte, wie dort, ein Stückchen Leben selber): ein kleiner und schwacher Vater, ein lecker Hahn, dabei Kindesliebe, die die Mutter zu Hülfe ruft, womit der ungeheure Spott seine wohlthuende Seite erhält; dabei die Hühner in der Wohnstube verkehrend, also im Sommer, bei offenen Thüren usw., ein volles Lebensbild, in greller Auffassung irgend eines ähnlichen Verhältnisses aus der Wirklichkeit in einer Dorfgemeinde, in wenigen Worten, auch eine wahre Kunstleistung im Dienst des Lebens selber. Unsere Zeit muß Achtung gewinnen vor diesen Dingen aus eigenstem reichem Vorrath des Alltagslebens, und dazu muß in der Schule der Anfang gemacht werden.

Nachtrag. Ich wandte mich des Spruches wegen nachträglich an meinen Freund Oberbibliothekar Dr. R. Köhler in Weimar, der in diesem Gebiet Kenner ist wie Einer, um namentlich von schon Gedrucktem zu erfahren, davon mir nichts zu Handen gekommen war. Er wußte doch auch nichts weiter nachzuweisen, als bei H. Frischbier, preussische Volksreime und Volksspiele Nr. 917—923, gleichfalls „gemeimte Gespräche mit einem Schwerhörigen“. Besonders Nr. 921 gehört

deutlich auf die Linie, auf der Luthers und der Bischofswerdaer Spruch liegen:

Kinder, wo geit de Wegg nach Drengfort?

Herr, wi nehme man e Nest ut.

Kinder, sie ju doll?

Ja Herr, ons Kar ðs kein Doll (?).

Ganz deutlich ein Bruchstück, wie ein verkümmertes Niederschlag von jenem alten Spruche. Aber: Gespräch mit einem Schwerhörigen? Daran habe ich gar nicht gedacht, was doch nicht recht war. Es will mir aber auch noch nicht ein, daß sich bei dem Scherz nur um Schwerhörigkeit handeln sollte. Bei solchen Scherzen mit Schwerhörigen liegt Mißverständniß eines einzelnen wichtigen Wortes oder mehrerer Worte vor, nicht eines ganzen Gedankens, wie hier so lange fortgesetzt. So z. B., wenn in Sommers Rudolstädter Klängen einer Schwerhörigen, die über Kopfreißn klagt, der Rath gegeben wird, sie solle sich ein Fußbad machen, sie aber versteht einen Musbart und holt sich ihren letzten Topf Zwetschgenmus aus der Vorrathskammer, um sich das Gesicht damit einzuschmierem. Von solchem Verdrehen eines Wortes in ein anklingendes ist hier nichts zu sehen. Daß aber vollends Kinder, und noch dazu so in Mehrheit, Schwerhörige sein sollten, wie da in der preußischen Form des Spruches, das will mir gar nicht ein, ich halte es für unmöglich. So mag denn mein Versuch, für den Scherz einen bedeutendern Hintergrund in der Vorzeit zu finden, wohl seine Berechtigung behalten als Versuch.

Aber das Auftreten im fernen Preußen hat seinen Werth für sich, es weist gleichfalls auf ein ziemliches Alter hin, wie es denn für die Sprache, für Sprüche, Redensarten, Scherze u. s. w. gleichsam eine eigene Geographie gibt, die von selbst zugleich zur Geschichte wird, indem sie durch die bloßen Raumverhältnisse zugleich auf das fragliche Zeitverhältniß hinweist und für größeres oder kleineres Alter beweisend wird; Raumform und Zeitform stehen in engem Verhältniß.¹⁾

1) Das ist auch schon den Schülern zugänglich, wenn man es ihnen an rechten Beispielen in rechter Weise (nicht in abstracten Formeln) nahe legt; ja sie können wieder einmal selber dazu helfen und müßten es, das wäre wieder eine — Denklübung bester Art, wie ich sie mir an Stelle der alten formal logischen Denklübungen denke und so innig für die Schule wünsche. Denn in den jungen Geistern das schummernde Raum- und Zeitgefühl zu erwecken, das als Naturgabe von höchstem Werth Pflege und Bildung fordert, darauf kommt für die rechte Geistesbildung außerordentlich viel an (es ist in meiner Sprachschrift mehrmals deutlicher davon die Rede), und auch dazu bietet die Sprache die beste Handhabe, als Sprachgeographie und Sprachgeschichte, die schon an ganz kleinen Erscheinungen zu fassen sind, ja gerade da am sichersten.

Aber aus der Nähe, aus Sachsen kommt zu meiner Freude noch ein Nachweis, vom Herausgeber unserer Zeitschrift selbst, der mir schreibt, der Spruch sei ihnen als Kindern in der Meißner Gegend ganz geläufig gewesen, vollständig und fast wörtlich in der Form aus Bischofs-
werda, dabei jedoch mit einer Vermehrung im Eingang. Der Spruch beginnt da:

Guten Tag, Mann.
Ich lege meine Leiter an.

Nun wird sich wohl mehr finden, vielleicht auch der Form näher, die Luther, gewiß auch schon aus seiner Kindheit, kannte, obschon damals auch den Männern noch für den Ernst des Lebens solche Dinge dienten, die nun zu Kindercherzen herabgesunken sind, waren sie doch aus dem Ernst des Lebens und für ihn entstanden.

zur Verdeutschung fremder Ausdrücke.

Von Julius Sahr in Dresden.

Das erfreuliche Streben, auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des Lebens die meist unnützen fremden Bezeichnungen zu entfernen, greift immer mehr um sich und wird auch von den Behörden durch Erlasse u. s. w. kräftigst gefördert. Wir begrüßen dieses Wachsen vaterländischen Sinnes mit innigster Freude! Die Hauptklippen des Verdeutschens, daß zu weit gegangen oder zu geschmacklos verdeutschet wird, hat der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ bisher glücklich umschifft. Nach seiner jetzigen Beschaffenheit bietet er die Gewähr, daß er auch fernerhin besonnen und vorsichtig verfahren wird. Freilich fällt dies einem vieltausendköpfigen Vereine leichter als einem einzelnen Manne, der das nämliche unternimmt. Wo ein Verein Fachkundige aus allen Teilen des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, des Handels, Gewerbes u. s. w. vereinigt, kann das Ergebnis ernster gemeinsamer Arbeit eher zuverlässig und annehmbar sein. Wie weit in früheren Zeiten einzelne — freilich unberufene — Männer in der Geschmacklosigkeit gingen, wenn es galt, deutsche Namen zu ersinnen, ist heute kaum zu glauben. Sie haben dadurch der guten Sache vielfach geschadet, ja sie der Lächerlichkeit preisgegeben. Ein Beispiel dafür: In dem Buche „Die Mineralogie. Populäre Vorträge von Franz von Kobell“ Frankfurt am Main 1862 spricht der Verfasser S. 45 flg. davon, daß die mannigfaltigen Namen der einzelnen Krystallformen das Studium erschweren, und sagt: „So führt die gewöhnliche Krystallform des Diamants bei verschiedenen Krystallographen folgende Namen: Trigonalpolyeder, Hexakisoktaeder, Tetrafontaoktaeder, Tessarantaoktaeder, Tetraakisgranatoeder,

Adamantoid, Sechsmalachtflächner, Pyramidenrautenzwölfflach, Achtundvierzigflach, Kugling. Wie weit die Kuriosität solcher Nomenklatur gehen kann, beweist eine Krystallographie der neuesten Zeit (von 1854), die merkwürdigerweise einen geistreichen Mann zum Verfasser hat.

„Es kommen darin unter andern folgende Krystalldescriptions vor: Ein plättlig=kreuzlig=dreifachvornstrebilig=vornhalbfirfliger, giebligschärfliger, kreuzgiebliger Wolframit=Schärfling. Für einen Apatitkrystall ist die Bezeichnung: Ein wendelkreislig=kreisligiger, wendelspindlig=spindliger, rechtstrugspindlig=wendligiger Apatit=Ständling; für einen Fahlerzkrystall: Ein rechtsknöchelhöckertimplig=knöchlich=flachklippiger, linksknöchelhöckertimplig=würfliger linker Fahlerz=Zimpling u. s. w.

„Nur einige Namen der neueren Chemie können dergleichen an die Seite gestellt werden, z. B.: Methylobiplatossammoniumchlorid, Triäthylophenilammoniumoxydhydrat, Methylothylamylophenilammoniumoxydhydrat etc.“

Der „geistreiche“ Verfasser jener 1854 erschienenen Krystallographie ist Volger. Von solchen Auswüchsen ist Kobell's Buch natürlich ganz frei. Kobell drückt sich nicht nur verständlich und klar, sondern vielfach auch schön aus. In anmutiger Weise belebt er den wissenschaftlichen Stoff durch seine oft dichterische Sprache, durch treffliche Anordnung und durch geschickt eingeflochtene Geschichten und Züge, die sich in Dichtung, Sage und Aberglauben längstverfloßener Zeiten an viele Mineralien, z. B. das Gold anschließen. Man fühlt in dem Buche, auch unter dem ernststen wissenschaftlichen Gewande, das warmschlagende Dichterherz. Der gemüthvolle Dichter der „Gedichte in oberbayrischer Mundart“, der sich in die Eigenart seines Volkes so tief zu versenken verstand, konnte sich weder hier, noch auch in seinen Vorlesungen verbergen, die zu hören dem Berichterstatter noch vergönnt gewesen ist.

Ein Beleg für die Gefahren, welche der deutschen Sprache aus den altsprachlichen Übungsbüchern erwachsen.

Von Karl Ondrusch in Neustadt (Oberschlesien).

In L. Freytags Abhandlung: Übersetzen und Übersetzungskunst (vgl. Heft 2 des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift) ist als einer der Faktoren, welche an der zunehmenden Verderbnis der deutschen Sprache die Hauptschuld tragen, die höhere Schule bezeichnet worden und zwar in erster Linie wegen der verkehrten Art des Übersetzens aus einer fremden, namentlich der griechischen und lateinischen Sprache, in die Muttersprache. So unzweifelhaft richtig diese Thatsache ist, bringt doch ein anderer Umstand beinahe eben so großen Schaden, nämlich das schlechte Deutsch der zur Über-

setzung ins Lateinische und Griechische dienenden Übungsbücher. In einzelnen derselben ist der deutsche Ausdruck dem altklassischen in einer Weise angepaßt, daß er nicht nur geschraubt klingt, sondern fehlerhaft, ja geradezu undeutsch wird. Findet sich nun in einem Buche derartiges nur hier und da, so braucht man nicht eben große Besorgnisse zu hegen. Bedrohlicher wird die Erscheinung, wenn der undeutsche Ausdruck überwuchert und fast auf jeder Seite oder gar auf jeder Seite wiederholt sich findet. Dann muß vor dem Gebrauche eines solchen Buches entschieden gewarnt werden. Zu der geschilderten Gattung gehört nun das in vier Abteilungen erschienene „Elementarbuch zu der lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert“ von Hennings, Dr. phil., Professor und Oberlehrer in Husum, wovon mir die I. Abteilung in achter Auflage, die II. in sechster, die III. in vierter und die IV. in erster vorgelegen hat. Eine nach Redeteilen gruppierte Auswahl aus der großen Zahl von Sätzen, die bezüglich ihrer Fassung nach einer oder mehreren Richtungen zu beanstanden sind, soll das eben abgegebene Urteil über die Verwerflichkeit desselben begründen. Es geschieht dies, trotzdem der Verfasser dieses Werkes an diejenigen, welche es gebrauchen, IV, 87 folgende Worte richtet: „mögen sie nicht sogleich verurteilen, wenn etwas versehen ist, sondern eine Rechnung anstellen, ob nicht mehr gut als schlecht gemacht sei.“ Denn ich nehme wohl mit allen verständigen Pädagogen an, daß ein solcher Grundsatz nie und nimmer bei Abfassung von Schriften maßgebend werden dürfe, welche für die Bildung der Jugend bestimmt sind. Die Mehrzahl der auf Hunderte sich belaufenden Fehler sind unzweideutige Latinismen, zum Teil in ganz unerträglicher Gestalt. Ich füge hinzu, daß ich stellenweise auch solche Fälle anführen werde, die allenfalls erträglich sind; für die große Masse aber wird mir jeder Kundige zugeben, daß es sich dabei um Punkte handelt, die einer Verbesserung durchaus bedürftig sind.

I. Substantiv. Hier wären nur als leicht vermeidbare Fremdwörter anzuführen IV, 3 Bagage; IV, 103 Kommittierte.

II. Adjektiv. III, 91: der Wettkampf um Ehrenstellen ist in freien Republiken heftig; IV, 18: die alten Deutschen werden uns geschildert als... von ausgezeichnete Tapferkeit und Mut; IV, 32: welches Haus auch immer mit Vernunft regiert werden mag, das ist in jeder Beziehung ausgestatteter als... III, 28: deine baldigste Rückkehr.

III. Artikel. II, 113: jetzt laßt uns in die Schule gehen, es ist die Zeit.

IV. Pronomen. II, 31: wir müssen dasjenige thun, welches die Eltern befohlen; II, 41: vieles welches; IV, 12: nichts welches, ebenso IV, 103 u. a. III, 7 das, welches; IV, 139 das Schnellste, welches. II, 74: welcher den Bruder haßt, den er sieht, wie wird der Gott

lieben, den er nicht sieht? (vgl. II, 44; III, 60; IV, 33; II, 70: die unglückliche Frau konnte nicht schreiben vor ihren eigenen Thränen; II, 21: unsere Vorfahren werden unverbientermaßen getadelt, obgleich jene in vielen Dingen klüger gewesen sind, als ihre Nachkommen.

Von „niemand“ finden sich die weniger empfehlenswerten flektierten Formen des Dativs und Akkusativs häufiger als die unflektierten, z. B. Dativ niemandem II, 21, III, 41, 48 u. s. w.; daneben niemanden IV, 48; niemand III, 6. Akkusativ niemanden III, 5, III, 46, IV, 48. Dasselbe gilt von jemand; als Genetiv liest man von letzterem jemand's IV, 54; neben jemand's IV, 76.

V. Verbum. a) Hilfsverbum, IV, 50. Da ich viel in der Sonne spaziert habe, ist es natürlich, daß ich braun geworden bin.

b) Zeit. Beim Perf. Pass. fehlt sehr häufig „worden“, wo es unumgänglich nötig erscheint. z. B. II, 39: das Zeichen der Schlacht war mit der Trompete gegeben; II, 41: Preußen ist von Friedrich dem Großen vermehrt; ferner II, 56, 80, III, 13, 23, 32: seit Menschengebdenken ist die Schlacht bei Leipzig die entsehllichste von allen gewesen, welche geschlagen sind; III, 56, 57, 60, 70, 79, 95, 98, IV, 3: Homer erzählt, daß wegen der Helena 10 Jahre gekriegt sei; IV, 14, 15, 25, 49, 54, 58, 141, 162: Hector ist, während er für's Vaterland kämpfte, von Achill getötet; IV, 164, 178.

Falsche Zeiten: II, 84: so aber fiel aus dem geöffneten Schnabel der Käse herab, welchen der Fuchs sogleich verzehrt hat; III, 56: wenn das Haus zu seinem rechten Werte geschätzt wird, so mußte es um das Dreifache teurer vermietet werden; III, 65: ich schätze meinen Freund höher als du, beinahe sagte ich, als dich; II, 61: es wächst die Tugend, wenn sie gelobt ist (vgl. II, 13); I, 41: Gott hat befohlen, daß wir auch die Feinde liebten.

Besonders häufig sind die Formen mit „würde“ nach „wenn“, z. B. I, 57, 58, 73, II, 10 u. s. w. Wiederholt steht das schwerfällige Fut. II in Sätzen mit wenn, z. B. III, 22, 25, 30. 53.

c) Modus: Konjunktiv anstatt Indik. II, 56: es ist offenbar, daß durch Träume nicht der Wille der Götter verkündet werde; II, 50: wenn du meinen Freund kennen lernst, so zweifle ich nicht, daß du seine Vorzüge anerkennen werdest; II, 58: wir sehen ein, daß ein Gott sei; III, 75: auch ist es durch Proben offenbar geworden, daß der Rüssel des Elefanten sehr leicht abgehauen werde; IV, 30: ich hätte Lust, deine Miene zu sehen, wenn du dieses läsest.

Indik. statt Konj. IV, 53: laßt uns darum uns bemühen, daß wir gut sind; III, 39: dann fragen die Richter den Verklagten, welche Geldstrafen er verdient zu haben gestände. Darum befragt, antwortete

er, er habe verdient, daß er diejenigen Ehren und Belohnungen empfinde, welche bei den Griechen für die bedeutendsten gehalten wurden.

d) Person. III, 2: wenn du und dein Freund gesund sind, so ist es gut; III, 3, 15.

e) Numerus II, 26: zweimal zehn sind zwanzig u. a.

f) Pleonast. Modalverb I, 43: o, daß ich mit einem Ball beschenkt werden möge! ebenso I, 68, II, 54: laßt uns die Kräfte des Geistes gebrauchen, damit wir Lob verdienen mögen! vgl. II, 69: was ihr selbst thun könnt, wollet nicht durch andere thun; III, 47: wolle nicht lenken. Modalverb fehlt: III, 84: Cäsar schwankte in seinem Innern, ob er den Namen eines Königs annähme; vgl. II, 32: wie oft würdest du erinnert, daß du fleißiger wärest; IV, 12: hat dein Vater dich nicht häufig ermahnt, daß du täglich spazierest. Falsches Modalverb, III, 42: der Arzt hat dem Kranken befohlen, daß er zu Hause bleiben möchte.

g) Daß-Satz statt Inf. II, 57: ein alberner Mensch hört, daß die Gräser wachsen; III, 17: die Griechen gingen damit um, daß sie die Brücken abbrächen.

h) Simplex statt eines Kompositums: II, 7: wenn du nicht alle Worte im Gedächtnis hältst, irgend eins wirst du sicherlich wissen.

i) Rektion der Worte: II, 10: wir bitten von Gott nicht Reichtum u. s. w.; II, 29: heute ist ein Mensch zu mir gekommen, welcher von mir Hilfe bitten wollte; IV, 178: billigen mit Personalobjekt.

k) Partizip statt eines Nebensatzes: III, 28: Aristoteles getabelt, daß er nie Almosen gegeben hätte, sagte...

l) Veraltete oder ungebräuchliche Verben. III, 26: Miltiades ist um 50 Talente gebüßt worden; ebenso III, 27, IV, 107: Aristides kam darüber zu, ebenso 76: darüberzugesommen; IV, 175: einem etwas ablehnen; IV, 180: einen verwarnen (bei Boß, Ovid); schmecken: IV, 183: unreifes Obst ist meistens sehr herbe zu schmecken; vgl. IV, 137, IV, 154: dieses war mir immer, sagt Murat, wunderbar vorgekommen, und beinahe hätte ich gesagt, unglaublich, bis ich selbst belebt habe, was ich niemals einem andern geglaubt hätte.

VI. Adverbium. III, 62: Miltiades übertraf alle Athener an Glanz der Lebensweise: von dort vertrieben konnte ihm niemand... gleichkommen; I, 33: die schönsten Geschichten sind in unsern Büchern darin; ebenso I, 31, III, 84, IV, 83: wenn diejenigen, welche die Waren selbst ausbieten, anders woher ein Exemplar der Ware suchten zc.

VII. Präposition. Auffällig viele und recht grobe Fehler finden sich im Gebrauche dieses Redeteils; I, 24: das Mädchen blüht mit schöner Gestalt; I, 68: ihr habt über den Gewinn gelost; II, 55: der Rhein entspringt aus den Alpen; II, 21: Mauern verteidigten die Städte der alten Griechen vor einem Angriff der Feinde; II, 31: der

Dichter Ovidius hat lange zwischen den Barbaren leben müssen; II, 52: über den Nutzen der Freundschaft haben alle übereingestimmt; II, 60: kein Laster ist häßlicher als der Geiz, zumal in Fürsten, welche den Staat leiten; II, 24: über einen Wurm ist es schwierig zu sagen, welcher Teil der vordere und welcher der hintere sei; III, 53: naschhaft nach; III, 32: Widerwillen haben vor; III, 34: wenn das Glück es will, wirst du von einem Schulredner zum Konsul gemacht werden; III, 7: einem seine Tochter in die Ehe geben; III, 76: in Rom war es niemand erlaubt, eine Waffe an sich zu haben; III, 7: dieselbe (Stadt) wird von dem Namen jener Lavinia Lavinium genannt; III, 55: an Ruhm hat von den griechischen Städten am längsten Athen geblüht; III, 42: was du gesagt hast, ist nicht für jenen, sondern gegen; III, 60: Asop, der Fabeldichter, war von niedrigen Eltern und von unbekanntem Geschlechte geboren; III, 91: um des Beispiels wegen nenne ich den Pausanias; III, 98: nachdem Wallenstein zu hohen Ehren gestiegen war, ist er . . . durch Verräter ums Leben gebracht; III, 96: solange Hannibal lebte, waren die Römer für ihre Herrschaft vor ihm besorgt; III, 95: von seiten der Reiterei sind jene immer stark gewesen; III, 92: um deinen Fleiß wirst du besobt werden; III, 59: die Stadt ist im Jahrmarkt mit fröhlichen Menschen angefüllt; III, 60: Pausanias war über den platäensischen Sieg aufgebläht. Richtig II, 84 aufgebläht durch; III, 61: Midas zeigt sich von Habsucht blind; III, 90: über das Hin- und Herlaufen bin ich ermüdet; III, 90: Cicero hat den Kampf gegen Catilina mannhaft über sich genommen; IV, 28: er hätte entweder den Agamemnon allein zum Zweikampf fordern oder zu Hause segeln können; IV, 53: Cäsar befahl, der ganze Senat solle zu ihm zusammenkommen; IV, 56: in der Pest ist den Adilen der Auftrag gegeben . . . IV, 110: setze nicht das Glück so vieler Jahre um eine Stunde aufs Spiel; IV, 122: die Rhone ist ein ziemlich breiter Fluß, welcher dort durch eine Furt nicht überschritten werden kann; IV, 134: wir hoffen um acht Tage reisen zu können; IV, 184: zu sagen ist es ganz nett und man spricht gewöhnlich so, daß man in der Zuwendung von Wohlthaten bessere Menschen den mächtigeren vorzieht; II, 88: daher dang er um Lohn den Kranich, daß er mit in den Rachen hineingestecktem Schnabel den Knochen herauszöge; III, 78: das Heer, welches Alexander der Große über den Hellespont geführt hat, belief sich auf an die 40,000 Soldaten.

VIII. Konjunktion. IV, 63: dieweil; IV, 173: sintemal; IV, 98: je nachdem wie Schneefälle die Flüsse mehren, so wachsen sie.

Wortstellung. II, 64: wenn ich werde können, werde ich kommen; IV, 86: Cicero ist ein großer Redner jedenfalls gewesen, wenn nicht

der größte; III, 71: als Diomedon bat, daß er sich das Seinige mitnehmen dürfte, antwortete er; II, 33: selten werden zugleich dem Menschen glückliche Umstände und ein guter Verstand gegeben; II, 38: tapfer widerstehet den drängenden Übeln; II, 79: alle wünschen zu leben, aber wenige bemühen sich so zu leben, wie einstmal gelebt zu haben erfreuen wird; IV, 176: Darius hatte über ein ungeheures Heer den Datis und Artaphernes gesetzt, um es gegen die Athener zu führen; IV, 147: sobald nämlich von dem Tritt so vieler Menschen der weichere Schnee zergangen war, wurden auf dem schlüpfrigen Eise vorzurücken schon durch das Gewicht die Bagage, die Reiter, die Elefanten verhindert. Namentlich wird ohne Grund — wohlgemerkt, es sind Einzelsätze — das Subjekt invertiert: IV, 34: Schenken werde ich dir die Werke Schillers, von denen ich weiß, wie gerne du sie durchliest; IV, 46: nicht die Füße habe ich herausgesetzt aus der Thür des Hauses, solange der Arzt es verbot; IV, 173: gelesen werden muß Homer von den Jünglingen, wenn irgend ein anderer; IV, 136: reinen Herzens befiehlt das Gesetz den Göttern zu nahen; I, 16: nicht sehe ich den Kopf des Tieres; I, 66: des Lazarus hat sich der Reiche nicht erbarmt; III, 34: blind gemacht werden die Menschen von Leidenschaft und Habsucht; III, 69: Eicheln fressen die Schweine; III, 2: gesehen sind bei Nacht von Westen her viele Fackeln und der Himmel in Glut.

Sehr häufig ist auch die Lostrennung des Relativsatzes vom Beziehungswort: II, 44: Wenn du Obst heimlich von einem Zweig abgepflückt hast, welches nicht dein war, bist du einem Diebe ähnlich gewesen; III, 76: die Herrschaft verlange ich vom Cäsar durch Verrat gar nicht, welche ich durch den Sieg haben kann; IV, 172: allen wird die Gelegenheit gegeben sich durch Wissenschaften auszubilden, welche mit guten Anlagen begabt sind, ebenso IV, 35, 60; III, 16: ich Themistokles bin zu dir gekommen, der deinen Vater bei Salamis besiegt hat; III, 37: von dir fordern wir den Frieden, welcher den Krieg angefangen hat; III, 75; Gesandte sind von dem Jugurtha nach Rom geschickt, von welchen die Richter durch Geld bestochen worden sind, daß sie den Jugurtha von der Schuld freisprächen.

Relativsätze ohne Beziehungswort. III, 33: Es ist unsere Sache, die wir die Wirte sind den scheidenden Freunden das Geleit zu geben; III, 84: Vergebens unternimmt ihr, mein Leben zu retten, den schon Blut und Kräfte im Stich lassen; vgl. IV, 103.

Falsche Stellung des konjunktionalen Nebensatzes unmittelbar nach dem Subjekt oder Objekt. II, 61: den Löwen, wenn er gestorben ist, fürchten nicht einmal die Hasen; II, 75. II, 90: die Schwalbe indem sie lobte . . . beschloß . . . III, 39, 66. IV, 106.

Es folgen nun eine Anzahl von Sätzen, die theils wegen der falschen oder geschraubten Ausdrucksweise, theils wegen falscher Konstruktion einzelner Wörter oder ganzer Satzglieder zu bemängeln, mehrfach auch schwer verständlich sind.

I, 61: die geschehenen Dinge sind wunderbar zu sagen; I, 24: der Sommer hat größere Tage als der Winter; II, 60: die Hähne verkünden den kommenden Tag mit Gesang (so nur bei Dichtern wie Hölderlin, J. G. Jacobi); II, 66: der Schmerz ist die Seele; II, 5: drei Häfen waren den Athenern, ebenso II, 18. II, 23; II, 74: was zu dulden verdrossen hat, das wird einst sich daran zu erinnern Freude machen; II, 70: die gehenden Tage sind ähnlich einem fließenden Wasser; II, 39: Alexander ist frühzeitig gestorben, weil er dem Weingenuß zu sehr nachgegeben hatte; III, 8: die höchste Sonne macht die kleinsten Schatten; III, 34 als wie vieler Künste Gehilfen hat doch die Natur dem Menschen seine Hände gegeben! III, 60: Schiller und Luther sind von einfachen Bürgern abstammend; III, 24: die alten Römer waren gegen Anstrengungen geduldig; III, 26: Kriegsbinge (res bellicae); III, 58: was du ohne das Geheiß irgend jemandes gethan hast, dafür mußt du selbst die Verantwortung geben; III, 62: sich der Abhärtung ergeben; III, 65: messen können wir jede Bewegung der Körper, sogar die Schnelligkeit des Blickes, mit welcher verglichen es in der ganzen Natur nichts Schnelleres giebt; III, 33: die Germanen fielen oft, indem man über den Rhein setzte, in Gallien ein; III, 5: vergangene Übel erinnert man gerne, ebenso IV, 37; III, 22: sowohl die ganze Jugend auch alle von ernsterem Alter, in welchen irgend etwas Einsicht oder Ehre war, waren dort zusammengekommen, als besonders hatten sie, was überall an Schiffen dagewesen war, gesammelt; III, 39: Amphinomus aber und Anapuz, da sie sahen, daß ihren Eltern die Flucht durch ihre Altersschwäche vergeblich werden würde, setzten der eine die Mutter, den Vater der andere auf ihre Schultern und trugen sie fort; III, 55: von den Ungerechten giebt es zwei Arten, die eine derjenigen, welche selbst Unrecht zufügen, die andere derjenigen, welche ein Unrecht von denen, welchen es zugefügt wird, wenn sie es können, nicht abwehren; III, 75: sie (die Elefanten) thaten Kriegsdienste und trugen Türme, mit Bewaffneten gefüllte gegen die Römer; III, 4: Ein Tanz war der äußerste Begleiter vieler Köstlichkeiten; III, 8: Verschwendung und Feigheit, die schlechtesten Künste, haben das sehr mächtige Reich der Perser zu Grunde gerichtet; IV, 68: die Wärme bricht sich; IV, 75: Wenn du mich freundschaftlich mahnst, mich, so lange ich könne, neutral zu bewahren, so ist mir das angenehm; IV, 118: wenn du in der Sonne spazierst, geschieht das Brautwerden von selbst; IV, 154: ein junger Mann von Abstammung aus Korsika; IV, 181: Zugurtha . . .

übte seinen Körper in mannigfaltigen Künsten, zu reiten, den Wurfspeer zu schleudern zc.; IV, 41: als ich einen Brief begierig von dir erwartete, siehe da die Nachricht, daß Knechte aus der Stadt gekommen sind; IV, 73: was deine Frage anbetrifft, ob wohl eine Hoffnung auf Frieden ist, soweit ich die Sache durchschaut habe, ist nicht einmal der Wille da; IV, 91: es ist nicht meine Sache Unrecht zu erinnern, welches ich, wenn ich es auch rächen könnte, lieber vergessen möchte, vgl. IV, 108: Dinge, welche von der Nachwelt erinnert zu werden verdienen, ferner IV, 82, 84, 134, 135; IV, 119: sein Vater ließ ihn zu der Hoffnung auf den Königsthron zurückholen; IV, 133: unbillig wäre es, wenn alle, an die irgend ein Nutzen aus irgend etwas gelangt ist, in den Verdacht der Missethat gezogen werden; IV, 182: er verband sich viele von den vornehmen Römern zu vertrauter Freundschaft; IV, 153: kurz darauf nämlich sei dem Simonides, als er zu einem Gastmahl, welches zu Ehren desselben Sieges stattgefunden, eingeladen wäre, gemeldet worden, er solle herauskommen; IV, 15: wie groß mein Eifer gewesen ist, deine Ehre zu schätzen, ich bezweifle nicht, daß alle die Deinigen es an dich geschrieben haben; IV, 27: alles, was zu einer Streitfrage geworden ist, dabei fragt es sich entweder ob es geschehen ist u. s. w.; IV, 54: gewisse Bücher sind so geformt, indem inwendig häufige Spiegel ausgestochen sind, daß ebensoviele Bilder des Hineinsehenden entstehen; IV, 137: auf dem Grunde des Meeres seien unbekannte Ungeheuer, wird von den Dichtern gefabelt; 143: wie mögen sie wohl zumute gewesen sein, als sie merkten u. s. w.; IV, 25: von meinem Onkel wurde ich angefaßt, warum ich spazieren ginge; IV, 116: zu großem Lobe gereicht es, unglückliche Verhältnisse weise getragen zu haben; IV, 117: was ist besser als mit dem Gedächtnis richtiger Handlungen und mit der Freiheit zufrieden, die irdischen Dinge zu verachten; IV, 55: mache, daß dein Vater dir in den Sinn kommt; IV, 56: ob schon ich dich nicht überzeugt habe, daß Gefahr im Verzuge sei, nimm an, daß die Feinde den Paß vorherbesetzten, werden wir verhüten können, daß sie in unser Land einfallen? IV, 68: auf Wachstafeln ist es sehr leicht etwas zu tilgen, aber ein schwächeres Gesicht braucht Pergament, welches zwar dem Auge besser ist, aber häufig die Hand verzögert, bis die Federn eingetunkt werden; IV, 82: wenn dich einer vor Gericht führte, sieh zu, ob du nicht feststeckst; IV, 85: alle deine Sorge möge darin immer sich bewegen, wenn du das Vermögen haben solltest, daß du etwas Gutes bewirkst u. s. w.; IV, 89: Laßt uns gutes Mutz, wenn Waffen nötig sind, mit den Persern zusammentreffen; IV, 132: was dem andern gehört hat, daß das mein werde, muß irgend etwas dazwischen vorgehen; IV, 166: jene fragte, von wem sie sagen solle, daß er den Protagoras

gesucht habe; IV, 179: Alexander war, da er sich der Abstammung von Achill rühmte, von der Natur mit großer Begierde Ruhm zu erwerben ausgestattet; IV, 83,4: obgleich wer weiß was geschehen wird? IV, 93,8: wie wohl der Ausruf „gut“, „vortrefflich“ häufig war. Beides sind Einzelsätze. Einen gleichgroben Latinismus habe ich nur bei Lehraz, Populäre Aufsätze aus dem Altertum S. 199 gefunden. Dort lautet die Übersetzung des Quintilianischen Satzes (XI, 2,11): Quamquam mihi totum de Tyndaridis fabulosum videtur folgendermaßen: wiewohl das Ganze von den Tyndariden scheint mir fabelhaft.

Wenn sonach wohl feststehen dürfte, daß dieses Übungsbuch geeignet erscheint, in formeller Hinsicht dem deutschen Unterrichte Eintrag zu thun, so ließe sich ein Gleiches auch vom Inhalt vieler Sätze behaupten, sei es, daß sie unvollständig sind und nach Sinn und lateinischer Konstruktion eines ergänzenden Satzes bedürfen, oder wegen ihrer Platttheit oder in pädagogischer Beziehung Bedenken erregen oder aus irgend welchen anderen Gründen. Zum Beweise dessen diene folgendes: IV, 37: oder hältst du es für billig, daß du bei halbjährigem Dienst den vollen Sold empfängst, ebenso IV, 39,4, IV, 40,11; IV, 69: von euch, ihr Richter, fordere ich, ehe ich auf des Gegners Anschuldigungen antworte, folgendes: IV, 99,9: als ob nicht glückliche Taten dem Feldherrn das Wohlwollen des Heeres einbrächten. Alle drei sind selbständige Sätze. III, 59: du wirst einen Elefanten von einem Floh unterscheiden können; IV, 93: das Komplimentemachen ist zwar im übrigen Leben fehlerhaft, aber bei einer Bewerbung notwendig, vgl. IV, 133; III, 17: soviel Geld man hat, soviel Vertrauen hat man; III, 97: den Kindern vornehmerer Eltern wird wegen ihren Eltern manchmal eine Zügellosigkeit verziehen; III, 98: folgen diese beiden Sätze unmittelbar aufeinander: 8: mir ist wohl zu Mut, sagte der Esel, als er zwischen den Disteln lag; 9: kommt zu mir alle, die ihr mühseligen Herzens seid.

Au leicht vermeidbaren Fremdwörtern führe ich noch an: III, 101: libieren; 103: blockieren.

Litterarhistorische Typen aus Gustav Freytags „Ahnen“.

Von R. Landmann in Darmstadt.

In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ giebt Gustav Freytag selbst den besten Kommentar zu dem Werke, welches den langen Zeitraum von acht Jahren seines dichterischen Schaffens ausfüllt. Auf Seite 242 lesen wir unter verschiedenen anderen Mitteilungen über den Plan, der seinem Unternehmen zu Grunde gelegen: 'Auch die Männer,

welche die Kunde von Thaten und Schicksalen im Volke verbreiten und späteren Geschlechtern überliefern, forderten ihr Recht. Im „Ingo“ vertritt sie der Sänger Volkmar. In den späteren Geschichten nach der Reihe der Spielmann, der lateinische Schüler, der Buchhändler, der Basquillenschreiber, zuletzt der Journalist. Diese Worte lockten den Schreiber vorliegender Blätter, die angeführte Gruppe litterarhistorischer Typen, so weit als möglich mit den eigenen Worten des Dichters, in einem Gesamtbilde zu vereinigen, wobei er im voraus bemerkt, daß er damit nichts weiter bezweckt, als einen Beitrag zu der gemeinsamen Arbeit zu liefern, die der Herausgeber dieser Zeitschrift in seinem Aufsatz „das Schrifttum der Gegenwart und die Schule“ mit vollem Recht für den deutschen Unterricht fordert.

1. Der Sänger.

In der Halle des Fürsten Answald hat sich ein Wettkampf erhoben zwischen dem Gaste Ingo und Theodulf, dem erwählten Eidam des Herrschers. Da meldet ein Jüngling aus dem Gefolge die Ankunft Volkmars, des Sängers. Und Irmgard, das Herrenkind, soll den Lehrer empfangen. Mit ehrbarem Gruße kommt er auf sie zu, 'ein Mann von mäßiger Größe mit leuchtenden Augen, das krause Goldhaar mit Grau durchzogen; zierlich trug er seinen Überwurf von buntem Tuch, die nackten Arme mit Goldringen geschmückt, eine Kette um den Hals, das Saitenspiel in der Hand. Und wie er auf der Schwelle erscheint, da empfängt ihn Zuruf und Gruß, der laut von der Decke wiedertönt'. Aber heute hat er nicht mit den Vögeln in der Luft den Sommer zu verkünden. „Die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde, und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloser Zahl zu der Halle der Götter hinaufzogen.“ Und er rührt die Saiten und beginnt — erst erzählend, dann singend — seinen Bericht von der Schlacht zwischen den Alemannen und Römern (357). Er nennt die Namen der Könige und Königskinder, welche mit den Alemannen über den Rhein dem Cäsar entgegenzogen und zuerst die Reiter der Römer in die Flucht schlugen und dann die erste Schlachtreihe. „Hinter die zweite Reihe der Römerscharen ritt gebietend auf seinem Rosse der Cäsar, über ihm schwebte als Banner das Drachenbild, der Riesenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer; purpurrot war der Wurm, und aus dem aufgesperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme.“ Und nun erzählt er, von lautem Stöhnen und einzelnen Heilrufen unterbrochen, wie die gelösten Scharen der Alemannen sich flüchtig zum Ufer des Stromes wälzten, wie die Sieger mit lautem Geschrei die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Rossen

warfen, von toten Leibern und ertrinkenden Helben; wie der Cäsar an den Uferrand trat und lachend seinem Bannerträger befahl, den Drachen schweben zu lassen über der Flut, daß er seine Zähne zeige und die flammende Zunge dem sterbenden Volke; wie aber diesen Hohn gerächt 'der letzte Held, der mit den Waffen die Römer bestand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalensland, der Königssohn aus Göttergeschlecht'. Und des Sängers Lied von der Rache der empfangenen Schmach, von dem im Strome versunkenen Siegeszauber des Cäsar und von dem vermeintlichen Tode des siegreichen Helben, es wirkt Wunder in der Halle des Fürsten. 'Der Sänger fuhr empor und starrte nach dem Fremden: „Der Geist des Stromes gab den Helben zurück“, rief er entsetzt, doch gleich darauf sprang er vor: „Selig ist der Tag, an dem ich dich schaue, Held Ingo, Ingberts Sohn, du mein Retter, der letzte Kämpfer in der Altemannenschlacht“.'

Das ist der Helbensänger und die Macht seines Gesanges auf die Gemüter der Helben. Aber nicht überall singt er denselben Gesang. Am Hofe des Königs Bisino hat er die Kunde von dem Flüchtling Ingo verschwiegen, denn er kennt den lauerten Fuchs als Feind seines Retters und Helben. Und da der König, der von dessen Ankunft in der Walblauze erfahren, in hellen Zorn ausbricht, da wahrlich sich Volkmar seine Würde als Sänger. „Der Sänger hat Friede auch bei wilhem Volke; deine Knaben, o König, die trohigen Männer, deren Lärm jetzt aus dem Hofe bis in den Steinturm schallt, auch sie scheuen den Sänger; denn jede Unthat trägt er durch die Länder, und wird ihm sein Mund für immer gestillt, dann rächen den Toten seine waderen Genossen.“ Im Gemache der Königin Gisela aber beginnt er mit leiser Stimme seinen Bericht von der Raufahrt und dem Sprung in den Rhein. 'Zu der kleinen Fensteröffnung drang golden der Strahl der Abendsonne herein, er umsäumte die Gestalt des Sängers, der in tiefer Erregung vorsang, was ihm das Herz bewegte; im Dunkel saß die Königin, und wieder fiel ihr das volle Haar über die Hand, die ihr geneigtes Haupt stützte; unbeweglich saß sie da, in sich selbst versunken, bis der Sänger mit jenem Wiederfinden in der Halle schloß. „Das wird ein rühmlicher Gesang für zwei, für ihn und dich“, sagte die Königin gütig, da der Sänger geendet. „Du ziehe mit dem Segen der Götter zu Halle und Herd, daß die Kunde im Volke sich verbreite“.'

So sehen wir von Stufe zu Stufe das Wachsen des epischen Stoffes und seine Gestaltung je nach dem Maße der Empfänglichkeit des Hörers. Aber auch die Begeisterung bedarf der Probe auf ihre Reinheit und Lauterkeit. Wie Volkmar als Königsbote in den Hof des Herrn Answald zurückkehrt, da hat er nur Worte der Klugheit für seinen

von der Heimat geschiedenen Helden; ja er giebt selbst den Goldring, den dieser ihm einst gespendet, an ihn zurück, damit er sich eine gute Meinung in den Waldblauen erlaufen könne. Und wie sich hier das didaktische Element, die „bescheidenheit“, mit dem epischen mischt, *so ist es anderwärts wieder das lyrische, das Lied von der Liebe Lust und Leid, das seine Kreise in den Helldengefang hineinzieht. 'Die ersten Wandervögel flogen aus dem Süden heran, mit ihnen Volkmar, der Sänger; er kündete in der Königshalle vergangene Kämpfe der Götter und Helden und sang leise in Ingos Ohr von der Trauer und Sehnsucht eines Waldvogels.' Als aber der Schwan aus dem Norden diesen Waldvogel zu den hohen Eichen auf der Idisburg getragen, und als unter der Eiche, welche das Laubhaus trug, ein kleiner Sohn im Linden-schild seines Vaters geschaukelt wurde, da erschien der Sänger auch dort. „Volkmar“, schrie Irmgard und eilte dem Sänger entgegen, der eilig in den Hof trat. Aber sie hielt an, als sie in das feierliche Gesicht des Wanderers blickte. „Aus der Heimat kommst du, doch ich erkenne, einen Freundesgruß bringst du nicht.“ Und in der That, diesmal kommt er nicht als Sänger zu dem Fürstenkind, das er einst seine Reigen gelehrt, und zu dem Helden, der ihn aus den Fluten des Rheines gerettet. Schwere Thaten sind geschehen, die er zu melden hat. Verstummt sind die Lippen des Königs, die Königin aber vermag nicht die Begehrlichkeit zu bergen, die sie für den Geliebten ihrer Jugend im Busen hegt.

Soweit reicht das Eingreifen des Sängers in die Handlung des ersten Buches der „Ahnen“. „Ich werde die Stätte wieder auffuchen, wo die Eichen stehen“, versetzte der Sänger, sich über die gebotene Hand des Håupflings neigend. Und nachdem er Irmgard noch einen Gruß aus der Heimat gebracht, scheidet er von der Ringburg, auf der alsbald das drohende Verhängnis sich vollzieht. Aber er wird die Stätte wieder auffuchen, wo die Eichen stehen. Mit diesen Worten deutet unser Dichter die fortbildende Kraft der Sage an, der wir in der zweiten Erzählung, in „Ingraban“ (724), wieder begegnen.

„Ingo ist der Ahn genannt, von dem ich stamme, ein Held der Thüringe. Er war der Tochter seines Håupflings lieb, die der Vater einem Andern gelobt hatte. Und als der Held seinen Feind auf der Kampfbane getödet hatte, machten sie ihn friedlos, und er schweifte als fahrender Rede. Einst ritt er am Wasser dahin, sie sagen, es war der Idisbach, da sah er eine wilde Otter, welche gegen einen Schwan kämpfte. Er erlegte die Otter, und als er darauf unter dem Eschenbaum saß auf der Höhe, hob sich aus dem Schwanenkleid die Herrin des Baches, sang über ihm glückbringende Runen und begabte ihn mit

einem Zauber, der ihm Sieg und Unsichtbarkeit gegen seine Feinde verlieh. Mit dem Zauber drang der Held bei Nacht in den Hof des Häuptlings und entführte die Jungfrau, welche er liebte. Er zimmerte sich über dem Bach der Göttin einen Hof, dort hauste er gewaltig, die Männer des Thales dienten ihm, und keiner seiner Feinde vermochte ihm obzustiegen. Einst aber holte der kleine Sohn des Helden den Zauber aus der Truhe, hing ihn um und wandelte in den Wald. Da wurden die Feinde meines Ahnen mächtig und verbrannten ihn und die Hausgenossen mit dem Hofe. Nur der Knabe entrannte. Von ihm stamme ich." So erzählte der zufriedene Ingram seiner Geliebten, der Christin Walburg.

Damit ist denn auch der Kampf des Christentums gegen den heidnischen Zauber in unsere Erzählung eingeführt. Walburg hat sich an Winfried mit der Bitte gewandt, ihren Verlobten von der Macht der Unholden zu lösen. „Hier liegt das Grauwerk unter weißem Tuch“, sagte Walburg und legte das Bündel scheu auf den Holzstoß am Herde. Winfried wandte sich und sprach sein Gebet, dann faßte er nach dem geweihten Wasser, das im Becken bei der Stubenthür stand, besprengte das Tuch und seinen Tisch und zog das Erbstück des Teufels hervor. Es war eine kleine Tasche aus abgestoenem wolligen Fell, von vielen vertroteten Fäden umschlungen. Winfried öffnete weit den Fensterladen und die Thür, dann machte er über sein Messer das heilige Zeichen, schnitt kräftig durch Fäden und Leder und suchte den Inhalt. Staub und vertrocknete Kräuter fielen ihm in die Hand, dazwischen ein neues Bündel von roter Farbe; er rollte es auseinander und trat zurück. Vor ihm lag von Seidenstoff, dicht wie Filz gewirkt, mit Goldfäden gestickt, ein Bild gleich dem Haupte des Wurms, den man den Drachen nennt. Von hellem Gold glänzten die Augen, um den aufgesperrten Rachen standen die goldenen Bahne, aus ihm ragte wie ein Pfeil die rote Zunge. Und mit dem durch das Dach entstehenden Rauch scheidet Ingram von seinen Ahnen.

2. Der Spielmann.

Auch Volkmar, der Sänger, hat am Hofe des Königs Bisino die Mägde den neuen Tanzreigen gelehrt, 'und beim Abendtrunk traten die methgefullten Knaben je zwei den Reigen in langer Kette um die Bänke, daß der Saal laut ertönte'. Aber er gehorcht hier nur der harten Not, die ihm gebietet, seinem Helden und Herrn auch bei schlimmen Leuten zu dienen. Anders ist es bei dem Spielmann im „Nest der Baunkonige“.

Das Jahr 1000 ist gnädig vorübergegangen. König Heinrich II.,

„der Heilige“, liegt zu Felde gegen den Babenberger; in seinem Gefolge ist Immo, der Held aus dem Geschlechte des Ingo und des Ingabau. Saitenspiel und Gesang und das Geschrei Trunkener tönfen zu ihm herauf, Männer und Frauen glitten an den Feuern vorüber und schlüpfen von einer Hütte in die andere. Dort war das Lager der fahrenden Leute, welche als Säger und Fiedler, als Tänzer und Gaukler den Herrn folgten, um die Krieger in den müßigen Stunden zu ergöhen und ihren Anteil an der Beute zu gewinnen. — In der Zelthür saß Wizzelin, ein Mann von mittleren Jahren mit klugem Gesicht; er trug ein zierliches Gewand von zweierlei Tuch, die eine Hälfte rot, die andere grün, um den Hals eine Goldkette, am Armgelenk einen dicken Goldring. An ihn wendet sich Immo, denn er hofft Kunde von ihm zu erlangen über Hildegard, sein trautes Gespiel aus der Halle des bösen Grafen Gerhard. „Wir Friedlosen singen und sagen nicht alles, was wir wissen, und vergebens wäre es, aus uns herauszuloden, was wir nicht gestehen wollen. Eins aber sage ich euch: unser Lied wird den König Heinrich selten rühmen, und seit er das Urteil gefällt hat über den Grafen Ernst, ist das fahrende Volk ihm feind, und der König mag sich vor der behenden Zunge meiner Kinder hüten wie ein Kofz vor einem Schwarm Hornissen.“ So belehrt er den jungen Helden über die öffentliche Meinung, und auch dem liebenden giebt er so liebe Kunde, daß ihm dieser die volle Geldtasche reicht. Und Wizzelin schüttete sich die Hand voll Silber und senkte sie behende in sein Gewand.

Doch nicht so rasch soll Immo in den Besiz seiner Liebe gelangen. Nach hartem Kampfe hält Heinrich Hof in Babenberg, der Stammburg seines Feindes. Der Tapfersten einer war Immo der Thüring gewesen. Als er jetzt vom Rosse stieg und in die Herberge trat, fand er den Spielmann Wizzelin, der in neuem Gewande und mit klirrendem Goldschmuck, das Saitenspiel in der Hand, seiner wartete, umdrängt von Kriegersleuten, welche mit dem wohlbekannten Mann Scherzreden tauschten und ihn mahnten, seine Kunst vor ihnen zu erweisen. Und bald dient er dem jungen Helden als Führer zur heiß ersehnten Jungfrau. „Die alten Nonnen, bei denen sie weilt, sind keine strengen Wächter; auch sie vernehmen gern, wenn ich vor ihnen die Saiten rühre.“ Auf dem Gange zum Kloster wird er oft angerufen. Gegen die Huldreichen verneigte er sich und versprach Besuch und Lied, den Spöttern aber antwortete er mit dreister Gegenrede, so daß er die Lacher stets auf seiner Seite hatte.

Erbliden wir in den hier ausgehobenen Stellen den Spielmann mitten im Strom der Ereignisse, die den Inhalt seiner Lieder bilden werden, so zeigt ihn das neunte Kapitel unserer Erzählung so recht als

einen der Männer, 'welche die Kunde von Thaten und Schicksalen im Volke verbreiten'. Kaum war der Spielmann in das Thor des Herrenhofes (es ist der Hof, auf welchen Immo's Mutter Edith und seine Brüder wohnen) geritten, so flog die Kunde von seiner Ankunft durch jeden Stall und jede Kammer; auch hier drängten die Leute heraus, die Knechte waren beflissen, ihm und seinen Gefährten die Pferde anzubinden, und die Mägde steckten die Köpfe zusammen und bewunderten sein schönes Gewand und die klirrende Kette. Er ordnete Haar und Rock und zog sein Gesicht in ehrbare Falten, als er in den Saal der Herrin Edith trat. Hinter ihm sammelten sich die Dienstkleute, alle in froher Erwartung der Kunst, die er nach dem Mahle spenden würde. Den Spielleuten wurde ein besonderer Tisch gestellt, aber Edith winkte, daß ihnen gute Kost gespendet würde und der beste Meth des Hauses. Und Wizzelin erhielt den Meth in einem Silberbecher, welcher ihm der Ehre wegen noch lieber war als der Trank. Nach dem Mahle begann Edith: „Da du beim Heere des Königs weiltest, so gieb uns Kunde, soweit du vermagst. Denn nur Undeutliches hörten wir von seinem Siege und dem Unglück der Feinde.“ Der Spielmann erhob sich und begann seine Sage vom Raub des Schatzes, von Belagerung der Feste und von den Kämpfen gegen Hezilo. Er sprach langsam und feierlich und seine Rede tönte zuweilen wie Gesang. Vieles berichtete er getreu nach der Wahrheit, anderes wie es ihm in den Sinn kam. Den Namen des Mannes aber, an den jeder in der Halle dachte, nannte er nicht. — Der Eine ist Immo, der sich im Groll von Mutter und Brüdern losgesagt und nun im Norden weilt. Auf die Frage des jüngsten Bruders nach Immo brachen die Dienstkleute in einen Freudenschrei aus, und Wizzelin hob den Becher und rief: „Heil sei dir, junger Held, daß du als der Erste nach ihm fragst im Saale seiner Väter.“ Er ergriff sein Spiel, fuhr schnell über die Saiten und sprach: „Dieses Spiel hat oft seinen Namen getönt, denn wir Fahrende singen mehr als ein Lied von ihm auf den Märkten und am Herdfeuer. Wollt ihr das eine hören, wie er den Grafen Ernst schlug?“ Und die Saiten rührend, stimmte er die Weise an: „Einen Helden weiß ich, Immo aus Thüringeland. So lautet das Lied“, erklärte er, „höre Geschlecht Irmfrieds!“ Und er begann seinen Sang, wie Immo an der Furt des Baches die Helden des Babenbergers schlug, den Waltram, Hartwin und den jungen Hadamund, und wie er darauf die Wache am Felsenthor hielt, um durch seinen Leib den König zu decken. Dort lief der edle Graf Ernst gegen ihn an, die Speere flogen, die Schilde krachten, und aus den Schwertern fuhr die feurige Lohe, bis der Babenberger mit zer schlagenem Helme betäubt zurückfuhr. Da warf Wolfere von fern her

den Hammer und traf dem jungen Helden das Haupt, daß er blutend zurückfiel. Aber den Fall seines Edlen zu rächen, sprang König Heinrich selbst in den Kampf“.

Wir müssen uns versagen, die Wirkung dieses Sanges nach den Worten unseres Dichters herauszuheben, und bringen nur noch den Schluß dieser äußerst bewegten Scene.

„Weißt du mehr von ihm?“ rief Gottfried. Der Spielmann rührte sogleich wieder die Saiten. „Ihr möget wählen unter den Liebern, die ich von ihm habe.“ Und er verkündete alles, wie Held Immo unter den Sachsen ritt, wie er den Dienstmann Egbert schlug und wie er als erster sich mit seinen Genossen in die Festung schwang. Der Sang war verklungen, die Hörer saßen schweigend, ganz aufgelöst von der starken Bewegung. Da ergriff Wizzelin seine Fiedel und begann mit dem Bogen die Saiten zu rühren, langsam, in einer rührenden Weise, aber er sprach nicht mehr. Auch die Versammelten saßen still, und wenn einem das Herz zu weich wurde, so wischte er verstohlen die Thränen ab’.

So weit von dem Spielmann Wizzelin. Er ist einer der edeln seines Standes, daher er denn auch von dem edlen Helden angezogen wird. Die große Masse derer, die auch in der Lagerscene als übel berüchtigt bezeichnet sind, repräsentiert der Überbringer der Mär von einem unermesslichen Goldschatz, den Immo im Kampf der Sachsen gegen die Seeräuber gewonnen haben sollte. Er erhebt, noch ehe er berichtet, einen Beutel an langer Stange, um seinen Lohn vorweg zu nehmen, und wenn jemand mit dem Kopfe schüttelte, so schnitt er ihm ein Gesicht, oder sagte ihm etwas Boshaftes, wenn er das wagte, so daß die Herren lachten und williger gaben’.

3. Der lateinische Schüler.

Es ist um die Zeit des fünften Kreuzzuges, die Zeit, in der Kaiser und Papst den Vorrat der sesquipedalia verba fast ganz gegeneinander erschöpft haben. Nachkomme der Ingo, Ingraban, Immo ist der am Hofe des Landgrafen Ludwig von Thüringen um Minne werbende Ivo. Sein Gehilfe aber im Minnewerk ist der Schüler Nicolaus, ein Mann in mittleren Jahren, mit einem runden, rötlichen Gesicht; Nase und Mund waren etwas zu voll und zu sehr gerötet, um hübsch zu sein, aber zwei strahlende Augen standen darüber, deren Brauen sich schräg nach der Nase hinunter schlangen. Er trug das Haar nach Pfaffenweise kurz geschnitten, sein Schülermantel war von dunklem Stoff, aber von sorgfältiger Arbeit, und er hatte ihn selbstgefällig zurückgeschlagen, damit man das blaue Futter sehe; an seinem Gürtel hing ein Messer in silberner Scheide und eine Kapsel, welche das Tintenhorn und die

Rohrfeder enthielt. „Benedicta sit sodalitas“, begann der Eintretende mit leichter Verneigung „ich grüße die edle Companei; gefällt den Herrn ein Frühtrunk, so sei mir die Ehre gewährt ihn einzuschenten.“ Das ist die äußere Erscheinung des fahrenden Schülers; seinen Wirkungskreis bezeichnet er gleich darauf: „Wenig Länder der Erde giebt es, die ich nicht kenne, und keine Kunst der Weisen, in der ich nicht ein wenig unterrichtet bin. Zu reden vermag ich in vielen Sprachen der Welt, Lieder singe ich lateinisch und deutsch, und ich möchte den sehen, der mehr Geschichten am Herdfeuer zu erzählen weiß als ich; Briefe kann ich schreiben von jeder Art, Kofse kann ich heilen und den Hunden die Ohren stutzen, geheime Mittel kenne ich gegen das Fieber und andere Leiden, und wenn ihr es einmal von mir begehrt, so verstehe ich auch euer Mädchen zu zwingen, daß sie euch am Abend die Kammerthür williger öffnet. Wer in Not ist, dem bin ich hilfreich, und ich kenne die Zeichen und Wappen aller edlen Geschlechter im Lande. Solche Kunst macht, daß ich nicht nötig habe auf einem Hofe zu beharren wie andere. Wo mir's gefällt, bleibe ich, und wo ich kalten Gruß finde, da gehe ich, wenn nicht zu Roß, doch zu Fuß.“

Dasselbe Selbstbewußtsein, das hier der Schüler vor dem „Gesinde“ an den Tag legt, bewährt er auch gegenüber dem Herrn. — Dieser hat in der Nacht geheime Botschaft von seiner „Herrin“ empfangen. Mit glühenden Wangen sprengte Ivo am nächsten Morgen in seinen Hof, er hob die Hand zum Gruß gegen seine Dienstmannen und frug atemlos: „Wo ist der Schreiber?“ sprang aus dem Sattel und eilte in sein Gemach. Als Nicolaus eintrat, stieß der Herr den entblößten Dolch in den Tisch, um den Schreiber an seinen schweren Treueid zu mahnen, und ein zusammengefaltetes Pergamentblatt aus dem Gewande ziehend, gebot er: „Tritt vor das Messer und lies mir vor, was in diesem Briefe geschrieben steht, treu und genau, so wahr du leben willst.“ Und wie hier der Schüler willig und treu seinem Herrn gehorcht, so schneidet er bald eine große Rolle Pergament zu zahlreichen Briefen und Zetteln an die Herren in den Höfen und an die Burgmannen der Städte, vor denen dieser im Speerkampf für seine Herrin kämpfen will; so kniet er einige Wochen später auf dem Boden und breitet vor dem Herrn den Gewinn des Kampfes, die bunten Stücke Tuch und Pelzwerk für den Mantel der Herrin, aus, freilich nicht ohne dabei vor sich hin zu summen:

Non leo rugiens, neve bos mugiens,
nec hircus hinnians, cornibus quatiens
insanit totiens, quam miles saliens
dominae serviens.

Als ihn aber gleich darauf Ivo in seinem tiefsten Gefühle verletz, da erwidert er eifrig: „Ich weiß, auch ihr achtet mich im Grunde nicht viel mehr, als eure Ritter thun, die einen leeren Kopf in dickem Eisentopfe verstecken. Und trüget ihr euren Rittergurt gerade so wie die andern, ich würde euch nicht lange dafür danken, daß ihr mich aus dem Schnee gehoben habt, sondern ich würde meinen Stab weiter setzen und das Zauberweib Fortuna ansehen, daß sie mir anderswo ein Unterkommen bereite, am Küchentisch eines lustigen Bischofs oder in einer kalten Schneewehe. Aber, Herr, obwohl ihr so fleißig Speere zerstecht, daß die Spreizel durch das ganze Land fliegen, so habt ihr doch andere Gewohnheiten, welche ich lieber verehere. Wenn die Nachtigall singt, so zwitschert auch in eurem Herzen ein kleiner Vogel; wenn ihr einen Notleidenden seht, so rötet sich eure Wange im Mitgefühl; wenn ihr lacht, so klingt das herzlicher als bei den meisten Menschen und es macht auch andere froh. Und nicht zum wenigsten dankbar bin ich euch deshalb, weil ihr den Witz habt, mich zu ertragen, wenn ich rede wie ich denke, und weil ihr einmal zu mir gesagt habt: nur die Lüge will ich nicht leiden, sage mir die Wahrheit, und ich gelobe dir, niemals zu zürnen und dir auch Unrecht zu verzeihen, so lange ich das vermag.“ Ivo streckte den Arm von seinem Lager: „Bleibe bei mir, Nicolaus“.

Und wohl hat Held Ivo Ursache, an der Treue des Schülers festzuhalten. Die Zeit des thörichten Minnespiels ist für ihn vorüber; zum Kreuzzuge will er dem Kaiser Friedrich folgen. In tiefen Gedanken sitzt er auf der Galerie seines Hauses und spricht zu Nicolaus: „Du selbst warst im heiligen Lande, wie kommt es, daß du lieber von anderem erzählst als davon?“ „Ich war jung“, antwortete Nicolaus, „mich bedrückte meine Sünde noch wenig, auch stand ich mit leerem Magen auf dem Oberg, und der Hunger ist der Andacht hinderlich. Das Beste, was man dort fühlt, läßt sich nicht sagen, und was man erlebt, ist nicht viel Gutes.“ Und da ihm Ivo die Art und Weise schildert, wie Meister Konrad von Marburg für den Kreuzzug wirbt, da sieht er nach, ob die Thüre geschlossen ist, und giebt die Antwort: „Ich traf einst einen fahrenden Mann, der gegen eine kleine Spende den größten Narren auf Erden zu zeigen versprach. Wer die Tasche aufthat, dem öffnete er einen verhüllten Kasten und sprach dazu: haltet's geheim vor jedermann! Alle schieden verlegen. Was meint ihr wohl, daß in dem Kasten war? Ein kleines Spiegelbild. Jeder behielt für sich, daß er sich als Narren geschaut hatte. Jener Mönch und der andere (Konrad), beide wußten, was in dem Kasten zu finden war. — Dennoch wünsche ich euch, daß ihr einmal die heilige Fahrt unternehmet. Macht's auch nicht froher, es macht kluger.“

Die vorstehend mitgetheilten Züge würden genügen, um ein Bild von dem fahrenden Schüler des Mittelalters zu geben. Dagegen würden sie nicht ausreichen, wenn es sich darum handelte, das Eingreifen des Schülers Nicolaus in die Handlung der „Brüder vom deutschen Hause“ darzulegen. Wir hätten dann noch die Stellen herauszuheben, in denen erzählt ist, wie er in Augsburg vor der Gräfin von Meran den Ton des Herrn Ivo singt und dafür mit dem Tode bedroht wird; wie er den Richter des Dorfes Friemar, den Vater der von ihm geliebten Friderun, das Geheimnis der Buchstaben lehrt, damit dieser das Evangelium des Markus in deutscher Sprache lesen könne; wie er, nachdem ihm lange Zeit hindurch das Singen verleidet worden, dem aus der Gefangenschaft am Berge Libanon zurückgekehrten Ivo hilft, Friderun und ihren Vater der Gewalt der Ketzerrichter zu entreißen; wie er endlich einige Jahre nach der Gründung der deutschen Kolonie Thorn mit seiner Laute in der Familie des geliebten Herrn und seiner nunmehrigen „Herrin“ Friderun einkehrt, und wie ihm dort das Amt eines Stadtschreibers übertragen wird, in welcher Eigenschaft er wohlhäbig ward und seinen geheimen Gram überwand, nur daß er noch zuweilen lateinische Verse dichtete, in denen die Anfangsbuchstaben, ohne daß es jemand merkte, zu dem Namen Friderun zusammenstimmten.

Wenn irgend ein Teil der „Athen“ litterarhistorisch von hoher Bedeutung ist, so ist es gerade dieser mit dem Wilde des fahrenden Schülers, und es möge hier nur noch der eine bedeutsame Zug herausgehoben werden, daß (in Kap. 1) die Pflege des eigentlichen Volksepos in diesem Zeitraum dem Spielmann Ruprecht zugeteilt ist.

Eine Magd sprang durch die Flammen, mit Namen Friderun,

Sie sah auf dem Leib des Drachen den müden Ritter ruhn.

Sie schlang um ihn die Arme, sie hob den jungen Leib,

Sie trug ihn aus der Höhe, das wunderkühne Weib. (Schluß folgt.)

Goethes Egmont im deutschen Unterricht.

Von P. Klauke in Bremen.

Einen hundertjährigen Irrtum auszurotten, ist keine leichte Sache. So alt ungefähr ist Schillers Rezension des Goetheschen Egmont, und sein Urtheil ist maßgebend geblieben für fast alle Litterarhistoriker.¹⁾ Wie dem gegenüber sich die Schule, d. h. die Lehrer bei ihren Erklärungen dieses

1) Ich wenigstens kenne nur einen, der Schiller mit aller Entschiedenheit entgegengetreten ist, H. Grimm. Das Urtheil Scherers ist in dieser Beziehung unbestimmt.

Dramas verhalten mögen, weiß ich nicht. Was Laas („der deutsche Auffatz“) darüber sagt, scheint mir durchaus unzutreffend zu sein. Ich habe in meinen „Erläuterungen“ (Berlin 1887) versucht, die gewöhnliche Ansicht über Egmont umzustößen und eine richtigere zu begründen. Wenigstens den deutschen Unterricht in den höheren Lehranstalten wünschte ich von solchen Irrtümern befreit zu sehen. Unbedingt zugestimmt hat mir H. F. Müller, der Rezensent in der Zeitschr. f. Gymnasialw. (1887 S. 362); ja, nach dem Osterprogramm zu Blankenburg (1887 S. 33) zu urteilen, ist er selbständig zu derselben Ansicht gelangt, wie ich sie ausgesprochen habe. Nicht zugestimmt dagegen hat Franz Kern in der Zeitschr. f. deutsch. Unterricht 1888 S. 181. Seine Gründe mögen wohl für viele etwas Bestechendes haben, und wenn nun seine Autorität noch dazu kommt, so wird mancher die Sache für abgethan und mich für widerlegt halten. Wenn ich jetzt gegen Kern auftrete, so soll diese Polemik nur der Sache dienen, und zwar ebenso sehr dem deutschen Unterricht, wie dem bessern Verständniß eines Dramas, das Goethe sein Meisterwerk genannt hat.

Leider hat sich Kern darüber nicht ausgesprochen, welches Verhältnis er der Schillerschen Rezension gegenüber einnimmt. Das brauchte er natürlich auch nicht. Aber er nennt den Egmont ein „psychologisch so klares Drama“ (S. 182). Wenn man nun das Urteil Schillers über den Charakter des Helden mit dem vergleicht, was ich darüber gesagt habe — und zwar zunächst ganz abgesehen vom Dämonischen —, so würden doch wohl, wenn die Sache ganz klar wäre, so völlig verschiedene Meinungen nicht möglich sein. Wie steht es z. B. mit dem von Schiller so getadelten „Leichtsinn“ Egmonts? Mein in diesem Punkte abweichendes Urteil glaube ich eingehend genug motiviert und gezeigt zu haben, daß auch hierin der Dichter sich selbst geschildert hat, er, der von sich an Schiller schreibt (9. Juli 1796): „Ich werde mich immer gern leichtsinniger betragen als ich bin.“ Ich glaube, der Lehrer, welcher dies Drama erklärt — was nur in Prima stattfinden sollte — muß zu allererst dieser Rezension Schillers gegenüber eine bestimmte Stellung einnehmen, und wenn er einem solchen Manne nicht blindlings folgen will, wird ihm doch vielleicht das Drama nicht so völlig psychologisch klar erscheinen. Wird doch selbst der Charakter der Niederländer verschieden aufgefaßt. Ich will nicht von so oberflächlichen Beurteilern sprechen, die es nicht begreifen können, wie ein Volk, das der Dichter sonst so nüchtern und verständig schildert, sich von einem leichtfertigen Demagogen zum Aufruhr verleiten läßt. Sie sehen nicht, wie im Drama selbst zwischen dem Pöbel, der in allen Ländern gleich zu sein pflegt, und dem eigentlichen Volke ein scharfer Unterschied gemacht wird. Aber

auch besonnene Kritiker legen den Niederländern große „Feigheit“ bei, weil diese es nicht wagen, einen Versuch zur Befreiung Egmonts zu machen. Wenn dieser von seinem Volke urteilt: „Es sind Männer, wert Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich, ein kleiner König“, so sagen jene, das sei „ein ideales Bild, das Egmont im Herzen trage, welches mit der Wirklichkeit, die wir vor uns sehen, nicht übereinstimme“ (Scherer, Litterat. S. 534). Ich bin ganz anderer Ansicht, wie ich in meinen Erläuterungen dargelegt habe. Was Egmont in derselben Rede hinzufügt: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken“, beweist schon, daß jenes Bild doch nicht so ganz „ideal“ war, und das Drama steht hier recht sehr auf realem Boden, d. i. auf dem der Geschichte. Nicht getadelt, sondern anerkannt werden sollte die Haltung des niederländischen Volkes nach der Beurteilung Egmonts. Und gerade dieser Punkt ist für die Auffassung des ganzen Dramas von großer Wichtigkeit. Ich spreche hier nicht im einzelnen gegen Kern, sondern nur gegen sein allgemeines Urteil, Egmont sei „ein psychologisch so klares Drama“.

Zu den einzelnen besonders für Schüler unklaren Stellen gehören nun vor allem auch diejenigen, in denen das Dämonische im Egmont zu Tage tritt. In meinen Erläuterungen habe ich dieselben angegeben. Daß Kern sich hier auf eine Kritik im einzelnen nicht eingelassen hat, finde ich natürlich: ihm lag daran, die Hauptsache zurückzuweisen. Der Lehrer freilich, selbst wenn er von ihm überzeugt ist, wird nicht recht wissen, wie er sich diesen Stellen gegenüber verhalten soll. Aber betrachten wir jetzt nur diese Hauptsache. Um mich zu widerlegen, führt Kern zwei Gründe an. Ausführlich setzt er auseinander (S. 181), weshalb Goethe notwendigerweise am Schluß von Dichtung und Wahrheit über Egmont habe sprechen müssen, obwohl dies Drama erst zwölf Jahre nach jener Frankfurter Zeit beendet ward. Darin hat er ganz recht; aber das habe ich auch niemals in Abrede gestellt. Der Dichter mußte von diesem Drama sprechen, soweit dasselbe auf sein äußeres Leben Bezug nimmt. Aber damit ist noch lange nicht motiviert, weshalb er eine so ausführliche Digression über das Dämonische eingeschoben hat. Auch ohne dieselbe würden alle jene Stellen, in denen er sonst vom Drama spricht, durchaus verständlich sein, und wer diese Digression aus Dichtung und Wahrheit überschlagen will, — außerdem etwa noch die Schlussworte dieses Werkes —, dem wird das äußere Leben des Dichters trotzdem völlig klar sein. Aber ihm lag daran — und ich habe angegeben, weshalb — auch für das Verständnis seines Dramas zu sorgen, ja er nahm, glaube ich, absichtlich diese Gelegenheit dazu wahr. Nun behauptet Kern, der Dichter habe „beim Rückblick auf diese Zeit gerade solche Gedanken,

welche er auf die eigene damalige kritische Lage beziehen konnte, sich gern vergegenwärtigen und verallgemeinern wollen". Und so glaubt er denn, jene ganze Abhandlung über das Dämonische sei nur infolge eines solchen „Rückblickes“ entstanden. Möglich wäre das allerdings; es zu beweisen dürfte schwer sein. Und selbst diese Möglichkeit wird meiner Ansicht nach aufgehoben, wenn man die betreffende Stelle in Dichtung und Wahrheit im Zusammenhange betrachtet. Weshalb giebt dort der Dichter eine Charakteristik seines Helben und betont dabei namentlich, weshalb er den historischen Egmont habe verändern müssen? Das bedingte weder das Verständnis seines äußern Lebens, noch auch jener „Rückblick“ auf diese Zeit. Ich habe behauptet, daß sich die ganze Stelle gegen Schillers Rezension wende. Goethe sagt ausdrücklich „zu meinem Gebrauch mußte ich“ den Charakter also umwandeln, d. h. der historische Egmont, den Schiller haben wollte, war für den Dichter unbrauchbar. Ähnlich sagte er zu Eckermann: „Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet“ — d. h. wie Schiller ihn verlangte — „als Vater von einem Duzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seiner Handlung und mit meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont“.

Welches sind nun diese „dichterischen Absichten“, und was bedeuten die Worte „zu meinem Gebrauche“ mußte ich ihn umwandeln? Goethe sagt in der vorausgehenden Stelle ausdrücklich, es hätten ihn — nicht etwa später, was Kern ihn sagen läßt — sondern gerade damals die Gedanken über das Dämonische so sehr beschäftigt, daß er, „um sich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, nach seiner Gewohnheit sich hinter ein Bild geflüchtet habe“. Und dieses Bild kann eben dem Zusammenhange nach nur der Charakter Egmonts und das ganze Drama sein. Ja, am Schlusse seiner Besprechung hebt Goethe diesen Hauptpunkt noch einmal bestimmt hervor: „Das Dämonische, das von beiden Seiten im Spiel ist“ u. s. w. und giebt in diesem Satze das Dämonische sogar mit als einen der Gründe an, die dem Stücke „zur rechten Zeit die Gunst verschafft haben, deren es noch jezt genieße“.

Kern behauptet, es sei noch lange nicht damit gesagt, daß dem Dichter der Begriff des Dämonischen damals bei der Konzeption des Egmont von solcher Bedeutung gewesen sei, daß wir uns jezt in diese Lebensanschauung hineinfühlen müssen, um so die Dichtung erst gründlich zu verstehen. Und alsdann führt er eine Stelle an, die allerdings auf den ersten Anschein seine Ansicht durchaus bestätigen könnte: Goethe sage ja ausdrücklich, daß er sich „erst viel später“ von diesem

Begriffe und diesem Glauben überzeugt habe. Wer sich nun nicht die Mühe nimmt, Dichtung und Wahrheit nachzulesen — wie wenige aber mögen dies thun? — der dürfte mich wohl für widerlegt halten. Aber die Sache liegt ganz anders, und die von Kern zitierte Stelle, anstatt meine Ansicht zu entkräften, dient vielmehr dazu, dieselbe zu stützen. Goethe hat die Besprechung seines Egmont bereits beendet und sich auch über das Dämonische, so weit es eben hinsichtlich dieses Stückes in Betracht kommt, hinlänglich ausgelassen. Erst dann beginnen mit einem besonderen Übergange, den eben Kern zitiert, die neuen Gedanken Goethes, von denen er sich „erst viel später überzeugte“. Er trennt somit diese beiden Teile seiner Abhandlung sehr scharf voneinander, und dieser zweite hat in der That mit unserem Drama nichts zu thun. Daher hat Kern ganz recht, daß Goethe bei diesen Ausführungen, die zum Teil auf Egmont nicht mehr passen, an denselben nicht gedacht habe. Aber was er auf den vorhergehenden Seiten über das Dämonische dargelegt, das stand für ihn schon damals fest. Wenn jemand sagt: Folgende Punkte über ein bisher behandeltes Thema sind mir erst viel später eingefallen, so folgt eben daraus, daß die solchen Punkten vorausgehende Darstellung nicht das Resultat dieses späteren Nachdenkens über den Gegenstand gewesen ist. Man kann diesen zweiten Teil ganz weglassen, und alles was Goethe sonst zur Erklärung des Dramas und des Dämonischen in Dichtung und Wahrheit sagt, ist ebenso verständlich wie ausreichend.

Daß der Dichter etwas besonders Dunkles und Tiefes in seinem Drama habe zur Darstellung bringen wollen, erklärt er noch an einer andern Stelle, die ich ebenfalls in meinen Erläuterungen (S. 166) zitiert habe. Da heißt es ausdrücklich, er habe ein „Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht“; da spricht er von dem „begehrlichen Leser“, welcher wünsche, daß „alles im natürlichen Gange fortgehen solle; aber auch das Ungewöhnliche könne natürlich sein“ u. s. w. Diese Worte schrieb der Dichter nach Beendigung seines Egmont. Ich frage: Wo steckt denn sonst in diesem Drama etwas „Ungewöhnliches“, ein „Problem“, etwas, was nicht „im natürlichen Gange fortzugehen“ scheint, wenn es nicht eben das Angegebene ist? Ähnlich spricht Goethe in Dichtung und Wahrheit von „einem Rätsel“. Wie will man ferner die von mir S. 181 zitierten Worte aus einem Briefe an den Großherzog von Weimar verstehen: „Wer selbst auf dem Punkte der Existenz steht, um welchen der Dichter sich spielend dreht“ u. s. w. Nach meiner Auffassung können sie nur bedeuten: Wer selbst eine dämonische Natur wie Egmont ist. Wie sehr der Herzog das nach Goethes Urteil war, zeigen die von mir S. 181 angeführten Stellen. Alles das dient mit

zum Beweise, wie großes Gewicht der Dichter auf das Dämonische in seinem Egmont gelegt wissen wollte.

Wenn er ferner sagt, er habe in dem Drama ein Problem zu „verstehen“ gesucht, so pflegte er ja auch sonst in ähnlicher Weise zu verfahren. Er nennt dies „einen Fehler, der aus seiner innersten Natur komme, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde“. (An Schiller, 9. Juli 1796.) Er giebt damit seinem Freunde völlig recht, welcher ihm geschrieben hatte, Goethe „wolle freilich den Leser mehr selbst finden lassen, als ihn geradezu belehren“; daher könne es auch geschehen, daß „die Aufmerksamkeit des Lesers mehr auf das Zufällige geheftet werde, da sie auf den innern Geist konzentriert bleiben sollte . . . Dem Leser würde es freilich bequemer sein, wenn Goethe selbst ihm die Momente, worauf es ankomme, blank und bar zuzählte, daß er sie nur in Empfang zu nehmen brauchte“. Was Schiller hier über einen leicht verständlichen Roman — Wilhelm Meisters Lehrjahre — sagt, und zwar mit Zustimmung Goethes, gilt in einem noch weit höheren Grade von seinen Dramen; nicht bloß von der „Iphigenie“, wo es auch Kern zugiebt, sondern auch vom „Tasso“, ja selbst vom „Götz“. Daher denn die Meinungsverschiedenheiten, welche über diese Werke herrschen. Schiller selbst aber gehörte sicher Egmont gegenüber auch zu solchen „behaglichen Lesern“, die alles nur „im natürlichen Gange“ haben wollen, und so entstand seine Rezension dieses Dramas.

Kern nennt schließlich das Dämonische „einen dunklen, unklaren Begriff“ und bezweifelt, ob derselbe überhaupt „irgendwo größere Klarheit schaffen könne“. Ob „überhaupt“, ist mir gleichgiltig; es handelt sich hier nur um Egmont, und da glaube ich allerdings, daß diesem Drama durch jenen Begriff größere Klarheit geschafft wird. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Erläuterungen. Ich weiß auch von andern, die es mir teils mündlich, teils schriftlich mitgeteilt haben, daß sie jetzt erst ein richtiges Verständnis dieser Dichtung erlangt zu haben glauben. Gewiß hat das Dämonische etwas Dunkles an sich. Aber wenn man sich vielfach und lange mit diesem „Problem“ beschäftigt, wird das Dunkle immer mehr schwinden, und man wird das Dämonische erstaunlich oft in Begebenheiten wahrnehmen, wo man sonst dergleichen nicht gesucht hätte. Ein derartiges Problem zu „lösen“ wird man natürlich nie im stande sein; es genügt, wenn man nur einseht, um was es sich dabei handelt. Außer jenem Abschnitt in Dichtung und Wahrheit werden die vielen von mir zitierten Stellen aus Eckermann sicherlich dazu beitragen, jenem Begriffe manches Dunkle und Unklare zu nehmen. Was aber die Behandlung desselben in der Schule betrifft, so ver-

weise ich auf meine Erläuterungen. Man wird zufrieden sein müssen, wenn hier nur ein „ahnendes Verständnis“ erzielt wird.¹⁾ (Ztschr. f. Gymnasialw. 1887 S. 364.)

So sage ich denn zum Schluß: Solange die ausdrücklichen, bestimmten Zeugnisse Goethes noch beweisende Kraft haben; solange man dem Dichter vertraut, daß er selbst doch wohl am besten gewußt haben wird, was er in seinem Egmont darstellen wollte, wird man auch bei dieser seiner, von mir ja nur verteidigten Ansicht stehen bleiben müssen. Eine Widerlegung wird mir selbst nur angenehm sein; denn sie würde mich von einem Irrtum befreien, und ich würde offen eingestehen, wie sehr ich Schiller gegenüber im Unrecht bin. Was aber Kern gegen mich vorgebracht hat, kann ich als eine Widerlegung nicht ansehen.

Das Dämonische in Goethes Egmont.

Von Franz Kern in Berlin.

Meinen Zweifel, daß durch Heranziehung des Begriffes des Dämonischen für die Erklärung des Egmont etwas gewonnen werde, will Klauke damit beseitigen, daß er auf seine Erläuterung hinweist. Solche Hinweisung reicht aber doch nicht aus, um mich zu überzeugen. Hätte ich in der Erläuterung eine Stelle gefunden, in welcher der Begriff des Dämonischen Klarheit gebracht hat, so würde ich ja einen Zweifel nicht ausgesprochen haben.

Ich weiß aber noch immer nicht, auch nicht durch Klaukes Erwiderung in diesem Heft, was eigentlich das Dämonische in den Personen oder in ihren Handlungen oder in den Ereignissen sein soll. Am meisten spricht Klauke über die von Egmont, auch von Alba ausgesprochenen

1) Folgende Worte legt Wieland sogar einem jungen, verliebten Mädchen, freilich einer philosophisch gebildeten Griechin in den Mund: „Es ist gewiß, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen kann; aber es ist nicht weniger gewiß, daß er selbst das Hauptwerkzeug seines Schicksals ist oder, mit anderen Worten, daß er durch seine mitwirkende Thätigkeit das Werk seines guten oder bösen Dämons fördern oder hindern kann. . . Mir wird leichter ums Herz werden, wenn ich den Schritt gethan habe, zu welchem mich einer der besagten Dämonen antreibt“. Das wird dem Schüler leicht begreiflich zu machen sein, daß auch Egmont „das Hauptwerkzeug seines Schicksals ist“, und so wird der erstere dann wohl auch die wichtigen Worte des Dramas verstehen: „Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen“. Und damit wäre wenigstens der Anfang jenes ahnenden Verständnisses gewonnen.

fatalistischen Überzeugungen. Sind diese Überzeugungen, dieser innere Vorgang, aus welchem Egmonts Unterlassung und Albas Thun geboren wird, das Dämonische? In Goethes Sinne sicherlich nicht. Wo Goethe am klarsten und knappsten über das Dämonische spricht, versteht er darunter etwas dem Menschen Gegenüberstehendes, nicht etwas in den einzelnen Menschen Wirkames. Die Stelle, die auch darum besonders wichtig ist, weil sie der Besprechung seines Dramas unmittelbar vorausgeht, lautet: „Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hinein zu treten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.“

Nimmt man hinzu die vorausgehenden positiven Bestimmungen des Dämonischen, des Ungeheuren und Unfaßlichen, das unvernünftig zu sein scheint, keinen Verstand hat, wohlthätig ist und doch wieder auch oft Schadenfreude merken läßt, keine Folge hat und dennoch auf Zusammenhang deutet, alles Begrenzte durchdringt, mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich schaltet, die Zeit zusammenzieht und den Raum ausdehnt, nur im Unmöglichen sich gefällt und das Mögliche mit Verachtung von sich stößt: so wird man, wenn man, wie billig, das offenbar Dichterische und Rhetorische bei Seite läßt, in dieser Schilderung des Dämonischen schwerlich etwas Anderes erkennen als eine Schilderung der dem Menschen unbegreiflichen Schicksalsfügungen, die oft genug das zweckvollste und edelste Thun des Menschen durchkreuzen und zerstören, oft genug dem scheinbar Unbedeutenden und Thörichten und Häßlichen einen ungeahnten Erfolg zu geben scheinen. So geht, wie Goethe selber sagt, in Egmont das Liebenswürdige unter, und das Gehäßte triumphiert, aber ein neuer, schönerer Zustand steht in Aussicht.

Das ist hier ebenso verständlich, wie es in vielen großen Tragödien zu erkennen ist, z. B. außerordentlich klar in der Antigone. Der Chor nennt Antigones verhängnisvolle That, ohne noch die Thäterin zu erkennen, ein *ἔργον θεηλατον*, sagt von dem Labdakidenhause *ἐρελπει θεῶν τις*, und Kreon kommt nach den furchtbaren Schicksalsschlägen zu der Erkenntnis *ἐν δ' ἔμῳ κάρῳ θεὸς τὸν ἄρα μέγα βάρος μ' ἔχων ἔπαισεν κτλ.* Auch hier ist Dämonisches von beiden Seiten im Spiel, von Antigone und von Kreon, natürlich in sehr verschiedener Weise. In dem Konflikt geht auch hier das Liebenswürdige unter, und das Gehäßte triumphiert, freilich nur eine kurze Zeit; denn die tiefe Erschütterung des Siegers und die letzten Worte des Chors lassen ein Drittes hoffen, das dem Wunsche aller Menschen entsprechen werde, nämlich einen Zustand, in

welchem göttliches Recht und menschliches Gesetz sich nicht mehr so feindlich gegenüberstehen werden.

Gegen solche Auffassung des Dämonischen, die natürlich für die Erklärung von Dramen nichts Neues bringt, auch für Egmont nicht, habe ich gewiß nichts einzuwenden. In den dramatischen Personen selber läge dann etwas Dämonisches nicht, sondern nur etwas, was sie dem Dämonischen überliefert, nämlich ihre Leidenschaft und Verblendung. Und gerade im Egmont ist es nach Goethe die Verblendung über die größte Gefahr, die ihm sich nähert, nämlich die Nege der Staatsklugheit.

Klaude zieht nun aber zur Erklärung des Egmont unvorsichtiger Weise auch die Gedanken über das Dämonische heran, welche Goethe in Wahrheit und Dichtung ausdrücklich als solche bezeichnet, die ihm erst viel später gekommen sind, ja, er geht noch weiter, indem er auch Äußerungen Goethes zu Erdmann für seine Erläuterung benutzt, vergl. S. 180 flg.

Was z. B. Goethe von den dämonischen menschlichen Naturen spricht, die durch nichts zu überwinden seien, als durch das Univerfum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen haben, deutet Klaude unbedenklich (vergl. S. 186) auf Egmont und Alba; und das halte ich für unrichtig, damit, glaube ich, werden in das psychologisch so klare Drama — ich wiederhole diesen Ausdruck mit vollem Bedacht — Gedanken hineingetragen, welche, an sich schwer verständlich, für die Auffassung desselben gewiß keine größere Klarheit schaffen.

Ich habe bisher, den Bemerkungen Goethes über das Dämonische vor der Besprechung des Egmont genau entsprechend, das Dämonische in der uns umgebenden Außenwelt gefunden, nicht im menschlichen Gemüthe selber. Natürlich kann man aber auch Dämonisches im Menschen finden und davon spricht Goethe im Gegensatz zu der früheren Beschreibung in den auf die Besprechung des Dramas folgenden Bemerkungen, deren Gedankeninhalt er einer viel späteren Zeit zuweist. Vorher hat er nur die eine Wendung, die man so auffassen kann: „das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist“. Von beiden Seiten im Spiel sein, heißt noch nicht notwendig, in den handelnden Personen sein; es braucht nicht mehr zu bedeuten als der zu der zweiten Reihe der Bemerkungen hinüberleitende Ausdruck: „mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang stehen“. So habe ich es bisher der schärferen Unterscheidung wegen aufgefaßt: gefährliche Seelenzustände in uns überliefern uns dem Dämon, führen das Dämonische herbei; in unserm Drama auf Egmonts Seite das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, seine Verblendung über die Gefahr, auf Albas Seite schwerlich anderes als die rücksichtslose Herrschsucht, welche die innere Stimme, die vorläufiges Schonen des verblendeten Gegners anrät, schnell übertönt.

Aber es ist auch gar nichts dagegen einzuwenden und stimmt mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, wenn man diese in der Menschenseele waltenden Mächte selber als dämonische bezeichnet und dies auch in der Goethischen Wendung „das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist“ ausgedrückt findet; nur darf man nicht, wie Klauke thut, die folgenden Erörterungen über die Art und das Wesen der dämonischen Naturen zur Erklärung des Egmont herbeiziehen. Das Dämonische in den handelnden Personen dieses Dramas ist sehr viel schwächer, als z. B. in Macbeth, in Othello, und nun gar von denjenigen dämonischen Naturen, welche unter Gleicheitigen selten oder nie ihresgleichen finden und durch nichts als durch das Univerfum selbst überwunden werden, finde ich in der Goethischen Dichtung nicht die mindeste Spur. Ich weiß nicht, ob nicht Klauke selber, wenn er es noch einmal überlegt, es seltsam finden wird, wenn man den Goethischen Egmont als einen Menschen sich vorstellt, der mit dem Univerfum einen Kampf begonnen hat.

Lessings Fabel „die Sperlinge“.

Von P. Klauke in Bremen.

Es ist diese Fabel auch in deutsche Lesebücher aufgenommen worden und zwar meist wohl in solche für untere Klassen. Ob sie da hingehört, ist eine andere Frage. Der Lehrer, welcher Fabeln lesen läßt, wird es doch wohl auch als seine Aufgabe betrachten, die Schüler die Moral derselben finden zu lassen. Aber diese Operation ist bisweilen schwerer, als man glaubt, besonders bei manchen Lessingschen Fabeln. Ich wenigstens habe gefunden, daß dieselben sogar noch Primanern Schwierigkeiten bereiten. Und das ist auch gar nicht so sehr wunderbar, wenn man sieht, daß selbst Lehrer über die Moral einer Fabel abweichender Meinung sind und sich gegenseitig nicht einmal überzeugen können. Dem bekannten Buche von Franz Kern „zur Methodik des deutschen Unterrichts“ liegt die oben genannte Fabel Lessings zu Grunde. Da dies Buch sicherlich von Lehrern, besonders von jüngeren, viel benutzt wird, so glaubte ich, ihnen und dem deutschen Unterricht einen Dienst zu erweisen, wenn ich es zu verhindern suchte, daß ein Irrtum Kerns weitere Verbreitung fände. Gibt es doch recht viele, die in solchen Dingen der Autorität eines hervorragenden Mannes blindlings Folge leisten. So nahm ich denn die erste beste Gelegenheit, die sich mir darbot, wahr, um kurz zu zeigen, daß die von Kern angegebene Moral jener Fabel falsch sei. Damit sah ich eigentlich die Sache für erledigt an und wollte in einer etwaigen zweiten Auflage jenes Heftes die ganze Anmerkung

weglassen. Nun aber hat Kern mir geantwortet und seine frühere Ansicht aufrecht gehalten (Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 1888 S. 186. 187. Anmerk.). Nach dieser Antwort scheint es mir gerade für den Unterricht noch wichtiger zu sein, diese ganze Frage etwas eingehender zu behandeln. Denn in Kerns Antikritik findet sich, wie ich wenigstens glaube, ein neuer Irrtum, und zwar ein solcher, der mir noch schädlicher zu sein scheint als eine einzelne unrichtige Moral. Denn durch denselben werden wichtige Punkte der ganzen Fabeltheorie, wie sie Lessing aufgestellt hat, umgestoßen, und wenn man in dieser Weise Fabeln erklären will, so wird man nicht wenig falsche Lehren aus ihnen ziehen. Wie ja Kern das auch wirklich bei einer zweiten Fabel gethan hat, und zwar eben in Folge jenes Irrtums.

Um seine Moral „was für Menschen das Brauchbarste ist, kann für Tiere ganz wertlos sein“ zu verteidigen, fragt Kern: „Welche andern Tiere sollen denn gerade an einer Kirche Interesse haben und ihren Zwecken?... Man muß also die Tierwelt und Menschenwelt einander gegenüberstellen, wie ich gethan habe.“ Ich dagegen behaupte: Nein, das darf man nicht. Ich hatte Kern vorher entgegnet: „Die Tiere sind es ja, welche, wie gewöhnlich in den Fabeln, Menschen darstellen.“ Jener Gegensatz, den Kern annimmt, ist in den Fabeln nicht vorhanden, und wo da auch nur Tiere mit Menschen in Berührung, selbst in Gegensatz kommen: es sind und bleiben die Tiere Menschen. Diese Vermischung der beiden Gebiete ist doch eben das Eigentümliche der Fabel, das manche sachliche Unmöglichkeiten, ja Inkonsequenzen zur Folge hat, um die sich aber der Fabulist, nach Lessings Theorie, nicht zu kümmern braucht. Ihm ist die Moral die Haupt-, die Naturgeschichte die Nebensache. Lessing sagt ausdrücklich, daß „nur von moralischen Wesen in der Fabel die Rede sein soll.“ Und das ist in seinen sämtlichen Fabeln der Fall, auch in den nicht wenigen, wo ein bestimmter Gegensatz zwischen Tieren und Menschen hervorgehoben wird. So z. B. in der Fabel I. 22, in welcher die Gule zum Schatzgräber sagt: „Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlangt,“ und der Gegensatz „aber wir Eulen handeln anders“ sich von selbst ergibt. In all diesen Fällen wird nicht Tier- und Menschenwelt einander gegenübergestellt, sondern eine bestimmte Klasse von Menschen allen übrigen oder einer andern Klasse. Ich möchte behaupten, in allen guten Fabeln ist das der Fall; indes ich habe sie nicht alle gelesen. Deshalb drückte ich mich in meiner ersten Kritik etwas zurückhaltend aus und setzte das Wort „gewöhnlich“ hinzu.

Ich hatte Kern ferner erwidert, daß doch gerade Lessing auf die Wahl der Tiere ein so großes Gewicht lege. Er bleibt dabei, daß

das Besondere der Sperlinge in dieser Fabel verschwinde. Ich bleibe dabei, daß gerade dies Besondere in dieser, wie in jeder Lessingschen, ja überhaupt in jeder guten Fabel eine Hauptsache ist. Lessing betont es mehr als irgend etwas, daß wir „mit dem bloßen Namen eines Tieres einen gewissen Charakter verbinden sollen, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt.“ Bei Kerns Moral jener Fabel ist es allerdings gleichgiltig, ob Sperlinge oder „mit den alleredelsten Eigenschaften ausgestattete Tiere“ die Kirche verlassen. Daß er alsdann Lessing mit sich selbst in einen gewaltigen Widerspruch bringt, wird er doch wenigstens zugeben, denselben Lessing, der ausdrücklich in der Vorrede sagt, man solle seine „Fabeln nicht ohne die Abhandlungen beurteilen.“ Ich behaupte, und es läßt sich dies aus seinen Fabeln beweisen, nichts ist Lessing so wichtig erschienen wie gerade die Tiere, die er auftreten läßt. Ihm diesen Vorzug nehmen — und das thut Kern wenigstens in einer Fabel — heißt ihn gründlich verkennen. Die Frage, „welche andern Tiere sollten denn an einer Kirche Interesse haben“, ist gar nicht so schwer zu beantworten, wie Kern zu glauben scheint; an „ihren Zwecken“ allerdings kein Interesse, aber um diese handelt es sich zunächst auch nicht. Obwohl auch in dieser Beziehung Lessing dem Fabeldichter das Recht zuspricht — und zwar macht er diese „Anmerkung“ ausdrücklich „zur richtigen Beurteilung einiger von seinen eigenen Versuchen“ — daß er „die Natur der Tiere und anderer niedriger Geschöpfe der menschlichen Natur so nahe bringen kann, als er immer will; nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individuen“; abgesehen davon kann er ihnen „noch so viel Wiß, Scharfsinn und Vernunft geben“. ¹⁾ Bei der Moral Kerns scheint dieser Charakter sicherlich nicht hervor, wohl aber bei der meinigen. Zu einem so leichtfertigen, unbeständigen, oberflächlich urteilenden, trägen Volke wie Sperlinge paßt ihr Reden und Handeln recht wohl. Man könnte noch mehr derartige Eigenschaften angeben, welche ihnen mit dem Pöbel gemeinsam sind; ja, ich glaube kaum, daß sich eine Tierart finden ließe, die ein Fabeldichter besser zur Repräsentation des Pöbels gebrauchen könnte als gerade Sperlinge. ²⁾ Schon Schwalben halten wir für zutraulicher, anhänglicher, beständiger, fleißiger. Sie brauchten ihrer Natur

1) So läßt Lessing z. B. (I. 8) den Wolf dem Schäfer „Rondolenz abstatten, und diesen dieselbe annehmen.“

2) Schon Phädrus (I. 9) benutzte den Sperling, um einen thörichten, verfehrt urteilenden Menschen darzustellen. Bei Lessing ist noch zu beachten, daß er die Sperlinge in Masse auftreten läßt.

nach ein so oberflächliches Urteil nicht zu fällen; sie hätten die Arbeit, welche die Sperlinge scheuten, wohl ausführen und sich neue Nester bauen können, um einen ihnen durch jahrelange Gewohnheit lieb gewordenen Ort nicht verlassen zu müssen. Ein Storchpaar ferner, das sein altes Nest heruntergeworfen, aber den bekannten Platz auf der Kirche sofort wiedergefunden hätte, hätte sich bei einem Fabeldichter noch mehr veranlaßt gefühlt haben können, sein altes Heim von neuem zu gründen. Ob in Wirklichkeit, ist in allen solchen Fällen gleichgiltig; es kommt nur auf den Charakter an, der bei den Reden und Handlungen der Tiere zu tage tritt. Eine Fabel, in welcher „mit den alleredelsten Eigenschaften ausgestattete Tiere“ sich in ihren Worten und Thaten nicht von den niedrigsten unterscheiden ist, wenigstens nach Lessings Theorie, eine recht schlechte Fabel. Nach Kerns Moral handeln die Sperlinge durchaus nicht verkehrt, sondern ganz vernünftig. Ihre Thorheit läßt sich aber auch aus einer Fortsetzung erkennen, die man jener Fabel geben könnte, um eine neue daraus zu machen.¹⁾ Denn was werden nun die Sperlinge anfangen? Wollen sie allenthalben herumfliegen, bis sie irgendwo ein altes Gebäude mit leeren Nestern finden? Da werden sie vielleicht lange suchen können, und so kommen sie wohl schließlich zu der Einsicht, die sie gleich hätten haben sollen, daß sie sich neue Nester bauen müssen. Und da ist es ihnen doch vielleicht lieber, sie kehren zu der alten, ihnen ja sonst so bekannten Stätte zurück. Möglicherweise aber werden sie dann die Stellen, wo ihre früheren Nester waren, von klügeren Vögeln bebaut finden. Auch diese neue Lehre, die sich aus einer solchen Fabel ziehen ließe, würde auf den Böbel recht wohl passen.

Lessing legt auch großes Gewicht darauf, daß jede Fabel eine „Handlung“ oder wenigstens eine „Reihenfolge von Veränderungen“ enthalten müsse, die zusammen ein Ganzes bilden. Und auch auf diese Handlung muß die Moral Rücksicht nehmen. Die von Kern thut dies meines Erachtens nicht. „Was für Menschen das Brauchbarste ist, kann für Tiere ganz wertlos sein“. Ich frage: Was ist mit diesem „Was“ gemeint? Was entspricht ihm in jener Fabel? Doch wohl die Kirche. Denn Kern fragt: Welche ändern Tiere sollen gerade an einer Kirche Interesse haben? Diese Frage läßt aber auch noch eine andere Antwort zu als die oben gegebene: Die Sperlinge selbst. Hatten sie doch vorher an dieser Kirche Interesse; es war also wirklich dieselbe Sache für Menschen, wie für Tiere brauchbar. Daß eben inzwischen eine Ver-

1) Ähnlich wie Lessing solche Fortsetzungen antiker Fabeln im zweiten Buche gemacht hat.

änderung stattgefunden hat, durch die erst ein so verkehrtes, aber ihrem Charakter entsprechendes Urteilen und Handeln veranlaßt wird, dieser Punkt ist meines Erachtens für die ganze Fabel so wichtig, daß die Moral denselben nicht außer acht lassen darf. Man könnte also wohl, wenn man sonst Kerns Ansichten teilt, folgende freilich noch unbedeutendere Lehre aus der Fabel ziehen: Das Ausbessern eines alt gewordenen Gegenstandes wird zwar meist für Menschen, aber nicht immer für Tiere nützlich sein. Lessing sagt ausdrücklich, er habe in seinen Fabeln immer „eine Sittenlehre“ darstellen wollen; als eine solche kann ich weder die eine, noch die andere jener beiden Moralen ansehen. Scherer (Litteraturgesch. S. 447) nennt Lessings Fabeln „klassische Kunstwerke“; es liege in ihnen „ein tiefer Gehalt“; es spiegle sich darin „deutsche Gefinnung und stolzes Selbstgefühl“. Man müßte wenigstens „die Sperlinge“ von diesem Urteil ausschließen, wenn die Moral Kerns die richtige wäre. Ich bleibe also bei der früher ausgesprochenen stehen: Der Böbel giebt auch den geringen Anteil, welchen er dem Großen und Erhabenen zu schenken pflegt, alsdann auf, wenn ihm dasselbe keinen Nutzen mehr bringt.

Du Lessings Fabel von den Sperlingen.

Von **Franz Kern** in Berlin.

Die Lessingsche Fabel von den Sperlingen will Klauke durchaus nur so behandeln, daß in ihrer Auffassung von einem Gegensatz zwischen Tier- und Menschenwelt gar keine Rede sein soll. Wer sie doch so behandelt, begeht nach ihm einen Erklärungsfehler und verstößt gegen Lessingsche Vorschriften oder mißachtet die von Lessing gegebene Begriffsbestimmung.

Mir scheint es aber nach wie vor geradezu unerläßlich von diesem Gegensatz bei der Erklärung auszugehen. Bleiben wir nämlich in der Anschauung der Tierwelt, so handeln die Sperlinge durchaus verständig und urteilen richtig. Mag ihnen immerhin ein heiliges, in seinem alten Glanz wiederhergestelltes Gebäude gegenüberstehen, für sie konnte es nur als ein Gemäuer mit Löchern Interesse haben. Der Kirche als solcher haben sie vorher gar keinen Anteil geschenkt, auch nicht den allergeringsten, wie Klauke doch auffallender Weise behauptet. Genau dieselbe Fabel, mit ganz demselben Gedankeninhalt, hätte auch von den Schwalben erzählt werden können, wenn nur nicht diese Tiere auch an das schönste Gebäude ihre Nester ankleben könnten. Das allein, nicht die moralischen

Eigenschaften, die Klaude von ihnen zu rühmen weiß, macht sie für solche Fabel ungeeignet.

Der erklärende Lehrer, denke ich mir, stellt zunächst die Frage: Hatten die Sperlinge mit ihrem Urtheil und ihrer Handlung recht? Antwort: Unzweifelhaft, denn sie konnten nun an dem glatten Gemäuer keine Nester mehr bauen, wie es Schwalben freilich gekonnt hätten. Ist ihr Urtheil ein allgemein giltiges, gilt es auch für uns? Ganz gewiß nicht. In der Erklärung muß also dieser Gegensatz, wenn die Fabel überhaupt verstanden werden soll, zunächst vorkommen; und ebenso wird man in der Fabel vom Huhn und Diamant verfahren müssen. Oder soll man hier den Raben dem Huhn gegenüberstellen? Klaude selber, der in der Auffassung auch dieser Fabel mich auf einem Irrwege sieht, macht hier keinen Versuch, eine andere Tierart dem Huhn gegenüberzustellen. Ich aber würde in diesem Falle eine Hinweisung auf einen Raben für noch viel bedenklicher halten, als seine Heranziehung der Schwalben und der Störche in jener Fabel, Klaude sicherlich auch; und ein anderes Tier wird ihm eben nicht eingefallen sein, wie auch ich keins ausfindig machen kann.

Nun führt aber in diesem wie in jenem Falle bei weiterer Betrachtung der Fabel und ihres moralischen Inhaltes der anschauliche, gegebene Gegensatz von Tier und Mensch zu dem aus der Fabel zu nehmenden und nunmehr vom Leser mit eigener Phantasie, mit eigenem sittlichen Bewußtsein zu gestaltenden zwischen Menschen, die sich in beschränktem Denken und Fühlen den Tieren ähnlich verhalten, und Menschen, denen menschliche Ideale vor der Seele stehen; in dem einen Fall daselbe unbestimmt als etwas überaus Wertvolles (Diamant) aufgefaßt, das über alle gemeinen Bedürfnisse hinausgeht, in dem andern Falle bestimmter als Heiligkeit und Schönheit (die in ihrer Schönheit wiederhergestellte Kirche).

Nimmermehr aber kann ich zugeben, daß in der Fabel von den Sperlingen in ihrem früheren Verhalten auch nur von fern und auch nur im Geringsten irgend ein „Anteil an dem Großen und Erhabenen“ zu erkennen sei. Ihr Urtheil über die Kirche, insofern sie Kirche ist, war früher genau daselbe wie nachher. Für sie handelt es sich nur darum, ob das Mauerwerk Löcher zum Restbauen hat oder nicht. Der Gedanke an Großes und Erhabenes entsteht überhaupt erst, wenn wir von der Tierwelt die Gedanken auf die Menschenwelt richten.

Im Ziel bin ich also mit Klaude ganz einverstanden; ich brauche deswegen nur auf meine Behandlung der Lessing'schen Fabel in „Zustand und Gegenstand“ Berlin 1886 S. 22 flg. hinzuweisen. Der Unterschied zwischen uns besteht nur darin, daß Klaude einen vermittelnden Gedanken verwirft, den ich für notwendig halte und als solchen nachgewiesen zu haben glaube.

Eine neue deutsche Stilistik.

Von **B. Münch** in Barmen.

Bei Herder in Freiburg ist im vorigen Jahre eine deutsche Stilistik für Schulen erschienen, die uns eingehender Prüfung würdig scheint.

An den Namen des Verfassers, Dr. Karl Niesel, knüpfen sich für uns günstige Erwartungen. Als ein klarer Geist, selbständig und fest im Urteil, auch durch eine nicht gewöhnliche Herrschaft über die Sprache ausgezeichnet, dabei von reicher Erfahrung im Unterricht, darf er beanspruchen, daß dasjenige mit Interesse entgegen genommen werde, was er — doch wohl als eine der Früchte einer langen Lebensarbeit — am Abend seines Lebens darbietet. Und um so mehr, wenn seine Arbeit einem Gebiete gilt, auf welchem das Bedürfnis der Klärung, Ordnung, Feststellung wirklich noch sehr vorhanden ist. Denn durch die von Zeit zu Zeit mit dem Titel „Stilistik“ erscheinenden Leitfäden für die Zöglinge oberer Schulklassen, die kaum auf selbständiger Durcharbeitung des Gebietes beruhen, oft auf Schematisieren und Generalisieren ausgehen, praktische Einzelheiten wenig oder doch nicht ernstlich bewältigen, meist das eigentlich stilistische Gebiet gegenüber dem rhetorischen nicht recht pflegen, durch sie wird im ganzen schwerlich viel Fortschritt erzielt. Das Buch von Niesel, dem Titel nach auch seinerseits für Schulen bestimmt, enthält durchaus selbständige Gedankenarbeit, und bietet sich denn auch weniger zu gelegentlicher, bequemer Benutzung dar, als es zu zusammenhängender und ernstlicher Erwägung einlädt.

Auf den Weg zu stilistischer Korrektheit zu führen, nicht diese schlechtthin zu vermitteln, zu unterscheidendem Beobachten anzuregen, um nachher selbständig beobachten und unterscheiden zu lassen, das ist offenbar sein Ziel, und wird auch als solches auf S. 3 angedeutet. Außer dieser Eigentümlichkeit der Anlage ist von Wichtigkeit eine andere, nämlich die strenge Beschränkung der Aufgabe, die enge Begrenzung des Begriffes Stilistik. Der ganz überwiegende Teil des Buches ist eigentlich den feineren Seiten der Grammatik gewidmet, und es handelt sich ganz vorwiegend um die Frage: was ist nach der in der Sprache niedergelegten, in den vorhandenen Sprachgesetzen lebendigen Logik geboten und was ausgeschlossen? Was gegen eine so weit gehende Beschränkung der Aufgabe sprechen kann, darauf wird späterhin die Rede kommen. Daß auf dem so verengten Gebiete gründlicheres Eingehen möglich wird, diesen Vorteil bietet sie offenbar.

Es deckt sich der Stoff also größtenteils mit demjenigen, den die auch in neuerer Zeit mehrfach erschienenen Bücher über Sprachrichtigkeit oder über das Verhältnis von Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit behandeln. Die Zahl der offenen Fragen, der Anlässe zum Schwanken, Zittern, Fehlgreifen ist in unserer Sprache in der That noch sehr groß, und wem es nicht gleichgültig ist, ob er nur von dem großen Ströme mitgetragen und auch mit abgelenkt werde, wer auch die Sicherheit seines eigenen sprachlichen Taktes nicht überschätzt, der kann zuverlässige Berater wohl nützen, selbst in einer Sphäre, die weit jenseits der Schule liegt.

Und in der Schule — denn um sie handelt es sich ja hier — bedürfte ihrer nicht bloß der Schüler, sondern nicht selten auch der Lehrer. Der gewissenhafte Lehrer gerade wird mit zunehmender Erfahrung oft unsicherer als er sich früher fühlte. Wie weit soll er gehen im Anfechten und Verwerfen? Der Sprachgebrauch ist so sehr der Veränderung unterworfen! Sind die Gebote und Verbote, welche man aus dem eigenen Sprachgebrauche heraus giebt, nicht vielfach doch willkürlich? Findet sich nicht oft an höchst maßgebender Stelle just das, was dem stilistischen Anfänger als unzulässig verwiesen wurde? Die Schülerarbeiten liest man in der Überzeugung der eigenen Überlegenheit und der fremden Stümperhaftigkeit; bei den Klassikern denkt man meist gar nicht daran, das Auge gegen ihre Form recht aufzuthun. Aber nähere Erkenntnis dieses Sachverhalts macht den Lehrer eben zurückhaltend, gegen die Sicherheit seines Gefühls mißtrauisch; und was die Regelung nach Gesetzen betrifft, so kann sowohl das sprachgeschichtliche wie das sprachphilosophische Wissen des Lehrers recht groß sein und ihn doch in vielen Fällen ohne Auskunft und Entscheidung lassen. Also ist ein tüchtiger Führer — oder sind tüchtige Führer, von welchen der eine dies klären mag und der andere jenes — recht erwünscht.

Und ein solcher ist auch der Verfasser unseres Buches: er leuchtet auf seine Art in das Gebiet hinein und läßt eine große Anzahl von Fällen des Sprachgebrauchs oder Sprachmißbrauchs in ihrem rechten Lichte erscheinen. Geist fehlt nicht, Scharfsinn noch weniger, ebenso wenig Ausdauer und Folgerichtigkeit, Bestimmtheit und Strenge, natürlich auch nicht die nötige Belesenheit in den Klassikern einerseits und in den Arbeiten der Stümper andererseits! Die Darstellung ist sauber und sorgfältig; der Verfasser hat es z. B. auch durchgeführt, daß er der Fremdwörter sich fast ganz entschlägt. Praktisch ist die äußere Einrichtung, die angefochtenen Wendungen und Stellen in antiqua, die gebilligten in Fraktur zu drucken. Andere der Übersichtlichkeit dienende Einrichtungen werden freilich vermißt; so ist der Inhalt der einzelnen

Parographen (das Buch ist in fortlaufende 211 Parographen eingeteilt) durch kein äußeres Mittel, wie etwa gesperrte Schrift für die Hauptbegriffe, leicht erkennbar gemacht; vielleicht bezweckt der Verfasser damit, daß man zusammenhängend lese, nicht bloß nachschlage. Daß die vorhandene Einteilung übrigens so weit als möglich der gewohnten Einteilung der Grammatiken folgt, ist gerade für den mit letzteren vertrauten Schüler nützlich, obwohl Aufbau auf andersartigen, selbständigen Prinzipien sehr wohl denkbar ist.

Ob der Verfasser nun an eine derartige Benutzung seines Buches im Unterricht gedacht hat, daß dasselbe zu planmäßiger Durchnahme käme, läßt sich nicht erkennen. Gegen eine solche Sprache unseres Erachtens denn doch vieles. Es hieße das gewissermaßen zu der abstrakten Grammatik ein neues, ganz besonders abstraktes, sehr umfassendes, große Anforderungen stellendes Gebiet hinzufügen. In einer Zeit, wo man — und nicht mit Unrecht — selbst bei den fremden Sprachen dem Sprachgefühl gegenüber der begriffsmäßigen Sprachbehandlung eine vollere Würdigung und Rolle zuzuwenden strebt, kann man schwerlich die Bewegung gerade in der Muttersprache auf einen neuen großen Komplex abstrakter Regeln gründen wollen; die aufzuwendende Kraft dürfte dem Interesse für das Inhaltliche nachteilig werden; leicht dürfte sich eine Verschiebung des Wertmaßstabes einstellen, und die Kritik an den Klassikern könnte vom Übel sein; was etwa an sprachlich logischer Richtigkeit, Genauigkeit oder Sorgfalt gewonnen würde, dürfte an echter Lebendigkeit verloren gehen, das einseitige Ideal der logischen Sprachkorrektheit möchte die Wahrheit, Unmittelbarkeit und Eigenart des Ausdrucks bedauerlich schädigen.

Wenn dies bei einer planmäßigen Durchdringung und Aneignung des Buches zu beforgen wäre, so kann dagegen die Durchnahme, auch die zusammenhängende Betrachtung einzelner Abschnitte je nach dem fühlbar werdenden Bedürfnis recht nützlich werden. Dabei brauchte dann das Buch nur in der Hand des Lehrers zu sein, um diesem nicht bloß die Beispiele, sondern auch die Anhaltspunkte für seine Entscheidung, sein Urteil zu bieten. Außerdem läßt es sich als nützlich in der Hand gewisser, nach dieser Seite entweder besonders dürftiger oder aber besonders entwicklungsfähiger Schüler denken, doch dann eben nur als häuslicher Ratgeber. Vielleicht ist dem Buche noch eine dritte Verwendung in Aussicht zu stellen: wie Verfasser und Verleger schon anzunehmen scheinen, läßt sich eine Nachfrage im Auslande gar wohl erwarten, und dem deutsch lernen wollenden Ausländer vermag es gewiß — nicht über die zahllosen, aber doch über zahlreiche heikle Punkte des deutschen Prosastils zuverlässiges Licht zu geben; für den ist ja auch

möglichst anstoßlose Korrektheit im allgemeinen das höchste, das einzige Ziel; der Versuch freierer Bewegung kann sich für ihn nicht empfehlen. Wenn K.'s Buch schließlich noch in einer vierten Sphäre Beachtung und womöglich recht viel Folgsamkeit fände, so wäre das vielleicht am allerwertvollsten: dies wäre der große Kreis unserer Alltagsprosaiker, die sich weder des genauen Gehaltes der Wendungen und Worte mehr bewußt werden, noch die Form in irgend welche Zucht zu nehmen pflegen, und die mit allem Vagen, Schiefen und Ungehaltigen ihres Stils die schlimmste Wirkung thun, auch auf die — sie immerhin lesenden — jungen Jüglinge; denn über ihre natürliche Unreife würden diese sich weit eher erheben, wenn nicht so viel Verwahrlosung sie umgäbe.

Das hiermit gefällte allgemeine Urteil bedarf nun zum Teil der Begründung, zum Teil der Ergänzung, vielfach auch der Einschränkung durch eine Beleuchtung des Einzelnen; erst durch die genauere Abwägung der Vorzüge und Mängel gegeneinander wird endgiltige Wertbestimmung sich ergeben können.

Wenn oben unter den Vorzügen der Arbeit auch Strenge erwähnt wurde, so ist diese Strenge z. B. sehr erfreulich bei der Kritik der Attribute wie (S. 8): 'scharfe Erwägung, willkürliche Lage, gegenseitige Vorteile', oder der adverbialen Bestimmungen wie (S. 10, 11): 'fest von etwas durchdrungen sein, von einer Nachricht aufrichtig erfreut sein, jemandem glänzend verzeihen', oder bildlicher Wendungen wie: 'einem Wege Voranschub leisten'. Noch verdienstvoller ist diese Strenge gegenüber der oft gedankenlosen, schiefen Verwendung von nicht schlechthin ansehbaren, aber allzu sehr Mode gewordenen Ausdrücken wie (S. 18, 19): 'einer Sache Rechnung tragen, einen Umstand betonen, sich entpuppen, sich abspielen, mit einer Sache als einem Faktor rechnen, etwas zu verzeichnen haben'. Ebenso gegen die — fast nur im Deutschen verbreitete — nachlässige Häufung der Fürwörter in (S. 89): 'mein mir übertragenes Amt', 'sein Haus, das er sich gekauft hat', 'seine Krone, die er trägt'; auch gegen die von vielen nicht gemiedene Härte, welche durch das Aneinanderrücken zweier Präpositionen entsteht, wie (S. 73): 'die Rücksicht auf von mir ausgegangene Vorstellungen, durch für ein weiches Gemüt empfindlichen Tadel'. In allen den genannten Punkten ist die Beurteilung nicht etwa neu oder ungewöhnlich, aber die Praxis vielfach gleichgiltig, und es hat die Korrektur nicht immer festen Boden unter den Füßen; je öfter und bestimmter das Mißlungene als solches bezeichnet wird, desto eher kann Besserung eintreten. Ähnlich steht es mit den dem Lateinischen oder vielmehr der üblichen unfreien Übersetzung des Lateinischen zu verdankenden Wendungen wie (S. 97): 'Alexander, welcher König alle früheren u. s. w.', und noch mehr (S. 182): 'er genießt

sowohl Vertrauen als auch hat er Einfluß'; auch mit der Anaphora der Negation: 'nicht betritt sein Fuß die Hallen' (S. 174), die dichterisch sehr am Platze sein kann, von manchen aber viel zu leicht auch in die Prosa hinübergangen wird. Ein fernerer Punkt, an welchem unserer deutschen Schreibweise wirklich eine recht strenge Erziehung not thut, ist die S. 174 besprochene Stellung der Partikeln 'nur, auch, selbst, nicht' u. s. w. Hier ist in der That auch die Praxis unserer Klassiker oft gar nicht vorbildlich, und wir haben erst von anderen Sprachen zu lernen.

Wenn in den angeführten Punkten die Strenge des Verfassers zweifellos Lob verdient, so dürfte er an manchen anderen Stellen von einer gewissen Willkür oder doch Subjektivität nicht frei zu sprechen sein. Schon die Behauptung (S. 49), daß 'er zeigte sich als schöpferischen Geist' der Ausdrucksweise 'er zeigte sich als schöpferischer Geist' vorzuziehen sei, wird dem jetzt zur Vorherrschaft gekommenen Gebrauch und dem Stande des Sprachgefühls nicht entsprechen; was die richtigere grammatische Rektion wäre, giebt in solchen Fällen nicht den Ausschlag — wie das weiter unten noch darzulegen ist. Weit weniger noch scheint uns der Verfasser dem thatsächlich herrschenden Sprachgebrauch sein Recht anzuthun, wenn er (S. 57—60) 'einige fremden Sprachen, mehrere deutschen Kaiser, wenige gewichtigen Worte, andere geistigen Fähigkeiten', als ungefähr gleichberechtigt neben die starken Endungen stellt und anderseits 'alle große Fürsten' als gleichberechtigt neben die schwache Endung; oder wenn er S. 59 will: 'man bewirtete uns mit wohlfeilem alten Weine, der Boden war mit weißem trockenen Sande bestreut u. s. w. Die begriffliche Unterscheidung, die er hier macht zwischen 'wir haben uns an altem reinem Weine gelabt' und den Verbindungen der vorgenannten Art, ist ja an sich sehr gut, aber unseres Wissens im Sprachgebrauch, auch dem sorgfältigsten, nicht durchgeführt. Mit 'die Wirkung scharfer indianischen Pfeile' und dergl. steht es nicht anders. Sehr erfreulich wäre die Unterscheidung, die der Verfasser dem Gebrauch der Relativa welcher und der zugebacht hat, auch entspricht sie wirklich der älteren Bedeutung, nach der welcher dem lateinischen qualis nahe steht; indessen wird es doch fast jeden Leser in Erstaunen setzen, wenn er S. 93 liest: „Man darf also nicht sagen: 'eine Tugend, die solche Früchte trägt u.'; sondern es muß heißen: welche solche Früchte trägt" u. Der Sprachgebrauch kennt unseres Wissens diese Unterscheidung nicht; das Relativum welcher hat seit dem 17. Jahrhundert seine an sich nicht erfreuliche, breite Stellung sich erworben, es dient jetzt durchaus ebenso wie der auch der individuellen Beziehung, und nur in Korrespondenz mit solcher kann es nicht durch der ersetzt werden. Ähnlich wie in diesem Falle steht es mit dem Modus in den von Ausdrücken des Forderns

abhängigen Nebensätzen. Der Verfasser sagt, daß dieselben den Konjunktiv „erheischen“; in Wirklichkeit aber setzen wir in daß-Sätzen nach wollen, nach bitten, nach es geziemt sich, es ist verboten u. s. w. sehr oft den Indikativ, und wenn ein grundsätzliches Durchführen des Konjunktivs im allgemeinen gewiß wünschenswert wäre (denn die gebildete Sprache hat überhaupt Grund, den Konjunktiv in seinem Bestande zu schützen, da die familiäre eine bedauerlich gleichmacherische Tendenz verfolgt), so erhalten wir doch durch den Indikativ neben dem Konjunktiv eine gewisse Nuance des Sinnes, den Ausdruck bestimmteren Willens, Verlangens, Erwartens. Ein fernerer Punkt, an welchem die Aufstellung des Verfassers schwerlich dem wirklichen Thatbestand gerecht wird, ist die Stellung resp. Aufeinanderfolge verschiedener prädikativer Bestimmungen. Er sagt S. 155: „Soll mehr als eine Bestimmung angewendet werden, so richtet sich die Reihenfolge nach dem Grade der Wichtigkeit, welche den einzelnen Bestimmungen in Bezug auf das Prädikat zukommt; das Wichtigere steht zuerst“. Nach unserer Beobachtung bildet vielmehr das Prädikatsverb bez. der wesentlichere Teil des Verbal-ausdrucks oder die sonstige prädikative Hauptbestimmung eine Art von Kern, an den die übrigen prädikativen Bestimmungen um so näher herangerückt werden, je näher ihre innere Beziehung zu jenem Hauptausdruck ist; je loser dieselbe ist, je mehr sie dem Satz im ganzen gelten, je ferner treten sie dem Kerne. So steht es wenigstens bei sorgfältiger Anordnung, und zwar nicht bloß im Deutschen, sondern auch im Französischen, Englischen u. s. w. Auch paßt diese Regel durchaus und weit besser, als die von Kiesel gebildete, auf die von ihm angeführten Mustersätze, z. B.: 'Was konnte man bei so mangelhafter Begründung dem Wittsteller antworten?', 'Er gab nach Art solcher Leute mit großer Bereitwilligkeit die gewünschte Zusage', 'Er machte ungeachtet seines Übergewichtes noch am nämlichen Tage dem Gegner Friedensvorschläge'. Wenn der Verfasser S. 198 in dem Satze 'Laßt uns zurückerdenken, daß wir einer großen Gefahr entgangen sind' ein daran mit Unrecht ausgelassen findet, so wird man just in diesem Beispiele ja eine gewisse Härte empfinden; sollte aber allgemein auf der Einfügung eines derartigen, doch gewissermaßen pleonastischen (auch in anderen Sprachen verpönten) daran bestanden werden, so würden wir darin keine Wohlthat für den deutschen Stil sehen, so wenig es wünschenswert wäre, ein jenem daran entsprechendes es zu verlangen in: 'ich weiß (es), daß ic., ich wünsche (es), daß ic.'. S. 104 sicht R. den Satz an: 'Infolge der eingegangenen Nachrichten gab er den Plan, sich eiligst zurückzuziehen, auf', und verlangt statt dessen: 'entsagte er dem Plane, sich eiligst zurückzuziehen', oder ähnlich; gar nicht zulassen will er offen-

bar, was doch die nächstliegende und durchaus nicht undeutsche Auflösung der obigen Härte oder des Übelklangs wäre: 'gab er den Plan auf, sich eiligst zurückzuziehen'. Muß denn die von Plan abhängige Infinitivbestimmung sich wirklich räumlich unmittelbar anschließen? Liegt nicht in dieser Freiheit der Wortstellung ein Vorzug des deutschen Stiles vor, oder doch wenigstens ein Korrektiv für einen seiner Mängel? Willkürlich finden wir weiterhin die Beurteilung des Wechsels der Ausdrucksform in: 'Ich that es teils aus Überzeugung, teils weil ich ihn durch diese Gefälligkeit gewinnen wollte' (S. 205); desgleichen die Anfechtung der Wortstellung: 'Daher, wenn ihr solche Zeichen seht, seid auf eurer Hut'; heutzutage ist freilich ein wenn daher üblicher, aber logisch weniger richtig, und so kann man jedenfalls nicht sagen: „es mußte der Anfang mit wenn daher gemacht werden“. Noch weniger können wir zustimmen, wenn (S. 230) als fehlerhaft eine Freiheit angegriffen wird, mit der unsere besten Prosaschriftsteller, Redner, Dichter uns oft recht ins Herz gesprochen haben, nämlich: 'Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein. Nicht auf seine Größe'. Nach R. „darf man so nicht sagen“, „ein ausführender Zusatz kann nicht durch einen abgeriffen dastehenden Satzteil als Vertreter eines neuen Hauptsatzes gemacht werden“. Dies also ist es, was wir Willkür nennen; es heißt der Grammatik eine Alleinherrschaft auf dem Gebiete des Stiles einräumen, die ihr nicht gebührt und die den deutschen Stil wahrlich nicht fördern würde.

Es giebt nun weiterhin in dem Buche eine ganze Reihe von Stellen, an denen unseres Erachtens schlechthin mit zu großer Strenge geurteilt oder vielmehr verurteilt worden ist. Zu weit gegangen ist es z. B. wohl schon, wenn man in der Verbindung unrichtige Würdigung (S. 8) das Epitheton ansieht; man kann doch sehr wohl den Wert einer Sache hervorheben, aber diesen Wert auf der unrichtigen Seite finden, Wert und Unwert unrichtig abwägen. Der freiere Gebrauch der Apposition in: 'er wurde ein Staatsmann, eine Rolle, die für ihn nicht paßte' (S. 7) ist nicht bloß dem Deutschen eigen, ist ein bequemes, durchaus durchsichtiges Ausdrucksmittel mehr, und sollte nicht unter allen Umständen bekämpft werden. Ähnlich steht es wohl mit (S. 7): 'Er war ein Fischer und betrieb dieses Gewerbe auf dem benachbarten See'; der Regel, daß „alle pronominalen Zurückweisungen nur einem unmittelbar ausgedrückten Begriffe gelten dürfen, nicht einem solchen, auf den ein Wort durch Verwandtschaft hindeutet“ dürfte bei klassischen Schriftstellern der verschiedensten Zeiten und Sprachen recht oft zuwidergehandelt sein. Die Polemik gegen Wortbildung wie das Nichtvorhandensein, die Instandsetzung (S. 26) kommt wohl zu spät, derartige Wörter sind geprägt

und in Umlauf, und in einer Zeit, wo man mit solchem Ernste die Fremdwörter zu verdrängen trachtet, muß man derartige Bildungen als das geringere der Übel einigermaßen gewähren lassen, wenn sie auch dem edelsten Stile ja nicht gebühren und nicht als geschmackvoll empfohlen werden können. Im Kampfe gegen die Fremdwörter ferner ist es zu weit gegangen, wenn ein Wort wie Talent (S. 31) als schlechthin entbehrlich angefochten wird; der dort angeführte Ersatz durch Anlage ist doch nur für ein Gebiet der Anwendung des Wortes Talent zutreffend. Wenn (S. 32) ein zusammengesetztes Wort wie Glanzperiode (durch Bestandteile aus verschiedenen Sprachen gebildet) als „unerträglich“ bezeichnet wird, so ist bei dieser und manchen ähnlichen Bildungen gewiß gegen die allzu leichte oder leichtfertige Anwendung anzukämpfen, aber im thatsächlichen, auch guten Sprachgebrauch ist diese Gattung (Krankheitssymptom, Entwicklungsstadium u.) doch so vielfach vertreten, daß sie nicht ganz verurteilt werden kann. Zu streng ist ferner die Bekämpfung des Ausdrucks 'Lebensretter des Fürsten' (S. 44), wofür durchaus 'Retter des Lebens des Fürsten' stehen soll, oder gar 'christliche Kunstgeschichte', wofür nur 'Geschichte der christlichen Kunst' zugelassen wird! Entsprechend soll dann auch (S. 91): 'mein Gutsverwalter, dein Hausbewohner' unmöglich sein. S. 48 soll 'seine Bedeutung als Feldherr' durchaus ersetzt werden durch 'seine Bedeutung als die eines Feldherrn'. Ist ferner der Satz 'das Geschick trug den Odysseus schlafend an die Küste von Ithaka' (S. 131) wirklich „sehr bedenklich“, weil die Beziehung des Wortes schlafend rein grammatisch auch auf das Geschick gehen könnte? Kann man je einen so deutlichen Stil schreiben, daß der gesunde Menschenverstand des Lesers dabei nicht vonnöten wäre? Als unlogisch wird S. 134 die Ausdrucksweise bezeichnet: 'Das versagende Gewehr des Räubers rettete dem Überfallenen das Leben'; gewiß braucht man derartige Wendungen nicht zu empfehlen, aber so weit geht doch in allen Sprachen die Freiheit den logisch-grammatischen Normen gegenüber, und wie schlecht müßte bei jenem Maßstab die so gepriesene lateinische Sprache wegkommen, in der *urbs capta* unendlich oft steht im Sinne von: 'die Thatsache, daß die Stadt eingenommen worden ist'! Und so ist es zu streng, wenn (S. 139) der Satz verurteilt wird: 'er hat eine mit Beifall aufgenommene Rede gehalten'. Die psychologische Berechtigung und Eigenart solcher Ausdrucksweisen hier näher darzulegen, fehlt es leider an Raum; in dem vorliegenden Falle kann man jedenfalls, auf die abgeschlossene Thatsache der gehaltenen Rede zurückblickend, auch das Moment des Erfolges der Rede mit als einen Zug in dem Gesamtbilde sich vergegenwärtigen, und dies geschieht mit obiger Konstruktion. Mit ähnlicher Strenge glaubt der Verfasser dann ferner vor-

gehen zu sollen gegen die Auslassung eines zweiten ist in (S. 163): 'Die Nacht ist gekommen, und der Himmel mit Sternen besäet', gegen die Wortstellung in (S. 166): 'Von allen Leiden bringt der Tod Erlösung', ebenfalls gegen die Wort- oder Gruppenordnung in (S. 217): 'Ihr denkt, ohne daß ich es beschreibe, wie wunderbar mir zu Mute war'. Auch den Übergang in die indirekte Rede (oder vielmehr das Fortfahren in derselben) ohne Einführung des Wortes sagen verpönt er (S. 208) an dem Beispiele: 'Er versicherte, daß es ihm an gutem Willen nicht fehle; weil er aber anderwärts eine Pflicht zu erfüllen habe, sei er außer stande'.

Gewiß müssen dem, welcher über die eigene Unsicherheit hinübergeführt werden soll, vor allem recht feste Normen gezeigt und bestimmte Schranken errichtet werden: was da ist und sein soll, muß er erfahren; wie es auch einmal gewesen ist, sein könnte oder werden mag, das zu wissen könnte ihm eher gefährlich werden. Dieser Standpunkt scheint sich durch sich selbst zu empfehlen. Und doch wird heutzutage nicht jeder Lehrer (vielleicht nicht einmal mancher) seinen erwachsenen Zöglingen gegenüber darauf verzichten wollen, eine Vorstellung von dem steten Wechsel und Wandel auch auf dem Gebiete des Stils zu vermitteln; ist doch das Verständnis dieser Thatsache notwendig, um für die allwärts schon bei der Klassikerlektüre entgegnetretenden stilistischen Eigentümlichkeiten oder „Abweichungen“ nicht einen falschen Maßstab zu haben. Und so kann unseres Erachtens auch ein Lehrbuch der Stilistik nimmermehr ganz auf die Andeutung und Anerkennung geschichtlicher Entwicklung verzichten. Das Buch von R. thut dies jedoch fast gänzlich. Ja, es verschließt sich dieser ganzen Seite gegenüber sogar so sehr, daß eine Reihe von unhaltbaren Urteilen gefällt werden. Wohl wird einige wenige male gesagt, daß sich ein Sprachgebrauch „noch“ finde, z. B. S. 58, wo es heißt, daß bei dem Adjektiv nach einige, manche u. „die Endung e über die Endung „en“ noch das Übergewicht behaupte“, auch S. 38, wo gesagt wird, daß Verbindungen wie kein und nicht zum Ausdruck einer Verneinung „sich bei Schiller und Goethe noch finden“. Aber schon an der letzteren Stelle heißt es, man nehme eine solche Doppelung als Fehler zu behandeln vielleicht deshalb Anstand, weil sie sich bei S. und G. noch finde! Hier blickt schon der freilich in weiten Kreisen noch übliche lateinische Maßstab durch, und das alte Recht der deutschen Sprache oder vielmehr der germanischen Sprachen erfährt keine Würdigung; es klingt, als ob S. und G. sich noch nicht zu der Ausübung des an sich und selbstverständlich Richtigen zu erheben vermocht hätten! S. 78 ist gesagt: in Stellen wie: 'ich bin es wert, man ist es müde u. „gilt es als Genitiv“, während die geschichtlich

richtige und damit allein naturgemäße Darstellungsweise wäre: haben wir noch den alten Genitiv *es* (der sich bekanntlich vom *Nom.* und *Acc.* *es* unterschied); er gilt leider längst nicht mehr als Genitiv, sondern wird infolge verkümmerten Sprachgefühls als Accusativ empfunden, was dann andere Konstruktionen plumperer Art veranlaßt hat. Auch wenn es S. 122 heißt, das Präsens könne zur Vertretung des Futurums gebraucht werden, wäre wohl die Anerkennung der That-*sache* wünschenswert, daß im Deutschen dieses „Tempus“ nicht nur mundartlich und in familiärer Redeweise durchweg, sondern überhaupt von altersher zugleich Ausdruck des „Futurums“ ist und war. Doch diese Aufklärung mag entbehrlich scheinen. Dagegen ist es schief, solchen Wortgebrauch und solche Konstruktionen, welche jetzt freilich zurückgetreten sind, aber früher mehr oder weniger geherrscht haben, einfach als Verfehlungen oder Verwechslungen zu bezeichnen. 'Derartige Verwechslungen sind schon klassischen Schriftstellern begegnet', heißt es S. 6, und es ist da unter anderem angeführt: 'Wo bist du . . . der sich an mich mit allen Kräften drang?' Und doch ist das Anwendungsgebiet von *dringen* und *drängen* in der wirklichen Sprache, auch der schriftstellerischen, überhaupt nicht in der bestimmten Art gegeneinander abgegrenzt, wie es die Grammatik aufstellt; Grimms Wörterbuch sagt, nachdem es mehrfache Beispiele gerade der obigen Verwendung von *dringen* nachgeben hat: „häufiger gebraucht man jetzt in dieser Beziehung *drängen*“. Auch das Goethesche „*bleibe nicht am Boden heften*“ hat immerhin mehr geschichtliches Recht hinter sich als zugegeben wird (S. 6). Doch in diesen Fällen mag man dem Anfänger gegenüber auf saubere, begriffliche Scheidung dringen. An anderen Stellen aber geht das Urteil thatsächlich fehl. Zu der Stelle: 'Laßt euch nicht irren des Böbels Geschrei' wird S. 98 gesagt, daß es „Schiller, vielleicht durch das Reflexivum bewogen, als Transitivum gebraucht“ habe; in Wirklichkeit wohnt dem Worte *irren* die Bedeutung des heutigen *irre* machen von altersher bei, es ist so aus der Lutherschen Bibelübersetzung wohl bekannt, kommt bei unseren Klassikern reichlich vor, und im Grimmschen Wörterbuch ist dieser Stelle des Wortes ein sehr ausgedehnter, und zwar der allererste Abschnitt gewidmet! Ähnlich ist es (S. 28) mit *mangeln* in dem Sinne und mit der Konstruktion des heute gebräuchlichen *ermangeln* (man vergleiche nur die bekannte Stelle: wir sind allzumal Sündler und mangeln des Ruhmes *z.*); dieses Beispiel sollte also nicht bei den Vertauschungen aus Unwissenheit oder dergl. angeführt werden. Auch die Goethesche Wendung 'Erinn're mich nicht jener schönen Tage' (S. 100) steht keineswegs als etwas Absonderliches da, die Verbindung jemanden einer Sache erinnern ist alt und reichlich vertreten, namentlich auch oft in

Luthers Bibel, doch auch bei Neuere; daß man sie „nicht nachahmen soll“, ist ja richtig, scheint aber die Sachlage nicht recht zu würdigen. S. 188 heißt es zu den beiden Schillerschen Stellen: 'Da wurd' ihm gleich das Auge feucht, und meinte seiner Pflicht zu fehlen' und 'Darob entbrannt' in Roberts Brust, des Jägers, gift'ger Groll . . . und trat zum Grafen': „es muß in jedem der Beispiele dem zweiten Satztheile ein Fürwort als Subjekt gegeben, oder es muß in dem ersten der Ausdruck so geändert werden, daß beide Theile dasselbe Subjekt erhalten“. Und doch übt hier der Dichter nur sein Recht, indem er einen älteren, nie ganz ausgestorbenen, in zahlreichen volkstümlichen Wendungen stets lebendig gebliebenen Gebrauch (Verbalsform ohne Fürwort) wahren läßt und damit die von ihm gewollte Wirkung thut.

Man macht sich leider überhaupt meist nicht klar, wie es mit der Dichtersprache und ihren sogenannten Lizenzen eigentlich steht. Der Dichter verfügt über den sprachlichen Schatz an Formen, Ausdrücken, Verbindungen nicht in der engbegrenzten Weise des gewöhnlichen Schreibenden, sondern in einem ungleich weiteren Umfang; das Ältere, das Mundartliche, das Entlegene darf er nicht bloß zur Not, sondern kann er nach Maßgabe seiner künstlerischen Zwecke durchaus mit verwenden. Damit ist er denn freilich nicht „Muster“ für die Alltagschreiber, die auch nur Alltagsansprüche zu befriedigen haben, und noch weniger für die stilistischen Anfänger; aber man sollte die Dichtersprache als eine Welt für sich betrachten, ihrer in stilistischen Lehrbüchern nicht oder jedenfalls nicht warnend gedenken (das wäre etwa für einen Ausländer gut, der einen schlicht korrekten deutschen Brief schreiben lernen soll); man soll in diese Sprachwelt wohl nachempfindend eindringen, aber sie weder Hofmeistern noch nutzbar machen. So wird denn auch die Unrichtigkeit von gewahren im Sinne von gewährleisten oder von versöhnen im Sinne von sühnen (S. 6) vor weitherzigerem Urtheil nicht bestehen. — Noch seien zwei Konstruktionen erwähnt: S. 67 heißt es ganz mit Recht: 'daß man beispielsweise unglücklicher als schuldig sagt, ist nicht üblich'; aber auch hier hätte leicht der geschichtlichen Entwicklung ihr Recht gethan werden können durch einen Blick darauf, daß Lessing, der edelste Musterschriftsteller auch für die Böglinge, an bekannter Stelle sagt: gewisse Ausführungen seien rhetorischer als gründlich. Und S. 145 wird die Verwendung des machen „nach französischer Art, um einen kausativen Ausdruck zu bilden“, einigermaßen angefochten und es heißt: 'Ausdrücke wie den dürrn Scepter blühen machen etc. müssen beanstandet werden'. Gleichwohl findet sich dieses machen im Deutschen schon seit vielen Jahrhunderten, und wenn es auch als besonders geschmackvoll wohl nie gegolten hat und in sorg-

fältiger Sprache immer nur hier und da zugelassen wurde, so ist der Stilistiker doch zu dem Versuche damit aufzuräumen nicht berechtigt.

Ebenso wie Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung und des daraus sich ergebenden Rechtes vermist wird, fehlt nun weiterhin vielfach die Würdigung des psychologischen Untergrundes der stilistischen Erscheinungen, und auch die ästhetische Seite, die Rücksicht auf Maß und Klang kommt nicht recht zur Geltung. Es ist ja wahr, daß man einem Anfänger die Nachahmung folgender Stellen widerraten muß: 'Ein Gefühl, das nicht nur Hilarien belebte, auch die Mutter nahm teil daran' (S. 207); und: 'Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauen beschäftigt fand, sagten sie ihm' u. (S. 81). Aber wenn Goethe nicht die grammatisch nächstliegende Verbindung: 'an dem auch die Mutter teilnahm' gebraucht hat, wenn er mit belebte zunächst abschließt und dann das Folgende in größerer Selbständigkeit danebenstellt, so ist nicht nur kein unbedingtes Gesetz verletzt, sondern eine etwas andere, eine vom Dichter gewollte oder gefühlte Wirkung erreicht, die Vorstellung von der teilnehmenden Mutter tritt mit größerer Lebendigkeit auf. Für das zweite Beispiel sind die Verbesserungen K. 3: 'Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um sie beschäftigt fand, sagten ihm die Frauen', oder: 'Beim Frühstück sagten ihm die Frauen, um welche er seinen Felix schon beschäftigt fand'; aber die erstere Veränderung enthält ihrerseits einen sehr fühlbaren Mangel, nämlich das erst nachträglich zu verstehende „sie“, und bei der zweiten wird — gegen den Sinn des Dichters — die Aufeinanderfolge der Vorstellungen geändert, die für die Eigenart des Gedankens oft viel wichtiger ist als die grammatischen Beziehungen! Ebenso ist es dem Schriftsteller nicht gleichgültig, ob man seine Worte: 'Ihr denkt, ohne daß ich es beschreibe, wie wunderbar mir zu Mute war' (S. 217) umstellt in: 'Ohne daß ich es beschreibe, denkt ihr u.'; indem die eine der Tonstellen, nämlich die zu Anfang des Satzes, einer anderen Wortgruppe zuerkannt wird, wird das den einzelnen Gruppen zugedachte Gewicht verschoben, und solche Rücksichten haben den Vorrang vor den Ansprüchen einer schablonenhaften grammatischen Sauberkeit; übrigens ist die behauptete Undurchsichtigkeit hier nicht einmal vorhanden. Dem Falle von S. 207 kommt nahe S. 231: 'Es schmerzte ihn der Tadel, den man über ihn ausgegossen hatte. Man hatte seine gute Absicht ganz verkannt'. Unser Buch will statt dessen: 'den man in unbilliger Verkennung seiner guten Absicht über ihn ausgegossen hatte'. Die bekannte Arndtsche Stelle: 'Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein. Nicht auf seine Größe' soll (S. 231) sich der Änderung unterwerfen: 'Dazu (zum Stolze) hat man nicht wegen seiner Größe einen Grund!' Einen ähnlich

pedantischen Charakter hat die stilistische Normierung in vielen Fällen. So heißt es S. 151 von der Goetheschen Stelle: 'Der heil'ge Brunnen, Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt', sie ziehe gewaltsam das Relativum in Verbindung mit stillen, während dasselbe nur zu dem nicht ausgesprochenen Zeitworte trinken passen würde; und eine „Berichtigung“ in Prosa lautet: 'Der heilige Brunnen, aus dem man nur zu trinken braucht, um seinen Durst auf ewig zu stillen'. Und ähnlich häufig. Auf Knappheit, Bedrungenheit und derartige Eigenschaften wird nirgendwo Rücksicht genommen. 'Wir hielten es nicht für der Mühe wert' muß z. B. korrigiert werden in: 'Wir hielten dafür, daß es nicht der Mühe wert sei' (S. 100). Und ebenso wird über dem Streben nach grammatischer Vollkommenheit oft die eigentümliche Sinn-Nüance verkannt und preisgegeben. Bei der Stelle S. 167: 'Die Taucher halfen dem Meere große Schätze abgewinnen' wird, weil die grammatische Beziehung des Dativs dem Meere nicht klar sei, die Änderung gefordert: 'aus dem Meere retten'; daß darüber das eigenartige Bild des Abgewinnens verloren geht, wird gar nicht in Betracht gezogen. 'Das bloße Studieren kannte er nicht und achtete es nicht' wird S. 186 angefochten, denn es soll heißen: 'kannte und achtete er nicht'. Als mustergiltig wird gelobt S. 160: 'Ich habe gelebt und geliebet'. Ganz recht; aber der Sprechende hat für den Inhalt des ersteren Beispiels die beiden angeführten Ausdrucksformen, und für den des zweiten hätte er deren drei: 'Ich habe gelebt und habe geliebet' wäre die zweite, 'ich habe gelebt und ich habe geliebet' wäre die dritte, und je nachdem er dem zweiten Teile seiner Aussage eine geringere oder größere Selbstständigkeit geben will, je nachdem er zusammenfließen lassen oder abheben will, trifft er zwischen den verschiedenen Ausdrucksformen seine Wahl; unrichtig oder schlecht oder mustergiltig ist keine derselben. — Auch in theoretischer Hinsicht wird die Würdigung der Nüancen des Ausdrucks mitunter vermisst; so ist bei den hypothetischen Sätzen der eigentümlichen Sinnfärbung der Konstruktion: 'Warf er das Schwert von sich, er war verloren' (S. 119) nicht gedacht, während dies doch der Zusammenhang der theoretischen Darlegung mit sich brächte. Um auf das Recht des psychologisch-ästhetischen Bedürfnisses gegenüber der aufgestellten grammatischen Norm noch einmal zurückzukommen, so sind selbst solche Ausdrücke wie vorhabende Reise nicht so schlechtthin „widersinnig“, wie das (S. 129) gesagt wird; in der englischen Sprache hat sich der entsprechende Gebrauch in the house is building längst durchgerungen, im Deutschen zum Teil auch (der betreffende Fall); wird ein derartiges Bedürfnis stark empfunden, so nimmt die Sprache dreist die alte Form in den neuen Dienst und vermehrt damit ihre Ausdrucksmittel —

womit allerdings für den Anfänger nichts derart empfohlen werden soll; nur als absurd kann es nicht bezeichnet werden.

Ein gelegentlicher Umblick auf andere Sprachen würde übrigens, obwohl er von einer deutschen Stilistik nicht gefordert werden kann, den Wert des Buches erhöht haben; es ließe sich eine Reihe von geeigneten Stellen aufzeigen, doch soll das Verzeichnis derselben hier unterdrückt werden. Und noch manches Andere mag übergangen werden, was zu abweichender Meinungsäußerung Anlaß gäbe. Sachlich vermißt wird z. B. der Hinweis auf die bei Anfängern sehr oft vorkommende Verbindung von charakterisierenden Ausdrücken, von denen der zweite oder dritte schwächer ist als der erste; dies müßte ergänzend zu der Stelle (S. 14) hinzukommen, an der Verbindungen wie *Energie* und *Thatkraft*, *Moralität* und *Sittlichkeit* getadelt sind. Demnächst wäre wohl überhaupt die falsche Fülle des Ausdrucks in verschiedenen Erscheinungsformen anzufechten gewesen.

Doch alles von uns Vermißte und auch alles im Vorstehenden Angegriffene wiegt nicht soviel, daß nicht ein erheblicher positiver Wert bliebe. Wenn K.'s Buch nicht alle Gesichtspunkte wahr, die aufzustellen wären, wenn es Irrtümer oder Willkür nicht immer meidet, nicht immer das Maß einhält, welches zu wünschen wäre, wenn es gewissen neueren Anschauungen vom Wesen und Leben der Sprache noch nicht Rechnung trägt, wenn es etwas einseitig die grammatische Richtigkeit würdigt, wenn es in mancher Hinsicht ein etwas scholastisches Angesicht zeigt, so besitzt es bei alledem Vorzüge genug, um — namentlich auf dem Gebiete seiner nächsten Bestimmung — heilsame Wirkung zu thun.

Wie die Ausstattung höchst ansprechend ist, so ist auch die Fehlerfreiheit des Druckes so groß, wie sie heutzutage leider nicht mehr Regel, sondern (namentlich bei Schulbüchern!) Ausnahme ist. Nur wenige Errata finden sich; so fehlt S. 50 das Komma in dem Verse: 'Gleich Dpfergerüchen, ein leichtes Gewölke'; S. 96 Z. 12 steht unsere Beziehung statt unsere Besizung; S. 151 steht heilg'e statt heil'ge; S. 226 Z. 25 steht „M und N“, wo offenbar „N und O“ gemeint ist. Ein Fehler aber ist von gewichtigerer Art; als Schluß von Schillers *Glocke* wird S. 189 citiert: 'Friede dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute', und es wird daran eine Belehrung geknüpft: 'das Wort Friede mußte, da es Objekt zu bedeute und Prädikat zu ihr Geläute sei ist, doppelt vorkommen'. In Wirklichkeit steht im vorletzten Verse bekanntlich überhaupt nicht „Friede“, sondern „Freude“.

Eingegangene Anfragen,

beantwortet von der Leitung des Blattes.

1. C. K. Mainz. Wiederholt habe ich die Wendung: „Du entblödest dich nicht, das zu thun“ anfechten hören, auch in der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ hat sich in letzter Zeit ein Streit über dieselbe entsponnen. Ich würde Ihnen für Aufklärung in dieser Frage zu großem Danke verbunden sein. — Antwort: Sich entblöden (eig. in den Zustand des Blödesseins eintreten, sich scheuen, ent- ist hier nicht privativ [verneinend], sondern inchoativ, d. h. es bezeichnet das Eintreten in einen Zustand, wie in: entschlafen, entblühen, entzünden, entblößen u. s. w.) bedeutet, sich von einer Handlung dadurch abhalten lassen, daß man eine Verletzung der Ehrerbietung und Verschiedenheit, der gesellschaftlichen Sitte und eine aus dieser Verletzung folgende Beschämung fürchtet. Gegenwärtig ist von sich entblöden nur die Verneinung im Gebrauch und sich nicht entblöden heißt so viel, wie sich nicht scheuen, sich erdreisten. Frisch, Deutsch=lateinisches Wörterbuch I, 111c jedoch und Grimm Wb. III, 499 erklären den Gebrauch von sich nicht entblöden für unrichtig, indem sie das ent- in entblöden privativ nehmen und entblöden erklären als: die Blödigkeit benehmen, beherzt machen. In der That findet sich auch bei Gleim, Wieland und einigen andern Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, sich entblöden in der Bedeutung: sich erklöhnen, sich erdreisten, z. B. „Vertweger, darfst du dich entblöden, mit mir, des Donnerers Gemahlin, so zu reden?“ Wieland, Ausg. v. 1794, Leipzig, bei Göschen, X, 175. Doch steht bei denselben Schriftstellern sich entblöden auch in der gerade entgegengesetzten und ursprünglichen Bedeutung: sich schämen, sich scheuen, z. B. „Du solltest dich entblöden (d. i. dich scheuen, schämen) . . . aus diesem Ton zu reden.“ Wieland, Ausg. v. 1853, XII, 174. Der Gebrauch von entblöden in dem Sinne von beherzt machen ist vermutlich nur auf falsche Analogie zurückzuführen, man stellte es fälschlich mit Bildungen wie entblättern, entkleiden, enthüllen, entdecken u. s. w. zusammen. Daher ist der gegenwärtige Sprachgebrauch, der sich nicht entblöden im Sinne von: sich erdreisten, sich erkühnen setzt und der also auf die ursprüngliche Bedeutung zurückgreift, völlig in seinem Rechte. „Die entsetzlichen Franzosen hatten sich nicht entblödet, der heiligen Jungfrau offenbar Gewalt anzuthun.“ Seume. „Wie nicht die Willkür sich entblöde, die gleichgeborenen Menschen doch in Klassen zu teilen.“ Chamisso, Der Republikaner zu Paris am 7. Aug. 1830. — Selbst wenn aber auch die Annahme Grimms, daß in ent-

blöden das ent- ursprünglich privativ sei, richtig wäre, so würde das noch nicht imstande sein, den gegenwärtigen Gebrauch von sich entblöden in der Bedeutung sich scheuen als falsch und unberechtigt erscheinen zu lassen. Wir haben häufig in unsrer Sprache einen Bedeutungswandel, der oft so weit geht, daß die Bedeutung eines Wortes im Laufe der Zeit geradezu ins Gegentheil umgeschlagen ist; es sei hier nur an das Wort schlecht erinnert, das früher schlicht, glatt, gerade bedeutete, gegenwärtig aber nur noch als Gegensatz von gut verwendet wird (mit Ausnahme der formelhaften Wendung schlecht und recht). Wir können die alte Bedeutung von schlecht nicht auf künstlichem Wege wieder herstellen, und niemand wird diesen Versuch machen; wir beugen uns vielmehr dem allgemeinen Sprachgebrauch, der hier zugleich maßgebend für unser Sprachgefühl geworden ist, und genau in demselben Falle befinden wir uns der Wendung sich nicht entblöden mit der Bedeutung: sich nicht scheuen gegenüber. Überall, in ganz Deutschland, im Norden und Süden, im Westen und Osten gebraucht man diese Wendung in der genannten Bedeutung, unsere besten Dichter und Schriftsteller schreiben so, diese Wendung ist vollständig in unser Sprachgefühl übergegangen: da ist es ganz einfach die Pflicht der Wissenschaft, diese Wendung anzuerkennen, selbst wenn hier ein Bedeutungswandel vorläge. Es giebt in sprachlichen Dingen keine andere Autorität als die Sprache selbst; die lebendige Sprache schreitet in ihrer Entwicklung ruhig über das Ansehen auch des berühmtesten Sprachforschers hinweg und läßt sich nicht künstlich wieder in eine alte überwundene Form zurückdrängen. Es ist unerklärlich, wie man die Wendung sich nicht entblöden auf das Ansehen Grimms hin immer und immer wieder angreifen und tabeln kann, obwohl doch die lebendige Sprache uns täglich eines Bessern belehrt und überhaupt kein wirklicher Grund vorliegt, der diese Wendung als tabelnswert erscheinen ließe. Gerade Jakob Grimm hat selbst am entschiedensten gegen eine solche Auffassung der Sprache, wie sie Adelung, Campe u. a. predigten, Verwahrung eingelegt. Sollen wir uns nun an den Buchstaben der Aufstellungen Grimms oder an den Geist seiner unsterblichen Werke halten? Ich glaube doch, daß allein das letztere Grimms würdig ist und daß sich die Sprache nicht nach der Sprachwissenschaft, sondern umgekehrt die Sprachwissenschaft nach der Sprache zu richten hat. (Vgl. meine Neubearbeitung von Eberhards synonymischem Handwörterbuch der deutschen Sprache, 14. Aufl., S. 296 flg.)

2. A. Joz, Miss. und Prof., Marché-Thuex, Belgien. Der Sprachgebrauch schwankt allgemein in dem Gebrauche der Formen: unsern und unseron. Nach meiner Beobachtung scheint „unsorn“ mehr als Dat. Plur., „unseron“ als Accus. Singul. gebräuchlich. Ist nun

sprachlich dieses oder das Umgekehrte richtiger? — Antwort: Die Form unseren ist die ursprüngliche und vollständige, aus welcher die Form unsern, auch unsren, gekürzt ist. Es kann nun ebenso gut und mit völlig gleichem Rechte in beiden Kasus, sowohl im Accusat. Singul., als auch im Dat. Plur. (beisgleichen im schwachen Nom. und Accus. Plur.: die Unsern), die unverkürzte Form unseren oder die verkürzte Form unsern stehen. In der gesprochenen Rede überwiegt entschieden die verkürzte Form, beim Schreiben wendet man jedoch häufig auch die unverkürzte Form an. Man kann aber noch die Frage aufwerfen, welche von den verkürzten Formen unsern oder unsren den Vorzug verdiene. Da in Formen wie unseren, unserem, edelen, anderen, düsterem, dunkelern u. ähnl. das erste oder zweite e ausfallen kann, so kann man ebenso häufig lesen: unsren, unsrem, edlen, andren, düstrem, dunklern u. s. w., wie unsern, unserm, edeln, andern, düstern, dunklern u. s. w. Nach Maßgabe ähnlicher Verbalformen wie handeln (ahd. hantalon), wandeln (ahd. wantalon, mhd. wandelen), wandern, ändern u. s. w. hat man jedoch hier den Formen unsern, unserm, edeln, andern, düstern, dunklern u. s. w., also den Formen, die das e der Biegungsendung auswerfen und das e des Stammes beibehalten, den Vorzug zu geben.

3. §. Straßburg, Sebaldsbrück. a) Setzt man nach der Anrede in Briefen richtiger ein Ausrufezeichen oder einen Punkt, oder genügt sogar ein Komma? — Antwort: In der Regel setzt man ein Ausrufezeichen, doch genügt auch ein Komma. Einen Punkt zu setzen ist nicht üblich; Schülern gegenüber hat man den Punkt in solchen Fällen einfach als falsch zu bezeichnen.

b) Schreibt man in Briefen: „Wenden Sie Sich u. s. w., oder: „Wenden Sie sich“ u. s. w. — Antwort: Da sich, man kann wohl sagen: Gott sei Dank, der Gebrauch, das reflexive sich, ebenso wie selbst, in der Anrede klein zu schreiben, ganz allgemein erhalten hat, so wollen wir ja nicht daran rütteln, sondern wir freuen uns vielmehr dieser Erscheinung. Ursprünglich setzte man in Briefen die großen Anfangsbuchstaben nur in Titeln, dann erst wurden auch die Pronomina (person. und possess.), die sich auf die angeredete Person bezogen, groß geschrieben, und zwar anfangs hauptsächlich Sie und Ihnen; dagegen, auch Du und Euch mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben, kämpfte man noch im vorigen Jahrhundert. Über die Pronomina personalia und possessiva ist man aber nicht hinausgegangen, und das reflexive sich wie das demonstrative selbst sind von diesem Gebrauche ausgeschlossen geblieben. Nur Heyse und einige von ihm beeinflusste Grammatiker erklärten sich als das richtigere, sind aber damit nicht durchgedrungen. Von den amtlichen Regelbüchern lassen Bayern, Baden, Mecklenburg,

Preußen und Sachsen sich und selbst ganz unerwähnt, Württemberg fordert mit Recht sich. Auch wir erklären uns für sich und selbst.

c) Ist es richtig, in lateinischer Schreib- oder Druckschrift das ß ss zu schreiben, oder muß es ls geschrieben werden? — Antwort: Die amtlichen Regelbücher schreiben mit Recht für ß ls, für ß ss vor. Es empfiehlt sich, diesen Gebrauch zu unterstützen.

Sprechzimmer.

Wir bringen folgende Zuschriften zum Abdruck:

1. Gestatten Sie mir einige Worte der Berichtigung zu S. 155 des 1. Jahrg. Ihrer Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Leider ist mir das betreffende Heft so spät in die Hände gekommen, daß Sie meinen Einwänden, auch wenn Sie ihre Berichtigung anerkennen sollten, kaum noch Raum gewähren können.

Der Ausdruck: Klein winzig, den D. Schubin in ihrer Erzählung „der Erlachhof“ gebraucht, darf nicht als eine willkürlich von der Dame erfundene Zusammenstellung angesehen werden¹⁾; wenigstens ist er im Erzgebirge volkstümlich und sogar sehr beliebt. Er wird als ein Wort empfunden und hat sein Gegenstück in großmächtig oder großmöglich (rein mundartlich großmählich). Außerdem läßt er sich auch aus der älteren Litteratur belegen (z. B. bei Abraham a Santa Clara). Seiner Entstehung nach ist er mir nicht ganz durchsichtig, aber Bildungen wie groß riesig, schön wunderbar, in denen allerdings logisch widersinnig das Besondere durch das Allgemeine näher bestimmt wäre, sind schwerlich zur Vergleichung heranzuziehen. Übrigens kann ich aber keinen Grund finden, warum D. Schubin hier nicht aus dem Quell der Volkssprache, durch den sich die Schriftsprache immer wieder erfrischt und verjüngt, schöpfen dürfte.

Einigermaßen anders, aber doch ähnlich liegt die Sache mit der von D. Schubin gebrauchten Wendung: an etwas vergessen. Obwohl sich

1) Wir bemerken hierzu, daß wir den Ausdruck, bei dem vielleicht die alte Bedeutung von Klein = fein, zart mit hereinspielt (vgl. Rud. Hildebrand in Grimms Wb. unter Klein, für einen Provinzialismus halten, der in volksmäßiger Sprache zur Charakterisierung von Personen gestattet sein mag, in guter Sprache aber zu verwerfen ist. Der Ausdruck ist besonders in Österreich, der Heimat der genannten Schriftstellerin, sehr üblich, auch am Bodensee und in anderen Gegenden Süddeutschlands haben wir ihn gehört. Zum schriftmäßigen Deutsch möchten wir ihn aber dennoch nicht erhoben sehen. Auch als dichterische Freiheit, wie uns von anderer Seite geschrieben wurde, können wir ihn in der platten, undichterischen Sprache Schubins nicht gesten lassen. Die Leitung d. Bl.

das Sprachgefühl des Nord- und Mitteldeutschen entschieden gegen diese Redeweise sträubt, ist bei näherem Zusehen das Ablehnen doch nicht so leicht. Schon daß der Ausdruck in Schriftwerken des vorigen Jahrhunderts vorkommt, ist von Belang; ferner aber wird die präpositionelle Verbindung auf etwas vergessen in ganz Deutschböhmen und fast ganz Österreich besonders von dem gebildeteren Teil der Bevölkerung so allgemein angewendet, daß auch Zeitungen und Schriftsteller, die sonst sorgfältig stilisieren und sich von Provinzialismen frei zu halten suchen, ihn ungeschert brauchen; ich nenne beispielsweise von Zeitungen die „Bohemia“, von Schriftstellern R. Faulmann (Kulturgeschichte). D. Schubin geht also auch hier durchaus nicht eigene Wege, sondern stützt sich auf das, was bei ihren Landsleuten für vollkommen sprachrichtig gilt. (An etwas vergessen ist mir in Böhmen nicht zu Gehör gekommen.) Ob die tschechische Sprache einen Einfluß auf die Entstehung der präpositionellen Verbindung ausgeübt hat, vermag ich nicht anzugeben; wahrscheinlich aber liegt eine Anlehnung an die Ausdrücke an etwas denken, auf etwas sinnen vor, ja vermutlich ist ursprünglich ein Unterschied in der Bedeutung gemacht worden, wie vielleicht noch heute nachgewiesen werden könnte, zwischen etwas vergessen = etwas liegen, stehen lassen (vergl. franz. je l'ai oublié sur la table, dans ma chambre) und an etwas, auf etwas vergessen = sich an etwas nicht erinnern, an etwas nicht denken. In ähnlicher Weise hat ja auch die Verbindung des Wortes vergessen mit dem Genetiv ausschließlich diejenige Bedeutung, welche den präpositionellen Konstruktionen entspricht.

Die Sprache Böhmens verdient überhaupt mehr Beachtung, als sie meines Wissens bei den Sprachforschern gefunden hat. Zwar ist sie arg mit sonderbaren Fremdwörtern durchsetzt (Spagat für Windfaden, Passion für Freude, Lust u. s. w.), und zeigt so manche Wendung, die uns mit Recht widerstrebt — ich erinnere an das häßliche an in am Tische liegen, am Lande leben, an den Gebrauch der Konjunktion nachdem im Sinne unseres begründenden da — doch bietet sie auch sehr schöne Eigentümlichkeiten, die wir mit Vorteil bei uns einführen würden. So haben in Österreich die Ausdrücke wie Erzeuger, Erzeugung für Fabrikant, Fabrikation volles Bürgerrecht erworben, man hört und liest sie gleich häufig; so ermöglicht das eingeschobene hör' ich, gleichbedeutend mit unserem wie man sagt, oder entsprechend der Verbindung von soll (dicatur) mit dem Infinitiv (z. B. „er ist abgereift, hör' ich; er kommt bald wieder, hör' ich“) eine sehr klare und bequeme Redeweise. Und es ließe sich sicher noch vieles derart beibringen.

Reichenbach i. B.

Dr. Alfred Müller.

2. Darüber, daß in der Schule unsere deutsche Götter- und Helden-
sage eifriger als bisher gepflegt werden muß, ist wohl kein Wort mehr
nötig zu sagen: es ist schon oft ausgesprochen.

Wenn es bisher dem guten Willen an Hilfsmitteln gefehlt hat,
so ist jetzt ein solches bei B. G. Teubner erschienen: „Deutsche Götter-
und Helden-sagen“, von Dr. Adolf Lange.

Da ich bis jetzt in Ihrer Zeitschrift als der geeignetsten Stelle
nichts darüber gefunden habe, so gestatten Sie mir wohl, mit einigen
Worten darauf aufmerksam zu machen.

Das Buch ist „für Haus und Schule“ bestimmt; in dem Vorwort
heißt es: „die Kenntniß unserer deutschen Götter- und Helden-sagen dem
heranwachsenden Geschlecht zu vermitteln, ist die Aufgabe, die sich das
vorliegende Buch stellt“. Bei der Darstellung ist auf die besten Quellen
zurückgegangen; das Sittlich Anstößige ist ausgeschlossen; auch die Fremd-
wörter sind möglichst gemieden. Ob das Buch diesen trefflichen Grundsätzen
Genüge leistet — und wie weit überhaupt die Sagen in der Schule zu
behandeln sind —, will ich Berufeneren zur Entscheidung überlassen.
Unsere Jugend wird den Sagen ihrer Vorfahren sicher mit ebenso großer
Begeisterung lauschen in Sexta und Quinta, wie denen von Achill und
Odysseus. Denn neben der Geschichte, sagt der Verfasser mit vollem Rechte,
ist nichts so geeignet, vaterländische Gesinnung und Begeisterung zu
wecken, als diese herrlichen und hochpoetischen Sagen.

Auch bei der Behandlung des „Nibelungenliedes“ werden sich
mancherlei Anknüpfungspunkte finden, Versäumtes nachzuholen und Neues
vorzubringen.

Leipzig.

B. Stalman.

3. Ich möchte mir erlauben, meine Ansicht über eine Stelle in
Schillers Glocke vorzulegen, die, wie man aus dem Schweigen der
landläufigen Kommentare über dieselbe schließen darf, noch nicht recht
verstanden zu sein scheint.

Ich meine die Worte:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Das Nächstliegende würde sein, und das Präteritum „bedacht“
könnte auch dazu verleiten, daß man einfach erklärt: „Man muß den
verachten, der nie vorher überlegt, vorher bedacht hat, was er
ausführen, vollbringen will. Dies wäre aber an dieser Stelle ein höchst
matter Gedanke. Ich fasse die Stelle so auf:

Man muß den verachten, der nie das Werk, das seine Hände ver-
richten, gleichzeitig von seinen Gedanken umschweben läßt, der nie

mit seinem Geiste höhere, allgemeine Beziehungen zu finden versteht, die sinnvoll neben den einfachen Verrichtungen seiner Hände herlaufen und von diesen ausgehen. Der handwerksmäßig Arbeitende, der „sich nichts dabei denkt“, nämlich bei dem, was er thut, würde dann „der schlechte Mann“ sein, und „bedenken“ hier in ganz ursprünglicher Bedeutung stehen, so daß die Vorsilbe *be* ebenso wie in *be-tasten*, *be-fühlen* u. s. w. zu verstehen wäre.

Vorzüglich würde dann das Folgende dazu passen:

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Von dem Werke der Hände gehen gleichsam unsichtbare Drähte, Saiten, in den Geist, das Innere über, die berührt und angeschlagen, eine dem Werke parallel laufende Gedankenreihe hervorrufen.

Und zur ganzen Komposition des Gedichtes würde diese Auffassung nicht minder stimmen, da ja beständig neben der einfachen Verrichtung des Glockengusses und mit ihr in engstem Zusammenhange stehend, Gedanken höherer Art über das Leben der Menschen poetisch ausgeführt werden.

Raues Haus zu Horn b. Hamburg.

Dr. Oscar Gauschild.

Rümelin, Gustav: „Die Berechtigung der Fremdwörter“¹⁾.

Sowie in den fünfziger Jahren die Frage, auf welchem Wege der mangelhaften Rechtschreibung aufgeholfen werden könne, in Fluß geriet, um nach mehrfachen teils im historischen, teils im phonetischen Sinne angestellten Untersuchungen größtenteils wieder im Sande zu verlaufen, so erfährt seit der Gründung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ die Frage, wie man dem wuchernden Fremdwörterunwesen in unserer Muttersprache Einhalt thun könne, in Vereinen, Journalen und selbständigen Schriften mannigfache Erörterung.

Auch der geistvolle Essayist Gustav Rümelin nahm dieses Thema zum Anlaß einer in der Aula der Universität zu Tübingen gehaltenen Rede „zur akademischen Preisverteilung am 6. November 1886“, deren Inhalt, mit einem „Fremdwörterverzeichnis“ vermehrt, nun hier vorliegt.

Ob schon sich Rümelin „die erforderliche Gelehrsamkeit“ zu erschöpfender Behandlung des Gegenstandes abspricht, beherrscht er gleichwohl denselben in anerkennenswerter Weise; es glückt ihm u. a. nachzuweisen, daß von dem unermesslichen Reichtum an Fremdwörtern, die in den verschiedenen Gebieten des sprachlichen Ausdrucks, in der Sprache der Wissenschaft, Kunst, Technik u. s. w., gang und gäbe sind, eigentlich

1) Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr, 1887.

nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz (ca. 5000) übrig bleibt, der in allen gebildeten Schichten der Gesellschaft üblich ist. Dennoch wird man sich mit den Endergebnissen seiner Schrift, die als eine Apologie des Fremdwörterwesens in der deutschen Sprache zu betrachten ist, kaum zufriedenstellen können.

Der Verfasser unterscheidet zwischen aus anderen Sprachen entnommenen „fremden“ oder „internationalen“ Wörtern und eigentlichen Fremdwörtern. Erstere gehören nach ihm gar keiner Volkssprache als solcher an, sondern „außer und über den Volkssprachen stehend“, sind sie „ein gemeinsames Besitztum der modernen Kulturvölker, daher sie der Regel nach in allen Sprachen aus den gleichen Lautzeichen bestehen und nur ungleich ausgesprochen werden“; und zwar zerfallen sie in zwei Klassen, in die wissenschaftlichen und technischen Fach- und Kunstwörter und in die „exotischen“, durch welche Dinge und Begriffe aus vergangenen Zeiten oder aus fremdländischer Gegenwart bezeichnet werden. Diese internationalen Ausdrücke machen den weitaus überwiegenden Teil aller Fremdwörterbücher, etwa 80 von 90 Tausenden, aus. Erst das übrige Zehntel bilden jene Wörter, die allen Kulturvölkern gemeinsame unentbehrliche Begriffe des Alltagslebens bezeichnen. Letztere fremden Wörter seien es ausschließlich, die bei der Frage hinsichtlich der Abschaffung der Fremdwörter in Betracht kommen. Es gibt nämlich unter ihnen solche, neben denen entsprechende deutsche Ausdrücke einhergehen, während andere so beschaffen sind, daß ein aus den Mitteln der deutschen Sprache gelieferter Ersatz keineswegs als genügende Deckung der zu Grunde liegenden Begriffe angesehen werden kann, daß somit ihre Kenntnis und Handhabung für jedweden Gebildeten als unabweisliches Bedürfnis erscheint.

Rümelin hat ein Verzeichnis solcher jedem Gebildeten bekannten und für ihn mehr oder weniger unentbehrlichen Fremdwörter angelegt und am Ende seiner Schrift mitgeteilt. Trotz der Weglassung aller fachmännischen Specialbegriffe, historischen, naturgeschichtlichen und Monatsnamen, der Bezeichnungen für Gerätschaften, Speisen und ähnliche Dinge sind gegen 6000 Nummern darin ausgewiesen.¹⁾ Den Grund dieser großen Anzahl allgemein geläufiger, nicht zu entbehrender (oder unentbehrlich scheinender) Fremdwörter sieht Rümelin in der geringen Menge einfacher oder Stammwörter, deren im Deutschen nicht ganz 3000 seien. Er hält es nun aber — und hierin können wir ihm nicht vollends bei-

1) Es muß aber bemerkt werden, daß zugleich eine nicht unbeträchtliche Anzahl sog. internationaler Wörter, die der Gebildete ebenfalls kennen muß, dem Verzeichnis einverleibt ist und daß überdies nicht wenige Wörter darunter sind, die sich — obwohl Rümelin das nicht zugiebt — allerdings mit guten deutschen Ausdrücken sehr wohl vertauschen lassen.

stimmen — für ganz und gar keine unwürdige Sache, daß sich die deutsche Sprache aus den Mitteln anderer Sprachen bereichert hat, vielmehr für einen Vorzug unseres allenthalben nach Objektivität und Universalität strebenden Geistes und Wesens. Dadurch, daß wir im Gegensatz zu anderen Völkern die Fremdwörter meist so wie sie in der fremden Sprache lauten, also ohne Umformung, ohne ihnen deutschen Zuschnitt zu verleihen, in unsern Sprachschatz aufnehmen, erkläre sich zunächst das Widerstreben so vieler puristischer gesinnter Deutschen gegen das Fremdwort überhaupt. Aber dieser Widerstreit sei unsinnig, denn 1. erlange unsere an Vokalarmut und Konsonantenhäufung leidende Sprache durch die Mischung mit vollklingenderen Worten frembländischer Zunge einen wohlthuenden Klangwechsel und 2. fördere diese Verwendung von Fremdwörtern zugleich die Bildung neuer aus ihnen abgeleiteter wichtiger Worte, für welche die deutsche Sprache meist nur lästige und unzutreffende Umschreibungen gewähren kann.

Geben wir auch Punkt 2 für eine Anzahl von Wörtern wie Musik, Musiker, musikalisch, musizieren, Phantasie, phantastieren, Phantast, phantastisch u. a. zu, so ist die unter 1 enthaltene Behauptung schon darum richtig, weil ja z. B. deutsche Dichterwerke, die dem Fremdwort grundsätzlich aus dem Wege gehen, dennoch, wenn sie von Meistern geschaffen sind, einen oft geradezu hinreißenden äußeren Glanz und Wohlklang entfalten, der die vermeintliche Armut an Tönen Lügen straft. Wer hat bei Goethes *Iphigenia*, Tasso, bei einer Ballade Schillers, Uhlands, einem Liebe Goethes, Heibels, Heines durch Eintönigkeit und Mangel an Wohlklang zu leiden? Und nicht minder, nur in andrer Art wohlklingender Rhythmus dringt in unser Ohr beim Anhören von gebiegenern, fremdwörterarmen Prosaschriften. Ein mustergiltiges Beispiel dafür ist Lessing. Und doch hat Lessing zur selben Zeit gelebt wie Friedrich der Große, von welchem Kümelin bemerkt, daß es ihm „nicht zu verargen war (!), wenn er an der Sprache, dem Stil und hohen Talent eines Voltaire größeren Gefallen fand als an Gottsched, Haller und Rabener“. Den Schwerpunkt aber seiner Einwände gegen die Bestrebungen der Puristen legt der Verfasser in die Worte: „Dieselbe Würde und Selbstständigkeit einer nationalen Sprache, die sie (die Puristen) schützen, herstellen und fördern wollen, setzen sie in einem Athem wieder tief herab. Denn sie denken von der Sprache eines großen Kulturvolkes viel zu niedrig, wenn sie glauben, eine solche lasse sich zuerst Tausende von Fremdwörtern durch menschliche Thorheit und Willkür aufdrängen und dann ebenso nach willkürlichen Meinungen wieder entreißen. Sie bedarf solcher Eingriffe nicht und duldet sie nicht; sie geht ungehofmeistert ihre eigenen Wege; sie ist vernünftiger als wir

alle, weil sie für alle zu denken hat. Sie ist nicht so thöricht, ein fremdes Wort aufzunehmen und festzuhalten, wenn sie bereits ein völlig gleichbedeutendes besitzt; und wenn dies ausnahmsweise und zufällig in anfänglicher Unklarheit einmal geschieht, so wird sie dasselbe entweder wieder austossen oder zu einer Variante mit besonderer Nebenbedeutung fortbilden“.

Und gerade dieser Entwurf ist es, mit welchem unser Verfasser das Ziel, das er vor Augen hat, überschreitet. Es fragt sich allerdings zunächst, was man unter Sprachreinigern oder Puristen versteht. Sich mit jenen blinden Eiferern, die das Wort Cigarre durch „Glimmstengel“, Offizier durch „Oberführer“, Telegramm durch „Drahtantwort“ und dergleichen ersetzen wollen, in ernsthafte Erörterung einzulassen, wäre eine völlig unnütze, ja unverantwortliche Zeitversplitterung. Es kann sich, denken wir, nur um jene vernünftigen Sprachordner handeln, deren Bestreben dahin geht, die deutsche Sprache von jenem überflüssigen Aufpuß, der sie entstellt und in den Augen anderer Nationen herabsetzt, zu reinigen, Fremdworte, für welche die Muttersprache in der That teils vollends, teils nahezu entsprechenden Ersatz besitzt, zu bannen.¹⁾ Auch Rümelin, der sich zum Anwalt des Fremdwortes macht, wird ein solches Verfahren kaum mißbilligen können; das geht aus mehreren Stellen seiner Schrift deutlich hervor, z. B. wenn er S. 2 bemerkt: „Es ist selbstverständlich und gar keines Beweises bedürftig, daß es nichts Thörichteres und Widersinnigeres geben kann, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinn vollkommen entsprechenden Worte darbietet. Man wird auch einzuräumen haben, daß hiegegen gleichwohl gar nicht selten gesündigt wird.“ Solcher guter deutscher Ersatzwörter giebt es aber keineswegs so wenige, als es für Rümelin den Anschein hat; sie zählen, wenn auch nicht nach vielen Tausenden, doch gewiß nach Hunderten und aber Hunderten, und da unter ihnen gerade viele sehr häufig angewendete Wörter sich befinden, so würde die endgiltige Beseitigung der für sie eintretenden Fremdwörter immerhin als eine sehr ersprießliche Leistung gelten dürfen. Um nur eine Hand voll Beispiele anzuführen: was steht im Wege, die Wörter constant, continuierlich, egal, uniform, malcontent, Domicil, domicilieren, Chaussée, Chaussure,

1) Es ist wohl überflüssig für die Leser dieser Zeitschrift, bei dem Anlasse auf den in Prof. Dr. Rud. Hildebrand's geist- und inhaltsreichem Buche „Vom deutschen Unterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ (3. Aufl. Leipzig u. Berlin, Klinckschardt, 1887) eingefügten höchst lesenswerten Anhang „Von den Fremdwörtern und ihrer Behandlung in der Schule“ erst besonders hinzuweisen.

Plaisir, Amusement, amüsieren, ennuyieren, edieren, participieren, Subvention, separat, Separation, Präponderanz, successive, vis-à-vis durch „beständig, andauernd, gleich (einerlei), gleichförmig, übel- oder mißzufrieden, Aufenthalt (Wohnort, Wohnung), wohnen, Straße, Fußbekleidung, Vergnügen (Unterhaltung), sich unterhalten, sich langweilen, herausgeben, teilnehmen, Unterstützung (Beihilfe), abgefordert, Absonderung, Übergewicht, allmählich, gegenüber“ zu setzen? Die kleinen Begriffsunterschiede, die einzelnen solcher fremder Ausdrücke anhaften mögen, sind von zu geringfügiger Bedeutung, die Wörter selbst über Bord zu halten, oder sie sind auch nur eingebildet.

Wichtiger als ein auf dem von Rümelin aufgestellten Gesichtspunkte beruhendes Verzeichnis von Fremdwörtern, so verdienstlich dieses in anderer Hinsicht sein mag, ist eine sorgfältig erwogene Auswahl jener aus dem Auslande eingeschleppten Wörter, für welche in der deutschen Sprache ausreichende Vertretung vorhanden ist. Wissenschaftliche, Kunst- und technische Ausdrücke sollen, soweit sie bereits in dem Sprachgebrauche Wurzel gefaßt haben, allerdings lieber davon wegbleiben. Ebenso muß alles Zweideutige, halb oder ungenügend Verdeutschte bei Seite gelassen werden. Dagegen strebe man nach möglichster Vollständigkeit aller auf das Alltagsleben bezughabenden guten deutschen Ersatzwörter, bei welchen sich Begriff und Ausdruck vollkommen decken. An tüchtigen Vorarbeiten dieser Art fehlt es nicht. Zu den neuesten und besten gehört Otto Sarrazins Verdeutschungswörterbuch (Berlin, Ernst und Korn, 1886), und es läme nur darauf an, aus diesem diejenigen Fremdwörter aus-zuziehen, für welche sich ohne jedes Bedenken die stellvertretenden deutschen Wörter verwenden lassen, und jene, die darin fehlen, hinzuzufügen. Noch empfehlenswerter für den gedachten Zweck ist Herm. Dungers „Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter“ (Leipzig, Teubner, 1882), in welchem bloß die guter Verdeutschung fähigen Fremdwörter aufgenommen sind und das bei neuer Bearbeitung erhöhte Brauchbarkeit hoffen läßt.

Durch die ernstliche Aufnahme eines solchen planvoll und tüchtig bearbeiteten Verdeutschungswörterbuches in den Schul- und Privatgebrauch wäre auf vernünftigem Wege, ohne deutschtümelnden Bestrebungen Vorschub zu leisten, die Bahn gebrochen zu allmählicher Reinigung der deutschen Schrift und Rede von dem wuchernden Unkraut fremdländischer Schmarozkerpflanzen.

Wien.

Adalbert Zeittels.

Julius Goebel über deutsche Sprache und Litteratur in den *Modern Language Notes*, Baltimore 1886/87.

In den zu Baltimore, seit 1886 erstmalig erscheinenden *Modern Language Notes* ist auch die deutsche Sprache und Litteratur in geradezu glänzender Weise durch Julius Goebel vertreten. Wir wählen heute drei Aufsätze des genannten Verfassers, welche sich sämtlich mit einem der größten Namen zeitgenössischer Litteratur beschäftigen, mit Wilhelm Scherer. In Nr. 5 (Mai 1886) der erwähnten *Notes* bespricht Goebel Scherers Hauptwerk, die Geschichte der deutschen Litteratur, welche unter dem Titel: *A. History of German Litterature* by W. Scherer, nach der dritten Auflage des Originals von F. C. Conybeare übersetzt und von F. Max Müller herausgegeben ist (New-York, 1886, 2 Bände 12 Mk. Charles Scribners Sons).

Nachdem Goebel seiner Freude Ausdruck geliehen, daß endlich auch die englisch Redenden durch vorliegende Übersetzung zu einer trefflichen allgemein zugänglichen Litteraturgeschichte des deutschen Volkes gekommen, nimmt er die Gelegenheit wahr, die eigentümlichen Vorzüge Scherers ausführlich klarzulegen:

Das Hauptverdienst des Wertes ruht in seiner Originalität. Ebenso frei von einer Anhäufung wissenschaftlicher Thatsachen, wie von einer Verquickung politischer und religiöser Tendenzen, giebt Scherers Werk eine organische Darstellung der nationalen dichterischen Entwicklung. Eine solche Entwicklung zu geben war Scherer vor allem berufen durch die philologische Vorbildung, welche er in der Lachmann-Müllenhoffischen Schule genossen. Wie wenige versteht Scherer einzubringen in den Geist eines Zeitraumes, in den Geist eines Einzelnen. Ihm wohnt dabei die Kraft inne, das Gefundene zu gestalten. Ist sein Stil auch manchmal nicht ganz frei von journalistischem Beiwerk, so zieht er doch wunderbar an, da in Scherer der Historiker sich mit dem Dichter berührt. Anordnung und Gruppierung des Stoffes sind meisterhaft; nicht minder Scherers litterarische Kritik, weil sie auf einer tiefen Einsicht in die Natur der Dichtung, wie der dichterischen Kunst überhaupt beruht. Besonders rühmend wird jener Stellen gedacht, in welchen Scherer den Einfluß fremder Völker auf unser deutsches schildert, namentlich, wie Deutschland es verstanden, die fremden Ideen in deutsche umzuwandeln und das Gute in ihnen noch kräftiger und fruchtbringender auszugestalten. Nicht minder scharf hebt Scherer den Anteil der deutschen Frau auf die Gestaltung der deutschen Litteratur hervor; in allen großen Zeitaläufen habe dieser Einfluß bestanden und veredelnd auf Deutschlands Litteratur eingewirkt.

Diesen lebendig geschilderten Vorzügen stehen nur wenige Punkte gegenüber, in denen sich Goebel in Widerstreit zu Scherer setzt. Wenn Scherer sich in betreff des Ursprunges der Nibelungen als Anhänger der Lachmannschen Theorie bekennt, so scheint dies (nach Goebel) mehr aus Ehrfurcht seinem Lehrer Müllenhoff gegenüber gerechtfertigt zu sein, als durch seine eigene Überzeugung. Wie bekannt, ist Goethe der Lieblingschriftsteller Scherer's. Ihm gegenüber tritt in der Darstellung Schiller zurück; besonders vermißt Goebel eine Besprechung der ästhetischen und philosophischen Schriften Schiller's.

Schon wenige Monate nach dieser Anzeige — Dezember 1886 — sah sich Goebel in die traurige Nothwendigkeit versetzt, den Manen Scherer's ein litterarisches Denkmal zu setzen, welches licht- und liebevoll die großen Geistes Eigenschaften dieses seltenen Mannes noch einmal zusammenfaßt.

Scherer ist nicht den Studierenden germanischer Philologie allein gestorben; ihn betrauern die Gebildeten einer ganzen Nation, und nicht bloß seine eigene. In ihm verliert das deutsche Volk einen seiner begabtesten Söhne, einen getreuen und begeisterten Interpreten seiner geistigen Eigenart. Mag Scherer's Leben, wie das deutscher Gelehrten überhaupt, auch keine Schicksale haben, dafür entschädigt sein inneres, machtvolles Geistesleben, seine wissenschaftlich selbstschöpferische Kraft. Es lag etwas Großes, Heldenhaftes in seiner Natur, in der Art, wie er die Probleme seiner Wissenschaft erfaßte. Seine fruchtbringende, den Naturwissenschaften abgelauschte Methode des genauen Nachspürens der Thatfachen, und deren Vergleichung hat ihre glänzenden Früchte getragen und ist vorbildlich geworden für kommende Zeiten.

So darf es nicht Wunder nehmen, daß Scherer's berühmte Litteraturgeschichte in ihrer englischen Übersetzung einer Offenbarung gleich wirkte und bei vielen den Wunsch erregte, die Werke kennen zu lernen, welche Scherer bespricht. Der große Philolog und unermüdlche Vermittler zwischen England und Deutschland in Wissenschaft und Litteratur, Max Müller, hat es, im Verein mit F. Lichtenstein, einem Schüler Scherer's, unternommen in dem folgenden Werke die Entwicklung der deutschen Sprache von ihrem Beginn bis auf unsere Zeit darzulegen:

The German Classics from the Fourth to the Nineteenth Century with Biographical Notices, Translations into modern German, and Notes by F. Max Müller, M. A. A New Edition, revised, enlarged, and adapted to Wilhelm Scherer's History of German Literature by F. Lichtenstein. 2 Vols. crown 810, pp. XIX. 711; VI. 677. New-York, Charles Scribner's Sons, 1886.

Was dem vorstehend genannten Sammelwerke noch besonderen Wert verleiht, ist, daß Scherer selbst noch bei Lebzeiten die Goethe berührende

Auswahl getroffen hat; von ihm selbst ist dann die vorliegende Arbeit als eine treffliche Illustration seiner eigenen Litteraturgeschichte angesehen worden. Erstaunt mag der Leser sein, Lessing nicht unter den deutschen Klassikern zu finden; es entspricht dieses der Einteilung in Scherers Litteraturgeschichte; Lessing wird nur durch Stücke vertreten, welche seine philosophischen und religiösen Anschauungen enthalten. Trotz des breiten Raumes, welchen Goethe in dieser Sammlung einnimmt, vermißt Goebel doch den Essai: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil“ da Scherers Anschauungen über die verschiedenen Perioden in Goethes Stil auf diesem Essai beruhen. — Allein nicht bloß vom Litteraturgeschichtlichen, sondern auch vom philologischen Standpunkt aus ist das Sammelwerk interessant, weil es zugleich die Entwicklung der deutschen Sprache durch die Jahrhunderte hindurch in bezeichnenden Proben giebt. Wer demnach eine gründliche Kenntniß deutscher Sprach- und deutscher Litteraturgeschichte erlangen will, dem wird Scherers geistvolles Werk, wie die es ergänzende und vertiefende Anthologie ein trefflicher, kundiger Führer sein.

Dresden.

Wilhelm Schefler.

Lied und Legende. Recueil de poésies allemandes avec des notices littéraires et biographiques par Ph. Kuhff, professeur au collège Chaptal. Paris, librairie Fischbacher, 1886. gr. 8°. 309 S. Preis in Leinwand geb. 3 Franken.

Professor Kuhff gehört zu den wenigen, welche zu einer Zeit, da die Volksmuse in Frankreich noch keine Heimat hatte, sie durch sein Werk *Enfances du bon pays de France* einzubürgern suchte. In gleicher Weise sucht auch das vorliegende Werk die innigere Bekanntschaft mit dem deutschen Liede und deutscher Sage (soweit sie sich im Liede spiegelt) zu vermitteln. Gerade das Hineinragen des Volksliedes oder volkstümlicher, d. h. durch die naive Dichtung des Volkes beeinflusster Kunstdichtungen, giebt vorliegender Sammlung ihr eigenartiges Gepräge. Sie soll, wie mir scheint, dem Franzosen nicht nur zeigen, welche schöne Blüten die deutsche Dichtung zeitigte, indem sie die deutsche Volksdichtung auf sich einwirken ließ, sie soll auch mittelbar jene neuesten auf die Belebung der Volksliteratur in Frankreich gerichteten Bestrebungen unterstützen, welche darauf abzielen, die Kunstdichtung durch die Einwirkung der Volksdichtung mit neuem Leben zu durchströmen.

Dem Titel „Lied“ ist (der Alliteration wegen?) „und Legende“ hinzugesetzt. Ich habe schon oben den Sinn von Legende als „Sage im Liede verkörpert“ zu deuten versucht. Fast wäre man versucht, den Zusatz als entbehrlich zu bezeichnen, wenn man das sinnige Gedicht von

Karl Rudolph Tanner liest, welches auf dem Titelblatt sich findet und doch wohl den Titel selbst weiter zu erläutern bestimmt ist:

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Die nun folgende Einteilung enthält wiederum viel Eigenartiges, doch auch manches Gesuchte. So werden die letzten „Zeitrunen“ und „Tagesrhythmen“ überschriebenen Abschnitte erst durch den Inhalt der folgenden Lieder erklärt. Unter Zeitrunen sind geschichtliche Stoffe verstanden, von den sagenhaften Anfängen unseres Volkes bis zu seinen neuesten Heldenthaten bei Gravelotte und Straßburg, während die Tagesrhythmen am besten durch den vorausgesetzten Vers aus dem „Nachlaß Mirza Schaffys“ von Fr. Bodenstedt erläutert werden:

Wenig große Lieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein.
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein —;
Schlagen Wurzeln, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort;
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichterwort.

Es sind, um minder poetisch zu sprechen, auf die verschiedenartigsten Lebensäußerungen bezügliche Sprüche, die hier im dichterischen Gewande erscheinen. — Keine Erläuterung erheischen die den Zeitrunen und Tagesrhythmen vorausgehenden Abschnitte. — Ausgehend von den Liedern, welche die vier Jahreszeiten charakterisieren oder sich in sie einordnen lassen, geht Professor Kuhff zu „Wander- und Turnerliedern“ über, denen sich Lieder anschließen, die mit „Sinnen und Raten“, mit „Spaß und Ernst“ gekennzeichnet werden. „Land und Leute“, „Ferne Grüße“, „Kraft und That“ bilden weitere Hauptabschnitte in dem reichen Kranz der Lieder, zu deren Erklärung im einzelnen gelegentlich kurze sachgemäße Anmerkungen beigegeben sind.

Als — last not least — wird ein schönes Seemärchen in Versen gegeben, welchem sich als Beigabe eine Zusammenstellung der in dem Sammelwerke vertretenen Dichter nebst kürzestem Lebensabriß anreihet.

Aus dem Gesagten dürfte schon hervorgehen, daß wir es hier mit einer schönen Sammlung zu thun haben, die sich nicht bloß für den Franzosen und jede andere fremde Nation, welche sich der Kenntnis unserer Sprache und Litteratur befleißigt, als nutzbringend erweist, sondern

für uns Deutsche selbst, die wir uns diesen vorgehaltenen Spiegel sehr wohl gefallen lassen können, ohne in Selbstbespiegelung verfallen zu wollen. Der Verfasser hat selbst auf die schönen Seiten unseres Volkswesens, welche sich in diesen Dichtungen ausdrücken, in seinem Vorworte hingewiesen; leider hat er es sich nicht versagen können, seinen doch auf Verständigung und Veröhnung gerichteten Bestrebungen einen Tropfen Gift beizumischen in den Worten:

„Soigneusement étudié, l'ordre des chapitres et des morceaux fera du moins entrevoir, à côté de la Prusse hainouse (!), l'Allemagne pensivo (!). Doppelt bedauerlich ist ein solcher Ausspruch in einem für die Jugend bestimmten Buche. Wir hoffen, daß dieser Flecken bei einer neuen Auflage getilgt erscheint.

Es ist Professor Kuhff gelungen, in seine Sammlung auch viel Neues einzufügen. Dabei ist dies Neue gut. Er hat eine Reihe von Dichtern herangezogen, denen nur einmal in ihrer dichterischen Thätigkeit der große Wurf eines wirklich ansprechenden Gedichtes gelungen; indem Professor Kuhff gerade solche Gedichte mehrfach heranzog, hat er seine Sammlung durch ebenso schöne wie noch weniger bekannte Stücke bereichert.

Wenn Kuhff S. 16, 17 das Heideröslein von Goethe überarbeitet aufführt und an den Schluß „Goethe: des Knaben Wunderhorn“ setzt, so bedarf es für die Mehrzahl der Franzosen doch sicher eines genaueren Hinweises, daß es sich hier um einen Demant der Volksliteratur handelt, welchem Goethe durch seine Überarbeitung höhern Glanz verlieh.

Kuhff hat unter die vom Volksliede unmittelbar beeinflussten Lieder auch Venaus tiefes Schilflied: „Auf dem Teich, dem regungslosen“ (S. 150) aufgenommen. Sollte dasselbe nicht zuviel Reflexion enthalten, um gerade an dieser Stelle eingereiht zu werden?

Das litterarische Problem, welches Kuhff S. 195 stellt, inwieweit die drei folgenden, verschiedenen Nationen angehörenden Lieder:

„The Burial of Sir John Moore“,

„Stances sur les funérailles du colonel comte de Beaumanoir etc.“,

„Grabgesang“,

welche den Tod verschiedener Nationalhelden in ungemein ähnlicher Weise behandeln, aufeinander eingewirkt haben oder gar voneinander abhängen, — ich sage, dieses litterarische Problem stört die Einheit des Buches; eine Behandlung solcher Fragen gehört in eine Fachzeitschrift. Vielleicht kann es Professor Kuhff nützen, wenn ich anführe, daß er zur Lösung seines Problems der Revue „Europa“ Leipzig 1861, Nr. 10 und das Six-Pence-Magazine, June 1869 bedarf. Ihm ist es nicht gelungen, sich die genannten Nummern zu verschaffen.

Die Verlagsbandlung hat durch schönen Druck und gediegene Ausstattung das ihrige gethan, um dem Buche die verdiente allgemeine Verbreitung zu sichern.

Dresden.

Wilhelm Scheffler.

Die Grundzüge der Meditation. Eine Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten als Vorstufe zu den „Meditationen“ von Dr. Ferd. Schulz, Direktor des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Dessau 1887, Baumant. V u. 69 S.

Die gehaltvolle und lehrreiche Schrift begrüßen wir als eine willkommene Ergänzung zu den in dieser Zeitschrift Bd. 1 S. 461 flg. angezeigten Meditationen: der Herr Verfasser will darin „die Methodik in ihren Grundzügen darlegen, die er in den Meditationen verfolgt hat, zugleich die Wege, die er eingeschlagen, einem größeren Kreise Gleichstrebender kenntlich machen“. Seine Ausführungen sind bei aller Knappheit klar und lebensvoll. Von dem hohen Werte des hier Gebotenen, daß wirklich „erarbeitet“ und sichtlich „auf dem Wege langjähriger Suchens und Prüfens gewonnen“ ist, dürfte auch der sich überzeugen, der bisher der Ansicht zuneigte, als bedürfe man so umständlicher Anweisungen überhaupt nicht, um die Schüler zur Auffindung der Gedanken und zu logischer Anordnung derselben hinzuleiten. Niemand wird dem hier empfohlenen Verfahren die Anerkennung versagen können, daß es denjenigen, der als Schüler genötigt wird, in solcher Weise zu arbeiten, auch für die Zukunft gewöhnt, einen Gegenstand in echt wissenschaftlicher Art von allen Seiten zu betrachten und klar und folgerichtig darzustellen. Ein Nürnberger Trichter oder bequemes Rezeptbuch ist das Büchlein nicht: es muß vom Lehrer, der es nutzen will, gründlich studiert sein. Aber wer sich des Herrn Verfassers Führung anvertraut, der darf hoffen, daß ihm die Lösung der schwierigsten Aufgabe, die dem Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen gestellt ist, mit der Zeit gelingt, auch wenn er nicht über die vielseitige Bildung des Verfassers und ein so außerordentliches Lehrgeschick gebietet, wie diese Schrift bekundet.

Leipzig.

G. Berlitz.

Methodik des Unterrichtes in der deutschen Sprache von Franz Branky, Prof. an der K. K. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien. Wien 1887, Alfred Hölder. 80 S. Preis 50 Kr.

Obwohl das hübsche Schriftchen in erster Linie die Volksschule im Auge hat, so glauben wir es doch mit gutem Gewissen auch den Lehrern höherer Schulen, welche in den untersten Klassen Deutsch unterrichten,

empfehlen zu dürfen. Es ist ein Vergnügen, das Büchlein zu lesen, das aus dem Unterrichte hervorgegangen ist und einen unzweifelhaft gewandten Lehrer, der auch mit der Geschichte der Muttersprache vertraut ist, zum Verfasser hat. Zugleich liefert es den erfreulichen Beweis — eine Thatsache, von welcher die Freunde des deutschen Sprachunterrichtes von Rud. Hildebrand gewiß gern Kenntnis nehmen werden —, wie das Verfahren, für welches hier erst der Weg gezeigt worden ist, im muttersprachlichen Unterrichte immer mehr Anhänger und aller Orten an Boden gewinnt. Denn etwas wie Hildebrandscher Geist ist es, der auch in Brantys Schriften den Leser hier und da antreibt. Für jeden ausgeführten Lehrplan enthält es schätzenswerte Winke und Ergänzungen, die auch erfahrene Lehrer nicht verschmähen werden. In der sonst guten und gefälligen Darstellung stört nur der österreichische Gebrauch des „verhalten“ im Sinne von „dazu anhalten“.

Leipzig.

G. Berlitt.

Klopstocks Oden. (In Auswahl.) Mit Einleitung und Anmerkungen von Christoph Würfl. Wien, 1887, Hölder. 45 Kr.

Die Anzeichen dafür, daß Klopstock in der Schule allmählich die gebührende Beachtung findet, mehrten sich in erfreulicher Weise. Ich erinnere nur an Lichtenhelds Auswahl (Wien, 1885, bei Graeser), an Fricks Auszug des Messias (Berlin, 1886) und an desselben Gelehrten vortreffliche Bemerkungen in den „Epischen und lyrischen Dichtungen“ (aus deutschen Lesebüchern, 4. Bd.). Auch die obengenannte Ausgabe von Würfl ist mit Dank aufzunehmen. Den Vergleich mit Lichtenhelds Arbeit braucht sie in keiner Weise zu scheuen, wobei nicht übersehen werden darf, daß Würfl, selbst ein bewährter Klopstockforscher, gegen jenen im Vorteil war, insofern er die Veröffentlichungen der letzten Jahre — namentlich auch Hamels Ausgabe — benutzen konnte, was er denn auch in der That — mit vollem Recht — gethan hat. Seine Einleitung, welche sich von überschwänglichen Lobpreisungen ebenso wie von unverständigem Tadel frei hält, giebt eine warme und gerechte Würdigung von Klopstocks Verdiensten, ohne die Irrtümer und Schwächen des Dichters zu verschweigen. Sie ist bündig und faßlich gehalten, beschränkt sich strenger als die Lichtenheldschen auf das der Schule Dienliche und ist gut geschrieben. Nur ein paar kleine stilistische Unebenheiten fallen auf; so S. IV „seine Lieder überströmten“, ohne Affusativ, statt „strömten über“; und S. IX „wie bei der Sprache verhält es sich auch bei den Versmaßen“. Die Erläuterungen beobachten das richtige Maß für ein Buch, das Schüler in Händen haben sollen, d. h. sie wollen keinen fortlaufenden Kommentar

vorstellen, der den Lehrer schließlich überflüssig macht, sondern beschränken sich auf kurze sachliche und sprachliche Bemerkungen. Dabei bleibt für den Lehrer noch viel, sehr viel zu thun, aber es wird doch beträchtlich an Zeit gespart, die nun für Besprechung des Gedankeninhalts und andre Dinge, welche über das elementare Verständnis hinausliegen, vor allem aber für einen reichlicher bemessenen Lesestoff ausgenutzt werden kann. Auch was der Herausgeber in den Anmerkungen beibringt, ist wohl erwogen, soviel ich sehe. Wenn über Gellert (S. 7) überhaupt ein Wort nötig war, so durften allerdings seine geistlichen Lieber nicht unerwähnt bleiben. Daß Erzt ältere Form für Erz (S. 113), Ahndung ältere Form für Ahnung (S. 132) sei, kann man nicht wohl sagen, ohne mißverstanden zu werden. Gegen die Auswahl lassen sich kaum viel erhebliche Einwände vorbringen. Ungern vermisse ich gleich am Anfang die älteste Ode, den Lehrling der Griechen, die doch auch Lichtenheld aufgenommen hat; in beiden Ausgaben fehlen leider die Oden: Der Rheinwein, Der Fürst und sein Liebweib, das ergreifende kleine Gedicht Die Trennung und — eins der allerschönsten — Die beiden Gräber. Dagegen bietet Würfl unter anderen die bei Lichtenheld schmerzlich vermißten: Das Rosenband, Hermann, Der Ramin, Das Wiederseh'n und Winterfreuden. Auch die Aufnahme der „Genesung“ ist durchaus zu billigen, nicht nur, weil sie die älteste Ode in freien Rhythmen ist, sondern vor allem, weil Hamels Verdammungsurteil uns nicht davon abhalten soll, die Innigkeit der Empfindung und die poetische Schönheit des nicht eben gedankenreichen Gedichtes, namentlich der zweiten Strophe, anzuerkennen und nachzuempfinden. — Nimmt man dazu, daß der Text bei Würfl mit Sorgfalt behandelt ist, so wird man zugestehen müssen, daß seine Ausgabe allen billigen Anforderungen genügt; und darum wünsche ich ihr den besten Erfolg. Sie wird ohne Zweifel mit dazu beitragen, dem mächtigen, viel verkannten Dichter neue Freunde zu gewinnen, was wir im Interesse unserer Jugend nur wünschen müssen. Wenn irgend ein Dichter der Erklärung bedarf und die Erklärung lohnt, so ist es Klopstock. Seine Oden in bloßer Textausgabe zu lesen, ist für Schüler unmöglich; mindestens würde dann der privaten Beschäftigung, dem persönlichen Sichvertiefen (wozu anzuregen ein Hauptzweck der Schullektüre ist) ein schwerer Riegel vorgeschoben, während bei bescheidener Unterstützung des jugendlichen Lesers durch verständige Anmerkungen die eigentümliche Schönheit und Größe von Klopstocks Poesie erst recht lebhaft empfunden wird und reichen Segen für Herz und Geist spendet. Munders vortreffliche Biographie sei bei dieser Gelegenheit dem Studium der Fachgenossen aufs wärmste empfohlen.

Baugen.

G. Klec.

Deutsche Aufsatz-Entwürfe. Für höhere Schulen von Prof. Dr. Eduard Niemeyer, Rektor a. D. des Dresden-Neustädter Realgymnasiums. 1. Teil: 1886, 2. Teil: Aufgaben aus der Litteratur nebst ausgearbeiteten Aufsätzen 1888. Berlin, Verlag von Friedberg und Mode.

Von dem um den Unterricht in der Muttersprache so hochverdienten Verfasser begrüßt man jedes neue Werk mit gerechter Erwartung und Spannung. Aber keine der von Niemeyer bisher veröffentlichten wertvollen litterarischen Arbeiten (die größere und kleinere Grammatik, die deutsche Metrik und Poetik, die Commentare zu Herders Eid, zu Lessings Philotas, Minna von Barnhelm und Nathan dem Weisen) ist in solchem Maße der Ertrag seines ganzen Lehrer- und Berufslebens, bringt den mit seltener Begabung und reichster Erfahrung im Fache des deutschen Unterrichtes ausgerüsteten Schulmann nach seiner vollen und lebenswürdigen Persönlichkeit zugleich auch unserem Herzen so nahe als diese deutschen Aufsatzentwürfe. Welche Hingabe an diesen allerdings wichtigen Gegenstand des deutschen Unterrichtes, der bei oberflächlicher Behandlung das Gegenteil von dem bewirken kann, was er soll, welche Sorgfalt und Gründlichkeit in der Stoffsammlung, welche Sinnigkeit und welche Fülle von Anregung in dem Entwicklungsgange; wie edel und formvollendet die Sprache, so daß schon um des letzten Vorzugs willen das Vorlesen des Aufsatzes durch den Lehrer — etwa nach Rückgabe aller Arbeiten — bildend für den Schüler wirken muß! Ich wähle ein Beispiel aus der Sammlung, das ich jüngst in Prima mit bestem Erfolge habe bearbeiten lassen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben.“ Die Ausarbeitung dieses Themas ist unbedingt schwierig zu nennen; Schillers philosophisches Gedicht bildet die Grundlage. Niemeyer versteht es, den Schüler auch Schwierigkeiten überwinden zu lehren, nicht spielend, indem er denselben etwa, wie dies in den meisten Sammlungen sogenannter „Musteraufsätze“ geschieht, die auszuführenden Hauptgedanken zum Nachsprechen vorsagt, nein, dadurch, daß er die Selbstthätigkeit des Lernenden in hohem Grade anzuregen weiß: 1. „Ein Künstler, der durch seine Werke die Würde der Menschheit befördern will, muß selbst würdig sein, d. h. einen hohen Stand der geistigen und sittlichen Bildung einnehmen“; damit der Schüler diesen Satz findet, fordert Niemeyer ihn auf, im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit Goethes Urteil über Christian Günther, sowie die Recension der Gedichte Bürgers, an dem Schiller die Läuterung des Innern vermißt, zuvor nachzulesen. 2. „Aber die edelsten Wirkungen werden die Künstler nur dann hervorbringen, wenn sie die würdigsten Stoffe wählen“ — hier folgt ein Fingerzeig auf einige Strophen in Ahlands Sängers Fluch

und Auserungen Schillers im Prolog zu Wallenstein. 3. „Ein edler Gegenstand darf nicht gemein behandelt werden.“ — Hintweis auf Gellerts Fabel, welche er dem König von Preußen bei der Audienz vortrug und die von einem Maler erzählt, der den Mars im Bilde dargestellt hatte, sowie auf Schillers Aufsatz (als reiche Fundgrube für die gestellte Aufgabe überhaupt bezeichnet): „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.“ 4. „Unedle Eigenschaften, die Laster und Verbrechen, müssen so dargestellt werden, daß sie abschrecken, nicht locken“ — der Schüler entwickelt diesen Gedanken an der Charakteristik des Geizigen, des Scheinheiligen (Tartüffe) von Molière, an Lessings Riccaut de la Marlinière, an Kriemhilde, insofern der Dichter des Nibelungenliedes seine Feindseligkeit gegen deren Nachsucht nicht verbirgt. 5. „Aber Niedrigkeit des Zustandes, wenn sie nur mit Hoheit der Gesinnung verbunden ist, kann ins Erhabene übergehen, also sehr wohl in der Dichtung verwendet werden“ — prächtiges Beispiel die Helbin des Gudrunliedes (Treue gegen den Bräutigam und Stolz des königlichen Bewußtseins). 6. „Insbesondere ist es die Schaubühne, die sehr viel zur Erziehung des Volkes nicht bloß, sondern auch der Menschheit beitragen kann und dann in die Reihe der höchsten Bildungsanstalten gehört“ — der Schüler liest zuvor Schillers Vortrag über „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, wo ausgeführt ist, daß die Schaubühne 1. die Aufklärung des Verstandes, 2. die Bildung des Herzens, 3. die edelste Unterhaltung gewährt — Widerlegung von Rousseaus Behauptung (in der Preisschrift von 1750), daß die Künste und Wissenschaften die Verderbnis der Sitten herbeigeführt haben durch Auserungen Lessings in „Das Neueste aus dem Reiche des Wizes“ 1751. — „Schiller ist selbst das erhabenste Beispiel eines echten Künstlers“ — die schönen Worte Goethes über ihn im Epilog zur Glocke!

Man sieht, Niemeyer weiß den Schüler auf festen Grund und Boden zu stellen; wenn dies aber geschehen ist, dann wird die Leistung des Schülers auch Hand und Fuß haben. Schon der gegebene Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung des Verfassers über den genannten Gegenstand wird das von Niemeyer eingehaltene Verfahren, welches in der That des höchsten Lobes würdig ist, veranschaulichen; aber auf jeder Seite finden wir es streng beobachtet: geschickte Anleitung, wie der Schüler das Thema zu erfassen hat und seinen Ideenzirkel erweitern und leeres Phrasentum vermeiden kann; zugleich werden bei dieser Methode die Kräfte des jungen Stilisten voll und ganz in Anspruch genommen, eigenes Nachdenken über die aus der unerläßlichen, vorbereitenden Lektüre gewonnenen Anschauungen geweckt und herausgefordert. — Welcher Lehrer des Deutschen hat nicht bei dem Studium von Hildebrands Schrift über

den deutschen Sprachunterricht seine herzlichste Freude gehabt an dem erfrischenden und belebenden Obem, der aus diesen Anleitungen weht, wie es in der deutschen Stunde gemacht werden soll, damit die hohen Ziele, Bereicherung des Gemüths und Stärkung der Schaffenslust unsrer Jugend auch erreicht und die Sinne geschärft werden an dem wunderbaren Bildungstoff unsrer Sprache — in den Riemeyerschen Aufsatzentwürfen haben wir ein Stück des ins Praktische übersehten Hildebrand. — Materialien und Dispositionen sind gerade in neuerer Zeit in nicht geringer Anzahl erschienen; aber ich wüßte kein einziges dieser Erzeugnisse zu nennen, welches durch eine solche Summe erzieherischer Erfahrung, durch gereifte Erkenntnis, planmäßige Durchführung und anregende Einzelheiten derart sich auszeichnete, wie das Werk Riemeyers, das ich am liebsten als eine Art pädagogischen Testaments bezeichnen möchte, als ein wertvolles Erbe für die jüngere Generation. Man müßte das ganze Werk abschreiben, wollte man zeigen, in wie hohem Grade charakterbildend und zugleich formveredelnd stilistische Übungen werden können, wenn die Art und Weise dieser Entwürfe zur Richtschnur genommen wird. In Bezug auf die gestellten Aufgaben, deren Bearbeitung der Verfasser, wie er im Vorwort theilte, entweder selbst vorzunehmen oder zu denen er wenigstens die Quellen ausfindig zu machen pflegte, sei hier noch bemerkt, daß eine Fülle von neuen Themen sich findet, theils in ausgeführten Aufsätzen, theils bei mehr oder minder größeren Entwürfen mit wegweisenden Angaben für den Lehrer. Der erste Teil bringt auf 244 Seiten, der zweite Teil (Aufgaben aus der Litteratur) auf 274 Seiten Themen für die ganze Stufenleiter von Quarta bis Prima.

Möge Riemeyers Werk, diese schöne gereifte Frucht einer 40 jährigen Schulpraxis, in Fachkreisen die Beachtung finden, auf die es gerechter Weise mehr Anspruch hat, als irgend ein Buch ähnlicher Art.

Dresden.

G. Unbescheid.

Disposition zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda. Von Dr. Ernst Ziegler. II. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh. 1888.

Auch in dem vorliegenden zweiten Teil bietet der Verfasser aus der Lektüre der griechischen und römischen Klassiker eine sehr reiche Auswahl von Stoffen, so daß der Lehrer des Deutschen am humanistischen Gymnasium wohl kaum hinsichtlich eines für Tertia und Untersekunda passenden Themas in Verlegenheit geraten wird. Freilich setzen viele dieser Aufgaben eine außerordentliche Durchbringung des Gelesenen nach der sachlichen Seite voraus, so daß wir einen leisen Zweifel hegen, ob auf diesen beiden Unterrichtsstufen, auf denen noch genug sprachliche

Schwierigkeiten zu überwinden sind, dieser hohe Grad allerdings sehr wünschenswerter lebendiger Erfassung des Gegenständlichen zu erreichen ist. Vor einem zu ausgiebigen Gebrauch von Themen aus der alten klassischen Litteratur möchten wir überhaupt warnen: gerade dem Schüler des humanistischen Gymnasiums ist es heilsam, wohl auch Herzensbedürfnis, daß er bei den Übungen in der Muttersprache einmal von dem redet, was mit deutschem Geist und Leben erfüllt und durchdrungen ist. Welches Interesse wird er z. B. einer Aufgabe entgegenbringen, die Rede des Volkstribunen Metellius als Beispiel einer demagogischen Hejrede darzulegen? Wir möchten auch deshalb vor solchen Themen warnen, weil ein großer Teil der Schüler bei derartigen Aufgaben nur zu gern zur Felsbrücke greift und hierdurch Gefahr läuft, an dem schlechten Deutsch derselben seinen Stil zu bilden. Wir befürworten auch für das Gymnasium volle Selbständigkeit des deutschen Unterrichts. Aus diesem Grunde können wir es auch nur für die unteren und höchstens die mittleren Klassen als angezeigt erachten, wenn der Lehrer des Lateinischen und Griechischen zugleich der der deutschen Sprache in derselben Klasse ist, während auf der oberen Stufe eine solche Personalunion, wie sie Biegler für wünschenswert zu halten scheint, wohl besser zu vermeiden sein wird. — 150 Dispositionen (110 aus Cäsar, Dvid, Curtius, Livius, Cicero, Virgil, Xenophon, Homer, 40 aus Uhlands Balladen und aus Ernst von Schwaben, aus Schillers Balladen, aus Maria Stuart und Tell), insbesondere auch die im Anhang gegebenen beiden Reden Ciceros sind mit großer Gedankenschärfe abgefaßt und mit Angabe der Quellen selbst bei den Unterteilen in zweckentsprechender Weise versehen.

Dresden.

G. Unbescheid.

Gotthold Klee, Hausmärchen aus Altgriechenland. Deutschen Kindern wiedererzählt. Gütersloh 1888, C. Bertelsmann. VI, 344.

Gotthold Klee hat bereits durch seine Bearbeitung von G. Schwabs Sagen des klassischen Altertums, sowie durch ähnliche Arbeiten hinreichend dargethan, daß er wohl berufen ist, die alten Sagenstoffe in geeigneter Form der Jugend zu übermitteln. Auch in der vorliegenden Sammlung weiß er den rechten Herzenston zu treffen, der die Jugend unwiderstehlich gefangen nimmt. Gewiß war es ein neuer und zugleich kühner Gedanke, der vielleicht manchen vergrämierten Pedanten zum Widerspruch reizt, die altgriechischen Sagen in der Form von Märchen unsern Kindern darzubieten. Der Verfasser meint, daß „diese alten Geschichten in Hellas ebenso gut von den Müttern und Großmüttern ihren Kindern und Enkeln am häuslichen Herde erzählt wurden, wie es

mit den Märcen von Schneewittchen, Däumling und andern bekannten und werten Persönlichkeiten noch heutigestags in Deutschland und anderwärts der Fall ist". Und wir halten diesen Gesichtspunkt in der That für einen sehr richtigen und gesunden; er erinnert an die Art, wie Niebuhr seinen Kindern die alten Sagen erzählte. Obwohl Klee manches geändert, auch hie und da eigene Ausschmückung hinzugethan hat, so hat er doch nie gegen den Geist der griechischen Sage verstoßen, nie den reinen, naiven Ton verlegt, den die griechische Sage fordert und der geradezu herzerquickend auf uns wirkt. In der Fassung Klees blickt die griechische Sage unsere Jugend aber zugleich viel vertrauter, ich möchte sagen inniger und herzenerwärmer an, als sonst. Er hat Peter Hebel und den Brüdern Grimm den wahren Ton des Erzählens abgelauscht, und man hat bei der Lektüre des Buches nie den Eindruck des Gefünstelsten und Gemachten. Wir können daher Klees vorzügliche und eigenartige Arbeit aufs wärmste empfehlen und wünschen, daß das schöne Buch vor allem in keiner Schülerbibliothek fehlen, daß es aber auch recht bald als ein wahres Schatzkästlein Eingang in jedes deutsche Haus finden möge.

Dresden.

Otto Lyon.

Kleine Mitteilungen.

— Die Leser werden sich noch erinnern, daß in früheren Jahren der bekannte Schriftvergleichs-Kommissionsrat Adolf Henze in Neustadt-Leipzig einen Ehrenpreis auf das schönste und schreibfähigste Alphabet ausgesetzt hat. Die zeitgemäße Idee, die darauf abzielte, den Deutschen endlich einmal eine einheitliche und zwar die formvollendetste, schönste Handschrift zu verschaffen, machte in den beteiligten Kreisen und darüber hinaus außergewöhnliches Aufsehen. Alle, die im Schreiben Tüchtiges leisteten, nahmen an dem glücklichen Wettbewerb den lebhaftesten Anteil. Im ganzen waren 764 Konkurrenz-Alphabete eingegangen, darunter 2 sogar von Amerika. Unter den Konkurrenten befanden sich 174 Lehrer, 109 Beamte (unter diesen waren 8 Ministerialbeamte), 61 Kaufleute, 38 Künstler (Maler, Kupferstecher, Lithographen u. s. w.), 34 Kalligraphen, 31 Schuldirektoren, 16 Gewerbetreibende, 12 Militärpersonen (darunter waren 7 Offiziere), 10 Gelehrte, 9 Pastoren, 9 Gymnasiallehrer, 8 Professoren, 7 Lehrerinnen, 2 Förster, 1 Gutsbesitzer, 1 Justizrat. Die übrigen hatten ihren Stand nicht angegeben. Nach den Staaten verteilen sich die Konkurrenten in folgender Weise: Preußen lieferte 271 Preis-Alphabete, Sachsen 109, Oesterreich 90, Bayern 65, Baden 30, Württemberg 28, Schweiz 14, Rußland 10, Luxemburg 2, Frankreich 2, Holland 2, Amerika 2, die übrigen verteilen sich auf Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Coburg-Gotha, Hessen-Darmstadt, Anhalt, Braunschweig, Sachsen-Meinungen, Mecklenburg-Strelitz. Ein wahrhaft glänzender Erfolg des nationalen Unternehmens! Nachdem nun durch einen engeren Verein von Schriftkundigen unter Vorstz des Herrn Kommissionsrat Henze aus dem eingegangenen reichen Borrath eine Auswahl mustergeräthlicher Handschriften vorgenommen, nachdem ferner diese Auslese je nach der Beschaffenheit der Originale theils photographirt, theils

lithographiert, teils autographiert worden, erfolgte der Versand der vervielfältigten Exemplare an das aus 60 Mitgliedern bestehende Preisrichter-Kollegium. Als Sieger ging der Gymnasiallehrer Gostky in Rottbus hervor. Das angestrebte Ziel war damit erreicht, die schönste nach Form und Geist ausgezeichnete nationale Schrift geschaffen. Der Begründer der Schrift feiert dies Ereignis mit folgenden Worten:

„Mein Preis-Ausschreiben zur Begründung einer deutschen National-Handschrift hat einen glänzenden Erfolg gehabt. Soweit die deutsche Junge klingt, ist mein Aufruf mit Sympathie und Begeisterung aufgenommen worden. Der Deutsche hat es gefühlt, daß Deutschland auch in seiner Schrift einig sein müsse.“ — Er schrieb dies im April 1868. — „Der Zweck meiner Thätigkeit“, fährt Herr Kommissionsrat Henze fort, „für Anbahnung eines allgemeinen deutschen Schriftbuktus ist durch das Zusammenwirken der besten Kräfte vollständig erreicht. Ich kann meine Genugthuung über diese allgemeine Teilnahme nicht aussprechen, ohne zugleich den deutschen Geist in seinem Streben für alles Hohe, Edle und Schöne rühmend anzuerkennen.“

Die Teilnahme zeigte sich auch bei Einführung der Schrift, dem Schlußstein des ganzen Unternehmens. Nach einer uns neuerdings zugegangenen Mitteilung der Verlagshandlung von Adolf Henze hat sich die deutsche Preis-National-Handschrift danach in kurzer Zeit eingebürgert. Die nach dieser Schrift bearbeiteten Henzeschen Schönschreibhefte für Schulen gelangten nicht allein in Deutschland, sondern auch in allen anderen Ländern, in welchen sich deutsche Schulen befinden, so in Frankreich, Österreich, Rußland, England, Italien u. s. w. zur Einführung; selbst die Deutschen in Afrika, Australien und Asien bedienen sich dieser National-Handschrift. In Deutschland wurde sie von den meisten Regierungen den Schulvorständen zur Einführung angelegentlich empfohlen, sie fand nach und nach in nicht weniger denn 3200 Schulen Eingang. Die deutsche Preis-National-Handschrift wird mehr und mehr geistiges Eigentum der deutschen Nation.

— Einen höchst lesenswerten Aufsatz von Prof. Dr. D. Brenner in München unter der Überschrift: „Zum mittelhochdeutschen Unterricht“ bringen die Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen, XXI. Jahrg., S. 177 bis 185. Der geistvolle Universitätslehrer fordert nachdrücklich, daß das Mittelhochdeutsche zum besseren Verständnis der mittelhochdeutschen Litteratur und zur richtigeren Auffassung der neuhochdeutschen Sprache und ihrer Dialekte von unseren Gymnastasten erlernt werden solle. Er verlangt Einführung in die nhd. Grammatik und die nhd. Vektüre und beklagt mit Recht lebhaft, daß in Preußen und Österreich das Mittelhochdeutsche aus dem Gymnasiallehrplan gestrichen ist. Für den Beginn empfiehlt Brenner die Sprüche Freidanks, an welche sich der „arme Heinrich“ anschließt. Zur Privatlektüre empfiehlt er die Gudrun, deren schwierigere Teile jedoch in der Schule zu besprechen seien. Im zweiten Jahre des nhd. Unterrichts sei das Nibelungenlied vorzunehmen, dessen erste Abenteuer zur Wiederholung der Grammatik und Metrik zu verwenden seien. Immer sei streng auf rhythmisch richtiges Lesen zu halten, dann würden später namentlich die lyrischen Verse als Kunstwerke strengen Stiles erkannt werden. Ob sich Parzival als Hauslektüre empfiehlt, läßt Brenner unentschieden; er empfiehlt, einzelne Stücke im Urtext zu lesen und zur Ergänzung derselben Wätters treffliche Übersetzung zu benutzen. Den Schluß solle die Lyrik bilden; nicht bloß Walther, auch die übrigen Minnesänger verdienten gelesen und erklärt zu werden. Der Aufsatz Brenners berührt sich aufs engste mit den Bestrebungen unserer Zeit-

schrift, und wir freuen uns lebhaft über sein Eintreten für das Mittelhochdeutsche. Namentlich hat uns auch die Wärme wohlgethan, mit der er des altdeutschen Minnesanges Erwähnung thut. Leider giebt es in unserer Zeit viele, auch viele Lehrer, auch Universitätslehrer, welche von dem Minnesange eine ganz falsche Vorstellung haben und diese auf Grund ihres Ansehens hin den Schülern einimpfen. — Zugleich sei hier noch erwähnt, daß neuerdings in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1888, S. 1 flg. Lichtenheld entschieden für das Mittelhochdeutsche in Oesterreich eingetreten ist.

— Heft 4 und 5 des österreichischen Schulboten (1888) enthalten einen Aufsatz von Prof. Franz Branky in Wien über: Theodor Bernalefen. Branky schildert in trefflicher Weise den verdienten Schulmann und legt namentlich auch die Verdienste desselben um den deutschen Sprachunterricht dar. Beigegeben sind dem Aufsatze einige Briefe von L. Uhland, J. G. Seidl und Jakob Grimm, die von diesen an Bernalefen geschrieben worden sind. Diese Briefe bilden eine sehr fesselnde und dankenswerte Beigabe.

— D. Glöde, Oberlehrer an der höheren Töchterschule zu Wismar i. M., hat in der Germania XXXIII, 1 (S. 17) einen Aufsatz veröffentlicht: „Der nordische Tristanroman und die ästhetische Würdigung Gottfrieds von Straßburg“, in welchem er mit guten Gründen die Ansicht E. Kölbings (vgl. dessen Schrift: „Die nordische und die englische Version der Tristan Sage.“ Heilbronn 1878), daß Gottfried nichts weiter sei als ein feinsinniger Übersetzer, als unannehmbar und falsch nachweist. Wir stimmen Glödes Beurteilung Gottfrieds, die an der Meinung festhält, daß Gottfried ein wirklicher und großer Dichter sei, durchaus zu und wünschen, daß sich namentlich die Lehrer des Deutschen durch Kölbings Untersuchungen, sowie durch ähnliche Arbeiten, die jetzt besonders beliebt zu sein scheinen und mit großem philologischem Apparat ausgerüstet den Unsicheren oder Unkundigen nur allzuleicht irreführen, nicht zu einer unrichtigen Darstellung in der Schule verleiten lassen. Es kann gar nicht genug darauf hingewiesen werden, daß bloße Gelehrsamkeit zur Beurteilung dichterischer Individualitäten auch nicht im entferntesten ausreicht. Vor allem gehört dazu selbst wieder dichterische Begabung, sowie genaue Kenntnis und volles Verständnis des dichterischen Denkens und Schaffens. Unzählige Mißgriffe, welche die neuere Forschung hinsichtlich der Beurteilung der mittelhochdeutschen höfischen Dichter und der Minnesänger aufweist, erklären sich daraus, daß man vom einseitig philologischen Standpunkte nach einer gewissen einseitigen gelehrten Methode an die Beurteilung der Dichter herangetreten ist. Wenn irgendwo, so hat hier die Schule die Pflicht, nicht jede Schwankung der Wissenschaft mitzumachen. Man erinnere sich doch daran, daß durch einen einzigen litterarischen Fund eine Reihe der scharfsinnigsten Aufstellungen Scherer's umgestoßen worden ist. Und Scherer war noch dazu ein Mann von feingebildetem Geschmack; wie vielmehr werden diejenigen irren, die lediglich die lexikalische oder grammatische Vergleichungstabelle reden lassen!

— Am 10. April d. J. starb nach langem, schwerem Leiden Herr Gymnasialprofessor Anton Heinrich in Laibach, ein treuer Mitarbeiter unseres Blattes. Er hat sich hervorragende Verdienste um die Pflege der deutschen Sprache in den österreichischen Schulen erworben, namentlich durch seine deutsche Grammatik (vgl. Jahrg. 1, S. 86 unserer Zeitschrift), deren erster Teil in vielen Schulen eingeführt ist. Großen Schmerz bereitete es ihm, als im vorigen Jahre dem zweiten Teile seiner Grammatik, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte, vom österreichischen

Unterrichtsministerium die Approbation verweigert wurde. Seine Begeisterung für den deutschen Unterricht und für die Ziele unserer Zeitschrift hat ihn auch während seiner Krankheit nicht verlassen und ihn bis an sein Lebensende mit ihrem freundlichen und wärmenden Lichte begleitet.

Zeitschriften.

Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde XXXII, 4: E. Karolb, Otrifrids Beziehungen zu den biblischen Dichtungen des Juvencus, Arator u. a. (S. 386—410). — Grimme, Beiträge zur Geschichte der Minnesänger (S. 411—426). — v. Wislodi, die Mäuseturnsage in Siebenbürgen (S. 432—442); die drei Frauen (S. 442—451; verschiedene ungarische und siebenbürgische Fassungen des Schwanks von drei Weibern, die ihre Männer prüfen). — Liebrecht, Beiträge zur Geschichte der Frauen I (S. 493—507, reichhaltige Sammlung von Zeugnissen für auffallende Sitten und abergläubische Meinungen). — d —

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur XXXII, 1: Bolte, kleine Beiträge zur Geschichte des Dramas (S. 1—24, über handschriftlich erhaltene Spiele biblischen Inhalts aus dem 14.—16. Jahrhundert; über eine romantische Tragödie „der Freyschütz“ von 1813, über österreichische Dramatiker des 16. und 17. Jahrhunderts; moderne Fälschungen). — Birlinger, zur Kunde mittelalterlicher Personennamen am Mittelrhein (S. 129—137). — E. Schröder, die erste Kürnbergerstrophe (S. 137—141). — Anzeigen von D. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax (Tomaneß); E. H. Meyer, indogermanische Mythen; Homer und die Ilias (Laisner); Wellenhof, Alois Blumenauer (Ligmann); Rehrbach, monumenta Germaniae paedagogica III (Seemüller); Pfeiffer, Klingers Faust (Erdmann); Schlenker, Frau Gottsche (Ligmann). — 23 Briefe von J. und W. Grimm an A. v. Keller (aus den Jahren 1840—1863).

— XXXII, 2: S. 145—195 Laisner, über den „Wuizenmann“ (mit etymologischen Exkursen. — S. 196—334 Zimmer, Germanen, germanische Behnwörter und germanische Sagen Elemente in der ältesten Überlieferung der irischen Heldensage. — S. 334—336 Laisner, invento nomine (L. überseht die Stelle des Tacitus über den Namen der Germanen Germ. cap. II abweichend von Müllenhoff Deutsche Altertumskunde II, 199 so: „im Laufe der Zeit sei der Name — von Hause aus ein Stammes-, kein Volksname — zu umfassenderer Bedeutung emporgehoben, so daß alle mit einer Benennung, welche erst der Sieger Angst halber, später auch die Gesamtheit überkam, Germanen hießen“).

Im Anzeiger: über Ortner, Keimar der Alte und die Nibelungen (Seemüller); E. Martin, ausgewählte Dichtungen von Wolfhart Spangenberg (Pniower) u. a. — Zwei Briefe J. Grimms an Goldmann und Doen aus den Jahren 1815 und 1817. — d —

Zeitschrift für deutsche Philologie XX, 4 (Halle 1888) enthält auf S. 395—439: R. Weinhold, Julius Jacher; Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie. Dieses von Freundeshand in markigen Bügen meisterhaft entworfene Lebensbild sei der Aufmerksamkeit aller Freunde der deutschen Philologie empfohlen. Eingehend dargestellt ist namentlich die Begründung

und Leitung der „Zacherschen“ Zeitschrift und der „Germanistischen Handbibliothek“; ferner Zachers eifrige Bemühungen für Sicherung der Fortarbeit am Grimmschen Wörterbuche, für Förderung von Euphans Herberausgabe, für sprach- und sachkundige Revision der Lutherschen Bibelübersetzung. — d —

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 1. Januar: Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, 1. und 2. Lieferung, besprochen von D. Behaghel (Was B. bietet, hat nicht nur für den Laien, sondern auch für den Fachmann Interesse. Es fehlt nicht an neuen Nachweisungen und Vermutungen, an siegreicher Bekämpfung alter Irrtümer; gelegentlich lehrt auch Baechtold — gegenüber neuern Annahmen — auf die alte Tradition zurück). — Richard Weissenfels, Der daktylische Rhythmus bei den Minnesängern, besprochen von Reinhold Weder in Düren. — Hermann Usener, Altgriechischer Versbau, ein Versuch vergleichender Metrik, besprochen von Otto Behaghel (Usener gewinnt neue Stützen für die schon früher ausgesprochene, besonders von Allen vertretene Ansicht, daß der Hexameter aus zwei viertaktigen Versen zusammengewachsen. Er findet dann auch bei anderen Völkern überall viertaktige Kurzverse und kommt zu dem Schlusse, daß dies auch die Form des indogermanischen Verses gewesen sei. Behaghel macht seine Bedenken dagegen geltend, weist auf die entscheidenden Forschungen von Sievers hin und spricht sich dahin aus, daß der altgermanische Kurzvers wohl ohne Zweifel aus zwei, nicht aus vier Takteln bestand).

— Nr. 2. Februar: L. Sütterlin, Geschichte der Nomina Agentis im Germanischen, besprochen von F. Kluge in Jena. (Wenn wir von dem unglücklich gewählten Titel des vorliegenden Büchleins absehen und die Arbeit als altgermanisch und als vergleichend auffassen, können wir ihr das Lob einer fleißigen und umsichtigen Leistung mit einigen Einschränkungen wohl geben.) — Heinrich Dünker, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. Wilh. Scherer, Aufsätze über Goethe, besprochen von R. Kögel (sehr lehrwürdige Charakteristik Dünkers und Scherers). — M. R. Meyer, Jonathan Swift und G. Ch. Dichtenberg. Zwei Satiriker des 18. Jahrhunderts, besprochen von Max Koch in Marburg (beide Essays sind nach Inhalt und Form musterhaft zu nennen). — Waldeemar Kawerau, Aus Magdeburgs Vergangenheit, besprochen von Franz Munder (ein gut geschriebenes, trotz des spröden Stoffes recht wohl lesbares Buch). — Reinhold Weder, Ritterliche Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein, Programm, besprochen von G. Christmann in Pforzheim.

— Nr. 3. März: Ein Nachruf, der Karl Bartsch gewidmet ist, eröffnet die Nummer. — Emil von Borries, Das erste Stadium des i-Umlauts im Germanischen, besprochen von D. Behaghel. — P. Schütze, Beiträge zur Poetik Otfrieds, und P. Denrath, Vokalchwankungen bei Otfried, besprochen von P. Piper. — M. R. Meyer, Grundlagen des mittelhochdeutschen Strophengebäues, besprochen von Reinhold Weder in Düren. — Alfred Ruhe, Schillers Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls, besprochen von Richard Weissenfels (die Abhandlung zeichnet sich aus durch klare, übersichtlich zusammenfassende Darstellung des politischen, sozialen und geistigen Lebens Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts).

— Nr. 4. April: Karl Bartsch, Die altdeutschen Handchriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg, besprochen von D. Behaghel (ein schönes Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleißes). — Friedrich Kauffmann, Der

- Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb**, besprochen von Hermann Fischer in Stuttgart (die Schrift gewährt reiche Belehrung nicht bloß für die Kenntnis der lebenden Mundart, sondern auch für die Geschichte der Sprache). — Bruno Stehle, Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Ober-Elß, besprochen von F. Seiler in Basel. — **Klassische deutsche Dichtungen** etc., herausgegeben von Heinrich Red. 6. Teil: Goethes *Wiß* von Verdingen, von Ludwig Bauer, besprochen von Franz Munder (die Art der Herausgabe verdient nur Lob).
- Modern Language Notes, III, 3: W. B. Wells, Siegfried-Arminius. — A. E. Egge, Scandinavian-Studies in the United States.
- III, 4: G. F. Baig, A comparative glossary of the Gothic language, besprochen von Hans E. G. von Jagemann. — Karl Treiß, Die Formalitäten des Ritterschlags in der altfranzösischen Epik, besprochen von J. A. Fontaine.
- III, 5: J. M. Hart, Macaulay and Carlyle. — Heinrich Schneegans, Die romanhafte Richtung der Aegiuslegende in altfranzösischen und mittelhochdeutschen Gedichten. I. — A. Socin, Schriftsprache und Dialekte, besprochen von G. Brandt. — F. Kluge, Von Luther bis Lessing, besprochen von G. Brandt. — Wunderlich, Untersuchungen über den Satzbau Luthers, besprochen von B. Wilson.
- Frankfurter Schulzeitung. IV, 16 17: R. Wehrmann, Wider die Pädagogaster. I. Gedichtsleräuterungen (ein sehr lesenswerter, trefflich geschriebener Aufsatz, der sich namentlich gegen die Gedichtsleräuterungen der Herbart-Billerischen Schule richtet).
- Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen. 13: Heußner, Probe einiger Lektionen aus der Nibelungen-sage (Quinta). — W. Böhme, Lehrgang des Unterrichts in der nhd. Grammatik in Quarta. — 14: Heußner, Zur Einführung in Klopstocks Messias.
- Grenzboten. 48 u. 49: Adolf Stern, Goethe und Rochliß. — 50: R. Trost, Wieland und das Humanitätsideal. — 51: R. Keder, Victor Hehns Gedanken über Goethe. — 1888. 1. u. 2: H. Dünger, Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken. — 7: Albert Richter, Gottsched und die deutsche Sprache. — 9: Joseph Freiherr von Eichendorff.
- Tägliche Rundschau, Nr. 55 u. 56: Otto Lyon, Brauchen wir eine Akademie der deutschen Sprache? (Gegen Errichtung einer Akademie.)
- Deutsche Rundschau, Dez.: Hermann Grimm, Die neue Goetheausgabe.
- Die Gegenwart, 49: L. Geiger, Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe.
- Freiberger Anzeiger Nr. 76: Reinhard Kabe, Die deutschen Sprachvereine.
- Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 7. Dez.: H. F., Die Weimarer Ausgabe Goethes. — 11. Dez.: J. R. Rahn, Die Miniaturen der Manessischen Niederhandschrift. — 16. Dez.: H. Noé, Jean Paul Richter und das Feuilleton. — 1888. 1. Jan.: L. G., Goethes Briefwechsel mit Rochliß. — 24. Jan.: F. Althaus, Über die persönlichen Beziehungen Goethes und Lord Byrons. — 1. u. 2. Febr.: Richard Weitbrecht, Aus Moritz Dichters Werkstatt. — 4. Febr.: Goethes Beziehungen in Zürich. — 29. Febr.: R. Carriere, Klopstock (über Franz Munders Biographie). — 11., 15., 20., 23. März: Fr. Meyer von Walbeck, Karl Vartsch.

- Preussische Jahrbücher: Otto Schröder, Derselbe. — Const. Rößler, Goethes Werke.
- Verichte über die Verhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig 1887, 4. 5: Jarnde, Zum Annoliede. — Jarnde, Christian Reuter als Passionsdichter.
- Strasburger Studien, III, 4: W. Poll, Leben und Werke von Gottl. Conr. Pfeffel.
- Neujahrsblatt, 1888, herausgeg. von der Stadtbibliothek in Zürich: L. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich. W. 1,60.

Neu erschienene Bücher.

- Bettingen, Franz, Das Wesen des Tragischen, Programm des Gymnasiums zu Erfeld. Erfeld 1888.
- Bruchmann, Kurt, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. 3. Heft der „Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft“. Leipzig, W. Friedrich 1888.
- Dembowski, Joh., Studien über Lessings Stellung zur Philosophie I. — Jahresbericht des Kgl. Wilhelmsgymnasiums zu Königsberg i. Pr.
- Funke, A., Minna von Barnhelm. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium. 3. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh. W. 1,20.
- Girot, A., Lessing, Minna von Barnhelm. Texte allemand avec une introduction et des notes. Paris, Ch. Delagrave. 174 S.
- Henschke, Ernst, Über die Nachbildung der griechischen Metra im Deutschen. Dissertation. Leipzig 1885.
- Hense, J., Prof. Dr., Deutsches Lesebuch für die obere Klassen höherer Lehranstalten. 1. Dichtung des Mittelalters. 2. verbesserte Aufl. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbandl. 1888. 218 S., br. W. 1,60, geb. W. 2,05.
- Jonas, Richard, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. 4. Aufl. Berlin 1888, Gärtners Verlagsbuchhandlung. 28 S. W. 0,40.
- Kern, Franz, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. 2. vermehrte Auflage. Berlin 1888, Nicolai (R. Stricker). 184 S.
- Kluge, F., Von Luther bis Lessing. 2. Aufl. Straßburg, Karl J. Trübner. (Wir verweisen auf die Besprechung der 1. Aufl. in unserer Zeitschrift II, S. 150 ffg.)
- Kluge, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. Lieferung 3. 4. Straßburg, K. J. Trübner. Preis der Lieferung 1 W., das Werk erscheint in 10 Lieferungen.
- Leuchtenberger, Gottlieb, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Erfurt, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1. Bdch. 4. Aufl. 162 S. 2. Bdch. 3. Aufl. 150 S. Berlin 1888, Gärtners Verlag.
- Linnig, Franz, Deutsches Lesebuch. Erster Theil. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. 8. Aufl. Paderborn u. Münster, Schöningh. 476 S. W. 2,60.
- Linnig, Franz, Vorschule der Poetik und Literaturgeschichte. 2. Aufl. Paderborn u. Münster, Schöningh 1888. 417 S. W. 3,60.

- Richter, Chr., Kleines Handbuch der deutschen Synonymen und synonymischen Redeweisen. Paderborn, Schöningh. M. 2.
- Schmidt, Ferdinand, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Wiesbaden, Limbarth. 1887. 736 S. M. 4,50.
- Schnippel, E., Zur Dispositionslehre I. II. — Programm des Realgymnasiums zu Osterode 1886. 1888.
- Seemüller, Joseph, Der deutsche Sprachunterricht am Obergymnasium, Abwehr und Fürwort. Wien 1888, Alfred Hölder. 44 S.
- Tschau, L., Über die Behandlung einiger Abschnitte der deutschen Grammatik auf der untern Stufe höherer Lehranstalten. Frankfurt a. M. 1888, Kumpf u. Reiß.
- Vogel, D., Aus der Lehrpraxis. I. Bericht über den Versuch einer Konzentration des Unterrichts. Perleberg 1888, in Kommission bei Krenkel.

Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}.

Die Poetik unter den „exakten“ Wissenschaften.

Von **Gotthold Böttiger** in Berlin.

W. S. Kiehl, der berühmte Ästhetiker und Kulturhistoriker, hat die seine Beobachtung gemacht, daß sich im Geistesleben Europas ein ähnlicher Prozeß abspielt, wie in der politischen Geschichte seiner Völker: die Wissenschaften lösen sich in ihrer Machtstellung ebenso ab, wie die Hegemonie der Staaten. Klassische Philologie, Theologie, Philosophie haben seit den Tagen des Humanismus das Scepter nacheinander geschwungen, und in unsrer Zeit ist die Philosophie erst von der Geschichte, dann, im Bunde mit ihr, von der Naturwissenschaft gründlich überwunden worden. Ein Kartellverhältnis zwischen Geschichte und Naturwissenschaft mag auch heute noch manchem merkwürdig klingen, aber thatsächlich bezeichnet die Geschichte in ihrem heutigen Betriebe ebenso wie die Naturwissenschaft die reale Geistesströmung unsrer Zeit gegenüber der „in Ideen machenden“ philosophischen Vergangenheit. Ist nun eine Wissenschaft Vormacht geworden, so äußert sich Kiehl u. a. weiter, so zeigt sich dies am unfehlbarsten darin, daß sie nicht nur Modewissenschaft, sondern auch tonangebend für die andern Wissenschaften wird, daß ihre Methode bewußt und unbewußt auf allen Gebieten nachgeahmt wird. Überall hören wir heute absprechende Urteile über die „zurückgebliebene“ Ästhetik, die a priori Gesetze giebt, welche für die thatsächlichen Erscheinungen des heutigen Kunstlebens nicht mehr passen; es giebt keinen kritischen Maßstab mehr, so sagt man, weil das Geistesleben der neuesten Zeit unter dem Einflusse der alles beherrschenden Naturwissenschaft völlig neue Bahnen eingeschlagen hat; eine neue Ästhetik muß sich empirisch von unten aufbauen. Diese Forderungen haben ihren stärksten Wiederhall gefunden in einem der geistvollsten und bahnbrechendsten Germanisten und Litterarhistoriker unsrer Zeit, in dem leider nur allzu früh abgestorbenen Wilhelm Scherer. Er hat im Sommer 1885 in der Berliner Universität Vorlesungen über Poetik gehalten, welche diese Forderungen zu erfüllen suchten und von begeisterten Schülern als ein neues Evangelium der Ästhetik angekündigt wurden. Auf ausdrücklichen Wunsch des Heimgegangenen hat R. M. Meyer diese Vorlesungen als dessen letztes wissenschaftliches Vermächtnis veröffentlicht und damit ein Buch ausgeben lassen, welches ein Beispiel für Kiehls oben angeführte Bemerkungen giebt, wie es schlagender nicht gedacht werden kann.¹⁾ Es

1) Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann 1888. XII u 303 S. 7 M.

ist der erste kühne Versuch, die Methode der Naturwissenschaft auch für die reinen „Geisteswissenschaften“, deren Gebiet mit dem Secirmesser nicht erreicht werden kann, nutzbar zu machen, bestimmt, die lang ersehnten neuen Grundlagen zu schaffen, und da Scherer, wie in der Vorrede hervorgehoben ist, hier sich selbst auf dem Höhepunkte seines Schaffens gefühlt hat, so ist das mehr als genug, um eine eingehende Prüfung des in dem Buche Gebotenen zu rechtfertigen. Ich will versuchen, die Gedankenentwicklung Scherers in den Hauptzügen nachzuzeichnen, daraus wird sich ein Urteil unschwer gewinnen lassen.

„Ich strebe wenig darnach, das Wesen der Sache durch Definitionen aufzufassen und in eine Definition zu pressen. Ich scheue mich vielmehr vor Definition, weil damit zuviel Unwesen getrieben worden ist“, sagt Scherer in einer Vorbemerkung, und wenn man das Werk gelesen hat, so weiß man, warum er sich in Definitionen auch gar nicht bewegen kann; er ist eben und will nichts anderes sein als der beschreibende Naturwissenschaftler. Dementsprechend steckt er sich zunächst „das Ziel“.

Das Gebiet der Poesie ist nach Scherer auf dem Gebiete der kunstmäßigen Anwendung der Sprache zu finden, obwohl streng genommen auch die Mittel der Darstellung eines poetischen Wertes, Mimik, Musik u. s. w. mit dazu gehören. Innerhalb der kunstmäßigen Anwendung der Sprache aber ist die Grenze nicht leicht zu bestimmen. Nur eine Scheidung läßt sich von vornherein mit Sicherheit vollziehen: Alle gebundene Rede gehört in die Poetik, sie mag darstellen, was sie will, also auch das Lehrgedicht, welches Aristoteles ausschloß. Man wird dem im Prinzip zustimmen können, aber eine Grenzbestimmung, wie weit lehrhafte Reimereien noch als Poesie zu betrachten sind, war entschieden nötig. Die einzige, die Scherer andeutet, „daß Lehrgedichte nur soweit in Betracht kommen, als sie nicht Untersuchung, sondern Darstellung des Gefundenen enthalten, vorgetragen im Stil der Epopöe“, genügt in keiner Weise.

Aber es giebt auch Poesie in ungebundener Rede, und hier ist die Grenze überhaupt nicht sicher zu ziehen. „Die Poesie in ungebundener Rede verläuft gegen die Prosa hin“, sagt Scherer mit Recht und erläutert dies sowohl aus der Geschichte der deutschen Litteratur als aus gegenwärtigen Erscheinungen. „Nicht alle kunstmäßige Anwendung der Sprache ist Poesie“, denn auch die wissenschaftliche und rednerische Darstellung erfordert Kunst und gehört doch nicht in die Poetik, sondern in die „Rhetorik und Stilistik“. Diese zwei Gebiete, bemerkt Scherer, werden in den landläufigen Lehrbüchern gewöhnlich mit der „Poetik“ zusammen abgehandelt, während eine richtige Disposition „die Kunst der Rede“ zum Hauptthema machen müßte, deren Unterteile dann wären die ge-

bundene Rede mit ihren Gattungen, und die ungebundene mit ihren Gattungen; nur die erste wäre im strengsten Sinne Poetik, die Beziehung von Erzeugnissen ungebundener Rede ist zwar durchaus in der Sache begründet, aber die Abgrenzung ist mit einer Definition nicht gemacht. Scherer findet weiter keinen Anhalt, als den Gesichtspunkt: Die Wissenschaft und was uns mehr praktisches Bedürfnis scheint ohne Anspruch auf künstlerische Wirkung, auf Anregung der Phantasie — das ist ausgeschlossen. So findet er schließlich nur folgenden dehnbaren Ausdruck für den Begriff der Poetik: „Die Poetik ist vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede; außerdem aber von einigen Anwendungen der ungebundenen, welche mit den Anwendungen der gebundenen in naher Verwandtschaft stehen“. Wie mager, wie äußerlich ruft da mancher aus, und mit Recht; so mager und nüchtern, wie es die Methode der beschreibenden Naturwissenschaft eben mit sich bringen muß, die sich an nichts weiter zu halten hat, als an die äußere, sinnliche Erscheinung, an die Merkmale, die hier eben lediglich in der Rede bestehen.

Aber was sagte die philosophische Schule darüber? Es ist interessant, die Gegensätze nebeneinanderzustellen. Wir lassen W. Wackernagel reden in seinen Vorlesungen über Poetik, Rhetorik und Stilistik!): „Kunst ist überall, wo eine schöne Anschauung schön objektiviert wird; Poesie ist Kunst, hier liegt also die Grenze zwischen Poesie und Prosa. Prosa ist da, wo es keine schöne Anschauung zu objektivieren giebt; während die Poesie vor allem der Einbildungskraft dient, dient die Prosa dem Verstande; während Poesie der Ausdruck des Schönen ist, ist die Prosa der Ausdruck des Wahren. Das Darstellungsmittel, die Sprache, haben beide miteinander gemein; aber dort, bei der Poesie, wird von der sprachlichen Darstellung vor allem Schönheit, hier, bei der Prosa, vor allem Verständlichkeit verlangt.“ Also „Schönheit“ der aprioristische Begriff, nach welchem die Erscheinungen gemessen werden. Man kann nicht leugnen, daß man bei diesen Definitionen eine Seite seines Innern anklagen fühlt, die Zeugnis ablegt von ihrer inneren Wahrheit. Und doch, was ist „das Schöne“, wo sind seine Grenzen? Damit sind wir sogleich auf einen Tummelplatz von Meinungsverschiedenheiten versetzt, der den Wert der genannten Definition doch sehr fraglich erscheinen läßt. Sie hat kein weiteres Verdienst, als eine ahnende, vorläufig noch ganz unklare Saite in uns angeschlagen zu haben, mit der sich wissenschaftlich nicht viel anfangen läßt. Aber hat nun Scherer mit der Angabe des äußeren Merkmals mehr gewonnen? Keineswegs, denn einmal ist auch hier, sobald die Grenzlinie der kunstmäßigen Anwendung der Sprache in

1) Herausg. von Sieber, Halle 1873.

Betracht kommt, in jedem einzelnen Falle die Entscheidung, was noch Poesie sei, ebenso unsicher und bestreitbar, als die Frage, was noch „schön“ sei; andererseits aber scheint mir das von Wadernagel nachdrücklich betonte Moment, welches auch Scherer nicht umgehen kann, die Beschäftigung der Phantasie, immer noch den erschöpfendsten Maßstab für poetische Erzeugnisse abzugeben. Ich glaube daher auch, daß die frühere Schule mit ihren unzulänglichen Definitionen dem Wesen der Poesie immer noch näher gekommen ist als Scherer, und demgemäß auch die Poetik schärfer hätte bezeichnen können, etwa als die „Darstellung von Gattungen und Arten derjenigen Geisteserzeugnisse, welche die Vorstellungskraft mehr oder weniger in Anspruch nehmen“. Es war wohl nur ein Tribut an die Naturwissenschaft als Modewissenschaft, wenn Scherer nun einmal ein rein äußerliches Merkmal, die Rede, zum Ausgangspunkt nehmen wollte. Ich habe denn auch die Notwendigkeit gerade dieser neuen Definition als Grundlage für die weiteren Ausführungen Scherers nicht einsehen können.

Indem er weiter „Aufgaben und Methode der Forschung“ feststellen will, bezeichnet er selbst den Gegensatz seines Standpunktes zu dem bisherigen mit den beiden Begriffen „philologische“ und „ästhetische Poetik“. „Die Aufgabe der früheren Poetik war, die wahre Poesie zu suchen“; „die frühere Poetik und Ästhetik war (daher) prinzipiell parteiisch; die Philologie hat die Tendenz unparteiisch zu sein; jene suchte das wahre Epos, die wahre Lyrik, das wahre Drama; diese sucht den verschiedenen Arten des Epos, der Lyrik, des Dramas gerecht zu werden“. Daraus ergibt sich als „Programm“ für das, was zu lehren ist: „Die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche, ist vollständig zu beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen“. „Diese philologische Poetik soll der früheren Betrachtungsweise gegenüberstehen wie die historische und vergleichende Grammatik seit J. Grimm der gesetzgebenden Grammatik vor J. Grimm gegenübersteht“. In diesem Gedankenzuge versteht man es auch, wenn Scherer alle diese Erörterungen zugleich als eine Methodik der Forschung über poetische Erscheinungen angesehen wissen will. Es soll hier der Weg gewiesen sein, wie man in das Verständnis und die Beurteilung jedes beliebigen poetischen Wertes eindringen kann. „Der Accent liegt für mich nicht auf der Lehre von den Gattungen, sondern auf dem, was vorhergeht: auf dem allgemeinen Teil, der Betrachtung des dichterischen Prozesses“. Man wird die ratio dieses Verfahrens ohne weiteres anerkennen und zugeben müssen, daß hier ein kühner, genialer Gedanke auftritt: Poetik die Lehre von dem Eindringen in das Verständnis eines Dichters auf empirischem, d. h. philologischem Wege,

indem man dem Werden des zu begreifenden Wertes nahe tritt. Wir wollen nun sehen, wohin uns Scherer damit führt; nur dies sei vorweg bemerkt, daß auch die ältere Poetik doch nicht so ganz ohne Empirie verfahren ist, und keineswegs bloß Gesetze über wahre Poesie aufgestellt hat. Wadernagel z. B. hat thatsächlich die verschiedenen Dichtungsarten beschrieben, nur synthetisch, nicht analytisch, und vielleicht liegen schließlich die Resultate der neuen und der alten Methode doch nicht weit voneinander.

Das nächste ist die Erkenntnis „der allgemeinen Bedingungen dichterischer Hervorbringungen“. Scherer giebt diesem Kapitel die Überschrift: „Dichter und Publikum“ und versetzt uns dadurch sofort in eine auf diesem Gebiete völlig ungewohnte Anschauungsweise. Das Publikum kam für die Lehre von der Dichtkunst bisher gar nicht in Betracht, da die Poesie eben wie alle Kunst als etwas Absolutes, nur in und für sich Vorhandenes, nach immanenten Gesetzen wirkendes betrachtet wird: nun wird sie plötzlich in ein Verhältnis zum Publikum, dieser vielköpfigen und vielsinnigen Masse gesetzt. In diesem Kapitel liegt denn auch der Kernpunkt des Ganzen. Was darin erzählt wird, ist ebenso ungewöhnlich und überraschend als Widerspruch erregend. Ob dieser Widerspruch schließlich vor der siegenden Macht einer neuen Wahrheit verstummen muß? Ich will wenigstens versuchen, einiges zur Klärung des Urteils beizutragen.

Als Prämisse schiebt Scherer eine Erörterung über den Ursprung der Poesie voraus. Scherer findet, daß die Poesie aus dem Triebe zu unterhalten entspringt. „Besinnen wir uns auf die heutige Erfahrung und scheuen wir die anscheinende Trivialität nicht. Nichts schlimmer als die Angst vor Trivialität und das unnötige Suchen nach Tiefsinn“, sagt er und führt darauf auf „breiter empirischer Grundlage“ aus, daß „wir“ in der Beschäftigung mit der Poesie nichts als Unterhaltung, Vergnügen, Vertreibung der Langeweile suchen. Nun ist aber offenbar nichts sicherer als dies, daß Scherer selbst auf diesem Standpunkte nicht gestanden hat, daß er gewußt hat, daß ein poetisches Kunstwerk ganz etwas anderes sein soll, als bloße Befriedigung des Unterhaltungstriebes und daß der Dichter ganz andre Absichten hat, als seinen Mitmenschen die Langeweile zu vertreiben. Er hat ja freilich vorher bemerkt, man solle sich nicht an die Trivialität stoßen, aber so, wie diese Sätze hier erscheinen, können sie von ihm nicht gemeint sein, so würde er sie in einem ausgearbeiteten Buche sicher nie haben drucken lassen. Sie sind offenbar nur Stichworte, und der Sinn der mündlichen Ausführungen wird wohl folgender gewesen sein: Auch heute ist der Unterhaltungstrieb und die Empfindung des Vergnügens bei der großen Masse noch ein Hauptbeweg-

grund für ihre Beschäftigung mit Poesie, wie wir das täglich und überall wahrnehmen können; diese Auffassung der Poesie steht aber dem Ursprung derselben jedenfalls viel näher, als die der oberen Zehntausend und entspricht thatsächlich dem Auftreten der Poesie unter Naturvölkern. Je weiter zurück in der Kultur, um so entschiedener zeigt sich die Lust an Vergnügen und Unterhaltung als das treibende Motiv für die Lust an poetischen Erzeugnissen und schließlich auch als das Motiv für die dichterische Hervorbringung selbst. Das weist Scherer eingehend nach. Natürlich darf Darwin in der Staffage einer naturwissenschaftlichen Poetik nicht fehlen: die Lehren dieses Naturforschers von der Neigung heftiger Gemütsbewegungen, die Muskeln in Bewegung zu setzen, von dem Vergnügen der Bewegung an sich, von dem (wahrscheinlich) ursprünglichen Gebrauch der Stimme zur Äußerung des Geschlechtstriebes und vom Lachen als elementarer Äußerung der Fröhlichkeit geben die willkommene Basis für die Theorie, daß „die Poesie aus dem Ausdruck des Vergnügens entspringt durch Springen, Jubeln, Lachen“, angeregt „vermutlich“ ursprünglich „durch einen Gegenstand erotischer Natur“. Die von Reisenden überlieferte Schilderung eines merkwürdigen Festes australischer Stämme ist eine Hauptfundgrube dafür; in ihm erscheinen alle diese Äußerungen bereits in Verbindung mit symbolischen Handlungen, die auf ein bevorstehendes Vergnügen hinweisen, also einen Phantasiegenuß gewähren. Was Scherer aus diesen als die Urelemente poetischer Regungen betrachteten Vergnügungen zu machen weiß, ist freilich erstaunlich und erfüllt immer wieder mit neuer Bewunderung für die glänzende Darstellungsgabe und die schöpferische Kraft seines Geistes. Hier nur das Resultat dieser Untersuchungen: „Poesie entspringt aus den primitiven Äußerungen der Freude, Springen, Singen, Lachen; sie fließt aus angenehmer Stimmung und will angenehme Stimmung erregen. Das stärkste angenehme Gefühl des primitiven Menschen ist das erotische. Vermutlich waren es daher erotische Erregungen, welche zur ältesten Poesie führten. Die Poesie trat ein unter die Unterhaltungen, Vergnügungen, Ergötlichkeiten, unter die Spiele des primitiven Menschen. Sie wurde öfters Darstellung, nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen — und nicht bloß durch vollständige Nachahmung, sondern auch durch teilweise, andeutende, symbolische Nachahmung.“ Der Begriff der „angenehmen Vorstellung“ aber öffnet den Blick in die ganze Welt der Poesie von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten mit allen ihren Darstellungsformen, denn der Gegenstand des Vergnügens paßt sich natürlich jeder Bildungsstufe an.

„Aber noch ist eine schwere Frage zurück: Wie kommts, daß das Unangenehme in der Poesie angenehm wird, daß der

dargestellte Schmerz Vergnügen macht?“ Hierzu giebt Scherer ein großes Material der verschiedensten psychologischen Beobachtungen, welche an und für sich reiche Anregung bieten, bei denen wir uns aber immer wieder fragen, warum sie in dieser Breite hier ausgeführt werden. „Das Vergnügen an tragischen Gegenständen ist uns durch Schiller und Lessing so eingeimpft worden, daß wir den Nutzen dieser Erörterungen nicht eher begreifen, als bis wir uns erinnern, daß wir ja eine empirische Poetik lesen, bei der man das alles nicht mehr wissen darf. Nebenbei fällt uns dann freilich auch ein, daß Lessing, Schiller, Goethe in der Poesie doch etwas anderes sahen, als ein Unterhaltungsmittel.“ In all diesen Ausführungen ist nun zugleich auf eine weitere Bedeutung der Poesie Bezug genommen, auf ihre Macht, auf den Willen zu wirken, eben vermöge ihrer Eigentümlichkeit als Erregerin angenehmer Empfindungen. Sie ist zugleich „die Zaubermacht, mit welcher der, der sie übt, die Menschen zum Guten und zum Bösen lenken und durch ihre Phantasie auf ihre Leidenschaften und Thaten wirken kann.“ Darin ist nun das Lehrgedicht (selbst wenn nur die einschmeichelnde Form das agens ist), sind der Mythos, das Gebet, die Hymne und die Zauberlieder begründet.

Habe ich in dieser, wie ich hoffe, ganz objektiv gegebenen Skizze von dem Ursprung der Poesie schon gelegentlich den Widerspruch nicht ganz unterdrücken können, so muß ich ihn an dieser Stelle prinzipiell zum Ausdruck bringen.

Was hat uns die breite Analyse gebracht? Die Äußerungen der Poesie sind genugsam und in interessanter Weise genetisch beleuchtet, über ihr Wesen jedoch erfahren wir nichts. Die oben angeführte Stala der Entwicklungsstufen von dem Springen, Jubeln u. s. w. zu poetischen Werken wird keinen gründlichen Denker darüber täuschen können, daß damit für die Erkenntnis des Wesens der Poesie absolut nichts gewonnen ist, daß es völlig unverständlich bleibt, wie aus den rohen Äußerungen der Lust ein Kunstwerk entstehen soll. Wo ist das „geistige Band“? Das eben entzieht sich der „Empirie“, wenigstens dieser naturwissenschaftlichen Empirie. Scherer selbst muß später ein Etwas für die Erscheinungen der Poesie voraussetzen, was hier seine Erklärung nicht findet. Das hätte ihn ebenso wie die trotz aller aufgewandten Mühe für seinen Standpunkt nicht gelungene Erklärung des Vergnügens an der Darstellung des Schmerzes an der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise überhaupt irre machen sollen, aber es scheint fast, als sollte jetzt jene hübsche Geschichte ihre Umkehrung finden, die einen Naturphilosophen alten Stils auf den Einwand, daß doch die Thatfachen seinem System widersprächen, antworten läßt: „Desto schlimmer für die Thatfachen.“

Nationalökonomie und Naturwissenschaft sind heute innig verbündet. Auch diese Thatsache hat ihren Niederschlag in Scherers Poetik gefunden. Da die Poesie hier durch das Wechselverhältnis zwischen Dichter und Publikum bestimmt ist, so führt die Untersuchung vor allem zur Frage nach dem Werte der Poesie.

Kein Zweifel: Wenn die Poesie, wie bisher entwickelt ist, teils zum Vergnügen dient und teils zur Belehrung der Mitmenschen, was übrigens schon Horaz wußte, so müssen die beglückten Mitmenschen auch eine Gegenleistung zu bieten haben. Der Sänger fordert naturgemäß für das, was er bietet, ein Äquivalent, sei es, daß dies in materiellen Vorteilen besteht oder im litterarischen Ruhm, oder in beidem. Das Altertum, das klassische wie das germanische, bietet dazu die wirksamsten Erläuterungen. Darin beruht „der Tauschwert der Poesie und der litterarische Verkehr“, der Charakter der Poesie als „Ware“, deren Kurs durch sehr mannigfache Umstände — z. B. gehört hierher das große Gebiet des Journalismus und das Recensentenwesen — bestimmt wird. Hier stehen wir nun an dem gefährlichsten Punkte; es ist die äußerste Konsequenz der naturalistischen Poetik; der Schlußsatz müßte folgerecht lauten: die freie Konkurrenz muß auch hier das beste thun; wer am billigsten und besten liefert, ist der beste Dichter, oder anders ausgedrückt: Dichten ist ein Geschäft; der Wert der Produkte wird bestimmt durch Angebot und Nachfrage; es kommt nur darauf an, sich das größte Publikum zu sichern; Ebers, Julius Wolff, oder gar die Zola und Dumas u. ähnl. kommen der Aufgabe der Poesie am nächsten. — Aber da erscheint noch zur rechten Zeit eine rettende Überschrift: „Idealer Wert der Poesie“. Hier hoffen wir nun das erlösende Wort zu finden, welches einer Empfindung Ausdruck verleiht, die wir bei all den bisherigen Erörterungen immer deutlicher verspürt haben. Wir suchen etwa nach folgenden Sätzen: Läßt sich auch die Erniedrigung der Poesie zur Ware in den verschiedensten Beziehungen nicht leugnen, so ist darin doch wohl im Altertum wie in der Neuzeit nur mangelndes Verständnis und eine Fruktifizierung der Kunst zu beklagen, über die man nicht viel Worte zu verlieren braucht; Lessing und Herder haben eine bessere Erkenntnis herausgeführt, und Schiller und Goethe haben gleichzeitig die besten Beispiele von einer Poesie ohne Tauschwert oder doch einer solchen ohne Rücksicht auf ihren möglichen Tauschwert gegeben. — Aber es scheint eine Eigentümlichkeit dieser Vorlesungen gewesen zu sein, falls sie so gehalten sind, wie sie gedruckt sind, Spannungen zu erregen und sie nachher nicht zu befriedigen. Gerade das eben bezeichnete Kapitel trägt noch alle Spuren der Unfertigkeit an sich. Von den eben berührten Gedankentreisen steht keine Silbe darin. Scherer erklärt von vornherein, daß er „idealer Wert“ sage, um nicht

zuviel mit nationalökonomischen Begriffen zu wirtschaften, er meine aber nichts anderes, als was die Nationalökonomie unter „Gebrauchswert“ verstehe. „Wir verstehen darunter einen größten Wert, ein allgemeines Gut ohne Tauschwert, wie Sonne, Luft u. a., was nicht verkauft werden kann“. Nun hofft man wenigstens, die Frage erörtert zu finden, worin besteht denn der absolute Wert der Poesie? Aber wir kommen aus dem „Markte des Lebens“ nicht heraus: „Der ideale Wert der Poesie richtet sich nach ihren Zwecken: man wünscht sie zur Ergößlichkeit, zur Belehrung, zur Erbauung“.

Ohne daß man den Zusammenhang recht erkennt, fährt die Vorlesung fort: „Es erhebt sich die weitere Frage: läßt sich ein festes Verhältnis angeben, in welchem die Poesie zu ihren Wirkungen steht? Das Hauptbeispiel bietet das Verhältnis der Poesie zur Sittlichkeit“. Folgt als Rest des Kapitels die ausführliche Erörterung in folgender Klassifizierung: 1. Der Dichter wirkt sittlich veredelnd, direkt; 2. der Dichter wirkt sittlich veredelnd, indirekt; 3. der Dichter wirkt nicht sittlich veredelnd. Ein Resultat, ob es die Aufgabe der Poesie ist, sittlich veredelnd zu wirken, ergibt sich nicht und kann sich nicht ergeben, nur die Tatsache, daß sie es in vielen Fällen absichtslos thut, direkt und indirekt — welches letztere ja ausdrücklich schon von Schiller und Goethe anerkannt ist — steht fest, und zur Bestätigung dieser Erfahrungsthatfache war dies Kapitel in dieser Form und diesem Zusammenhange wenigstens nicht nötig. Ebensovienig war es erforderlich, uns zu sagen, daß die Dichter, die in den Pfuhl des Lasters greifen, gefährlich wirken können, und daß die, welche das Laster und die Übertretung der „Forderungen der Gesellschaft“ verlockend darzustellen wissen, gegen die Aufgabe der Poesie verstoßen. Wir erwarten wenigstens eine tiefere Erkenntnis dieser selbstverständlichen Thatfache auf empirischem Wege. Aber was erfahren wir? „Durch die Unwahrheit der Darstellung wird der aristotelische Grundsatz der Nachahmung verkehrt.“ Der Außerlichkeit dieser Motivierung entspricht ungefähr die S. 144 ausgesprochene verflachende Anschauung: „Die Forderung, in der Poesie eine bessere Welt zu sehen, ist die einzige Ursache, welche man anführen kann für die sittliche Forderung, die man an das Drama gestellt hat: die der tragischen Schuld und Sühne. Das Drama muß in der That mit dem sittlichen Instinkt der Masse rechnen.“ Es bleibt auch hier nichts anderes übrig, als sich mit der Überzeugung zu trösten, daß hier etwas Unfertiges vorliegt, das im Vortrage doch vielleicht ein ganz anderes Gewand erhalten hat. Es wäre sehr wünschenswert, daß sich ein Schüler Scherers, der das Kolleg gehört hat, darüber äußerte. Nun endlich geht das Kolleg über zur Betrachtung „der Dichter“.

Auch hier führt wieder die Nationalökonomie das Wort: „1. Faktoren der Produktion. Diese sind wie im wirtschaftlichen Leben Natur, Kapital, Arbeit. Natur als das unerschöpfliche Gebiet des Dichters, Kapital die dichterische Tradition, und Arbeit die Art, wie er sich diese Tradition aneignet, das Kapital fortpflanzt und vermehrt“. Dieser dritte Punkt wird genauer beleuchtet. Auch hier giebt es „Arbeitsteilung“ in dem Sinne, daß mehrere Dichter an einem Werke arbeiten. Das giebt Beziehungen zur höheren Kritik in einheitlich überlieferten Werken, also homerische und Nibelungenfrage, die hier eine sehr ansprechende Beleuchtung erfahren. Daneben liegt das „unterbrochene Arbeiten eines Dichters“ wie die Arbeit Goethes an Faust und Wilhelm Meister mit den hierbei auftretenden Erscheinungen, endlich „das anhaltende Arbeiten“, die produktivste Stimmung des Dichters. Das alles sind bekannte Dinge; sie einmal nebeneinander gestellt zu sehen, mag vielen ganz willkommen sein. Unsere Spannung erregt aber wieder der folgende Abschnitt „Die schaffenden Seelenkräfte“, in welchem wir noch einmal lang Erwartetes und Vermißtes zu finden hoffen dürfen.

Hier muß doch, denken wir, der springende Punkt, das Problem des *ingenium*, das, was den Dichter eben zum Dichter macht, zur Sprache kommen. Hier ist denn auch die Stelle, wo Scherer jenes aprioristische „etwas“ nicht ganz entbehren kann, indem er „für Zeiten wahrer Schöpferkraft und für starke Ingenien und ebenso für die Konzeption der Urzeit eine starke innere Erregung voraussetzen zu müssen glaubt“. Allerdings „glaubt“ er nur, während man bisher „wußte“, aber dieses „glauben“ ist wohl nur das umgehängte empirische Mäntelchen. „Jene Erregung aber, was ist sie? Thätigkeit, Spiel der Phantasie“. Und damit ist wieder in das volle empirische Fahrwasser eingelenkt, denn selbstverständlich folgen nun die psychophysischen Erörterungen über das Wesen der Phantasie. Es kommt darauf an, „die elementare Fähigkeit unserer Seele zu erkennen, welche dabei in Thätigkeit ist — diejenige Fähigkeit, welche wir als die Kraft der Phantasie zu bezeichnen pflegen“. Phantasie ist nach Scherer nichts als Reproduktion empfangener Vorstellungen in mehr oder weniger mannigfaltigen Associationen und in größerer oder geringerer Deutlichkeit und Lebendigkeit. Am ungehindertsten ergeht sich die Phantasie im Traume; im Wachen wird sie auf feste Ziele gelenkt, und hier tritt der zweite ergänzende Faktor ein, der Verstand, die Beherrschung der Phantasie durch den auf bestimmte Ziele gerichteten Willen. Je nachdem dieser seine Aufgabe erfüllt oder nicht, gestaltet sich die dichterische Produktion ziellos oder zielbewußt. Da werden wir wieder vor der Schwelle zum Heiligtum entlassen. Wir sehen dies unwillkürlich nur als Einleitung zum Kern der Sache an und

fragen: Was unterscheidet nun den Dichter von sonst phantasievollen Menschen? Darauf bleibt aber die Vorlesung die Antwort schuldig; es bleibt durchaus kein anderer Schluß übrig, als der, daß es eine Grenze zwischen Kunst und Dilettantismus thatsächlich nicht giebt. Es kommt nur darauf an, Gebilde („Spiel“) der Phantasie unter Ausnutzung des überlieferten poetischen „Kapitals“ in „Arbeit“ zu nehmen, dann entsteht auch ein poetisches Werk. Warum aber wollte doch Lessing sich selbst nicht als Dichter bezeichnet wissen? Aus Bescheidenheit? Nein, sondern weil er wußte, daß ihm die dichterische „Intuition“, wie man sich bisher ausgedrückt hat, fehlte. Und warum wissen Schiller und Goethe, daß sie „Dichter“ sind? War das Anmaßung? Keineswegs, sondern das Bewußtsein von jener Kraft, die nicht bloß eine starke Phantasie ist, sondern außer dieser eine besondere schöpferische Kraft, die Kraft, das Wesen, die innere Wahrheit der Lebenserscheinungen zu erfassen und in eigentümlicher Weise nachschaffend zur Darstellung zu bringen, so daß sie wie wirkliches Leben wirken.

Scherer verlangt nach „Selbstbekenntnissen“ von Dichtern über den Prozeß ihres Schaffens. Er kennt nur zwei, welche von sinnlichen Empfindungen bei der ersten Konzeption sprechen, von Farben und Tönen, aber warum läßt er die Andeutungen Goethes und Schillers in ihrem Briefwechsel und an so vielen anderen Stellen ganz unbeachtet? Sie bezeugen hinlänglich eine *differentia specifica* zwischen Dichtern, und solchen, die poetisches Verständnis haben, ohne selbst Dichter zu sein. Ich liegt, können wir auch mit Martin Greif, einem immer noch nicht genügend gewürdigten Lyriker unserer Zeit, sagen, in „jener Klarheit, die im Schein die Wahrheit machet offenbar“. Ganz richtig sagt auch Scherer, daß wir „die Quellen dichterischer Kraft nicht nachempfinden können“. Nun, wenn diese Kraft eben nicht bloß in dem mehr oder weniger geschickten Arbeiten mit dem Kapital besteht, was wir ja nachempfinden können, so kommen wir wohl schließlich zusammen in einem etwas, welches vorhanden ist und gespürt wird, ohne daß wir ihm mit dem Seciermesser beikommen könnten, eben der dichterischen Intuition. Solche Sätze hat die bisherige Poetik an die Spitze gestellt, und sie ist damit empirischer gewesen als man glaubt; meine Gedanken darüber verspare ich mir auf den Schluß. Um hier zum Abschluß zu kommen: In den eben besprochenen Ausführungen Scherers fehlt die Unterscheidung zwischen poetischem Verständnis und eigentlich dichterischer, künstlerischer Anlage; das ist aber der *novus rorur*, der sich dem an äußere Merkmale gebundenen Naturwissenschaftler eben verschließt. Wichtiger scheint ihm die körperliche Beschaffenheit der Dichter zu sein. In der That, hierauf müßte eigentlich der naturwissenschaftliche Charakter der Vorlesung

das Hauptgewicht legen. Wäre nicht nachzuweisen, daß auch der Dichtergeist nur Resultat einer gewissen Gestaltung der Gehirnmasse ist? Dann wäre ja hier ganz reine Bahn gemacht, dann wäre die Poetik selbstverständlich nur eine Hilfswissenschaft der großen, auf die mechanische Welterklärung gerichteten Bestrebungen der modernen Naturwissenschaft. Aber hier hört es eben auf. Scherer bringt einige Hinweise auf das Nervensystem, auf Beziehungen erregbarer Geister zu Wahnsinn und Epilepsie, ohne ein Resultat ziehen zu können. Eine erkennbare Fühlung mit den folgenden Kapiteln ist nicht vorhanden.

In dem folgenden Abschnitt über „die Verschiedenheiten der Dichter“ wird, entsprechend dem vorher Gesagten, im wesentlichen die unendliche Scala individueller Anlagen, ohne Unterschied zwischen dem „Dilettanten und Fachmann“ als Gesichtspunkt aufgestellt; als „Dichter“ hat die Poetik eben alle zu betrachten, die Verse machen. Schillers „naive und sentimentalische Dichtung“ wird als einer gründlichen Revision bedürftig erklärt, was ja gewiß nicht von der Hand zu weisen ist, nur muß man nicht den Schillerschen Begriff „naiv“ nach unserer Vorstellung korrigieren wollen, wie es hier den Anschein hat. Als wichtigsten Gesichtspunkt aber stellt Scherer schließlich wieder das Verhältnis des Dichters zum Publikum hin, und leitet damit zum IV. Hauptabschnitt, zur „Lehre vom Publikum“ über.

Es ist zweifellos von großem Interesse, den Einfluß, den die bewußte und unbewußte Beziehung des Dichters zum Publikum auf die Gestaltung seines Werkes ausüben kann, nach allen denkbaren Seiten hin beleuchtet zu sehen; daß aber diese Wechselwirkung thatsächlich so stattfindet, daß der Dichter nur von opportunistischen Erwägungen bestimmt wird, müssen wir wieder durchaus bezweifeln. Ein Hauptergebnis der dichterischen Technik z. B. „die einheitliche Verknüpfung des Mannigfaltigen“ entspringt für Scherer nicht aus den inneren Gesetzen einer sich entwickelnden Handlung, sondern aus dem Geschmack des Publikums; ebenso ist „Wahrheit“ und „Wahrscheinlichkeit“ eine Bedingung des Gefallens und nur deshalb vom Dichter erstrebt. Was sonst von der „ästhetischen Schwelle“ d. h. der Einführung des Publikums in die Dichtung, den „ästhetischen Hilfen“ und „Associationen“ gesagt ist, giebt dem Sachverhältnis treffenden Ausdruck unter zum Teil neuen Gesichtspunkten, die aber keineswegs aus den von uns als falsch erkannten Grundanschauungen fließen.

Das folgende große Kapitel „die Stoffe“ macht in vier Abschnitten „Die drei Welten, Allgemeine Motivenlehre, Die Figuren der Verwicklung, Die Klassen der Wirkungen“ eine Wanderung durch das ganze Gebiet dichterischer Darstellung und stellt Klassifizierungen auf, die einen inter-

effanten Überblick gewähren und im Grunde auf das hinauslaufen, was auch die bisherige „gesetzgeberische“ Ästhetik erkannt hatte. Nur die Motive lauten gänzlich verschieden. Der Autor läßt uns nicht vergessen, daß der Dichter immer nur die Absicht hat, ein Durchschnittspublikum wirksam zu unterhalten, also schließlich — sein Geschäft zu machen.

Von nun an tritt eine ziemlich aphoristische Behandlung der noch zu erörternden Fragen ein: leider, denn was jetzt über „Innere und äußere Form“ gesagt oder eigentlich nur angedeutet wird, ist so klar und geistreich in das Verständnis dieser Dinge einfürend, daß man die genauere Ausführung schmerzlich vermißt. Auch die Dichtungsarten, der poetische Stil, Sprache, Metrik werden hier endlich behandelt, eigentlich nur anhangsweise, denn hierauf kam es ja, wie oben bereits bemerkt, weniger an. Bemerkt sei nur, daß Scherer auch mit den Mischgattungen der Poesie, epischer Lyrik und lyrischer Epik bricht; der Lyrik gehört eigentlich nur „das Zustandslied“, „das Lied in der Welt der Wünsche, in Gegenwart und Zukunft“, alles andre teilt sich in epische und dramatische Gattung.

Da Scherer selbst auf diesen letzten Teil kein Gewicht legt, so können auch wir hier abbrechen und uns darüber klar machen, was wir nun an dem Buche als Ganzem gewonnen haben. Soviel steht fest, daß es die bahnbrechende Bedeutung, die es beansprucht, nur in sehr relativem Sinne hat.

Es erscheint wie eine mit weitem Blick und reichem Geiste angelegte Materialiensammlung, die erst noch verarbeitet werden muß und zwar unter andern Gesichtspunkten als die sind, unter denen sie Scherer geordnet hatte. Sie haben, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht zu dem Zwecke, den jede Wissenschaft haben soll, zur Erkenntnis geführt, sie haben an der Schwelle der Erkenntnis immer und überall versagt. Scherer hat sich, von der Neuheit der Idee gereizt, in seinen Mitteln vergriffen; seine Vorlesungen sind der schlagendste Beweis dafür, daß es selbst einer so gewaltigen Geisteskraft, wie der seinigen, nicht gelingen konnte, gewisse Lebenserscheinungen, die wir im allgemeinen den „Geisteswissenschaften“ zuweisen, dem naturwissenschaftlichen Experiment zu unterwerfen; der Versuch dazu führt notwendig zur Verflachung und Trivialität.

Es sind aber auch nur die Mittel, in denen sich Scherer vergriffen hat: das Verdienst, überhaupt eine empirische Methode der Ästhetik zunächst in der Poetik begründet zu haben, wird sich immer an seinen Namen knüpfen. Darin herrscht wohl so ziemliche Übereinstimmung, daß die empirische Feststellung der poetischen Gesetze ein dringendes Bedürfnis ist und daß sich daraus auch umfassendere und den wirklichen

Erscheinungen angemessenere Gesichtspunkte der Beurteilung ergeben werden. Aber es ist selbstverständlich, daß die Methode dem Wesen des zu erklärenden Problems angepaßt sein muß. Für die Poetik paßt nicht die naturwissenschaftliche Empirie, sondern allein die historische, denn sie behandelt eine Seite des Geisteslebens, die ihre Geschichte hat. Ich sagte oben, die bisherige Poetik sei doch empirischer als man glaube; das ist sie deshalb, weil sie doch mehr oder weniger historische Methode befolgt hat. Ihre jetzt so gering geschätzten „Gesetze“ waren doch schließlich Abstraktionen von den bedeutendsten poetischen Erscheinungen und entsprechen im ganzen dem, was unsre größten Dichter in dieser Beziehung geäußert hatten. Der Fehler war nur der, daß man nun auf dem gewonnenen Standpunkte stehen geblieben war und für ungewöhnliche neue Erscheinungen, welche nicht mehr in das gewonnene System passen, keinen Maßstab mehr hatte. Dem kann und muß abgeholfen werden, indem man die Arbeit von neuem und auf breiter Grundlage von unten herauf beginnt. Ich denke mir also eine empirische Poetik ausgehend von einer Anzahl der verschiedensten in ihren Wirkungen hervorragenden Werke verschiedenster Zeiten; aus ihrer Vergleichung nach allen in Betracht kommenden Seiten müssen sich nicht nur die allgemeinen Gesetze der poetischen Kunstübung selbst erkennen lassen, sondern auch die Quelle, aus der sie fließen. Diese Gesetze sind dann mit Hilfe der Psychologie historisch bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen und in ihren Wandlungen zu beobachten. Das könnte eine zeitgemäße Poetik geben, nämlich dem historischen Zuge der Zeit entsprechend, also auch realistisch, aber fern von realistischen Ausschreitungen. Dann wird zweifellos auch der größte Teil des von Scherer gesammelten Materials als Hilfsmittel seine Verwendung finden, und es wird dann zur Vertiefung beitragen und nicht die Gefahr der Verflachung herbeiführen, welcher derjenige ausgesetzt ist, der diese Vorlesungen nicht cum grano salis aufzunehmen versteht.

Litterarhistorische Typen aus Gustav Freytags „Ahnen“.

Von K. Landmann in Darmstadt.

(Schluß.)

4. Der Buchhändler.

Es ist im Jahre 1519. Die Kunst des Lesens, die einst der Richter von Friemar noch im hohen Alter mit Einsetzung seiner ganzen Kraft erlernt hatte, sie ist durch die Erfindung des Mainzer Patriziers Gemeingut in Europa geworden. Und so ist auch der Geist, der aus der Schrift in die Seelen überströmt, allmählich in die breiten Massen

des Volkes gedrunken. Der Schauplatz unserer Erzählung aber ist Thorn, und der Nachkomme jenes stolzen Geschlechtes, das von dem aufstrebenden Königtum verächtlich als das der „Zaunkönige“ bezeichnet worden war, Markus König, lebt als reicher Kaufmann in dieser Stadt. Am Kirchhof von St. Johannes hatte Hannus, der Buchführer, seinen Tisch aufgeschlagen; einige gebundene Bücher lagen darauf und viele leichte Büchlein, wie sie das Volk gern kaufte, Kalender und Prognostika, in denen aus dem Stande der Gestirne die Fruchtbarkeit des Jahres und das Schicksal der Könige prophezeit wurden. Manche klagten über die Lügen der Kalenderschreiber, doch bedächtige Leute wußten, daß zwar die Vorhersagung nicht sicher war, aber die ganze Wissenschaft keineswegs verächtlich. Liebevoll behütet der kleine Hannus seine Waren. Dem Schwertfeger bietet er etwas Neues von Straßburg über die Kunst Eisen zu härten; für den „hochgelehrten Herrn“ hat er das Carmen des ruhmvollen Gobanus Hessus Poeta, welches betitelt ist: Beschreibung des Preußenlandes, auf Lager kommen lassen. Die innigste Fühlung aber gewinnt er alsbald mit dem neuen Rektor der lateinischen Schule, dem er sein „Bonum matutinum, domine!“ zugerufen, worauf ihn dieser — etwas klassischer — mit „salvo, domine bibliopola!“ begrüßt. „Kann ich mit meinem Vorrat dienen? Hier ist das Neueste von Erasmus Roterdamus.“ Und nachdem er der Tochter ritterlich die Meerfee Melusine geboten: „Oder begehrt ihr etwas von Wittenberg?“ — Und beide senkten die Nasen und sahen einander über die Brillengläser bedeutungsvoll an. Hannus zog unter einer Decke kleine Büchlein hervor. „Sie sind alle von demselben Manne, von dem die Leute jetzt überall reden.“ „Diese sind deutsch“, rief der Magister verwundert: „Sermon von Ablass und Gnade. Und was haben wir hier: Ohne Ablass von Rom kann man wohl selig werden.“ Doch die Mittel des Magisters sind gering. „Behaltet die Bogen“, ersuchte Hannus wohlwollend. „Das Geld ist gut angelegt, denn ihr werdet mich dafür bei vorkommender Gelegenheit gebühlich empfehlen.“ „Ich bleibe dafür in eurer Schuld“, versetzte der Gelehrte mit Würde.

So ist rasch das Band geknüpft, das zwei Helden des Geistes miteinander verbinden soll. Aber die Scene ist nicht unbemerkt geblieben. Pater Gregorius, „der heftige Mann“, hat die beiden beobachtet, und wenn ihn auch Hannus versichert, er halte auf reine Wäsche, so kann er doch den finstern Argwohn des Dominikaners nicht bannen. „Dennoch rate ich euch, daß ihr euch vor der Versuchung wahrt; denn der böse Feind ist mächtig unter solchen, welche Bücher schreiben, und zu der Rotte der Reuchlin und Erasmus gesellen sich jetzt andre Übelthäter, welche ärger sind als jene.“ Diese Worte begleitet Gregorius mit einem

Schlage der Faust auf den Tisch, und dieser Schlag ist der stimmende Akkord zu einem Drama, dessen Katastrophe wir nach kurzem Bericht über die notwendigen Zwischenglieder in folgendem darzustellen haben werden.

Der Buchführer hat dem Magister fortwährend neue Bücher zur Ansicht zugesendet.¹⁾ Freilich hatte im Spätjahr 1520 der König Sigismund von Polen dem Räte der Stadt Thorn ein scharfes Mandat gegen die Verbreitung der Irrlehren durch Predigt und Bücher zugehen lassen. Da aber der Rat diesem Befehle nur mäßig Folge gab, war Hannus wieder mutiger in Auslegung seiner Waren geworden; ja er hatte sogar übernommen, ein kleines Büchlein, das sein Freund, der Magister, aus Matthäus und Lukas von der Geburt des Herrn zusammengesetzt und in gemeines Deutsch übertragen hatte, freilich ohne Nennung des Namens, auf seine Kosten drucken zu lassen.

So ist der Frühling des Jahres 1521 herangekommen. In der kleinen Stube des Buchführers sitzen der Magister und Anna als geladene Gäste, und die Männer unterhalten sich über die neu erschienenen Schriften. 'Auf der Straße erdröhnten schwere Tritte, es pochte am Fenster und eine Stimme befahl: „Hannus, öffne, ich komme auf Befehl des Rats.“ Der Buchführer sprang erschrocken auf und fuhr mit beiden Händen in den Kasten, hob einige kleine Ballen heraus, lief in die Kammer und versteckte sie unter die Kissen des Bettes, indem er rief: „ich komme, Lischt.“ Zögernd öffnete er die Hausthür, aber er fuhr entsetzt zurück, als er bei der Laterne des Ratsboten blinkende Hellebarden und die grimmigen Gesichter fremder Trabanten erkannte. Mirrend trat der Pole Pietrowski ein, hinter ihm zwei Mönche, und einer davon war Pater Gregorius. Dieser begann feindselig: „Der hochwürdige Legat des heiligen Vaters gebietet euch euren ganzen Kram aufzulegen, damit wir untersuchen, ob ihr die Gebote der heiligen Kirche und das Edikt des Königs beachtet habt.“ Der Pole aber befahl, an seinen Säbel fassend: „Wer nicht in dieses Haus gehört, der weiche von hinnen“, und er blickte heut fremd auf Jungfer Anna und ihren Vater. „Macht fort“, raunte Lischt ängstlich dem Magister zu, „denn es wird diesmal ein großes Unglück.“ Da trat der Magister traurig zu dem Buchführer, welcher gebeugt mitten unter den Feinden stand, drückte ihm teilnehmend die Hand, wechselte noch einen feindseligen Blick mit dem Frauenbruder und verließ, die Hand seiner Tochter fassend, das Haus des Heimgesuchten.'

1) Eine besonders schöne Stelle über den Inhalt derselben (S. 116 ff. der Gesamtausgabe), sowie eine andere über die Wirkung auf den Magister (S. 120 ff.) müssen wir uns herauszuschreiben versagen.

Am Abende des folgenden Tages bewegte sich ein großer Zug vom Kloster nach dem Kirchhofe zu St. Johannes. Der Hentler freilich hatte seine Mitwirkung zu dem Gerichte, das hier gehalten werden sollte, versagt. Aber der Widerstand des Hans Bud hemmte nur kurze Zeit die düstere Feierlichkeit, welche die geistlichen Herren zur Warnung der Bürger beschlossen hatten. — Auf dem Kirchhofe wanden sie (Anna und ihre Hauswirtin, denen Unheil für den Magister ahnte) sich durch dichtgedrängte Haufen, ängstlich nach denen suchend, die ihnen am Herzen lagen. Sie kamen, als gerade ein Mönch die Fadel zutrug und in den Holzstoß steckte. Wie die Flamme aus der schwarzen Rauchwolke züngelte, wurde es stille im Volke, daß man den Schrei eines Krauzes von dem Turmdach hörte. Pater Gregorius trat an den Stoß, las laut die Titel der Bücher, welche in dem Ballen gebrannt werden sollten, und warf die lekten, welche er noch in der Hand hielt, eines nach dem andern in die Flammen. Er nannte wohlbekannte Schriften, welche vielen in Thorn für tröstend und heilbringend galten, darunter auch den Titel des liegenden Blattes, welches der Magister zu Weihnacht hatte drucken lassen; und obgleich er den Namen des Autors nicht kündete, weil dieser in dem Blatt nicht zu finden war, so wußten die Thorner doch, wer es geschrieben hatte. Es erhob sich ein Gemurr, und einzelne Steine flogen von hinten her gegen den Holzstoß. Zuletzt rief der Mönch: „Wie diese in das irdische Feuer geworfen werden, ebenso mögen die Übelthäter, welche Ketzerei in der Welt verbreitet haben, dem Höllenfeuer verfallen.“ Der Magister stand, von den Flammen beleuchtet, zornrot in der ersten Reihe, seine Hände ballten sich, aber er vermochte nichts herauszubringen als ein lautes Pfui. Sein Schrei verhallte in neuem Gesang, den junge Klosterbrüder anstimmten; sie trugen die Teufelspuppe auf der Stange rings um den Scheiterhaufen unter dem Spottliede: „Ach du armer Judas, was hast du gethan?“ Das Lied wurde durch Gejohl und Schreien des Volkes begleitet. Die Mönche aber befestigten die Stange an dem brennenden Holzstoß, und jetzt trat der Legat selbst hervor und sprach in feierlichem Latein einen Fluch über den Mann, dessen Name auf dem teuflischen Bilde geschrieben stand. Da flog ein großer Mauerstein gegen die Puppe, daß sie aus dem Feuer fiel, aber der hochwürdige Bischof von Raminiez bückte sich trotz seiner Schwere nach der Gestalt und warf sie von neuem in die Flamme. In diesem Augenblick rief eine helle Stimme — ach, es war die des Magisters —: ich protestiere gegen die Kränkung, welche hier einem würdigen Lehrer des deutschen Volkes zugefügt wird.“

Der Raum gebietet, in rascher Folge über die weiteren Ereignisse hinwegzugehen: wie Georg König unter dem Rufe: „Heran, ihr Schüler

von Thorn, verlaßt euren Herrn Vater nicht in der Gefahr!“ den geliebten Lehrer (und Vater der geliebten Anna) aus dem Getümmel heraushaut, wie die frommen Väter sich flüchten, und wie der Scheiterhaufen zerrissen und die Brände auseinander geworfen werden. — ‘Die Mönche aber hatten von ihrem feurigen Wert schlechten Gewinn. Viele unter ihnen waren durch Steinwürfe getroffen, dem hochwürdigen Legaten selbst war ein Stein an das Bein geflogen, und er ächzte, als er am nächsten Morgen in aller Frühe auf das Maultier gehoben wurde, damit er der zornigen Stadt entweiche. Ihre Absicht hatten die Eiferer vollends nicht erreicht. Zwar die Teufelspuppe fand man halb verbrannt im Grase, aber der Ballen des Buchführers war nur an den Rändern gefengt und verkohlt; die frommen Väter hatten vergessen, daß festgepackte Bücher der Flamme lange widerstehen. Hannus erhielt von seinem Krame kaum ein einzelnes Stück zurück, denn als das Volk den Holzstoß auseinanderwarf und den Inhalt des Ballens verstreute, wurden die angefengten und gebräunten Büchlein wie eine wertvolle Beute aufgegriffen und in die Häuser getragen. Wer sich bis dahin um den Inhalt der neuen Lehre nicht gekümmert hatte, der las jetzt neugierig davon, es war wohl keine Familie, in welche nicht gerettete Vogen gelangten, und der Stadtschreiber Seisfried hatte Grund zu spotten, daß gerade durch den Scheiterhaufen jener Nacht die neue Lehre in Thorn eingebürgert worden sei.’¹⁾

5. Der Pasquillenschreiber.

Öde und trostlos wie die Zeit, die es widerspiegelt, steht das Bild des Pasquillanten unter den lebensvollen Gestalten der Freytagschen „Ahnenbilder“ da. Und dennoch verleiht der rührende Zug tiefer Sehnsucht nach einer besseren Zeit, die durch dasselbe hindurchgeht, auch dem Magister Blasius eine berechnigte Stelle unter den Geisteshelden, die wir dem Künstler nachzuzeichnen versucht haben.

Es ist im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Herr Georg Bernhard König, Sohn eines Thüringer Pfarrers, hatte Theologie studiert, war Geistlicher eines deutschen Regiments geworden, hatte die Tochter eines reichen Leipziger Kaufmanns geheiratet und sich dann ernsthaft um eine Stelle in der Pfarre bemüht. ‘Aber das wollte sich nicht so leicht schicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Lande an seiner Erweckung zweifelten. Und so war er denn nach dem Tode des Schwiegervaters mit seiner jungen Frau auf das Gut in der

1) Um den wirkungsvollen Schluß dieses Bildes nicht abzuschwächen, haben wir die ergößliche Scene von dem Buchführer unter den Landsknechten (S. 214 bis 217) weggelassen, wollen aber nicht versäumen, an dieser Stelle darauf hinzuweisen.

Lausitz gezogen, hatte dasselbe trefflich verwaltet und war glücklicher Vater zweier Knaben geworden, die 'im Wechsel von städtischer Zucht und ländlicher Freiheit heranwuchsen.' Da war es denn eines Abends geschehen, daß August, der jüngere der beiden Brüder, als Gymnasiast 'mit lockeren Gefellen in der Hinterstube einer gemeinen Schenke tabagiert' hatte und von dem Vater mit Unterstützung des älteren Bruders eingeheimst werden mußte. 'Das Ereignis warf finstere Schatten hinter sich. Obgleich Herr König vermieden hatte, selbst die Schenke zu betreten, so war das gewaltfame Herausziehen seines Sohnes doch mehrfach beobachtet worden, und ein mißgünstiger Momus versagte sich nicht, ein großes Skandalum daraus zu machen. Am zweiten Morgen nach der Orgie wurden öffentliche Anschläge gefunden, einer am Rathause neben dem schwarzen Brett, einer sogar an der Kirchtür, in welchen die Geschichte gröblich und verleumderisch verfälscht dem Publikum erzählt ward. Zwar waren die Namen nicht genannt, doch deuteten Ausdrücke wie Rex und Regulus auf die Familie. In dem Libell war hämisch auf arrogante Leute gestichelt, welche für unanständig hielten, daß ihre Söhne Wirtshäuser besuchten, obwohl sie selbst in ihrem früheren Leben in schlechteren Herbergen verkehrt hätten, als die wohlberufene Schenke „zur lustigen Wachtel“ war. Um neun Uhr trug der Küster mit einer Empfehlung des Herrn Oberpfarrers das erste Exemplar in das Haus, um zehn Uhr brachte der Ratsdiener das zweite, um elf Uhr kam der Herr Bürgermeister selbst und nach ihm viele Bekannte. Alle bedauerten und verurteilten den Thäter, und alle verwunderten sich über das große Aufsehen, welches durch das Libell hervorgebracht worden war; alle hatten mit Wißbegierde gelesen und wiesen nach, daß noch mehr Abschriften vorhanden waren. Herr König empfand die Kränkung wie ein Mann in sauberem Kleide, welcher von einem Schornsteinfeger angestoßen wird; das Opus war wißlos, jämmerlich, durchaus verächtlich; auch blieb die Stadt nicht im Zweifel, von wem es herrührte. Da war ein Magister Blasius, der allerdings angesehenere Verwandte hatte, denn sein Bruder war Doctor juris und kurfürstlicher Beamter; der Magister aber hatte sich auf Nichtsthun und Böllerei gelegt, dazu eine Wittfrau mit bitterbösem Gemüte gehehlicht, und machte seitdem, wenn er zu Hause übel behandelt wurde, seinem Zorn durch satirische Ausfälle gegen die Menschheit Luft. Es wurde festgestellt, daß er an jenem Abende in der Vorderstube der Schenke geseßen hatte, und obwohl in dem Pasquill die Handschrift gut verstellt war, so blieb doch der Charakter des Poetasters kenntlich.'

Das ist der Typus jener litterarischen Klopfflechter, wie sie allerdings jede Zeit aufzuweisen hat, wie sie aber ganz besonders in einem

Boden gedeihen mußten, der mit Martin Opiz' „Buch von der deutschen Poeterey“ und mit den Leistungen der schlesischen Dichterschulen gedüngt war. — Beschauen wir aber auch zugleich die Rehrseite deselben Bildes, wie es im Verlaufe mehrerer Jahre aus der Tiefe des deutschen Gemüthes auch bei einer scheinbar verlotterten Existenz sich herauszugestalten imstande war.

August König ist Leutnant in einer kursächsischen Garnison. Schon als Fähnrich hatte er die Bekanntschaft des Magisters Blasius erneuert, der damals, um den drückenden Fesseln jenes Weibes, „mehr Juno als Venus“, zu entgehen, sich als Rekrut bei ihm angemeldet, auch gegen den wohlwollenden Einspruch Augusts seine Zulassung durchgesetzt hatte, dann aber durch Vermittelung eben jenes Bruders, ohne einen Ersatzmann zu stellen, einen ehrlichen Abschied erhielt.

Nun ist — „Lugote o Veneres Cupidinesque“ — besagte Juno gestorben. Sie hat ihm alles hinterlassen, was sie besaß: „Drei Häuser, und in dem Kasten, dessen Schlüssel immer in ihrem Bett steckte, war viel mehr, als irgend jemand gedacht hatte; und kurz, Monsieur König, ich bin auf meine alten Tage ein reicher Mann.“ So erzählt er dem auf dem Weg nach dem Friedhof ihm aufstößenden Leutnant und läßt ihn ein, mit ihm das Monument zu betrachten, welches er der Seligen gesetzt. Er bat so angelegentlich, daß August mit ihm ging. Als der Kleine mit Genugthuung die Urne aus Sandstein gewiesen und die Tafel, deren Inschrift den Verlust einer zärtlichen Gattin beklagte, setzte er sich auf eine Ecke des Grabsteines und begann feierlich: „Herr Leutnant, ich habe Sie hierher geführt, weil es mich drängt, Ihnen etwas mitzuteilen. Ich kann das einsame Leben nicht länger ertragen.“ „Wollen Sie wieder heiraten?“ frug August verwundert. „Damit ist es vorbei“, sagte der Magister, den Gedanken mit der Hand abwehrend. „Nein, Monsieur König, ich habe den Wunsch, Sie nach römischem Recht zu adoptieren und zu meinem Erben zu machen.“ „Herr Magister“, versetzte der erstaunte August, „das ist ein Gedanke wie damals, wo Sie mein Rekrut werden wollten. Es würde Ihnen bald leid thun. Sie wissen, ich habe schon einmal Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich Ihrem Wunsche willfährig war; es könnte mir jetzt noch übler bekommen.“ „Mir war es damals widerwärtig“, klagte der Magister, und es geschah gegen meinen Willen, daß die Verwandten sich einmischten. Jetzt aber ist auch mein Bruder tot, obgleich er jünger war als ich, und er hat keine Kinder hinterlassen. Da habe ich Sie mir ausgewählt. Sie waren mir angenehm seit Ihrer Kinderzeit, und Sie haben das richtige heroische Wesen, denn mein Erbe soll nur ein Mann von Bravour sein.“

Da August trotz der ernststen Zumutung, die ihm gestellt wurde, ein Lächeln nicht bergen konnte, hob der Kleine den Finger und sagte feier-

lich: „Herr Leutnant, wenn Ihnen das Innere meines Herzens bekannt wäre, würden Sie nicht lachen. Lassen Sie sich vor dieser Urne erzählen, was ich noch keinem Menschen vertraut habe, auch nicht meiner Seligen. Ich war ein fröhliches Kind von guten Anlagen, hatte immer Freude an dem Poetischen und einen guten Stilus, so daß die Lehrer und auf der Universität die Herren Professoren mich lobten und meine Mutter auf mich, als den Ältesten der Kinder, ihre ganze Hoffnung setzte. Aber ich war demütig erzogen und von schüchternen Natur. Da, als ich bereits Magister war und den Degen trug, wurden meine Mutter und meine verstorbene Schwester von einem jungen Offizier so schwer beleidigt, daß ich die Pflicht fühlte, Satisfaktion von ihm zu fordern. Ich fühlte die Pflicht, Monsieur König, denn ich hatte das richtige Ehrgefühl; aber als es dazu kam, versagte dem armen Magister der Mut.“ Er verdeckte die Augen mit der Hand. „Dies wurde das Unglück meines Lebens, denn seitdem war ich mir selbst verächtlich; die Leute wunderten sich, daß ich herunterkam und in die Schenke ging, und meine Mutter starb im Kummer.“ Er stützte den Kopf auf die Hand. „Sie werden mich ganz gering halten, Herr Leutnant.“ „Nein, lieber Herr Magister“, rief August in herzlichem Mitgefühl. „Ich kann mir jetzt auch denken, weshalb Sie immer Soldat werden wollten.“ „Nicht wahr?“ frug der Magister aufblickend, „als Soldat hätte ich die Dreistigkeit erhalten. Sie aber, Monsieur König, haben das resolute Wesen, welches ich mir wünsche. Als Sie mich arretierten, fühlte ich in meinem Herzen die größte Hochachtung vor Ihnen. Seit der Zeit lag mir auf der Seele, wie glücklich ich wäre, wenn ich einen solchen Sohn hätte. Darum will ich Sie dazu machen, indem ich Sie an Kindesstatt annehme; und ich bitte Sie, mißachten Sie meinen Antrag nicht, denn er kommt aus gutem Herzen und ist ernsthaft gemeint.“

Der von einem so herzlichen Vertrauen tief ergriffene August offenbart nun dem Magister die Geschichte seiner Liebe. — Während August feurig von der Geliebten erzählte, saß der kleine Magister unter Kornblumen und Feldmohn auf einem Stein und um ihn wogten die Ähren im Winde. Er saß still mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, und die Thränen liefen ihm immer stärker an den Wangen herab, ohne daß er es selbst wußte. Nur einmal, als der Erzähler von dem gewaltigen Tode des Hauptmanns berichtete, stand er auf und starrte den Jüngling mit wildem Blick an, aber er setzte sich sogleich wieder. Als August geendet hatte, blieb der Kleine noch immer sprachlos, der Mund zuckte ihm krampfhaft und er rang vergebens mit seiner Bewegung. Endlich begann er leise: „Jener erwähnte Hauptmann Spieß war als Fähnrich in sächsischem Dienst und trat bei der Reduktion in ein preußi-

ses Regiment. Der Magister Blasius aber und sein Bruder haben nach Sitte der Gelehrten ihrem Namen die lateinische Endung angehängt und die verstorbene Mutter der Demoiselle Friederike, welcher Sie gut sind, hieß mit ihrem Familiennamen Blasß und war die liebliche Schwester desselben Magisters, welchen Sie kennen. Der Hauptmann nahm die Tochter als sein Kind feindselig in das Preussische. Lassen Sie mich jetzt allein, Monsieur August. Ein alter Mann wünscht der göttlichen Vorsehung zu danken, daß sie es mit ihm in seinen alten Tagen weit besser gefügt hat, als er es verdient." Er winkte grüßend mit der Hand und ging allein durch die Kornfelder dahin.' —

August König wurde der Adoptiv-Schwiegersohn des weiland Pasquillenschreibers Magister Blasius. „Der Mann hat früher schlecht an uns gehandelt, aber er soll sich in seinen alten Tagen sehr gebessert haben“, meinte die Mutter, als der Sohn gekommen war, sie um ihren Segen zu bitten. Und sie konnte ihn billigerweise nicht versagen.

6. Der Journalist.

In den Erzählungen, aus welchen die vorhergehenden Typen zusammengestellt sind, waren es nur einzelne Episoden, welche wir ohne besonderen Aufwand an Darstellungskunst aneinanderezureihen hatten. Für das Bild des Journalisten dagegen sollte eigentlich der ganze „Schluß der Ahnen“ (S. 245—312) zum Abdruck gebracht werden. Da sich indessen die verehrliche Redaktion dieser Zeitschrift schwerlich dazu verstehen dürfte, so müssen wir versuchen, auch diese Gestalt in den Rahmen der übrigen einzufügen. Eine Ergänzung des Bildes wird der freundliche Leser aus dem Leben des Autors selbst oder aus der unvergleichlichen Gestalt seines „Journalisten“ Konrad Volz mit leichter Mühe vorzunehmen vermögen.

Viktor König ist der Enkel jenes Theologen Friedrich König, der einst seinen Bruder August aus der Tabagie entführt hatte und später vor König Friedrich Wilhelm I. mit mannhaftem Freimuth für denselben eingetreten war. Der Vater, Doktor Ernst König, war im Jahre 1805 als Arzt in 'eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder' gekommen, hatte in trüber Zeit dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet, unter schweren Sorgen und Kämpfen, die mit dem vollen Zauber der Romantik umkleidet waren, ein wackeres Weib gewonnen und unter den Segnungen des Friedens ein Hauswesen gegründet, das von den Einwohnern der Stadt als eine Wohnstätte des Glücks bezeichnet wurde, zumal 'als die Zeit kam, wo ein kleines Bett neben dem der Mutter stand und ein holbes Abbild des geliebten Mannes darin lag'. — Und 'Viktor wuchs heran als ein kräftiger Knabe mit

einem runden Kopf, großen blauen Augen mit einem so sonnigen Ausdruck in seinen Mienen, daß er schon auf den Armen der Wärterin von den Vorübergehenden angerebet und geliebt wurde’.

Von seinem vierten Jahre an hört er, in den kleinen Abendgesellschaften, die der Vater um sich vereinigt, neben diesem auf der Fußbank sitzend, wie die Herren von den Fahrten nach Lauchstädt erzählen, wohin sie aus der Universitätsstadt zu Pferd und zu Fuß gezogen waren, oder von ihren Erlebnissen und Gefahren im Felde. Die Schule besucht er bei dem Diakonus, einem Freunde des Doktors, und sitzt mit elf Jahren über den unregelmäßigen Verben der lateinischen Grammatik.

Da wird für einige Zeit all sein Denken und Fühlen durch eine Wanderbühne gesehelt, die in die Stadt gekommen war. ‘Von diesem Tage begann für Viktor eine Entfaltung der eigenen Gestaltungskraft, welche fast allen Kinderseelen durch das erste Eindringen der dramatischen Kunst bewirkt wird.’ Rätchen von Heilbronn und das Donauweibchen sind beliebte Stücke auf dem Repertoire der Gesellschaft, und in letzterem hat ‘ein kleines Nixentkind, ein Mädchen von acht bis neun Jahren’, es dem armen Viktor angethan. Äpfel und Nüsse führen ein zärtliches Verhältnis herbei, das selbst durch ein kleines Mißgeschick, welches dem Knaben widerfährt, nur begünstigt wird, denn es führt Tina ins Haus der Eltern; und als die Truppe scheidet, da ist ein Halsband aus Viktors Hand und ein Kuß von seinem Mund für Tina das sichere Zeichen eines treuen Gedenkens. ‘Es war eine unschuldige Kinderneigung, aber es war die erste Liebe eines begabten, früh entwickelten Knaben.’ — Bald darauf liest man in den Zeitungen von Straßenkampf und Barrikaden bei den Franzosen (Julirevolution) und wiederum, ‘daß sich allerlei Neues an die Stadt heranzog: eine Schnellpost, eine Chaussee, und die Leute sprachen von Eisenbahnen, auf denen man fahren könne.’

Den ersten tiefen Schmerz erfährt Viktor, als er das Gymnasium in der nur wenig Meilen entfernten Stadt bezieht. — Nach weiteren acht Jahren wird er Student, zunächst auf der Hochschule, die auch sein Vater besucht hatte. ‘Dort saß jetzt Viktor am Fenster seiner Studierstube, die Sonnenstrahlen füllten sein Zimmer mit Glanz und aus dem Garten quoll der Blütenduft herauf; zwischen das ferne Geräusch der Straßen ertönt das Gezwitzcher der Vögel und das Geseumm der Bienen, welche um die Blüten des wilden Weines schwebten. In gehobener Stimmung saß er und sann. Denn er war zuweilen Dichter, und er hatte nichts dawider, wenn es die ganze Welt erfuhr; zur Zeit wußte es nur seine Familie. — Er lief zum Schreibtisch, und was er niederschrieb, war ein munteres Studentenlied.’ Denn auch das Burschenleben hat ihn mächtig angezogen; er trägt das Korpsband der Bandalen, aber

als er nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren in die Heimat kommt, da legt er dem Vater ein offenes Bekenntnis ab 'über manches, was er als Rufensohn zu wenig und als Vandale zu viel gethan, und er fand einen nachsichtigen Richter'. Nach den Ferien bezieht „der verbannte Vandalenhäuptling“ die Hochschule der Residenz und dort beginnt für ihn eine neue Lehrzeit.

'Einst hatte ihm der Direktor des Gymnasiums gesagt: „Da Sie mehr begehren als die Abrihtung für ein Brodstudium, so betreiben Sie vor allem die Wissenschaft, welche allein Ihnen Methode geben kann; Philologie ist die einzige sichere Grundlage, gleichviel ob Sie später Jurist, Geschichtschreiber oder Philosoph werden.“ Diesem Rat hatte der Student bisher ein wenig gefolgt, freilich ohne rechten Ernst; jetzt aber setzte er seine ganze Kraft daran. Er erhielt Zutritt zum Seminar und blieb noch fast drei glückliche Jahre auf der Universität. Was er in dieser Zeit der Schwester schrieb, war zumeist ein Widerklang der edlen Stimmungen, welche ihm die Kunst gab, das Theater, die Konzerte, die Museen. Fast überwältigend drang der Zauber des vielen Schönen, das er jetzt mühelos genießen konnte, in sein Gemüt. Auch er verfaßte ein Theaterstück und begann ein zweites, schrieb beide sauber ab und sandte sie dem Vater nach Hause, aber zu seinem Glück nirgends andershin.'

— Endlich schreibt er seine Doktordissertation über die „Kathartik des Aristoteles“, dann sein erstes großes Buch, 'wieder gelehrt und ästhetisch über gewisse stille Geseze, nach denen der Dichter Form und Inhalt seiner Werke erfindet'. Und als er sein zweites Buch erscheinen ließ, da rühmte der Buchhändler, daß auch die Leser das Werk beehrten, und 'in den Kreisen der Residenz, welche Litteratur und Kunst zum Thee genossen, wurde Viktor ein gesuchter Mann, und im Ministerium war bereits die Rede davon, ihn zur Übernahme einer Professur zu veranlassen'.

Da schneidet plötzlich ein Ereignis tief in sein Leben ein. Die Kinderleidenschaft zu Tina wird durch die Begegnung mit der berühmten Schauspielerin, welche ihm in blendender Schönheit in den Weg tritt, zur leuchtenden Flamme angefaßt. 'Erst jetzt empfand er die hinreißende Schönheit der Kunst, sie besflügelte ihm die Gedanken und adelte sein Gefühl, und er schritt, die unsichtbaren Blüten um das Haupt, im stillen Glück bei andren Menschen vorüber.' Aber: „Du dummer Viktor“, ruft sie ihm eines Abends zu, „du willst doch nicht mein Anbeter werden oder gar mein Liebhaber? Weißt du, was das heißt, mein Freund? Jetzt gehorche ich dir; wenn du aber küssen willst, wie du eben thatest, mußt du mir gehorchen; du mußt meine üble Laune aushalten, mußt mir Weilchenbouquets zutragen und dir gefallen lassen, daß ich sie beiseite

werfe, wenn sie mir nach türkischem Tabak riechen. Finde ich ein Armband hübsch oder ein Spitzenmuster, so mußt du schnell darnach laufen und nach dem Preis nicht fragen; du mußt deine Eifersucht — ich sehe dir an, daß du darin stark sein kannst — still hinunterdrücken und gegen andere Männer, denen ich einmal zulache, freundlich sein. Ich werde dich quälen und du mich, du wirst unglücklich sein und zuletzt nicht darnach fragen, wie mir zu Mute ist. O, sei kein Thor, Kamerad, und störe nicht den Frieden, in welchem wir jetzt miteinander leben.“

Das war ein Stück Realismus, das freilich nicht Probe hielt vor der Eifersucht, mit welcher die Künstlerin wenige Tage darauf den Freund an der Seite der nächsten Freundin seiner Schwester in der Loge erblickte. Am folgenden Tage giebt sie ihm in der Leseprobe den zweiten Akt von Romeo in die Hand. „Hinab, du flammenhufiges Gespann. — Nacht, gib mir meinen Romeo.“ Das sind die letzten Worte, die sie liest. Auf dem Heimweg findet Viktor die Straßen mit Menschen gefüllt, er merkt es kaum. Als er aber am Abend zu der Geliebten eilen will, da hat die Revolution (1848) ihr blutiges Haupt erhoben, und ein Gewehr, das ihm ein fremder Emissär in die Hand drückt und das er auf den Pflastersteinen zerschlägt, enthebt ihn auf Wochen 'der Notwendigkeit, diesen widerwärtigen Karneval der Gasse anzusehen'. Nachdem er völlig genesen, begründet er mit Henner, dem Nachkommen jenes adeligen Geschlechtes, das einst mit seinen Ahnen in ehrlicher Feindschaft und Freundschaft verknüpft war, eine Zeitschrift, in der er „Antwort suchen will auf die Frage: wie uns und unser geliebtes Preußen retten?“ — Und 'als nach einem Jahre das Blatt der Freunde fest begründet war, gedachten sie auch des eigenen Haushaltes und warben sich die Hausfrauen. An demselben Tage wurden zwei glückliche Paare verbunden, Rätke verfiel unrettbar dem Hause Jüngerleben, und Viktor hob sein liebes Weib aus der Kutsche der Bellerwige sich in die Arme. Denn diese Familie hatte längst allen Standesvorurteilen entsagt, außerdem war, wie ein hochverehrter, leider verstorbener Mitbürger und Ratmann zu sagen pflegte, jetzt eine Konjunktion gekommen, wo derartige Vorurteile nicht zeitgemäß waren. Und der letzte Winterreif, welcher etwa noch an den Schilden ihres Stammbaums hing, schwand dahin in der Elternfreude über das Glück des geliebten Kindes.'

Schluß.

Vom sang- und sagenreichen Thüringen, dem Herzen Deutschlands, nach dem der Säger die Kunde von den Thaten am Rhein getragen, hat der Spielmann seinen Helden zu den Quellen des Mains be-
gleitet, um wiederum nach dem Herzen zurückzuführen, was dort in den

feurigen Adern pulsiert hatte. Als aber an dem Sitze des Lebens ein neues Geschlecht „das Mark der Mannheit in Minne vergeudet“, da wurde dieses Geschlecht selbst und mit ihm der Verkünder des Geistes, der fahrende Schüler, nach dem fernen Nordosten geworfen, um hier in neuen Kämpfen die Kraft zu gewinnen, die es befähigte, das neue Geistesleben, das vom Rhein und von Thüringen ausging, in neue Thaten umzusetzen. Freilich folgt auf die große Zeit, der der Buchhändler dient, eine andere, in der das „Wort“ zum Spotte wird; aber auch der Pasquillenschreiber steht in dem Banne jener Volkskraft, die sich in dem Ahnengeschlechte gesammelt und nach dem Zurückfluten in die alte Heimat geläutert hat, und der letzte in der langen Ahnenkette von einem und einem halben Jahrtausend bis zur Gegenwart, der Journalist, nimmt in der Residenz, die dereinst die Hauptstadt des geeinigten Deutschlands werden sollte, alle die Strahlen in sich auf, die aus der Vergangenheit in sein Jahrhundert hineinleuchten. Aber in dem Vollgefühl seiner Kraft faßt er den ganzen Ertrag jener geistigen Arbeit in den Worten zusammen: „Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten des Ahnen auf das Schicksal des Entfels ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber ist das Höchste und Hoffnungsreichste in dem geheimnisvollen Wirken der Volkskraft!“

Die Weltanschauung in Goethes Iphigenie.

Von Chr. Semler in Dresden.

Der sittliche Grund und Boden in dieser Dichtung ist neben dem Heimatsgefühl der Familiensinn. Tiefgewurzelt ist die Liebe der Geschwister zu einander und zum Vater; bei Drest auch zur Mutter. Gleich in den ersten Worten Iphigeniens hören wir den Grundton des Stückes:

Beh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt.

Am innigsten aber spricht sie den edlen Hausgeist, der das Gedächtnis der Vorfahren treu bewahrt, zu Thoas aus:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.

Indessen auch Thoas ist von diesem Familienfinne tief durchdrungen; er würde sonst nicht so entschieden die Hand Iphigeniens verlangen. Er nennt denjenigen den glücklichsten, möge er ein König oder ein Geringer sein, dem in seinem Hause Wohl bereitet sei.

Der Familiengeist war unter den Nachkommen des Tantalus wiederholt geschändet worden, und Orest lag es schließlich ob, die Sühne des Hauses dauernd zu begründen. Doch er begnügte sich nicht mit der Bestrafung Aegistheus, sondern vergriff sich an der Mutter, und fügte so zu der vollgemessenen Schuld des Geschlechtes eine neue hinzu. Ähnlich wie sich der arglose Brutus gegen sein besseres Fühlen und Denken, durch den ehrgeizigen und neidischen Cassius verleitet, zum Richter und Mörder Cäsars aufwirft, so ließ sich Orest, der unerfahrene Jüngling, trotzdem ihn sein Gemüt warnte, durch Elektras „Feuerzunge“ zum Muttermorde hinreißen. Die Gewissensqualen hierüber brechen seinen Lebensmut und machen ihn unfähig zur Heldenlaufbahn und zum Tragen der Königskrone.

Durch die Schönheit, durch den „holden Mund“ der griechischen Priesterin im Scythienlande wird der Jüngling nun wider Willen gezwungen, sich auszusprechen, was Pylades bisher schonungsvoll verhindert hatte. Ihr liebendes Einstürmen auf sein Gemüt, durch das er schließlich die schmerzlichsten Seelenqualen erduldet, ruft ihm die Schreckensthat mit allen Einzelheiten in das Gedächtnis zurück. Aber dieses rückhaltlose Aussprechen, dieses unbarmherzige Vergewaltigen der Blutschuld treibt ihn aus der krankhaften Innerlichkeit heraus. Mag er auch jetzt in Ohnmacht sinken; er wird trotzdem befähigt, bei der Wiederkehr dieser Bilder ruhig zu bleiben und sich zu bezwingen.

Goethe befolgt in der Schilderung des Seelenlebens des Orest dichterisch die Mahnung Spinozas, den leidenden Affekt durch den thätigen und tapfern zu besiegen: Die Liebe zur Schwester bezieht die traurigen Gedanken an den Mord der Mutter. Und wie Carlos seinem begabten Freunde Clavigo die staatsmännische Laufbahn als Veröhnung wegen des Treubruches zeigt, so weist Pylades auf die Heldenthat hin, auf die Rettung der Schwester.

Aber völlig entschlossen und frei von geistiger Unnachtung wird Orest erst durch den Widerspruch des Königs bei dem Fluchtversuche. Das Anerbieten der Entscheidung durch einen Zweikampf und noch mehr die Auslegung des Orakelspruches zeigen seine Thatkraft und geistige Klarheit. Freilich wäre durch diesen Zweikampf, zu dem sich Thoas selbst zu stellen bereit ist, das Schicksal des Hauses von neuem heraufbeschworen worden. Der Tod des Orest oder des Königs wäre für Iphigenie die nie versiegende Quelle des Grams geworden.

Dem aufmerksamen Leser dieser Dichtung wird es nicht entgehen, daß, Hand in Hand mit der Wahrheitsliebe der Iphigenie, des Orest und des Arkas, der Widerspruch und die Anerkennung, diese beiden Haupttriebfedern in Goethes sittlicher Weltanschauung, sich fortwährend ablösen und ergänzen. Die Anerkennung, welche Thoas der Iphigenie zollt, auch ehe er weiß, daß sie eine Königstochter ist, und die zur Brautwerbung führt, stößt auf den festen Widerspruch der griechischen Jungfrau. Und als er, hierüber erbittert, die Menschenopfer wieder einführen will, tritt sie ihm schroff entgegen mit den Worten:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.

Die Bedeutung des Widerspruchs zeigt sich sehr wirksam an Orest. Durch das Einstürmen der Schwester auf sein Seelenleben, das er schmerzlich empfindet, und dann durch die drohende Haltung des Königs bei dem Fluchtversuche wird er von den geistigen Banden frei. Iphigenie erhält aber erst ihre sittliche Vertiefung und Reife, als der Widerspruch des Arkas sie zwingt, in sich zu kehren und sich vor Undankbarkeit und Unwahrheit gegen den König zu bewahren. Deshalb stimmt sie die frohe Nachricht des Pylades, daß Orest nach dem Verlassen des heiligen Haines keinen Rückfall der Schwermut und des Verfolgungswahnes gehabt habe, nicht etwa siegesgewiß und trohig. Allerdings tritt sie den Zumutungen des Königs entschlossen entgegen; aber bald geht ihr Widerspruch in das offene Geständnis und in herzliche Anerkennung über. Iphigeniens sittliche Hoheit und schöpferische Thatkraft würde sich nicht so gesteigert haben, wenn sie nicht durch die Drohung des Thoas mit der Wiedereinführung der Fremdenopfer aus ihrer schwermütigen Stimmung herausgerissen worden wäre. Hierzu kamen aber die entsetzlichen Nachrichten von ihrem Vaterhause und damit die grausame Enttäuschung ihrer bisherigen Wünsche und Hoffnungen. Dieser Widerspruch des Lebens, in dem Luther die Erbsünde und Teufelswerk sah, und an dem Hamlet Schiffbruch litt, wird in den Augen Goethes die erziehende Macht. Er steigert Iphigeniens kühnes Selbstvertrauen zu der Höhe, daß sie auch das schwerste Verbrechen für sühnbar hält:

O, wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höl' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Guldreiche Götter vom Olympus rufen?

Ebenso will sie, um Thoas zur Milde zu stimmen, nicht die Göttin um ein Wunder anflehen:

Auf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Elektra war aus den weiblichen Schranken herausgetreten und hatte dadurch neue Blutschuld auf ihr Haus gebracht. Die Größe Iphigeniens besteht darin, daß sie innerhalb ihrer weiblichen Schranken, die ihr anfangs so eng vorkamen, verharret. Sie bewahrt sich dadurch die Harmonie, und in dem scheinbar eng gezogenen Kreise ihrer Wirksamkeit vermag sie das Höchste zu leisten. Sie hat also erreicht, wonach Faust erst leidenschaftlich strebte. Ihm ist die Schranke nur Fessel und nicht selbstgewollte Begrenzung. Iphigenie veranschaulicht uns die Einheit des Unendlichen und Endlichen, die Weltharmonie in dem Individuellen. Das konnte Spinoza nicht schauen: Goethe ergänzt ihn.

In diesem Schauspiel liegt eine tragische Kollision zweier Pflichten vor, nämlich die der Dankbarkeit und der Bruderliebe. Pylades möchte durch List und Gewalt den Knoten zerhauen, ähnlich wie Carlos im Clavigo. Iphigenie schwankt anfangs und beneidet die Mannesnatur, welche rasch zum rücksichtslosen Entweder — Oder entschlossen ist:

O, trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Voratz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt.

Doch sie bleibt ihrer weiblich edlen Natur treu und handelt selbständig. Durch ein offnes Geständnis, durch aufrichtige Wahrheit und dankbare Anerkennung will sie das Herz des Königs zum Nachgeben stimmen. Dieser Weg ist der schwierigere; er ist auch eine Heldenthat. Aber sie ist geduldig und beharrlich, und die Worte, die der treuherzige Arfas ihr zuruft, bilden eigentlich ihren Lebensgrundsatz:

So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe,
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Vor allem hat sie, als Erbgut ihres Dichters, Vertrauen zu dem Guten in der Menschennatur. List, Gewalt und Rache, sagt sie sich, sind nicht notwendig, wenn man mit Vernunft und reiner Gesinnung auszukommen vermag.

Der Mann kann die Schranke durchbrechen und das Schicksal herausfordern, und dennoch schließlich zur sittlichen Tiefe und einem um so gesichertern Gleichgewicht gelangen. Orest fand nach dem Muttermord, freilich auf dornigen Pfaden, die Versöhnung wieder, und Thoas, der die Wiedereinführung der Menschenopfer befohlen hatte, erhebt sich am Schlusse zur edlen Selbstverleugnung. Das Motto, welches Lessing für seinen Nathan wählte, könnte auch auf Goethes Drama angewendet werden.

Iphigenie wollte durch sittliche Selbstbildung und Bewahrung eines unschuldvollen Herzens in arger Welt ihr mordbeslecktes Haus entschüßnen. Die Frömmigkeit ist ihr also nicht Zweck, sondern Mittel. Sie sucht nicht idealbeschaulichen Selbstgenuß, sondern sie will wirken für

andre. Sie will nicht in der Walbeinsamkeit und in der feierlichen Stille des Tempels ihre Tage hinträumen. Ihr ist, wie den Goetheschen Jünglingen, das Emporstreben aus der Enge eigen. Sie hält für ein unnützes Leben, wonach Tausende, als zur Vorhalle des Himmels, sich sehnen würden:

— — — Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergeblich hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

Plastisch gestalten konnte Goethe Iphigenie nicht; das mußte er der Darstellerin auf der Bühne überlassen. Doch schon beim bloßen Lesen wird unsre Phantasie zum Zeichnen ihrer Gestalt angeregt durch die Wirkung, die sie auf andre, zumal auf Orest hervorbringt. Der Zauber ihrer Rede erweckt ein plastisch-ideales Schauen, wie es uns bei den Reden in der Ilias ergeht, wenngleich in der Iphigenie die betrachtende Lyrik vorherrscht. In dem Rhythmus und Wohlklang der Sprache verspürt man den Hauch des Südens, in welchem die Dichtung den Abschluß erhielt. Wenn Iphigenie zu ihrem Bruder sagt, die Freude ströme ihr von dem Herzen, wie vom Parnass die Quelle von Fels zu Fels ins Thal sprudle, so kann man dieses Gleichnis auch auf die Melodie ihrer Rede anwenden. Thoas selbst sagt widerwillig:

Wie oft besänftigte mich diese Stimme.

Goethe hätte nicht schöner den Geist des Friedens und der Versöhnung, der durch die Anmut und den Zauber eines edlen Weibes in die Welt kommt, darstellen können. Raphael's h. Cäcilia würde vielleicht ebenso gern der Stimme des „holden Mundes“ der Iphigenie lauschen wie den Engelschören.

Hier gedenken wir denn wohl mit Recht der Cordelia im König Lear, deren Stimme ja auch „sanft war: ein köstlich Ding an Frauen“. Cordelia steht heilend und versöhnend ihrem Vater zur Seite wie Iphigenie ihrem Bruder. Durch diese beiden Frauengestalten überzeugen wir uns, daß es sich wohl verlohnt, auf der Erde zu leben, auch wenn das Schicksal noch so unbarmherzig mit den Menschen verfährt. Shakespeares Lear und Goethes Iphigenie wurzeln auf dem Boden des Familienlebens und spielen im Heidentum. Der Geist des Christentums aber schwebt über ihnen; doch ohne daß der Buchstabe und seine freudlose und nüchterne Herrschaft zur Geltung kommen kann. Die selbstverleugnende Liebe ist die Sonne, welche die giftigen Nebel verzehrt, die aus Hatzorn und Rache, aus Selbstsucht, List und Lüge aufsteigen. In

beiden Dramen sehen wir die Freiheitsidee und zwar als die Entwicklungsfähigkeit der Menschennatur. Lear, der jähzornige Despot, sinkt in die Knie vor seiner einst verstoßenen Tochter, und Thoas, der durch die Menschenopfer Rache an Iphigenie nehmen wollte, läßt sie ohne Groll und in Frieden in die Heimat ziehen. So bewährt sich denn, was Iphigenie von der Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit sagt:

— — — Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.

Das Vertrauen zu der Entwicklungsfähigkeit des Menschen, in dem Gutes und Böses sich mischt, kennzeichnet überall unsern großen Dichter. Es geht Hand in Hand mit der innigsten Verehrung der Natur, dem Schauplatz des menschlichen Wirkens, der Freude und des Leides. Die Sternennacht am rauschenden Meere weckte in Orest und Pylades den Thatendrang, und als Orest sich frei fühlt von den Furien der Seelenqual und die Sehnsucht nach den Schatten der Unterwelt abgeschüttelt hat, spricht er das neugewonnene freudige Lebensgefühl in den begeistertsten Worten aus:

Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Bum Unterricht in der alldutschen Litteratur.

Von W. Schulze in Dortmund.

Was aus der älteren deutschen Litteratur Gegenstand des Unterrichts in einer der oberen Klassen höherer Lehranstalten sein soll, steht in den beteiligten Kreisen noch nicht allgemein fest. Es fehlt namentlich ein bestimmter, allgemein anerkannter Gesichtspunkt, nach welchem eine den Zwecken der Schule dienende Auswahl aus derselben zu treffen ist, oder wo derselbe vorhanden, wird Folgerichtigkeit in der Anwendung vermisst. Das letztere gilt auch von der unterrichtlichen Behandlung des Gegenstandes. Anknüpfend an einige Lesebücher, welche die in Rede stehende Periode behandeln, wollen wir im folgenden einen solchen einheitlichen Plan entwerfen.

Wir nehmen zunächst das vielgebrauchte Paulsische Lesebuch zur Hand. Die Auswahl der Proben wurde in demselben „entschieden 1. durch ihre Klassicität nach Inhalt und Form, 2. durch ihre Fähigkeit, das nationale Leben nach allen Seiten hin zu veranschaulichen und die eigenartigen Ideen abzuspiegeln, welche die Welt des deutschen Mittelalters in ihrem

tiefsten Innern bewegt haben“. Der unter 2. bezeichnete Gesichtspunkt ist unbedingt anzuerkennen; er ist auch allein maßgebend für den unter 1. bezeichneten klassischen Inhalt. Die klassische Form aber, von der sprachlichen und metrischen Seite abgesehen, zum Maßstab zu nehmen, empfiehlt sich für das altdeutsche Gebiet nicht. Uhland sagt: „Wir dürfen nicht den höchsten Maßstab der Kunstichtung an die Poesie des Mittelalters legen. Das Ebenmaß, die harmonische Verbindung der Teile zum Ganzen, die Übereinstimmung von Inhalt und Form fehlen oft. Keine Musterbilder für die Poesie unsrer Zeit sind in ihr zu suchen.“ Aber „was auch die Poesie anderer Völker in sich Vollendetes darbieten mag, diese einheimische Poesie schlägt ihrerseits Saiten an, welche vorher nicht geklungen haben; sie befriedigt Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigen Gemüths, welche anderwärts nicht oder nicht in gleicher Weise befriedigt werden“.

Wie bewähren sich nun die Grundsätze des Verfassers in der Auswahl der Proben des bezeichneten Lesebuches? Zunächst bringt er das Nibelungenlied im Auszuge. Mit Recht ist z. B. der Sachsenkrieg, mit Unrecht namentlich der Aufenthalt der Burgunder bei Rüdiger weggelassen, da doch dieses Stück eins der schönsten und gehaltvollsten des ganzen Liedes ist und recht wesentliche Züge altdeutschen Lebens schildert. Das Buch bringt dann eine gleich ausführliche Auswahl aus Gudrun. Wie schätzenswert aber dies Gedicht auch ist, hinter das Nibelungenlied muß es zurücktreten, und da dies einer ausführlichen Behandlung bedarf, so fehlt für jenes die Zeit. Nur die vorzüglichen Scenen und Gestalten, vor allem die Treue und Seelenstärke der Titelheldin und ihrer Begleiterin, sind im Anschluß an den Gang der Handlung gelegentlich dem Schüler zu zeichnen und zum eigenen weiteren Nachlesen zu empfehlen.

Die weiteren Proben des in Rede stehenden Buches bieten gewiß bemerkenswerte Züge mittelalterlichen Lebens und Dichtens. Die Hochzeit des Aneas wird nach dem Vorbilde des im Jahre 1184 zu Mainz gefeierten Hoffestes geschildert. In den aus dem Alexanderliede ausgewählten Abschnitten sehen wir, wie der Titelheld, dessen Tapferkeit, altgermanischen Kampfschilderungen entsprechend, sich in Einzelkämpfen erprobt, trotz aller Siege das Paradies nicht erobern kann und am Ende statt aller seiner Eroberungen nur den Raum von sieben Fuß Länge, wie der ärmste Mann, als dauernden Besiz erhalten soll. Aber bei der weiteren Prüfung des Buches erhalten wir den Eindruck, daß es mehr im Plane des Verfassers liegt, die in der Ritterpoesie mit Vorliebe behandelten Stoffe vollständig aufzuzählen und jeden bedeutenderen Dichter zu Worte kommen zu lassen, als die herrschenden Gedanken und Bestrebungen oder Ideale jener Zeit an treffenden Beispielen zu veranschaulichen.

Die übrigen Lesebücher, die uns vorliegen, haben im ganzen einen ähnlichen, offenbar nach denselben Grundsätzen ausgewählten Inhalt. Schauenburg und Hoche lassen in ihrer Auswahl aus den Nibelungen ebenfalls den Aufenthalt der Burgunden bei Rüdiger und dazu des letzteren Seelenkampf fort. Buschmann nimmt den Saalbrand, eine unklare Schilderung, auf und übergeht den Heunenzug der Burgunden, in welchem Hagen zum ersten Male in seiner bewunderungswürdigen Größe hervortritt.

Schon diese Beispiele zeigen, daß keine in den Lesebüchern getroffene Auswahl aus diesem für den Unterricht wichtigsten Gedichte des Mittelalters einem Lehrer genügt, der von der Ansicht durchdrungen ist, daß „die Charaktere oder die Gruppen von Charakteren, welche in denselben auftreten, sein größter Vorzug sind.“ Wer nur einen solchen Auszug gelesen hat, der versteht nicht, wie D. F. Genfichen, als er die Türme von Worms sich erheben sieht, in die Worte ausbricht:

Wo sind sie, die Helden der streitbaren Faust,
Die einst hier in den Königshallen gehaust
Und im Liebe unsterblich nun leben?

— — — — —
Doch im Liebe nicht nur, auch im Mark und Gebein
Lebt der Geist noch der streitbaren Helden.

— — — — —
Liegt einst diese Zeit (die Gegenwart) wie die Nachwelt so fern,
Dann wird man noch singen und sagen:
Der König ein Held wie Herr Dietrich von Bern,
Der Kronprinz wie Siegfried ein leuchtender Stern,
Der Kanzler ein Rede wie Hagen.

Eine derartige Zusammenstellung von Proben aus der älteren Litteratur nach formellen und äußeren Gesichtspunkten, wie sie im ganzen in allen Lesebüchern geboten wird, ist also für die Zwecke der Schule nicht geeignet. Es gilt vielmehr nach dem Worte W. Scherer's, den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in atmender Gestalt, ebenso streng heischend als liebeich spendend, entgegenzuführen.“ „Wir leiden an der Hypertrophie des Intellekts, an einer Atrophie des sittlichen Willens und des Gemüts (Burdach).“ Die Schule aber schäme sich des „ethischen Pathos“, des vaterländischen Zuges nicht, der, wie er die großen Forscher des deutschen Altertums, Männer wie die Brüder Grimm, Müllenhoff beehrte, auch Lehrer und Schüler mit den Begebenheiten und Personen, von welchen sie hören oder lesen, verknüpfen soll. Also „die historischen (Eigenschaften) Tugenden der deutschen Nation“ müssen den Hauptgesichtspunkt bei der Auswahl der altdeutschen Lektüre bilden um „freimütig, friedfertig und brüderlich zu verharren im Streben nach Vervollkommnung“ (Heidelberger Rede Kaiser Friedrich's).

Was ist nun unser eigenstes Wesen? Fr. Th. Vischer sagt in seiner Ästhetik (II, 248): Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentliche Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fichtmeister der Welt von Anfang an. Die Tugenden, worin schon bei den alten Deutschen der Beruf zur Idealität sich ankündigte, kennen wir aus Tacitus. Sie weisen namentlich auf die Familie und Freundschaft hin: Achtung des Weibes, Treue des Freundes und was dem verwandt ist, so daß man erkennt, diese winterlichen Menschen werden einst dahin kommen, wo sie der Ästhetik mehr Stoff in den Gemächern des Hauses, durch Schönheit des Privatlebens als auf der Straße durch öffentliches Leben geben werden.

Hier hätten wir also zugleich einen Ausblick in die Zukunft.

„Ein Bild dessen aber, was wir sind und bedeuten, erhalten wir, sagt W. Scherer in seiner Litteraturgeschichte, (und wir sagen mit ihm: soll der Schüler erhalten) aus den Thaten und Dichtungen unseres Volkes (ähnl. R. Wartsch, Vorträge u. Aufsätze, S. 158). Die Geschichte insbesondere zusammen mit der Geschichte der Dichtung ist ein Inventar aller unsrer Kräfte“. „Nur aus der ganzen Folge der Epochen unsrer Geschichte, heißt es an einer andern Stelle, erkennen wir die Anlagen, die in uns ruhen und nur in der gleichmäßigen Ausbildung aller würde die Vollendung unsers Wesens bestehen — wenn es gelänge, den Geist der ablaufenden Epoche in die kommende hinüber zu retten.“ In diesen Worten liegt zugleich der Beweis, daß die Denkmäler der deutschen Sprache nicht nach der Schablone der Poetik, wie einige lehren, sondern nach dem Leitfaden der Litteraturgeschichte zu behandeln sind.

Unsere alte Volkspoesie gilt es also kennen zu lernen, um in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln, sagen wir mit Uhland. Nur hieraus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unsern Beitrag.

„Das größte Erzeugnis der Volkspoesie aber ist die Heldensage. In diese muß derjenige sich vertiefen, der von dem Gesamtleben seines Volkes eine Anschauung gewinnen will. Sie enthält die Vorstellungen vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edlen, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen.“ Die Heldensage ist die „große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens“. „Die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Gesinnung in Sachen der Poesie. Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir von dem Anblick der Alpen zurückkommen (Uhland).“

Wir beginnen mit dem Hildebrandsliede, dem einzigen kostbaren Überrest eines deutschen Heldenliedes aus heidnischer Zeit. Eine auf-

merksame Betrachtung läßt den fehlenden Schluß erraten, sowie die Lücken, die das Gedicht zeigt, ergänzen (nach Müllenhoffs u. Scherer's Anmerkungen). Den wertvollen Inhalt brauchen wir kaum anzudeuten. Ergreifend ist der Schmerz des alten Waffenmeisters. Er, der so manche Verlegenheit überwunden, zu so manchem Scherz Veranlassung gegeben hat, steht hier einem tragischen Geschehnisse gegenüber. „Wehgeschick erfüllt sich“ ruft er aus. „Ich wallte der Winter und Sommer sechzig, seit man mich aus hob im Volke der Speermänner, ohne daß mich bei einer Burg der Tod ereilte. Nun soll mich mein eigen Kind mit dem Schwerte hauen, hinstrecken mit dem Beil, oder ich ihm zum Verhängnis werden.“ Diese Worte spricht der bedrängte Vater, als der Sohn, der nicht glauben will, daß er seinem Vater gegenüberstehe, diesen einen Feigling genannt hat, denn auf diesen Vorwurf hin gestattet diesem die Helldenehre nicht, zurückzutreten. „Der sei nun der geringste der Ostleute, spricht er, der dir den Kampf ausschlägt, nun dich dessen so wohl geküsst. Nun muß der Streit entscheiden, wer sich heute der Kriegsbeute rühmen soll, oder dieser beider Brünnen walten.“ Dann beginnt der Kampf. Die Schilderung ist in der kurzen, knappen Form dem Inhalt äußerst angemessen, also, wenn man so will, klassisch, aber besser gesagt, altertümlich. Das Lied ist auch geeignet, die poetischen Formen der alten deutschen Poesie zu lehren, nämlich die ahd. Langzeile mit der Alliteration im Gegensatz zu der später in der Volksepik üblichen gereimten Strophe.

Das Lied vom Vater und Sohn Caspar von der Roens, in welchem der scherzhafte Ton herrscht, schließt man am besten an. Schließlich bemerke ich aber, daß derjenige, der den vielbesungenen alten treuesten Meister aus der Gesamtsage nicht kennt, sein in diesem Heldenliede besungenes Schicksal nur mit halbem Ohre hören wird. Die Schilderung ist also aus jener zu ergänzen. Uhland sagt von ihm I, 246: „In ihm ist der Ernst der Treue und der Erfahrung des Alters auf das glücklichste verschmolzen mit scherzhafter Helldenlaune und unerloschenem Jugendfeuer. Er ist ein Liebling des Volksgesanges geworden, und in diesem scheint sich eben jene scherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des 8. Jahrhunderts noch der Ernst obwaltet.“ Wir können es aber als eine günstige Fügung bezeichnen, daß wir mit dem tapfersten, treuesten, gemütvollsten, scherzhaftesten aller Helden in die Dichtung eintreten; denn Hildebrand ist eine typische deutsche Heldegestalt. „Die Deutschen sind viel lustiger als die den Alten immer noch verwandten Romanen, ja ausgelassen in Lustigkeit; aber gerade das lustige Volk ist auch das harte und melancholische. Hier ist Idealität, wortarmer schwerer Ernst und Übermaß des Scherzes“, sagt Fr. Th. Vischer (II, 247).

Vor allem aber müssen wir nun der Tugend gedenken, welche in den bedeutendsten altdeutschen Denkmälern eine so hervorragende Rolle spielt, daß bei der Auswahl derselben zur Lektüre unwillkürlich der Blick auf dieselben fällt — es ist die Treue. Wir lassen wieder Uhland reden, der dem deutschen Lehrer auf diesem Gebiete so wirksam vorgearbeitet und vorgebracht hat. „Mitten im Sturme und in der Nacht der Zeiten, sagt er, wird die Treue geboren und gepflegt. Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue. Wie die Treue im Gemüte wurzelt, so sind auch diese Schöpfungen (das Volksepos) unmittelbar aus dem Gemüte entsprungen. Charakter und Handlung sind in dem Sinne begründet und gebildet, daß die Treue gepriesen, die Untreue bejammert und verflucht wird. Indem wir (Schriften I, 341) die Hauptcharaktere des deutschen Heldenepos, ihrer vielgestaltigen Persönlichkeit unbeschadet, in der Idee der Treue und deren Gegensätzen begründet finden, ergibt sich zum voraus, daß die Handlung, zu der sie mannigfaltig verflochten sind, von derselben Gesinnung bestimmt, daß daher sowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie sie zu einem besondern Kreise von Handlung in sich abgeschlossen sind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiste geschaffen und besetzt sein müsse. Überblicken wir die bedeutenden einzelnen Liedergestaltungen, so beruhen die Gedichte von Rother, Wolfdietrich und Dietrichs Flucht („der Treue recht eine Rose“) gänzlich auf der gegenseitigen Treue des Königs und seiner Dienstmannen. Das Nibelungenlied zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue.¹⁾ Der gotische Liederkreis stellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheinische, fränkisch-burgundische, die Nibelungensage mehr verneinend das zerstörende Wirken der Untreue (Rache!). In Charakteren und Handlung zeigt sich diese verschiedene Richtung. Der gotische Dietrich ist in mehrfacher Erscheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der sich selbst Dietrich nennt, doch in jener sittlichen Beziehung stets derselbe, das leuchtende Gestirn der Treue. Ebenso steht an der Spitze der Dienstmannschaft in ungetrübter Stetigkeit der treue Meister, mag er nun Berchthold, Berthar oder Hildebrand heißen. Zwar sind auch die Verräter zur Stelle, Ermanrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finstere Schatten hinter den Lichtgestalten der Getreuen.“ Kurz nach Uhland ist die Treue der Inbegriff aller sittlichen Bindemittel, die befehlende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

1) Nach anderer Auffassung ist Hagen nicht der ungetreue, sondern der übergetreue — Uhland selbst nennt ihn anderswo den getreuesten zugleich und ungetreuesten Mann — Lachmann nennt die Rache ein Kind der Treue.

Das Wort Treue¹⁾ hat wie der christliche Glaube einen großen Umfang. Sie ist der „Urquell“ und Inbegriff der edelsten Tugenden, wie die Untreue „Wurzel und Krone alles Bösen“ ist. Der Getreue ist milde und tapfer; sich selbst vergessend, giebt er für die Bande des Blutes und der Genossenschaft jedes Gut des Lebens und das Leben selbst dahin. Der Ungetreue in seiner Selbstsucht ist karg und zugleich feige.

Wie sehr die Treue im Mittelpunkt der Gesinnung stand, zeigt noch der heutige Sprachgebrauch, — und ein solcher Hinweis auf den Fortbestand der alten Tugenden empfiehlt sich — denn Arm in Arm mit ihr erscheinen die Liebe, die Redlichkeit, die Aufrichtigkeit, die Wahrheit, ja die Tapferkeit. Glauben soll der Tyrann (Schiller) an „Liebe und Treue“. „Üb' immer Treu und Redlichkeit“, mahnt Höltz. „Treu und aufrichtig“, „treu und wahr“, „treu und fest“ klingt stets die Doppelmahnung. „Genade und Treue“ (es sind Gottes Eigenschaften) sollen nicht von dir weichen. „Ein Herz voll Treu und Glauben“ sollen wir Gott entgegenbringen.

Nach Einführung dieses neuen Gesichtspunktes für die Beurteilung der Wichtigkeit oder des Wertes einer Dichtung jener alten Zeit kehren wir zu den Denkmälern zurück.

Wir können nach dem Hilbrandsliede kurz das Ludwigslied berühren. Die deutsche Tapferkeit steht hier bereits im Dienste der Kirche, was im weiteren Verlauf der Geschichte noch mehr der Fall sein wird. Den glücklichsten Ausdruck findet der geistliche Verfasser, auf Grund seiner Kenntnis der Volksdichtung, in der Kampfschilderung: sang was gesungen etc., die mit ihrer schlagenden Kürze ihren Eindruck auf den Hörer nicht verfehlt.

Wir stehen vor den Evangeliendarstellungen des 9. Jahrhunderts. Die bedeutendste ist der Heljand. Dsfrids wird gedacht als eines patriotischen Mannes, der seine Sprache für würdig hielt, um in ihr des Herrn Lob und Thaten zu singen, und der so zu ihrer Ausbildung beitragen will.

Daß aber auf den Heljand näher einzugehen ist, und welche Auswahl aus demselben zu treffen ist, ergibt sich aus der bisherigen Darstellung von selbst. Simrocks schöne Vorrede, aus dessen Übersetzung wir im folgenden schöpfen, deutet daselbe an: Der Heljand ist in gewissem Sinne „das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum“. „Wir sehen

1) Siehe über die Bedeutung weiter Vartsch, Vorträge S. 470 (got. triggva, Vertrag, Bund, ahd. triuwa, im altgerm. Volksrecht treuga (-wa) Versprechen. Wer ein Versprechen giebt, setzt die Ehre zu Pfande. Der Mann von Treue und Ehre läßt eher allen irdischen Besitz, ja das Leben, als daß er sein Wort, seine Treue bricht oder nicht auslöst: er fühlt, daß, wenn er des Treubruchs sich schuldig macht, er moralisch tot ist.)

den Schauplatz (der Evangelien) in die deutschen Wälder gerückt vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Reden, und nicht selten tritt die hochherzige Gefinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn!"

Demgemäß wählen wir nicht, wie in den uns bekannten Lesebüchern geschieht, ziemlich beliebig einen oder zwei Abschnitte aus, selbst nicht die Hochzeit zu Kana, wenn sie auch nach dem Vorbilde eines deutschen Festmahles geschildert ist. Wir achten lieber auf die sittlichen Züge unsers Volkstums in der alten Zeit und teilen in diesem Sinne, dem Gange der Handlung folgend, den Schülern einen kurzen Auszug mit. Wir fassen die Helden des Gedichts selber ins Auge, den „reichen milden Christ" und seine Bantgenossen, die guten Männer, die Gefellen, die er selbst sich erkoren, die zwölf ob ihrer Treue, vor allem zur Zeit seiner Leiden, wo die Treue sich erproben kann. Von den Jüngern aber zieht Petrus am meisten die Blicke auf sich. Durch „seinen Nachfolger" in Rom ist sein Ansehen im Heiland noch über das in den Evangelien behauptete hinausgewachsen. „Eifrig war er, herzhaften Sinns und seinem Herrn hold." Als der Herr sein Leiden verkündigt, da war der Degen bester sehr in Sorgen, Simon Petrus. Sein Herz härmte sich zu dem Herrn insgeheim: „Das verhüte, sprach er, des Waltenden Wille". Da entgegnete der Heiland, der mächtige Mittler (nicht mit dem harten Wort des Evangeliums Matth. 16: Hebe dich Satan von mir u. s. w., das zu dem hier geltenden Treuverhältnis nicht paßt), denn sein Gemüt war ihm hold: „Was, du widersehest dich meinem Willen, meiner Kämpfen bester? und du kennst in der Welt doch der Menschen Sitte; nur die Macht Gottes nicht, die ich vollführen soll".

Als nun Jesus die Todesfahrt anzutreten im Begriff ist, spricht Thomas, der teure Degen: „Dulden wir mit dem Dienstherrn: Das ist des Degens Ruhm, daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe und standhaft mit ihm sterbe".¹⁾

In der Schilderung des Abendmahls heißt es: „Wahrlich, ich sage euch: Unter Euch zwölfen bricht mir einer die Treue, will mich verkaufen den Kindern der Juden, für Silber verhandeln, sich Schatz zu erhaschen, gemünzten Mammon".

Der Verrat des Judas wird daher dem Dichter nur dadurch verständlich, daß „Gramgeister fuhren in seinen Leichnam, leidige Wichte.

1) Man wird an Tacitus Schilderung erinnert (Germ. 14): „Wenn es zur Schlacht kommt, so ist es schimpflich fürs Gefolge, der Tapferkeit des Fürsten nicht gleichzukommen. Aber Schande für das ganze Leben und Ehrlosigkeit ist es, den Fürsten überlebend aus der Schlacht gekommen zu sein".

Satanas selber umschnürte scharf sein Herz, seit ihn des Herrn Hilfe verließ in diesem Lichte. So wird den Leuten weh, die unter des Himmels Höhe den Herrn wechseln“.

Auch zu den Jüngern wendet sich der Herr mit den Worten: „Ihr werdet mir versagen, ihr meine Gesellen eure Degenschaft, eh die düstere Nacht noch von den Leuten läßt, und neues Licht kommt am Morgen den Menschen“.

„Da wird der Mut der getreuen Degen verbüffert. Schmerz bebrängte hart ihr Herz“, am unglaublichsten aber klingt dies Petrus. „Ich gebe mein Leben für dich, ruft er aus, im Waffenspiel“. Und dies Wort bewährt er, als Judas der Verräter mit den Feinden den Berg heranksteigt zum Streit: „Da erbofte sich der schnelle Schwertbegen Simon Petrus. Ihm wallte wild der Mut, kein Wort mochte er sprechen, so harmte es ihm im Herzen, als sie den Herrn ihm da zu greifen bekehrten. Ingrimmitig ging der dreiste Degen vor den Dienstherrn stehn, hart vor seinen Herrn — blitzschnell zog er das Schwert von der Seite und schlug und traf den vordersten Feind mit aller Kraft. Davon Malchus ward durch Messers Schärfe an der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet, am Gehör verhauen: Das Haupt war ihm wund, daß ihm waffenblutig Backen und Ohr borst im Gebein und das Blut nachsprang aus der Wunde wallend. Als die Wange schartig war dem vordersten Feinde, wich das Volk zurück, den Schwertbiß scheuend.“

Unbegreiflich würde der später folgende Verrat des starkmutigen Petrus sein, wenn es der Herr nicht hätte geschehen lassen „uns Menschen zum Fronmen. Er wollt' ihn zum Fürsten machen, zum höchsten über sein Haus. Der heilige Herr ließ ihn klar erkennen, wie kleine Kraft der Menschen Gemüt hat ohne die Macht des Herrn und daß er die Sünde zu erlassen geneigt gemacht werde“ — daß die Jünger aber fliehen, „blöde Furcht wars nicht bloß, — lange zuvor war es der Wahrsager Wort, daß es so werden würde: Darum mochten sie's nicht meiden“.

Das Epos gewährt außerdem noch manchen Einblick in den damaligen Vorstellungskreis. Als Denkmal der heute so verarmten niederdeutschen Sprache ist es von besonderem Interesse.

Wir treten in das Zeitalter der Ottonen. Schon hat die Kirche soviel Einfluß erlangt, daß der Mönch Ekkehart von St. Gallen in lateinischer Sprache deutsche Heldenhastigkeit und Gesinnung vorträgt. Wir lesen das Walthariuslied in irgend einer Übersetzung (z. B. in der Scheffelschen) vor, unter Heranziehung bedeutungsvoller lateinischer Wendungen des Dichters.

Nur mit den Waffen kann der Germane Ruhm und Ehre gewinnen. Was treibt ihn in diesem Liebe in den Kampf? Zwar auch eigennützig, materielle Beweggründe: der Durst nach Gold und die Absicht, schöne Waffen zu erbeuten, dann auch die Begierde nach Ruhm und Auszeichnung, vor allem aber Treue gegen den Fürsten, gegen Verwandte und Freunde. Anschaulich ist das Verhalten vor, in und nach dem Kampfe, die Herausforderung, die Unerjrockenheit und Unermüdblichkeit der Kämpfer, ihre Verachtung des Schmerzes geschildert. Der Schmerz über die erhaltenen Wunden und die Verwöhnung runden das Gedicht in schöner Weise ab.

Eine ausführliche Würdigung des Gedichtes beabsichtigen wir hier nicht. In doppelter Weise werden wir beim Walthariusliebe auf die Nibelungen hingewiesen, einmal weil Hagen und Gunther in beiden Gedichten auftreten und zu einer Vergleichung auffordern, dann weil in demselben Jahrhundert auf Veranlassung des Bischofs Pilgrim von Passau auch ein lateinisches Nibelungenlied gedichtet worden ist, das wir freilich nicht besitzen.

Noch eine andere Bedeutung hat für uns das Walthariuslied. Es enthält eine Liebesgeschichte der älteren Zeit, in welcher jedoch die Erwählung noch nicht, wie in der späteren Zeit, „zu einem überirdischen Wesen“ erhoben ist. Walthar und Hildegunde sind, ehe sie zu den Heunen verzeißelt werden, seit ihrer frühen Jugend verlobt. Kurz vor der Flucht in die Heimat erinnert jener die Jungfrau in wenigen herzlichen Worten an das alte zwischen ihnen bestehende Verhältnis und fragt, ob sie ihm angehören und die Flucht mit ihm teilen wolle. Als sie weiß, daß er im Ernste redet, antwortet sie glücklich und freudig: „Ob ich's im Tode büße, ob es zum Heil gereicht, ich lebe deiner Liebe.“ So fliehen sie mit den gewonnenen Schätzen. Ihres innigen Verhältnisses aber wird vom Dichter kaum noch gedacht, obwohl auf der langen Flucht an und von der Donau zum Rhein Gelegenheit zu manch zärtlichem Wort gewesen wäre. Dem Dichter liegt anderes am Herzen, vor allem der Kampf, dann Hagens Verhältnis zu seinem Freunde Walthar und zu seinem Könige Gunther. Denn am Rhein wird Walthar von dem letzteren, der nach seinen Schätzen lüßtern ist, und von zwölf Dienstmannen, unter denen sich auch Hagen befindet, angegriffen. Als Walthar am Abend nach der Schlacht ermüdet ausruht, schützt die wachende Jungfrau den Schlaf des Helden vor neuem Überfall, und als er am folgenden Tage zugleich mit Hagen und Gunther verwundet wird, leistet sie den Samariterdienst der altdeutschen Jungfrau und bewährt sich so als „die Genossin der Arbeiten und Gefahren des Mannes“ (Tacitus).

Darin steht die ältere Zeit im Gegensatz zum höfischen Zeitalter des Frauendienstes, in das wir jetzt eintreten. Denn „die

besondere Seite des Lebens, worin diese Epoche im strengsten Gegensatz gegen das gesamte Altertum steht, ist das Verhältnis zum Weibe“. Auf Grund der Achtung desselben „entwickelt sich die Familie zur Schönheit“. Doch tritt auch infolge fremder Einflüsse — das Rittertum war international — als Ausartung die übertriebene Huldigung der Frauen hinzu und die Wahl einer Geliebten, der Waffendienst und Lieber geweiht wurden, sogar neben der rechtmäßigen Gattin (eine Unsitte, die der hohe Adel auch später noch als ein Recht seines Standes ansieht. — Noch Molière geißelt in seinem bourgeois gentilhomme diese „noble Passion“. Dies ist eine Abirrung von deutscher Sitte. Denn nach Tacitus sind bei den Germanen die Ehen streng. Sie begnügen sich mit einem Weibe (allerdings außer den Vornehmsten) und „niemand lacht dort über das Laster, und verführen und sich verführen lassen wird nicht guter Ton genannt“.

Im Nibelungenliede zeigt der höfische Frauendienst nur die edle Seite.

Die Bedeutung des Liebes für die Erkenntnis unsers Volkstums liegt auf der Hand. Die Größe der Begebenheiten und Personen tritt jedem entgegen. Wie auf Freude Leid folgt, ist der Grundgedanke des Liebes. Inwiefern es ein Lied der Treue heißen kann, haben wir im Eingange unsers Aufsatzes, gestützt auf Uhlant, hervorgehoben (Menzel führt dies in seiner „deutschen Dichtung“ näher aus).

Man hat an den Nibelungenhelden vieles auszusagen gefunden. Gerwinus findet sie gar schläfrig und „vermisst an ihnen die Strebbarkeit, das Feuer, das Vertrauen auf eigene Kraft, von der die homerischen Helden beseelet sind“. Er kann daher „nichts Vorbildliches“ für die deutsche Jugend an ihnen finden. Arnstädt antwortet ihm etwas ironisch in einem Programm mit der Gegenfrage: „Findet sich vielleicht irgend etwas wie Schläfrigkeit an dem strahlenden Siegfried, an dem trotzigen Hagen — oder an Volker, dem nimmermüden, rüstigen Kämpfer mit Schwert und Zunge, der in der herbsten Not den Humor nicht verliert und in dem gewaltigen Kampfe so rote Striche mit seinem Fiedelbogen zieht, findet sie sich bei Rüdiger, der durch sein tragisches Ende alle deutschen Herzen wunderbar ergreifen muß; oder bei Dietrich, der im Bewußtsein seiner alles besiegenden Kraft nie die Fassung des Gemütes verliert. Wo ist da Passivität, wo Schläfrigkeit? Nein, an der Charakterschilderung ist anerkannt nicht das geringste auszusagen. Sie atmen in einer sittlichen Atmosphäre. Die Treue in ihren verschiedenen Verhältnissen bewegt die Herzen dieser Heroen; niemals aber Wollust oder leere Grausamkeit, wofür sich aus Homer wohl Beispiele anführen ließen. Sind etwa die besten achäischen Helden, die sich um Buhlerinnen unverföhnlich entzweien,

die in ihrer maßlosen Leidenschaft auch den Leichnam des Feindes beschimpfen, sind sie bessere Vorbilder zur Erwerbung sittlichen Gefühls, als die trohigen, kampfesmutigen, aber nie grausamen, nie unsittlichen Nibelungenhelden?"

Also edig, hart und trohig sind diese Gestalten. Aber es wäre gut, wenn etwas von der Urkraft dieser stählernen Menschen in unsre Zeit hinübergerettet würde, wenn Tapferkeit und Treue die Grundpfeiler unsers Volkstums blieben, wenn die alte Mannentreue namentlich als soldatischer Gehorsam und als Bürgertugend (Uthland) unter geänderten Verhältnissen fort und forterbte. Einseitig ist das Bild dieses Redenlebens. Der Reichthum der Verhältnisse fehlt. Leider ist des Volkes nicht gedacht. Wir wandeln auf den etwas kahlen Höhen der Menschheit. Aber im Grunde ist diese hier, was sie überall ist. Wir sehen nur die Ideale eines Standes, aber jener Ehrbegriff, der sich oft so gewaltsam äußert und mehrfach „auf Stelzen geht“, jene Wachsamkeit des Einzelnen, daß er den unendlichen Wert seiner Persönlichkeit, den er in sich fühlt, nicht beschmutze, hat vorbildlichen Wert.

Wenn es nun endlich dem genannten Litterarhistoriker als „Deutschtümerei“, als wenig angebracht erscheint, die Nibelungen zu dem angegebenen Zwecke in der Schule zu lesen, weil es der Jugend angeboren zu sein scheine, das eigene Nationale zu verachten, so machen wir heutzutage zum Glück die Erfahrung vom Gegenteil. Nicht erst der Mann lernt heute sein Volk schätzen, „wenn er seinem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wieviel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn, wieviel besonnene Weisheit in diesem Volke ist“, schon die Jugend will sich dem Volksgeiste näher fühlen, schon sie empfindet etwas von jener „alten herzlichen Einfalt, von der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit“. Mit Genugthuung verzeichnen wir es, daß auch nach Gervinus' Urtheil im Nibelungenliede „die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich erscheinen: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtliche Überlegung und besonnene Kraftübung, in Hildebrand beratende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus andern Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Festigkeit hinzukommt“.

Wir sind mit Gervinus einverstanden, daß „ohne Studium die Nibelungen unter ihrem Werte erscheinen“, daß sie nur durch Heranziehung der gesamten Heldensage verständlich und anziehend werden, und daß, wer das Werk nur zu seinem Genuße lesen will, auf dem besten Wege ist, es falsch zu beurteilen.

Wir denken also „nicht zu vorteilhaft“ von dem Gedichte. Die ermüdenden Schilderungen des ersten Theiles, wo in Waffen, Kleidern und gefelligen Einzelheiten dem ritterlichen Geschmacke geopfert wird, entgehen

keinem Leser. Wir stellen es auch nicht in vaterländischem Dünkel an poetischem Wert dem Homer entgegen. Goethe aber sagt: „Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfangen.“

Wir verlassen die Volksdichtung. Als Kunstpoesie ist schon die Tierfabel aufzufassen, „die eine Art komisch-ironisches Gegenstück zur Helbensage bildet“. Man überläßt den Reineke Fuchs dem Schüler zur eigenen Lektüre in einer neueren Bearbeitung. In welchem Jahre seiner Schülerlaufbahn er ihn liest, ist gleichgiltig. Jedenfalls bedarf er zu dieser Lektüre nur geringer Anregung.

Die übrige Kunstdichtung verwendet sich schon früh ausländischen Stoffen zu, „den Luftgebilden bretagnischer Gedichte, der Wunderlichkeit der Tafelrunder“. In einer zusammenhangslosen Schnur von Abenteuer kämpft in der Artussage der Ritter für die Frauen, für den Glauben gegen Ungläubige, gegen fabelhafte Wesen, gegen Riesen, Zwerge und Drachen. Kein Rittergedicht des mittelhochdeutschen Zeitalters würde daher dem Schüler anders als stückweise dargeboten werden können. Man wird aber am besten darauf verzichten und diesem ganzen Dichterkreise nur einige Vorträge widmen, in welchem der größte und „deutscheste von allen“, Wolfram von Eschenbach besonders hervortreten muß. Bötticher hat das Verständnis seines Parzival der Schule vermittelt.

Als eigentlicher Vertreter der Blütezeit des Mittelalters muß uns statt jener Epiker nun zum ersten Male ein Lyriker gelten. Eine Auswahl aus den Liedern und Sprüchen Walthers von der Vogelweide wird im Unterricht immer mit der größten Freude aufgenommen. In seiner Seele hat die vaterländische Gesinnung mit der christlichen einen schönen Bund geschlossen. Im Nibelungenliede war das Christentum nur äußerlich vorhanden. „Die Kreuzzüge sind die abenteuerlichste Verwechslung einer Idee mit einer Sache (Bischof).“ In den Dichtungen Walthers herrscht echt christliche Gesinnung. Die schroffen Seiten des germanischen Tüchtigkeitsideals der Heldenszeit sind verschwunden. Es ist überflüssig, diesen Dichter für die Jugend zu empfehlen.

Wir sind mit unsrer Übersicht und Auswahl aus der alt- und mittelhochdeutschen Zeit zu Ende und haben nun noch eine Brücke nach der neuen Zeit zu schlagen. Doch soll es nur eine aus wenigen Strichen bestehende Skizze werden. Die sprachliche Entwicklung lassen wir hier unberührt.

Der dritte Stand, der bisher nicht vorhanden zu sein schien, tritt, einer zweckmäßigen Thätigkeit ergeben, in die Erscheinung. Humanismus, Reformation, Philosophie, Naturwissenschaft und Astronomie fangen an aufklärend zu wirken. Reisen und Entdeckungen erhellen den Horizont,

die Buchdruckerkunst verbreitet blitzschnell die Kunde der Thatfachen (nach Wischer). Fremde Bildungsbestandteile wirken immer mehr auf die deutsche Art ein, die also rein nur aus der ältesten Volksdichtung zu erkennen ist. Nur das Volkslied gestattet in dieser Übergangszeit noch einmal einen Einblick in die Seele des Volkes. Zugleich ist es (neben dem späteren Kirchenlied) die einzige Blüte, die sich auf diesem langen Wege zum Pflücken darbietet.

Durch jene Mächte der Erkenntnis aber, die das Ende des Mittelalters herbeiführen, wird Mythos und Sage zerstört, in welche der Dichter nur hineinzugreifen brauchte, um das oft mit Lust gehörte seinen Zuhörern in seiner Weise zu singen. Seine Person kam dabei hauptsächlich nur als Sänger zur Geltung und verschwindet hinter seiner Dichtung. Der moderne Dichter steigt herauf und greift, da mit der äußeren Erfahrung auch die innere gewachsen ist, in die eigene Brust, ins volle Menschenleben. Er schöpft an der Quelle, aber „dieses Allereinfachste ist auch das Allerschwerste“. Es dauert lange, bis er versteht. Als selbständiger Schöpfer und Gestalter seines Stoffes aber zieht er nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Mit dem Studium seiner Werke geht dasjenige seines Lebens ebenso Hand in Hand, wie wir in der Volkspoesie der älteren Zeit die Volksseele zu erkennen suchten.

Ist eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen erstrebenswert?

Von **C. Franke** in Leisnig.

Die Anfrage der Leitung dieses Blattes: „Ist es notwendig oder empfehlenswert, daß für sämtliche deutsche Schulen einheitliche Bestimmungen über die Aussprache einzelner Laute gegeben und durchgeführt werden?“ hat bis jetzt nur von zwei Seiten eine Beantwortung erfahren. Aus Süddeutschland erschallte ein entschiedenes, doch kurzes Nein. Sehr Treffliches hat Karl Koch, ein Niederdeutscher nach seiner eigenen Angabe, I, Heft 4, S. 338—341 darüber gebracht, ohne jedoch, wie er selbst sagt, die Frage endgiltig zu lösen, sondern mehr um zur weiteren Besprechung anzuregen. — So mag denn auch ein Mitteldeutscher seine Ansicht hier erörtern. Mich interessierte die Frage sofort lebhaft; hatte ich doch dieselbe bereits in meinem Aufsatz: „Wie sollen die Mitteldeutschen das Schriftdeutsch aussprechen?“ (Freie deutsche Schulzeitung und Zeitschrift für das höhere Unterrichtswesen 1885) gestreift. Aber

dasſelbe Geſpenſt, welches jene Auseinanderſetzung hervorgerufen hatte, ſtieg wieder drohend vor meinen Augen oder vielmehr Ohren auf. Ich fühlte mich in die Leſeprobe einer Aufnahmeprüfung verſetzt. Wieder quälten ſich die lieben Kleinen ab *sp* und *st* ja recht ſpiß und rein (?) auch im Anlaut hervorzustoßen und ihr hartes klappendes Meißner *g* des Anlautes auch im In- und Auslaut herauszupreffen. — Ach Gott, ſeufzte ich, bis jezt ſind die Gymnaſien und Realschulen von jener ſich ängſtlich an den Buchſtaben klammernden Ausſprache des Schriftdeutſchen verſchont geblieben, nun ſoll wohl dieſe Plagerei auch bei uns loſgehen!

Seitdem die Volkſchule an Stelle des Buchſtabierens das Lautieren ſetzte, was an und für ſich ja ein großer Fortſchritt war, mußte ſie in die Gefahr geraten, ein und denſelben Buchſtaben in jeder Stellung und in jedem Wort ganz gleich ausſprechen zu laſſen, ſo alſo das *s* in *sein* und *Stein*, das *g* in *gehen* und *sagen*, und umgekehrt eine andere Ausſprache des *au* als des *eu*, des *ai* als des *ei* zu fordern. Dieſem Grundſatze gemäß müßte dann ein recht eifriger Buchſtabenverehrer das *ch* vor *s* auch als *Reibelaut* ſprechen laſſen, alſo *ch* in *Sachſen* ebenſo wie in *Sachen*. Letztere Forderung iſt mir allerdings noch nicht zu Ohren gekommen.

Sollen auch wir dieſen Weg, der den ſchwarzen Buchſtaben als ſicheren Führer hat, betreten, um zu einer einheitlichen Ausſprache zu gelangen? — Nein, denn er iſt ein Irrweg. Auf dieſem Wege mag erreicht werden, daß nach vieler Mühe und großem Zeitverluſte ein Meißner Junge in der Schule (nicht aber zu Hauſe und auf der Gaſſe) alle ſchriftdeutſchen *g* mit *ein* und demſelben Laute ſpricht und ebenſo ein Brandenburger und ein ſchwäbiſcher. Aber daß der Buchſtabe *g* von allen dreien vollſtändig gleich ausgeſprochen wird, dieſes wird ſicher nicht erreicht, wenn vielleicht auch oder vielmehr weil aller drei Jungen Lehrer ihre Ausſprache für die allein richtige halten. So leicht kommen wir nicht zu einer einheitlichen Ausſprache.

Zu einer ſolchen iſt nur dann zu gelangen, wenn diejenige einer beſtimmten Stadt oder eines beſtimmten Gauſes als allein muſtergiltig erklärt wird, ſo wie die von Paris es für ganz Frankreich iſt.

Wenn wir uns nun im deutſchen Reiche nach einer derartigen Stadt oder einem derartigen Gau umſchauen, ſo richten ſich unſere Blicke zunächſt nach dem alten Oſtfranken. Gewinnen wir hier doch geſchichtlichen Boden unter die Füße, erweißt ſich ja doch der Lautſtand unſerer hochdeutſchen Schriftſprache unzweifelhaft als oſtfränkisch, und ſind doch ihre erſten zarten Wurzeln in dem oſtfränkisch ſprechenden Deutſchböhmen

zu suchen. Von den auf ostfränkischem Sprachgebiete liegenden Städten würden sich etwa Würzburg, Bamberg, Bayreuth und Coburg¹⁾ als mustergiltig aufstellen lassen. Der ostfränkische Dialekt, der im Norden an den thüringischen und oberländischen, im Westen an den west- oder rheinfränkischen, im Süden an den bayerischen grenzt und diesen sich auch annähert, würde auch noch heute als bestes Vermittlungsglied zwischen dem Oberdeutschen und dem Mitteldeutschen, also zwischen den zwei hochdeutschen Hauptdialekten dienen. Ist es doch nicht Zufall, daß weder in Süd- noch in Nord-, sondern in Mitteldeutschland die Schriftsprache erwuchs; denn die mitteldeutsche Sprechweise, die zwischen der nord- und süddeutschen die Mitte hält, ist die natürliche Vermittlerin zwischen Süden und Norden. Der Niederdeutsche ist insofern davon, daß er beim Sprechen die Lippen geschlossener als der Hochdeutsche hält, sowie einförmiger und schneller spricht, an und für sich schwerer zu verstehen als dieser. Noch mehr ist er es für den Oberdeutschen, da die niederdeutsche Sprechweise von der ober- oder süddeutschen noch mehr abweicht als die mitteldeutsche. Im Breisgau habe ich die Erfahrung gemacht, daß Westfalen, welche die sogenannte korrekte schriftdeutsche Aussprache hatten, von der Landbevölkerung schwer verstanden wurden, während mein Schriftdeutsch mit etwas sächsischem Accent dieser sehr leicht verständlich war. — Doch wenn vielleicht auch die auf hochdeutschem Sprachgebiete liegenden Schulen sich zu einer auf ostfränkischer Grundlage ruhenden Aussprache des Schriftdeutschen entschließen würden, so würde dieser Plan doch sicher an dem Widerspruche der Niederdeutschen scheitern. Sagt doch selbst der in Leipzig Lebende und lehrende und sehr objektiv vorgehende Karl Koch (Heft 4, S. 340): „Ich habe als Niederdeutscher keine Neigung, mir mein s-p, s-t, sowie meine Aussprache des in- und auslautenden g abzugewöhnen“. Und man kann es den Niederdeutschen nicht verdenken; daß sp und st wäre noch eine der geringsten Schwierigkeiten, sie hätten noch ganz andere zu überwinden. Doch davon später.

Sollten aber (wobor uns der Himmel bewahren möge) die Schulen mit Gewalt zur Einheit gezwungen werden, so würde in Niederdeutschland es zu thun nur eine Regierung in der Lage sein, die preußische. Trotz allen wissenschaftlichen Gründen würde die aber wohl nie gewillt sein, ihren Schulen eine Coburg-Bayreuther Aussprache anzupfehlen. Hätte das Haus Hohenzollern seinen Schwerpunkt einst nicht aus seinen fränkischen Besitzungen nach Brandenburg verlegt, wäre in jenen eine

1) Coburg wie der ganze südlich vom Thüringer Walde gelegene Teil Thüringens gehört sprachlich zum Ostfränkischen.

zweite deutsche Kaiserstadt erwachsen und nicht an der Spree, dann hätte sich der sprachliche Einheitsprozeß organisch weiter entwickeln können, und die Möglichkeit wäre vorhanden, daß der auf ostfränkischer Lautstufe beruhenden Schriftsprache eine auf die gleiche Grundlage gegründete einheitliche Aussprache verliehen würde.

Wie jetzt die Dinge aber liegen, können wir nur unter Preußens Führung zu einer für Gesamtdeutschland einheitlichen Aussprache kommen. Doch in Preußen kann keine andere Stadt der Kaiserstadt Berlin die Führerschaft mit Erfolg streitig machen. Demnach müßte es sich die hochdeutsche Schriftsprache gefallen lassen, daß ihre Wörter mit niederdeutschen Lauten gesprochen würden. Sie würde aus ihrem geschichtlichen Boden gerissen und in einen fremden gepflanzt. An Stelle der organischen träte eine künstliche Weiterentwicklung, und das, was die Schriftsprache noch an Natürlichkeit dank ihrer Berührung mit den hochdeutschen Mundarten bewahrt hätte, ginge ihr ganz verloren. Sie würde zu einer vielleicht sehr eleganten doch künstlichen Sprache. — Nun wird man aber einwenden: Die hochdeutsche Schriftsprache hat sich doch schon viele Beeinflussungen im Laufe ihrer Entwicklung von dem Niederdeutschen gefallen lassen, wie ja der um ihre Weiterbildung so hoch verdiente Berliner Böbiker ihr für das frühere loin die Verkleinerungssilbe ehen, die allerdings auch einigen mitteldeutschen Dialekten eigen ist, einverleibte. Auch ist es wohl billig, daß nicht immer nur die Niederdeutschen, sondern auch einmal die Hochdeutschen der Gesamtheit etwas zum Opfer bringen. Jene haben ihre Lautstufe geopfert, so mögen diese ihre abweichende Aussprache der Laute zum Zweck der Einheit aufgeben.

So, da sollen wir also „eine jut jebratne Jans“ sprechen und mir und mich verwechseln lernen! wird mancher Süddeutsche entrüstet ausrufen. — Durchaus nicht; denn der Berliner Dialekt kann selbstverständlich nicht maßgebend werden, sondern die Aussprache der gebildeten Berliner; diese weicht aber von dem Gassenidialekt mindestens ebenso sehr ab, wie die der gebildeten Münchener oder Leipziger von ihrer Volksmundart. Ich teile mit den Süddeutschen die Abneigung gegen die niederdeutsche und besonders gegen die Berliner Aussprache. Während ich mich in München und Tübingen angeheimelt fühle, klingt sie mir fremdartig, als ob Ausländer deutsch sprächen. Und ähnlich verhält es sich ja in der That. Es sind ja Niederdeutsche, die mit ihren niederdeutschen Sprachorganen hochdeutsch reden. Doch das dürfen wir nicht verkennen, daß in ästhetischer Beziehung jene manches vor der unsrigen voraus hat. So klingen doch an und für sich ihre weichen tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g, s, j anmutiger als unsere weichen oft fast harten tonlosen. Auch sind jene in anderen Sprachen

viel verbreiteter als die tonlosen, so im Italienischen und Französischen. Auch mögen die dem größeren Teile des niederdeutschen Sprachgebietes nach eigenen anlautenden *sp* und *st* an und für sich besser klingen als die dafür gebräuchlichen hochdeutschen *schp* und *sch*. Doch würde letzteres gar nicht im gegebenen Falle in Betracht kommen, da der Berliner im anlautenden *sp* und *st* *sch* spricht, wenn auch ein weiches als der Mittel- und Oberdeutsche.

Überhaupt würde ja auch aus sprachlichen Gründen von allen größern niederdeutschen Städten Berlin sich am meisten eignen, mustergiltig für die Aussprache zu werden, da es im Süden des niederdeutschen Sprachgebietes liegt und auch außer jener Aussprache des *sp* und *st* noch andere Annäherungen an das Hochdeutsche zeigt. Würden wir Mitteldeutschen aber auch uns zu jener Berliner niederdeutschen und demnach unnatürlichen Aussprache der hochdeutschen Schriftsprache entschließen, die Oberdeutschen würden ohne einen Zwang von seiten der Regierung nicht mit thun. Darüber hat uns jenes entschiedene Nein aus Süddeutschland hinreichend belehrt.

Doch lehnen wir selbst nicht so schroff ab, sondern prüfen die inneren Schwierigkeiten!

Im Niederdeutschen sind Laute und Lautverbindungen vorhanden, welche die meisten hochdeutschen Mundarten nicht mehr haben; sie sind daher den hochdeutschen Sprachorganen ganz ungewöhnlich, und ihre Erlernung bereitet dem Hochdeutschen ebenso viel Mühe wie die des englischen *th* und *w* und der französischen *Rajale*.

Die stark aspirierten niederdeutschen *p*, *t*, *k* würden einem Mittel- und Oberdeutschen noch die wenigsten Schwierigkeiten machen, wenn er auch einem Hannoveraner nie darinnen gleich kommen wird. Das soll er aber ja auch nicht. Am schwierigsten sind für ihn die schon erwähnten tönenden Verschluß- und Reibelaute *b*, *d*, *g*, *s*, *j*. Bei deren Bildung läßt nämlich der Niederdeutsche, von einigen Lautverbindungen abgesehen, die Stimmbänder in Schwingungen geraten, sodaß diese Laute vom Stimmton begleitete Mundgeräusche sind. In den meisten hochdeutschen Dialekten sind aber die Stimmbänder bei der Bildung dieser Laute ganz unbeteiligt, diese werden bloß im Munde erzeugt, sind also reine Mundgeräusche. Sehr schwer fällt es daher den Hochdeutschen, mit diesen Mundgeräuschen den Stimmton zu verbinden. Das habe ich an mir selbst erfahren. Ich selbst kann sie jetzt nach jahrelanger Übung und öfterem Aufenthalt in Gegenden, wo sie gesprochen werden, in einzelnen Wörtern vielleicht ziemlich richtig bilden. In fließender Rede sie zu sprechen und dabei noch auf Inhalt und Betonung zu achten fällt mir heute noch sehr schwer. Ich habe auch

noch nie einen Süd- oder Mitteldeutschen gehört, der sie vollständig korrekt und fließend gesprochen hätte, selbstverständlich von denen abgesehen, in deren Mundart sie sich noch erhalten hatten. Eine vollständig genaue niederdeutsche Aussprache in den hochdeutschen Schulen zu erzielen ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Zunächst würde es eine ungeheure Zeit erfordern, und hier sind wir bei dem Kernpunkt der Frage angelangt.

Selbstverständlich kann uns nicht damit gebient sein, wenn in den hochdeutschen Schulen der Lehrer einen Monat lang die fremden niederdeutschen Laute vorbildet und nachbilden läßt und schließlich die Schüler soweit fördert, daß sie in einzelnen Wörtern dieselben annähernd richtig bilden können. Wenn die Schule nicht erreichen kann, daß sächsische, bayerische und schwäbische Abiturienten, ohne jemals ihr Heimatland verlassen zu haben, die niederdeutschen Laute so fließend und natürlich klingend sprechen, daß sie vielleicht nur das Ohr des Sprachforschers von Berliner Abiturienten unterscheiden kann, so würden doch alle Einheitsbestrebungen nur unvollkommenes und meist lächerliches Flickwerk bleiben. Denn die übertriebensten Verehrer der niederdeutschen Laute werden wohl zugeben, daß eine Sprechweise nur dann schön klingt, wenn sie fließend und natürlich gesprochen wird. Kommen Stockungen und Korrekturen vor, hastet ihr etwas Geziertes oder Gezwungenes an, so klingt sie, wie schön sie an und für sich auch sein mag, häßlich, ebenso wie die schönste Melodie, die von einem Stümper oder auf einem schlechten Instrumente vorgetragen wird.

Wir haben aber jetzt 2 bis 3, im günstigsten Falle 4 Stunden Zeit für den deutschen Unterricht. Viel davon beansprucht das Kreuz, welches wir schon haben, unsere künstliche und auf vielen Regeln und Ausnahmen beruhende Rechtschreibung. Diese zu beschneiden geht nicht, weil jetzt allgemein richtig Schriftdeutsch zu schreiben für einen gebildeten Mann als unerlässliches Erfordernis gilt, noch nicht aber die niederdeutsche Aussprache, wiewohl die schon von manchen Mitteldeutschen als besonders vornehm angesehen wird. Der Grammatik, die ja auch viel Zeit verlangt, kann auch keine genommen werden. Demnach wäre nur auf Kosten der Litteratur und besonders des durch dieselben gebotenen Inhaltes Zeit für jene umfassenden Lautübungen zu gewinnen. Hieße das nicht aber Messing für Gold eintauschen? Wer Germanist nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen ist, beklagt tief, wie stiefmütterlich jetzt schon die deutsche Litteratur in den deutschen höheren Schulen betrieben werden kann. Soll es noch schlimmer werden?

Wenn man aber der erstrebten einheitlichen Aussprache die ostfränkische zu Grunde legen wollte, so würden selbstverständlich die

niederdeutschen Schulen dieselbe Mühe haben, ihren Schülern die niederdeutschen Laute ab- und die hochdeutschen anzugewöhnen, wie im besprochenen Falle die hochdeutschen in umgekehrter Weise. Auch in diesem Falle wäre der Zeitaufwand sehr schmerzlich; doch kann hiervon abgesehen werden, da, wie schon erwähnt, diesem Einigungsplane die preussische Regierung nie ihren Arm leihen wird. Wohl aber ist es möglich, daß dieselbe für den anderen, falls ihr die Schwierigkeiten verborgen bleiben, erwärmt werden könnte, und dann würden sich jedenfalls die Regierungen Thüringens und Badens sehr bald und endlich auch die der anderen mittel- und süddeutschen Länder anschließen.

Daher ist es vielleicht nicht zwecklos, das Ergebnis dieser Untersuchung dahin festzustellen: Eine schöne, den hoch- und niederdeutschen Schulen einheitliche Aussprache ist nur mit einem so großen Zeitaufwande zu erreichen, wie er bei der jetzigen geringen Stundenanzahl nicht zu verantworten ist; denn das Hoch- und Niederdeutsche hat sich soweit entfremdet, daß eine nicht geringe Anzahl der Laute des einen dem andern völlig fremd ist.

Sollten nun aber doch die Schulen zu einer einheitlichen Aussprache gezwungen werden, so müßten sie unbedingt bedeutend mehr Zeit für den deutschen Unterricht bekommen; denn selbst bei sechs Stunden die Woche ließe sich eine feste Einübung der fremden Aussprache kaum mit einer gehörigen Betreibung der Litteratur vereinen. Das ist aber die Klippe, an der diese unnatürlichen Uniformierungsbestrebungen scheitern müssen; denn mehr als sechs Stunden wird uns niemals für das Deutsche bewilligt werden.

Wenn wir uns nun trotz allen Schwierigkeiten zur Durchführung einer einheitlichen Aussprache entschließen sollten, so könnten nur zwei Gründe dafür zwingend sein: Der eine, daß die jetzige Aussprache des Schriftdeutschen für den Verkehr zwischen Hoch- und Niederdeutschen nicht genügend sei; der andere, daß durch die verschiedene Aussprache die innere Einheit Deutschlands und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gefährdet werde.

Nun macht aber die Unterhaltung eines gebildeten Hochdeutschen mit einem gebildeten Niederdeutschen durchaus keine Schwierigkeiten, wie ich mich vielfach selbst überzeugt habe. Die süddeutschen Reichstagsabgeordneten verstehen die fließenden Reden der norddeutschen vollkommen und umgekehrt. Höchstens ist es mal ein mundartliches Wort, was nicht verstanden wird, doch das gehört nicht hierher. Spricht doch jeder vernünftige Deutsche im Verkehr mit Deutschen, die nicht seiner Heimat angehören, so rein Schriftdeutsch wie möglich. Und wenn ja der eine

oder andere schwer verständlich ist, so liegt das nicht an den Lauten selbst, sondern daran, daß er zu schnell spricht und den Mund dabei zu wenig öffnet. Dann wird er aber zuweilen auch von seinen eigenen Landsleuten nicht verstanden. Doch selbst wenn der gewiß seltene Fall einträte, daß ein schwäbischer Bauer sich mit einem pommerschen zu unterhalten hätte, so haben beide in ihrer Dorfschule soviel Schriftdeutsch gelernt, daß sie dieses fertig bringen, wenn auch öfter eine breitere Auseinandersetzung nötig werden würde. Ich habe mich mit ober- und niederdeutschen Bauern unterhalten und gefunden, daß sie im Verkehr mit Fremden ein verständliches Schriftdeutsch reden.

Auch für den zweiten Grund fehlen alle Beweise.

Die bayerischen und sächsischen Offiziere und Soldaten sind den preussischen gute Kameraden gewesen, trotzdem ihnen der Berliner Garbelieutenantston fehlte, und die Schlesier und Ostpreußen sind nicht nur ebenso gute Deutsche, sondern selbst so gute Preußen, wie die Brandenburger, trotzdem ihre Aussprache nicht unwesentlich von der der Letzteren abweicht. Die preussische Heeresenteilung nach Provinzen hat man aber gerade deshalb gelobt, weil dadurch den Armecorps das engere Heimatsgefühl gewahrt bleibt und sie gegenseitig zum Wettstreit angespornt werden.

Im Gegenteil würde der Versuch, den Hochdeutschen die Berliner Aussprache aufzuzwingen nur der politischen Einheit schaden. Er würde in Süddeutschland und zum Teil auch in Mitteldeutschland große Erbitterung erregen. Man würde darin einen Versuch der Verpreußung finden, und die Ultramontanen und Partikularisten würden sich diese neue willkommene Gelegenheit nicht entgehen lassen, um das Volk gegen das Reich aufzuheizen.

Demnach erscheint eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen als nicht erstrebenswert, weil die dadurch zu erreichenden Vorteile die darauf zu verwendende Zeit und die daraus entstehenden Nachteile nicht aufwiegen.

Giergegen wird man einwenden: Es vollzieht sich ja doch allmählich eine Annäherung der Aussprache der gebildeten Hoch- und Niederdeutschen. — Nun gut, so lasse man diesen Annäherungsprozeß ruhig weiter schreiten, zur völligen Gleichmachung wird er nur unter einer Bedingung führen können: Aus sprachgeschichtlichen Gründen ist anzunehmen, daß früher auch das Hochdeutsche allgemein die weichen tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g, s, j gehabt hat, während sie jetzt nur noch in dem nördlichen Grenzstreifen und in den auf ehemaligem slavischem Boden entstandenen Mischdialekten wie in dem schlesischen und Lausitzer sich finden. Später sind dafür allmählich die tonlosen getreten; für das Meißnische und Oesterländische habe ich die Zeit von 1350 — 1500 als

Übergangsperiode nachzuweisen versucht (Programm, Realschule Leisnig 1884 S. 13 u. S. 30 § 47). Nun wäre es nicht unmöglich, daß in späterer Zeit auch die niederdeutschen Dialekte denselben Lautwandel durchmachen; damit würde die schwierigste Grenzscheide fallen, und dann könnte auch der Einigungsprozeß vollständig oder doch annähernd vollständig zu Ende kommen.

Wie schwierig aber die Herbeiführung einer einheitlichen Aussprache für ganz Deutschland erscheint, umso leichter ist sie für größere Teile desselben. Schon jetzt ist die Aussprache eines gebildeten Schwaben von der eines Alemannen, oder die eines gebildeten Thüringers von der eines Sachsen schwer zu unterscheiden, und so wäre wohl leicht eine besondere mustergiltige Aussprache für Oberdeutschland, eine andere für den größten Teil Mitteldeutschlands und eine dritte für Niederdeutschland festzustellen. Auch für Ober- und Mitteldeutschland, also für das ganze hochdeutsche Sprachgebiet, ließe sich unschwer eine größere Angleichung erzielen. Diese käme ganz auf die Bereitwilligkeit der Oberdeutschen an; denn hierbei könnten wir Mitteldeutschen aus geschichtlichen und geographischen Gründen und aus Rücksicht auf die Niederdeutschen jenen nur das Zugeständnis machen, der Aussprache das Ostfränkische, also die südlichste mitteldeutsche Mundart, zu Grunde zu legen. Instinktiv hat sich auch schon in den gebildeten Kreisen Mitteldeutschlands eine Aussprache des Schriftdeutschen herausgebildet, die auf hochdeutscher, also natürlicher Grundlage beruht, gleichwohl aber den in der Schrift vorhandenen Unterschieden, insofern sie sprachlich begründet sind, gerecht zu werden sucht. Auf Grund dieser erlaube ich mir folgende Vorschläge zu machen:

I. Accent.

Es ist richtig, wenn die Schule danach strebt, den mundartlichen Accent nicht so stark hervortreten zu lassen; nur hüte sie sich davor, in Eintönigkeit zu verfallen oder gar einen fremden nachzuäffen!

II. Vokale.

1. Länge und Kürze der Vokale: Die gewöhnliche Unterscheidung der Vokale nach ihrer Dauer in lange und kurze genügt nicht vollständig; es sind wenigstens noch unterkurze zu unterscheiden. Unterkurz ist namentlich *o* in Bildungs- und Beugungssilben sowie in dem Geschlechtsworte. Hier muß *o* noch kürzer als in betonten kurzen Silben gesprochen und namentlich auch gelesen werden. Geschieht dieses nicht, so klingt die ganze Rede oder das Vorgelesene hackend und schwerfällig (lautierend), wie man es meist bei deutsch redenden Ausländern hört, und der Satzaccent wird beeinträchtigt.

In keiner Beziehung schwanken die Mundarten so sehr als in der Quantität der Vokale, diese ist oft im Umkreise von wenig Stunden sehr verschieden. Aus pädagogischen Gründen, nämlich um nicht die für die Bezeichnung der Länge und Kürze gegebenen Regeln der Rechtschreibung umzustößen, ist es rätlich, sich streng an diese zu halten und z. B. auch in folgenden Wörtern die Vokale kurz sprechen zu lassen: Brett, Schmutz, Spatz, wiewohl sie vielfach, so im Obersächsischen, lang gesprochen werden, und umgekehrt lang in: Füße, vielleicht, wohl.

2. e, i, ei und ö, ü, eu (äu, oi): In den meisten mitteldeutschen Dialekten wird jetzt in der Regel ö wie e, ü wie i, eu (äu, oi) wie ei gesprochen. Doch sind die Laute ö, ü, eu keineswegs ganz ausgestorben; so habe ich im sächsischen Dorfidiom eu oder genauer ü noch vielfach gehört, besonders bei benachbarten Kehls- oder Gaumenlauten, so in houtu, ferner ü oft in hä, dem Zurufe der Pferde. In den Städten gilt e, i, ei für ö, ü, eu als ungebildet. Hier hat also die Schule nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht ö, ü, eu festzuhalten, zumal da diese Laute nicht schwer zu bilden sind; sie entstehen nämlich aus den dialektischen e, i, ei, wenn man die Lippen zu derselben Rundung wie bei o beziehungsweise bei u zusammenzieht.

Einen Unterschied zwischen eu, äu und oi zu machen hat keine historische Berechtigung, so hat z. B. beugen und Bäume mhd. ou, heute und Häuser aber mhd. iu gehabt.

3. Auch daß die wenigen ai nicht anders als ei auszusprechen sind, bedarf keines Beweises. Die gewöhnlichste mitteldeutsche Aussprache ist ai für ei und ai.

4. a wird in den Dialekten mehr oder minder dem o ähnlich gesprochen, indem dabei die Lippen etwas gerundet werden. Diese Rundung ist aber möglichst ganz zu vermeiden. Doch dürfen die Lippen auch nicht zu sehr in die Breite gezogen werden, sonst entsteht ein nach ä zu klingendes breites a, wie man es zuweilen im sächsischen Dorfidiom in Tag hört.

5. e und ä: Bei langem e und ä verhält es sich anders als bei kurzem.

In vielen mitteldeutschen Dialekten wird nämlich in vielen Wörtern noch ein langes dem i sehr nahe stehendes e gesprochen, das sogenannte geschlossene e. Im sächsischen Dialekt ist das durchgehend bei auslautendem langen e der Fall, so in Klee und Reh, ferner in jemand, jeder Seele und einigen andern. (Ausführlicher habe ich darüber in der schon früher erwähnten Abhandlung gehandelt.) Sonst ist aber in dem sächsischen und anderen mitteldeutschen Dialekten langes e mit ä zusammengefallen, sodaß Ehre und Ähre, sehen und säen gleich gesprochen werden. Hier halte ich es nun für richtig, e und ä

auseinander zu halten. Dieses erreicht man aber schon, wenn man das zwischen dem geschlossenen *o* und dem *ä* liegende offene *o* spricht, welches selbst vor *r* weniger Schwierigkeiten macht als das geschlossene. Bei *ä* ist zwar zu große Breite und dadurch eintretende Annäherung an *a* zu verhüten, wie es vielfach im Dorfdialekt gesprochen wird; doch jenes offene *o* dafür zu sprechen, wie es zuweilen von den Gebildeten geschieht, erscheint mir als unrichtig und geziert. So ist meines Erachtens in den Stammsilben der drei Wörter: *Seon* Mehrzahl von *Seo*, *sehen* und *säon* stets ein anderer Laut zu sprechen, nämlich in *Seon* das nach *i* neigende geschlossene *o*, in *sehen* das nach *ä* neigende offene *o* und in *säon* ein richtiges *ä*, d. h. ein zwischen *o* und dem nicht gerundeten *a* genau in der Mitte liegender Laut.

Anders verhält es sich mit kurzem *o* und *ä*. Während im Mittelhochdeutschen langes *o* und *ä* verschieden bezeichnet werden, steht *o* sowohl für kurzes *o* als auch für kurzes *ä*, wiewohl die besten Dichter im Reime diese beiden *o* auseinander halten. Jetzt sind in den meisten mitteldeutschen Dialekten beide Laute vollständig zusammengefallen, und es wird bald *ä*, bald offenes *o* gesprochen, je nachdem der darauffolgende Konsonant weiter hinten oder weiter vorn im Munde gebildet wird. In der jetzigen Schriftsprache aber haben viele Wörter *o*, die der Abstammung nach *ä* haben müßten, so *Eltern*, *behende*. Da also schon im Mittelhochdeutschen die Unterscheidung aufhört, und jetzt *ä* nicht konsequent für das aus *a* entstandene kurze *o* geschrieben wird, so erscheint mir hier eine Auseinanderhaltung unnötig. Am besten ist für beide das offene *o* zu sprechen.

6. Kaum zu erwähnen ist, daß die Verwechslungen von *o* und *u*, *o* oder *a* für *oi*, *o* oder *a* für *au* nicht zulässig sind, besonders ist vor *r* auf eine schriftgemäße Aussprache der Vokale zu achten und so z. B. in vierzig ebenso *ä* wie *ü* zu meiden.

III. Konsonanten.

1. Die weichen und die harten Verschlußlaute *b*, *d*, *g* und *p*, *t*, *k*: Ich halte es für einen genügenden Unterschied, wenn man *b*, *d*, *g* als weiche tonlose, *p*, *t*, *k* dagegen als reine harte tonlose, d. h. nicht aspirierte Laute spricht, sodasß erstere nur durch die größere Weichheit von letzteren unterschieden sind. Eine schwache ungezwungen klingende Aspiration ist natürlich bei den harten zulässig. Übrigens unterscheidet der Meißner Dialekt vor Vokalen im Anlaut bereits in ähnlicher Weise *g* und *k*, so in *Gasse* und *Kasse*, nicht jedoch der osterländische. (Auch hierüber habe ich in der erwähnten Abhandlung ausführlicher gehandelt.) Ähnlich lasse man nun auch *b* und *d* etwas

weicher als im obersächsischen Dialekt, wo die geflüsterten Medien für die harten und weichen Laute gesprochen werden, sprechen, dagegen *p* und *t* etwas härter als daselbst, so wird man ohne große Mühe wenigstens annähernd reine „tonlose Medien“ und „nicht aspirierte Tenués“ erhalten.

Ganz wie *t* ist natürlich auch *th* zu sprechen, da ja *h* hier nur Dehnungszeichen ist.

Während so für *p*, *t*, *k*, welchem sich *q* und *ch* vor *s* anschließen, sowie für *d* die Sache ziemlich einfach ist, entsteht bei *b* und *g* eine neue Frage.

2. Wo sind *b* und *g* als Verschlusslaute und wo als Reibelauten zu sprechen? Es ist ziemlich sicher erwiesen, daß die deutschen *b* und *g* früher allgemein Reibelauten (*w* und *j*) gewesen sind. Im Inlaut sind sie es auch jetzt noch in den meisten mitteldeutschen Dialekten, *b* allerdings nur zwischen Vokalen und nach *l* und *r* vor folgendem Vokal, wie in *lebe*, *halbe*, *darbe*, wo also *b* wie *w* klingt, d. h. der weiche tönende Lippen-Reibelaut ist. Meines Wissens ist auch diese Aussprache des *b* in den erwähnten Stellungen als *w* nie von mitteldeutschen Schulen bekämpft worden, und hier bin ich entschieden für die Aussprache als Reibelaut.

Anderz verhält es sich mit *g*. Auch hier haben alle mitteldeutschen Dialekte mit Ausnahme des schlesischen und Lauftiger im Inlaut und meist auch im Auslaut außer nach *n* den Reibelaut und zwar tonloses *j*, nur der nördlichste Grenzstreifen hat wie das Niederdeutsche tönendes *j*, der schlesische und Lauftiger hingegen tönendes *g*, d. h. den tönenden Verschlusslaut das Oberdeutsche den tonlosen Verschlusslaut. Letzteren hört man vereinzelt im Inlaut auch in Mitteldeutschland, so in *lagon*, häufiger im Auslaut, so in *lag*. Die Volksschule läßt ihn vielfach sprechen, weniger aus Rücksicht auf das Oberdeutsche als auf das anlautende *g*. Doch scheint es mir sehr bedenklich, diesen Laut im In- und Auslaut mit Gewalt in Mitteldeutschland erzwingen zu wollen. Er hat etwas Hartes, Sprödes und Klappert namentlich bei dem Singen unangenehm nach; in den *k* und *ek* haben wir aber schon genug solcher spröden Laute. Außerdem hat der Reibelaut für sich, daß auch *b* im Inlaut als solcher gesprochen wird. Es ist ja auch keineswegs ein bloßer Zufall, daß *b* und *g* im Anlaut zwar sehr zeitig zum Verschlusslaut wurden, im Inlaute sich aber als Reibelauten erhielten. Der Verschlusslaut eignet sich besser zum kräftigen Einsätze eines neuen Wortes, der Reibelaut zum sanften Hinübergleiten einer Silbe zur folgenden. Für die Aussprache des anlautenden *g* als Reibelaut spricht noch, daß vielfach fälschlich ein *ig* für mhd. *lich* getreten ist, so in *adelig* u. a. Um wieviel wir uns aber durch die Aussprache des *g* als tonlosen Verschlusslautes den Oberdeutschen nähern, um soviel entfernen

wir uns von den Niederdeutschen. Ich bin daher der Ansicht, inlautendes und auslautendes g außer nach n als weichen tonlosen Reibelaut wie j im Anlaut sprechen zu lassen, sodaß es sich von ch nur durch größere Weichheit unterscheidet.

Anlautendes g wird hingegen in dem größeren Teile Mitteldeutschlands sowie in ganz Oberdeutschland als tonloser Verschlußlaut gesprochen, sodaß hier auch in der Schriftsprache dieser festzuhalten ist.

3. Die Reibelaute s, j und ß, ch: Auch die weichen Reibelaute s und j halte ich für genügend von den harten ß und ch unterschieden, wenn erstere als weiche tonlose, letztere aber als harte tonlose, gesprochen werden, also erstere etwas weicher, letztere etwas härter als die im Obersächsischen für beide Arten üblichen mittelharten Laute. Nach dem in Nr. 2 Erörterten wird in- und auslautendes g auch wie j gesprochen.

Demnach besäße die hochdeutsche Schriftsprache nur einen tönenden weichen Reibelaut w für w und inlautendes b vor Vokalen, und einen tönenden weichen Verschlußlaut g in der Lautverbindung ng; dagegen zwei weiche, tonlose Reibelaute: s und j, und zwar letzteren für j und für in- und auslautendes g außer nach n, drei weiche tonlose Verschlußlaute: b für an- und auslautendes und für inlautendes b vor d und t, d für d und g für anlautendes g; ferner vier harte tonlose Reibelaute: f für f und v, ß für ß und ss, sch für sch und im anlautenden sp und st und ch für ch; sowie drei harte tonlose Verschlußlaute p, t und k (bezügl. ck¹).

4. r wird jetzt meist auch in Mitteldeutschland durch Schwingungen des Zäpfchens im Gaumen gebildet. Dafür das allerdings schöner klingende Zungen-r erzielen zu wollen, würde ähnliche Schwierigkeiten machen, wie die Bildung der niederdeutschen tönenden Verschluß- und Reibelaute. Aus denselben Gründen wie gegen diese bin ich daher auch gegen jenes. Wo es sich aber noch im Dialekt erhalten hat, soll es auch die Schule wahren wie die tönenden Verschluß- und Reibelaute.

5. Daß anlautendes sp und st als schp und scht, hingegen rs als rs zu sprechen ist, bedarf wohl keiner weitern Ausführung.

1) Von dem feineren Unterschiede zwischen hinterem und vorderem Gaumenlaut abgesehen.

Schlechtes Deutsch.

Von Paul Schumann in Dresden.

I.

Die Presse wird in unserer Zeit oft die siebente Großmacht genannt. Eine unwiderstehliche Macht besitzt sie sicher auf dem Gebiete der deutschen Sprache. Die Deutschen werden das Volk der Denker, besser noch das Volk der Leser genannt: noch immer gilt das geschriebene Wort bei uns mehr, als das gesprochene. Man kann die Probe an sich selbst machen: so wie man alle Tage in den Zeitungen liest, so schreibt und spricht man schließlich trotz aller guten Vorsätze selber, und es gehört eine große Thatkraft dazu, sogar eine als falsch erkannte Schreibweise zu meiden, wenn man sie Tag für Tag mehrmals liest. Es muß unzweifelhaft Aufgabe der Lehrer und gegenwärtiger Zeitschrift sein, der Verderbung der deutschen Sprache durch die Presse entgegenzuarbeiten. Wie dies geschehen kann? Man muß zuvörderst auf die Fehler oder häßlichen Gebräuche aufmerksam machen. Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Damit ist indes wenig erreicht. Soll das Übel von Grund aus ausgerottet werden, so müssen derartige Fehler nun in Büchern gesammelt, es muß gezeigt werden, wie man sie vermeiden kann, und die Regierung muß diese Bücher zwangsweise in den Schulen einführen. Der Lehrer muß seinen Schülern den Haß und den Spott gegen schlechte und häßliche Neuerungen im Zeitungsdeutsch mit auf den Lebensweg geben, so daß sich schließlich der Leserkreis der maßgebenden Zeitungen gegen die Verballhornung der deutschen Sprache auflehnt und die Leiter um ihres eigenen Vorteils willen gezwungen sind, auf Sprachschönheit zu achten. Alle anderen Wege führen u. E. zu nichts. Alle Bücher von Hilbrand, Andresen u. a. haben bisher nach dieser Richtung hin gar nichts genützt. Nicht einmal der Attentatsversuch und der Attentäter sind aus den Zeitungen verschwunden. Wir wollen im folgenden auf einige Zeitungsgebräuche aufmerksam machen, die sich mehr und mehr festsetzen und u. E. die deutsche Sprache nicht gerade verschönern helfen.

Da ist, wie uns scheint, vor allem der maßlose Gebrauch der Hauptwörter auf ung zu erwähnen und zu bekämpfen. Hand in Hand damit geht, daß das Hilfszeitwort werden für die Leideform mehr und mehr durch die Zeitwörter kommen, gelangen, bringen, erfolgen, stattfinden, erfahren verdrängt wird. Folgende Beispiele mögen das erhärten: Die Direktion hat sich mit der Polizeibehörde dahin geeinigt, daß die Parkettlogen ganz in Wegfall kommen und dafür die Parkettkorridore eine sehr ansehnliche Verbreiterung

erfahren sollen. Morgen wird Verdis neue Oper *Othello* in Rom zur Aufführung gelangen. In der letzten Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft kam von Dr. Schliemann ein Schreiben zur Verlesung. Der erste Spatenstich zur Herstellung des Nordostkanals ist gestern erfolgt. In dem Konzert des Sängerkreises wurde kürzlich Bruchs Odysseus zu Gehör gebracht (kam zu Gehör). Die Grundsteinlegung des neuen Gymnasiums wird am 17. d. M. stattfinden. Die Liebfrauenkirche zu K. wird im Laufe nächsten Jahres eine durchgreifende Restaurierung erfahren.

Es ist unnötig, für diese Sätze Quellen anzugeben. Man liest dergleichen tagtäglich zu Dutzenden in allen Zeitungen. Soll dieser Gebrauch schön sein? Soll er etwa schöner sein, als die einfache Bildung der Leideform mit werden? Davon wird mich niemand überzeugen können. Wer will behaupten, daß die Bildung des deutschen Passivums mit werden sich schon überlebt habe, daß sie abgegriffen und häßlich sei. Gewiß, die Häufung der Hilfszeitwörter ist unschön und unbequem; aber haben wir nicht die Stellvertretung der Zeiten? Wir setzen anstatt der Form der Zukunft die der Gegenwart, anstatt der zukünftigen Vollenbung die vergangene Vollenbung, z. B. ich fahre fort, sobald ich gegessen habe, anstatt: ich werde fortfahren, sobald ich gegessen haben werde. Der Sinn des Satzes wird niemand verborgen bleiben; nötigenfalls helfen die Zeitbestimmungen nach. Es ist also nichts gegen die Stellvertretung einzuwenden. Ein alter Schriftsteller meiner Bekanntschaft erklärte mir einmal, er hasse nichts mehr als den Hattewartstil und er vertilge aus seinen Werken alle Hilfszeitwörter soweit als möglich vollständig. Mir flößte diese Auseinandersetzung anfänglich große Achtung ein, und ich bemühte mich mit Eifer, nicht in den Hattewartstil zu verfallen. Indes ich kam bald zu der Erkenntnis: was wir für die anscheinend häßlichen Hilfszeitwörter eingetauscht haben, ist schillernder Bombast, breiter unangenehmer Schwulst. Schon ehemals mußte man als französischer Lehrer die Schüler darauf aufmerksam machen, daß viele deutsche Hauptwörter im Französischen durch Zeitwörter wiedergegeben werden müssen. Jetzt aber bilden die Hauptwörter auf ung eine wahre Seuche des deutschen Stils.

Lebighlich die Zeitungen tragen die Schuld an der Verbreitung dieses abscheulichen Gebrauchs; es soll nämlich sogleich am Anfange jeder Mittheilung erkenntlich sein, um was es sich handelt, damit der Leser gegebenen Falls nicht etwa eine Zeile zuviel lese. Setzt sich also ein Zeitungsschreiber hin — ich bin übrigens selbst einer —, so fliehet es ganz von selbst aus der Feder: die Grundsteinlegung, die Aufführung, die Restaurierungsarbeiten, die Wiedereinsetzung, die Veränderungen in

der Befestigung der deutschen Festungen u. s. w. u. s. w. Für die Aussage bleibt nun natürlich gar nichts weiter übrig als die beliebten Zeitwörter: stattfinden, statthaben, erfolgen, erfahren, bringen, gelangen und kommen. Diese Wörter verlieren selbstverständlich dadurch jeden Inhalt; man braucht sie auch gar nicht zu lesen, denn die oben beispielsweise genannten Hauptwörter enthalten ja mit den darauffolgenden Umstandsbestimmungen alles, was man zu wissen braucht.

An und für sich wäre ja auch nichts dagegen einzuwenden, daß einige Zeitwörter ihre Bedeutung abschleifen und in gewissem Zusammenhange zu Hilfszeitwörtern herabsinken. Denn das ist ja mit sein, haben und werden früher auch einmal geschehen, und die Sprache hat dadurch nur gewonnen. Aber der jetzt neu gewonnene Vorteil — und es ist unserer Überzeugung nach gar keiner — wird zu teuer erkauft, denn die Sprache büßt an Einfachheit, mithin an Schönheit und Verständlichkeit ein, die Sprache wird weitschweifiger anstatt kürzer, die Anhäufung der Hauptwörter wird immer unerträglicher und die Sprache verliert an Wohlklang — oder sollte jemand behaupten, es sei schön, in jedem Satze zwei, drei und mehr Hauptwörter auf ung zu hören? Folgende Beispiele mögen unsere Behauptung erhärten. Man lese sie sich laut vor und frage sich dann, ob eine derartige Satzbildung anders als schauerlich genannt werden kann.

— Die Sandstein-Architekturteile der Fronten des Zeughauses in Berlin bedürfen in Folge starker Verwitterung einer gründlichen Instandsetzung, welche, da bereits einzelne Sandsteinstücke von erheblichem Gewicht herabgestürzt sind, nicht länger aufschiebbar ist. Die Ausführung der Instandsetzungsarbeiten soll im Verlaufe von drei Jahren erfolgen. Eine genaue Veranschlagung der Gesamtkosten wird erst nach den im bevorstehenden Baujahre gemachten Erfahrungen erfolgen können. Als mutmaßlicher Bedarf für das nächste Jahr ist ein Betrag von 30000 Mark ausgeworfen, mit welchem die Instandsetzung einer der Hauptfronten vorgenommen werden soll.

Diese Mitteilung hat in einigen hundert deutschen Zeitungen gestanden. Ins Deutsche übersetzt, lautet sie folgendermaßen:

Die sandsteinernen Teile an den Fronten des Berliner Zeughauses sind so stark verwittert, daß bereits einzelne besonders schwere Stücke herabgestürzt sind, sie müssen daher in allernächster Zeit erneuert werden. Die Arbeit wird drei Jahre dauern, die Kosten lassen sich erst nach den Erfahrungen im ersten Baujahre berechnen. Vorläufig sind für dieses Jahr 30000 Mark ausgeworfen, womit die eine Hauptfront in Stand gesetzt werden soll.

Man beachte hierbei: Die erste Fassung hat 80 Wörter, die zweite nur 62; der Inhalt ist völlig gleich, nur in der zweiten Fassung viel klarer, einfacher und schöner wiedergegeben. Die erste Fassung hat 22 Hauptwörter, darunter 7 auf ung, zusammen 72 Silben; die zweite Fassung hat 14 Hauptwörter, darunter eins auf ung, zusammen 28 Silben. Die erste Fassung hat folgende 8 Zeitwörter: bedürfen, herabgestürzt sind, aufschiebbar ist, soll erfolgen, gemachte Erfahrungen, wird erfolgen können, ist ausgeworfen, vorgenommen werden soll. Die zweite Fassung enthält folgende 7 Zeitwörter: sind verwittert, sind herabgestürzt, müssen erneuert werden, wird dauern, lassen sich berechnen, sind ausgeworfen, in stand gesetzt werden soll. — Hierzu sei indes bemerkt, daß der letzte Satz kürzer doch so heißt: „Vorläufig sind für das erste Jahr zur Erneuerung der Hauptfront 30 000 Mark ausgeworfen.“

Ein zweites schlagendes Beispiel ist folgendes:

In seinem Buche „Beiträge zur Fremdwortfrage“ führt Otto Sarrazin auf S. 57 den Bericht der Preisrichter an, welche vom Reichsamt des Innern zur Begutachtung der eingegangenen Preisentwürfe für die Heizungs- und Lüftungsanlage des Reichstagshauses berufen waren, und nennt ihn „sowohl hinsichtlich der Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter der gewöhnlichen Art, wie in Bezug auf eine glückliche, sach- und sinn-gemäße Verdeutschung fremdsprachiger Kunstausdrücke eine so hervorragende Leistung, daß er bei dessen Besprechung etwas länger verweilen müsse.“ Da wir dieses Gutachten im Gegenteil für eine sehr unglückliche Stillleistung erachten müssen, lassen wir es folgen als ein Beispiel, wie man Fremdworte nicht übersetzen soll. „Nachdem der für die Ablieferungen der Arbeiten festgesetzte Zeitpunkt abgelaufen, traten die Preisrichter, deren Namen rechtzeitig veröffentlicht worden waren, zusammen, nahmen die Bildung zweier Abteilungen vor — weitere Unterabteilungen, Ausschüsse oder Unterausschüsse wurden nicht gebildet — und unterwarfen die eingegangenen Entwürfe einer Sichtung, bei welcher in betreff mehrerer Vorlagen festgestellt wurde, daß sie wegen grober Fehler in der Gesamtanordnung u. s. w. von der Preiserteilung auszuschließen und von vornherein zurückzuweisen seien, eine Maßregel, die in solchem Falle für die betreffenden Verfasser hart, aber den anderen Bewerbern gegenüber durch die Gerechtigkeit geboten ist. Das Endergebnis der weiteren Abteilungsberatungen wurde dann in einer Gesamtsitzung des Preisgerichts erörtert u. s. w. Die Zuerkennung der Preise ist schließlich den durch ein schriftliches Gutachten begründeten Vorschlägen der Preisrichter gemäß erfolgt, worüber der zur Veröffentlichung gelangte Bericht, welcher auch eine Besprechung der preisgekrönten Arbeiten enthält, das Nähere mitteilt.“ Wir haben die

hervorragendsten Stilhärten in diesem Berichte gesperrt drucken lassen. In gutem Deutsch würde er etwa so lauten: „Nachdem die festgesetzte Frist verstrichen war, traten die Preisrichter, deren Namen rechtzeitig veröffentlicht worden waren, zusammen, bildeten zwei Abteilungen — . . . — und sichten die eingegangenen Entwürfe. Mehrere derselben mußten wegen grober Fehler in der Gesamtanordnung von vornherein von der Preisbewerbung ausgeschlossen werden, eine Maßregel, die . . . ist. Nachdem beide Abteilungen ihre Beratungen beendet hatten, wurden deren Ergebnisse nochmals in einer Sitzung sämtlicher Preisrichter erörtert. Die Preise wurden schließlich gemäß den schriftlich begründeten Vorschlägen der Preisrichter zuerkannt. Näheres hierüber enthält der veröffentlichte Bericht, der auch die preisgekrönten Arbeiten bespricht.“ Man lese sich beide Fassungen laut vor; ich bin überzeugt, daß man die zweite viel einfacher und klarer finden wird als die erste. Die erste enthält 139 Wörter; die zweite, in der nichts Wesentliches fehlt, 109; die erste enthält 35 Hauptwörter, darunter 13 auf ung und noch mehr zusammengesetzte, die zweite enthält 26 Hauptwörter, darunter 6 auf ung und viel weniger zusammengesetzte.

Sollte letzteres Beispiel nicht laut und deutlich für das Sprechen, was wir wollen? Wird der Ausdruck besser, klarer, inhaltreicher, wenn man sagt: die Bildung vornehmen statt: bilden, einer Sichtung unterwerfen statt: sichten, die Zuerkennung der Preise erfolgt statt: die Preise werden zuerkannt, zur Veröffentlichung gelangt statt: veröffentlicht? Nein, der Stil wird hierdurch nur breiter, schwülstiger, charakterlos; man verschwendet beim Schreiben, Setzen und Lesen Raum, Zeit und Geld, gewiß ein durchschlagender Beweis, wie unzeitgemäß der Gebrauch auch abgesehen von seiner Unschönheit ist.

Zur richtigen Beurteilung der vorliegenden Frage diene noch folgendes. Ein Stück gelangt (kommt) zur Aufführung. Was heißt dieser Satz? Ein Stück gelangt so weit, daß es aufgeführt wird (bekanntlich oft ein sehr bornenvoller Weg). Diese Behauptung hat im Grunde also nur Sinn für die erste Aufführung eines Stückes und für das wirklich Zukünftige. Auch der Italiener verwendet ja das Wort venire (kommen) zur Bildung der Leideform, aber mit zwei wichtigen Einschränkungen: 1. die Leideform mit venire drückt nur etwas im Werke Begriffenes oder das Gegenwärtige des Geschehens, die Fortdauer einer Handlung aus; soll das schon Geschehene ausgedrückt werden, so ist nur essere (sein) statthaft. 2. venire kann nur in den einfachen Zeitformen zur Bildung der Leideform gebraucht werden, nicht in den zusammengesetzten. Diese Regeln hat der gute Geschmack und das Verständnis für die Bedeutung des Wortes kommen zu Wege gebracht. Man messe daran

folgende deutsche Sätze: 1. Minna von Barnhelm ist gestern zum 57. Male zur Aufführung gelangt. (Geschmacklos ist das doppelte zu und der Doppelausdruck aufführen und gelangen für ziemlich dieselbe Sache.) 2. Minna von Barnhelm wird morgen zur ersten Aufführung gelangen. Der Zukunftsbegriff ist hier sowohl in werden als in gelangen, also überflüssiger Weise zweimal ausgedrückt. Einfacher, richtiger und schöner sagt man: Minna von Barnhelm ist gestern zum 57. Male aufgeführt worden. Minna von Barnhelm wird morgen zum ersten Male aufgeführt. Warum man übrigens in diesem Sinne die Zeitwörter spielen oder geben so gut wie ganz verbannt, ist nicht ersichtlich.

Die geringste Berechtigung von den obengenannten Zeitwörtern hat jedenfalls das Wort erfolgen. Denn in Wirklichkeit handelt es sich meist gar nicht darum, daß etwas folgt, d. h. nachher, hinterdrein kommt, sondern nur darum, daß etwas eintritt oder vollendet ist, z. B. die Enthüllung erfolgt um 12 Uhr, die Enthüllung ist gestern erfolgt. Erfolgen soll in solchen Fällen oft ein gewählter Ausdruck für stattfinden sein, in Wirklichkeit ist der Ausdruck nur noch unrichtiger und noch geschmackloser geworden. Ebenso albern wird oft das Zeitwort erfahren verwandt. Man lese z. B. folgenden Satz: Die Bestimmungen in Bezug auf die Enthüllung des Denkmals haben einige notwendige Änderungen erfahren. Ein derartiger Ausdruck ist u. E. abgeschmackt.

Die widerlich bombastischen Ausdrücke: zu Gehör bringen und zu Gehör kommen oder gelangen verdanken ihre Entstehung dem Umstande, daß man für singen und spielen ein einheitliches Wort gesucht hat: Es kamen Vieder von Schubert und Schumann, einige Sonaten für Pianoforte von Haydn und ein Flötensolo zu Gehör. Einfacher mag dieser Satz sein, als wenn man die drei Zeitwörter singen, spielen und blasen hintereinander anwendet, indes wenn man mit der Einfachheit zugleich die Flauheit und Farblosigkeit eintauscht, dann danke ich dafür. Überdies aber werden zu Gehör kommen und zu Gehör bringen längst nicht mehr bloß in zusammengezogenen Sätzen verwandt, sondern regelmäßig so oft über ein Konzert berichtet wird, und das geschieht ja so oft, daß man längst rufen möchte: „Halt ein, Herr, mit deinem Segen, wir ertrinken.“

Wir wollen nicht noch weiter auf die Wörter stattfinden und statt haben eingehen, zwischen denen in ihrer Anwendung meist nicht einmal ein Unterschied gemacht wird, und die in Zeitungen so gemein sind, wie der Sand am Meere. Was alles statt findet, d. h. eine Stätte, einen Platz, einen Ort findet, ist ungläublich: Eine Sitzung, eine Grundsteinlegung, eine Denkmalsenthüllung, ein Kongreß, eine Restverteilung, die Vernichtung kassierter Bankbillets, die Inbrandsteckung eines Hauses, die

Wiederinstandsetzung eines Zimmers zur Aufnahme der kaiserlichen Herrschaften, die Niederreiſung des Kirtus noch am ſelben Abende und hunderterlei andere Ungen finden tagtäglich ſtatt, ſo daß man ſich nur wundert, wo bei der Wohnungsnot immer wieder der Platz für ſo umfangliche Dinge herkommt. Man kann dreißt behaupten, daß ſtattfinden unter 100 Malen 90 Mal überflüſſig verwandt iſt, ja daß es ſtets ohne Not verwandt iſt, wenn ein Hauptwort auf ung dabei ſteht. Also hinaus mit dieſen farbloſen Zeitwörtern, hinaus mit dieſen ſchrecklichen Ungwörtern, die unſere Sprache langweilig, breit, ſaftloſ und ungefügg machen.

Pestalozzi und der deutſche Unterricht.

Von Karl Behrmann in Kreuznach.

Pestalozzis Gedanken haben biſher auf unſeren höheren Schulen noch nicht die Beachtung gefunden, welche ihnen gebührt; und doch ſoll er auch für dieſe Schulen nicht umſonſt gelebt haben. Zu der Verwirklichung dieſer Idee beizutragen, das iſt der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit. — Auch bei der Arbeit an unſeren höheren Schulen müſſen wir den Weg gehen, den Peſtalozzi mit klar- und weifſchauendem Auge und ſicherer Hand uns vorgezeichnet hat. Mag auch Peſtalozzi im einzelnen manchen Fehlgriſſ gethan haben, ſeine großen allgemeinen Ideen für den Unterricht werden ewig wahr bleiben. „Peſtalozzi für immer“ rief ſchon der edle Dieſterweg aus. Es iſt wahr, Peſtalozzi hat nicht neue Geſetze und Theorien erfunden oder ausgedacht, ſondern alte Wahrheiten entdeckt, die ewig wahr bleiben werden, die nur durch Verbildung und Überbildung des menſchlichen Geiſtes verdunkelt werden konnten. Kein Denker hat wohl wie Peſtalozzi mit ſo ſchneidigen Waffen gegen jedes bloſe Gerede, gegen das „armſelige Maulbrauchen“ gekämpft und die wahrhafte Übung der menſchlichen Geiſteskräfte betont. Er iſt es geweſen, der klarer als irgend ein anderer ausgeſprochen hat, daß aller Unterricht und alle Erziehung ſich auf die tieſte Erkenntnis der menſchlichen Natur begründen müſſe. Dieſen Gedanken hat dann Herbart, der in ſeiner Pädagogik auf den Schultern Peſtalozzis ſteht, durchgeführt. Leider hat man ſich in letzter Zeit in Lehrerkreiſen mit einer Ausſchließlichkeit auf Herbart's Lehre geworfen und mit einer ſonſt nur Halbwiſſern eigenen Ausſchließlichkeit und einem engherzigen Unfehlbarkeitsgefühl alles andere deraut verurteilt und beurteilt, daß man ſelbſt Peſtalozzi darüber zu vergeſſen ſcheint. Wenn die jehigen Herbartianer die allein richtige Methode zu haben glauben, ſo vergleiche man damit das, was Peſtalozzi über die Methode in ſeinem Werke: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ ſagt:

„Der Gang der Natur in der Entwicklung unseres Geschlechts ist unwandelbar. Es giebt und kann in dieser Rücksicht nicht zwei gute Unterrichtsmethoden geben — es ist nur Eine gut, und diese ist diejenige, die vollkommen auf den ewigen Gesetzen der Natur beruht; aber schlechte giebt es unendlich viele, und die Schlechtigkeit einer jeden derselben steigt in dem Maße, als sie von den Gesetzen der Natur abweicht, und mindert sich in dem Grade, als sie sich der Befolgung dieser Gesetze nähert. — Ich weiß wohl, daß die einzige gute weder in meinen, noch in den Händen eines Menschen, und daß wir alle dieser einzigen guten uns nur nähern können.“ Dieser Methode auch im deutschen Unterricht näher zu kommen, war das Ziel Pestalozzi bei seinen diesbezüglichen Betrachtungen.

Pestalozzi macht fast nur Anspruch darauf, das Fach des mütterlichen Unterrichts im einzelnen zu bearbeiten; er fühlte sich nicht in den anderen Fächern selbständig genug, diese auch schriftstellerisch zu behandeln. Die wichtigsten Grundfragen des deutschen Unterrichts sind bei Pestalozzi angedeutet; aber, wie bei den meisten theoretischen Pädagogen, finden sich wenig direkte Beziehungen auf das Praktische. Rezepte und bestimmte Vorschriften für den einzelnen Fall im Unterricht trifft man in seinen Werken fast gar nicht, höchstens nur in Bezug auf den allerersten Unterricht in der Muttersprache. Pestalozzi überließ die Durchführung des Einzelnen denjenigen, welche seine Arbeiten studierten, er fühlte auch nicht den Beruf in sich, ja, er fühlte sich nicht fähig, das zu thun. Er will seinen Grundgedanken, deren absolute Wahrheit ihm eine Thatsache ist, Geltung verschaffen. Und sie haben sich in der That glänzend Geltung verschafft. Die Idee der allgemeinen Volksbildung, welche zuerst in Deutschland in ihrer vollen Wichtigkeit erkannt und ausgeführt wurde, ist eine Weltidee geworden, zu der alle gebildeten Nationen Stellung nehmen müssen.

Das wichtigste, was Pestalozzi über den deutschen Unterricht geäußert hat, findet sich in seiner Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ und im „Schwanengesang“. Erstere hat noch den Zusatz: „Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten.“ Allerdings ist dieser Zweck auch heute noch ebenso weit von seiner Verwirklichung entfernt, wie vor einem Jahrhundert. Ja, das Gegenteil hat sich entwickelt: immer mehr nimmt die Schule den Eltern alle Pflichten ab, immer mehr, so scheint es, tritt die Mutter, die von der Natur gegebene Lehrmeisterin des Kindes, in den Hintergrund. Man gründet sogar Anstalten, in denen die Kinder in den allerersten Jahren von fremder Hand geleitet werden. Das hängt mit den sozialen Verhältnissen unserer Zeit zusammen. Pestalozzi wollte eine so einfache Methode besonders für

den ersten Sprachunterricht aufstellen, die Vereinfachung der Lehrmittel so weit treiben, daß jede Mutter ihr Kind, jedes ältere Geschwister von erst sieben oder acht Jahren schon das jüngere darnach unterrichten könnte. Dieser Gedanke ist ein frommer Wunsch geblieben. Wäre er wirklich durchzuführen, er wäre wahrlich von unendlicher Bedeutung und tief einschneidender Wirkung für unser ganzes Schulwesen.

Pestalozzi kam erst zu seinen Ansichten auf Grund langer und mühsamer Erfahrungen. Er erzählt selbst, wie er in Stanz Tag aus, Tag ein den Kindern das ABC vom Morgen bis zum Abend vorträhete und planlos in seinem empirischen Gange fortfuhr; er setzte ermüdet Silbenreihen zusammen und suchte die Anfänge des Buchstabierens und Rechnens zu der höchsten Einfachheit und klarsten Form zu bringen. Dabei entwickelte sich in ihm allmählich die Idee von der Möglichkeit eines ABC der Anschauung. Es hat etwas ungemein Rührendes, die Berichte Pestalozzis zu lesen, wie sich allmählich in ihm seine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen entwickelten. Dreißig Jahre lang las er kein einziges Buch, wie er selbst sagt, um allein der Gestaltung und Bearbeitung seiner eigenen Gedanken zu leben. Nie verlor er den Glauben und die Liebe zu den Menschen und ihrer göttlichen Bestimmung; gerade in der Masse des zerlumpten und verkommenen Volkes wollte er den göttlichen Funken, der auch diesem in die Brust versenkt ist, wecken. — In dem siebenten Brief aus der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ spricht Pestalozzi über die sprachliche Unbildung, die Unfähigkeit der großen Masse des Volkes, sich auszudrücken. Er sagt dort: Wer eingesteht, die Natur führe nur durch die Klarheit des Einzelnen zur Deutlichkeit des Ganzen, der gesteht ebenfalls ein: die Worte müssen dem Kinde einzeln klar sein, ehe sie ihm im Zusammenhang deutlich gemacht werden können — und wer dieses eingesteht, wirft mit einem Schläge alle bisherigen Elementar-Unterrichtsbücher als solche weg, weil sie alle Sprachkenntnis beim Kind voraussetzen, ehe sie ihm selbige gegeben haben. Ja, Gefner! es ist merkwürdig — auch das beste Unterrichtsbuch des verflossenen Jahrhunderts hat vergessen, daß das Kind reden lernen muß, ehe man mit ihm reden kann; es ist merkwürdig, dieses Vergessen, aber es ist wahr. Die Sprache ist eine Kunst, sie ist eine unermessliche Kunst, oder vielmehr der Inbegriff aller Künste, wozu unser Geschlecht gelangt ist. Sie ist im eigentlichen Sinne Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unser Geschlecht gemacht hat; also benutze ich sie und suche am Faden ihrer ausgesprochenen Töne beim Kinde eben die Eindrücke selbst wieder hervorzubringen, welche beim Menschengeschlechte diese Töne gebildet und veranlaßt haben. Das Geschenk der Sprache ist an sich unermesslich und wird durch die immer wachsende Vervollkommnung

derfelben täglich größer. Sie giebt dem Kind in kurzen Augenblicken, wozu die Natur Jahrtausende brauchte, um es dem Menschen zu geben. Man sagt von einem Stier, was wäre er, wenn er seine Kraft kenne? — und ich sage vom Menschen, was wäre er, wenn er seine Sprachkraft ganz kenne und ganz benutzte? — Pestalozzi betont mit tiefem Ernst, daß man das europäische niedere Volk zu einem Wort- und Klappervolk, das aber in der That gar nicht reden könne, herabgewürdigt habe. Seit mehr als einem Jahrhundert lege man in den niederen Schulanstalten alles Gewicht auf leere Worte, so daß man die Aufmerksamkeit auf die Eindrücke der Natur, ja sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke im Menschen selber zerstörte. Es sei zu verwundern, daß die gute Menschennatur mitten durch alle Verpfuschungskünste, die in den Wort- und Klapperschulen an ihr probiert werden, noch soviel innere Kraft erhalten habe, als man in der Tiefe des Volks noch allgemein antreffe.

Pestalozzi findet bei seinen Betrachtungen über die natürliche Ausbildung und Entwicklung der Kräfte des Kindes, daß das Lesenlehren mit Notwendigkeit dem Redenkönnen untergeordnet werden müsse; die Kunst des Lesenlehrens will er deshalb an die Reihenfolgen fetten, mit der die Natur vom Schall zum Wort, und von diesem nur allmählich zur Sprache emporschreitet. So ordnet er anderseits psychologisch ganz richtig das Schreiben dem Zeichnen, und dieses wieder der Kunst des Messens unter. Bei seinem langen und angestregten Nachdenken über die Entstehung unserer Anschauungserkenntnisse findet er, daß diese alle von Zahl, Form und Sprache ausgehen.

Damit schien ihm ein neues Licht aufzugehen. Aber er selbst machte keinen Anspruch darauf, die Zahl- und Formenlehre selbst zu bearbeiten; er sagt sogar offen, daß er sich für eine genugthuende Bearbeitung dieser zwei Fächer für ganz unfähig halte. Aber eben deshalb hat er mit aller Kraft seine ganze Aufmerksamkeit auf das Fach des Sprachunterrichts geleitet, er glaubt in diesem Fache, das er sich durch persönliches Nachforschen zu eigen gemacht habe, selbständig auftreten zu können.

Er nennt seine Sprachlehre eine elementarische, da sie sich an die elementarische Ausbildung der Anschauungskraft anschließen soll; sie führt das Kind an der Hand der Natur und mit ihrer Kraft zum richtigen Ausdruck über den ganzen Umfang der Eindrücke, welche die Anschauungsgegenstände seiner Umgebungen auf dasselbe gemacht haben. Diese Sprachlehre muß deshalb auch mit der naturgemäßen Ausbildung der Anschauungskraft immer gleichen Schritt halten, und so den ersten Grundstein zur naturgemäßen Entfaltung der menschlichen Denkkraft legen.

Die Frage, wie das Kind sprechen lernt, hat Pestalozzi ausführlich beantwortet. Es giebt nichts Innigeres, nichts, was das Herz eines Lehrers mehr erheben könnte, als wenn Pestalozzi auf das Verhältnis des Kindes zur Mutter, auf das erste Leben des Kindes, auf das Erwachen und die erste Entwicklung des kindlichen Geistes zu sprechen kommt.

Schon von seiner ersten Stunde an ist das Mutterkind ebenso aufmerksam auf Töne, die vor seinem Ohr erschallen, als auf die Gegenstände, die es sieht. Es fühlt frühe eine Kraft in sich, die Töne, die es hört, selbst hervorbringen zu können, und diese Kraft entwickelt sich immer mehr mit der Übung des Kindes.

Das Schreien braucht es nicht zu lernen. Dann folgen einzelne bestimmte Töne, die allmählich anfangen, Ähnlichkeit mit Vokalen und Konsonanten zu haben und sich dem Ton öfters vorgesprochener Worte zu nähern. Die leichtesten, welche ihm die Mutter vorpricht, laßt es nach und das Redenlernen wird ihm täglich leichter und lieber.

Für die Ausbildung der Sprachkraft des Kindes ist es ein sehr großer Vorteil, wenn das Kind von der Wiege an in einer Umgebung lebt, in der ziemlich viel, besonders aber über die Gegenstände seiner nächsten Umgebung und seines häuslichen Lebens, gesprochen wird. Der Einfluß der mechanischen Vorbereitungsmitel des Redenhörens auf die Ausbildung der Sprache ist äußerst groß und vielseitig. Das Fundament der Sprachkraft ist auch in den ersten Anfängen die Anschauungskraft. Das ist ein unwandelbar richtiger Satz bei Pestalozzi. Der Gang der Natur geht beim Redenlernen vom Leben aus; das Fundament aller Redeübungen muß daher auch das Leben sein. Jedes Wort, das man mit dem Kinde spricht, muß im innigsten Zusammenhang mit der Wahrheit seines Lebens und seiner Umgebung stehen. Wo man aber die Grundkraft des menschlichen Geistes schlafen läßt und einfach Worte aufpropft, da bildet man Träumer, die um so unnatürlicher und flatterhafter träumen, je anspruchsvoller und größer die Worte sind, die auf ihr elendes Wesen aufgepropft werden. Wenn man dem Kinde leere Worte in den Mund legt, als wären sie wirkliche Sachkenntnisse, so legt man ins Kind den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauch der göttlichen Gaben der Sprachkraft. So entsteht die Anmaßung und Verhärtung, die Oberflächlichkeit der Erkenntnisse, die das Menschengeschlecht dahin führen, in den Sumpf aller Irrtümer; aller Anmaßung und aller Selbstsucht zu versinken.

Wenn man einem guten Kopf alle Bedeutung nehmen will, dann darf man ihn nur recht einseitig zu allerlei Arten von Maulbrauchen hinführen. Man muß wortleere, stille und darum auch das Innerste ergreifende Wahrheiten in die Kinder hineinlegen. Jedes Gerede aber,

das nicht in das innere Wesen des Menschen greift, jedes Wort, das nicht in dem Erfahrungskreis des Menschen einen lebendigen Anknüpfungspunkt findet, ist für denselben elendes Geschwätzwerk und eine armselige Maulbraucherei. Das Reden über die Gegenstände ist nicht der Erkenntnis, sondern die Erkenntnis dem Reden über dieselbe vorhergehen zu lassen. — Menschen, die man unverhältnismäßig mit dem Munde gelehrt und welchen der Kopf mit Worten gefüllt ist, ehe ihr Gefühl und Verstand durch Erfahrungen und Anschauungen gebildet ist, werden in ihren besten Anlagen verwirrt und ihr Geist und ihr Herz wird geschwächt. Wer aber viel arbeitet und viel erfährt und dadurch in den Sachen, mit denen er beschäftigt ist, auf allgemeine Regeln und Grundsätze fällt, der geht in seinem Wege sicher, hat stets das bei sich, was er braucht, und macht die Anwendung von seinem Wissen. Die anderen aber sind wie jene Stadtknaben, welche auf ihrem Spaziergang mit den Bauern, die Stroh fahren, von ihren schönen Heuwagen sprechen. Erst lerne dein Handwerk und dann darfst du davon reden, sagten die Alten.

Es gilt für Pestalozzi als sicher, daß der naturgemäße Gang des Fortschrittes im Redenlernen, d. h. in der Erlernung der Muttersprache, in keinem Falle schneller sein kann, als die Fortschritte des Kindes in seinen Anschauungserkenntnissen es auch sind. Sowie das Kind viele Jahre braucht, um die Gegenstände seiner Umgebung durch ihre Anschauung zum klaren Bewußtsein zu bringen, so braucht es auch viele Jahre, um sich über den Kreis seiner Anschauungen mit Bestimmtheit ausdrücken zu können. Die Worte selbst sind ganz leere Worte, ohne das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit den Eindrücken der Anschauung; dadurch erst werden sie wahre menschliche Worte. Die erste Anfangsvorbereitung zum Sprechen dieser Worte ist lange bloß mechanisch; die Worte machen lange Zeit auf das Kind einen Eindruck ähnlich wie Glockengeläute. Die richtige Elementarbildung aber will nicht die Eindrücke, wie sie zur Ausbildung der Sprachkraft benutzt werden, so wie sie kommen, sondern sie will dieselben wahrhaft nach dem wirklichen Bedürfnis der Menschennatur ordnen. Die Sprach- und Anschauungserkenntnisse, in deren Schranken das Kind reden lernen soll, müssen den Bedürfnissen seiner Lage, seiner Verhältnisse und Kräfte entsprechen und dürfen nicht darüber hinausgehen.

Die Kunst muß hier denselben Weg gehen, wie die Natur, ebenso langsam, aber wie diese auch mit allen Reizen, welche die Erscheinung der Gegenstände in den Umgebungen des Kindes hat. Die Mutter muß, um das Kind reden zu lehren, die Natur selber mit allen ihren Reizen, die das Hören, Sehen, Fühlen auf die Organe hat, auf das Kind einwirken lassen. Sie muß ihm die Sprachtöne bald laut, bald leise, bald

singend, bald lachend, immer abwechselnd mit lebendiger Munterkeit vor die Ohren bringen, daß es die Lust, sie nachzuahmen, notwendig in sich fühlen muß; sie muß ihre Worte mit dem Eindruck der Gegenstände, deren Namen sie das Kind lehren will, begleiten. Es ist Aufgabe der Elementarbildung, daß sie die Mittel dieses Erlernens der Sprache erforscht und in Reihenfolgen geordneter Übungen bringt.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle das Wichtigste, was Pestalozzi über die Anschauung sagt, zusammenzustellen. Das meiste findet sich in seinem Werke: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, und im „Schwanengesang“. Es kann nicht oft genug betont werden, daß alles das, was unserer Generation über Anschauung fast in Fleisch und Blut übergegangen ist, seinen letzten Ursprung bei Pestalozzi hat.

Unsere ganze Geistesbildung geht nach Pestalozzi von der Anschauung von Gegenständen aus, die unsere äußeren Sinne ansprechen und beleben, ähnlich wie die sittliche Bildung wesentlich von der inneren Anschauung unserer selbst, also von den Eindrücken, die unsere innere Natur ansprechen, ausgeht. Alle unsere äußeren Erkenntnisse sind Folgen der Sinnesindrücke. Wenn Pestalozzi fragt: „Was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet?“, so antwortet er sich: „Ich habe den höchsten, obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundament aller Erkenntnis festgesetzt, und mit Beseitigung aller einzelnen Lehren das Wesen der Lehre selbst und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Auszubildung unseres Geschlechts durch die Natur selber bestimmt werden muß“.

Damit aber fand er, daß das Unterrichtswesen in der ganzen Welt die Anschauung ganz und gar nicht als den obersten Grundsatz des Unterrichts anerkennt; daß es vielmehr das Wesen der Lehre dem Wirrwarr einzelner Lehren aufopfert und mit Aufstichung aller Arten von Brockenwahrheiten den Geist der Wahrheit selber tötet und die Kraft der Selbstständigkeit, die auf ihr ruht, im Menschengeschlecht auslöscht. Es war ihm offenbar, daß dieses Unterrichtswesen seine einzelnen Mittel weder auf elementare Grundsätze noch auf elementare Formen zurückführt, daß es vielmehr durch Vernachlässigung der Anschauung sich außer stande setzt, deutliche Begriffe zu erzielen. Daran ist vor allem schuld: der Mangel einer psychologisch richtigen Organisation der Bildungsmittel der Anschauung in der Sprach- und Denkkraft.

Pestalozzi unterscheidet die Anschauung selber von der Anschauungskunst. Die Anschauung ist nichts anderes als das bloße Sichbefinden der Gegenstände vor den Sinnen und die Erregung des Bewußtseins ihres Eindrucks auf die Sinne. Damit fängt die Natur allen Unter-

richt an. Die Anschauungskunst aber stellt das, was die Natur zerstreut vorlegt, in einen engeren Kreis und in regelmäßigen Reihenfolgen zusammen, sucht unsere äußere und innere Empfänglichkeit für alle Eindrücke zu erleichtern und zu stärken und unsere Sinne dahin zu heben, uns alle Gegenstände zahlreicher, dauerhafter und richtiger vorzustellen.

Um das Kind auf die zuverlässigste Art zu richtigen und vollendeten Kenntnissen der Dinge zu führen, um es zu deutlichen Begriffen zu bringen, muß man ihm mit großer Sorgfalt solche Gegenstände vor Augen führen, welche die wesentlichsten Kennzeichen des Faches, zu welchem dieser Gegenstand gehört, sichtbar und deutlich an sich tragen und so das Wesen des Gegenstandes in die Augen fallen lassen. Wo man das nicht recht macht, bringt man das Kind statt zu deutlichen Begriffen zu dunkeln Anschauungen. Besonders wesentlich sind die ersten Eindrücke der Gegenstände der Erkenntnis: man muß sie dem Kinde bei der ersten Anschauung so bestimmt, so richtig und so umfassend als möglich vor die Sinne bringen.

Besonders muß man dem Kinde bei der Entfaltung der Anschauungs- und Sprachkraft die Gegenstände des häuslichen Lebens von der Wiege an ansprechend vor die Sinne bringen und sie dadurch bildend auf das Kind einwirken lassen. Aber das geschieht nicht und man läßt die Kinder in ihren ersten Jahren im vollen Genuß der Natur; man läßt jeden Eindruck derselben auf sie wirken; sie fühlen ihre Kraft; sie sind schon weit im sinnlichen Genuß ihrer Zwanglosigkeit und aller ihrer Reize, und der freie Naturgang, den der sinnlich glückliche Wilde nimmt, hat in ihnen schon eine bestimmteste Richtung genommen. Und nachdem sie also fünf ganzer Jahre diese Seligkeit des sinnlichen Lebens genossen, macht man auf einmal die ganze Natur um sie her vor ihren Augen verschwinden, stellt den reizvollen Gang ihrer Zwanglosigkeit und ihrer Freiheit tyrannisch still, wirft sie wie Schafe in ganze Haufen zusammengedrängt in eine stinkende Stube, kettet sie Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre unerbittlich an das Anschauen elender, reizloser und einförmiger Buchstaben und an einen mit ihrem vorigen Zustande zum Rasendwerden abstechenden Gang des ganzen Lebens. Kann der Schwertschlag, der durch den Hals geht und den Verbrecher vom Leben zum Tode bringt, auf seinen Leib eine größere Wirkung machen, als ein solcher Übergang von der langgenossenen, schönen Naturführung zum erbärmlichsten Schulgang auf die Seele der Kinder?

Die elementarische Sprachlehre hingegen, welche sich eng an die elementarische Ausbildung der Anschauungskraft anschließen muß, führt das Kind an der Hand der Natur und ist für das Kind mit allen den

Reizen belebt, wie dieses bei der ersten Ausbildung der Anschauungskraft selber der Fall war. So erst haben wir eine naturgemäße Entfaltung der menschlichen Dennkraft.

Wie die Anschauungskraft von den Gegenständen ausgeht, so muß die erste Einübung des Sprechens von den Namen der Gegenstände ausgehen: von den Substantiven. Hieran schließt sich das Erkennen und Aussprechen der Beschaffenheit und der Wirksamkeit der Gegenstände: Adjektiva und Verba. Aber sehr bald wird das Kind alles in Sätzen, welche die Bedeutung der einzelnen Worte zeigen, lernen müssen. Auch die anderen Wortarten müssen in psychologisch geordneten Reihenfolgen an Beispielen dargeboten werden. So kann eine Sicherheit und Fertigkeit entstehen, wie sie der sich selbst überlassene Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft nicht erreichen würde. Durch öftere Wiederholung kann so der Gebrauch eines jeden einzelnen Sprachtheils mechanisch eingeprägt und so zur Gewohnheit gemacht werden. Aber während der ganzen Zeit dieser Einübungen sollen die Kinder kein Wort von Grammatik und Syntax hören. Wenn sie auf diesem Wege ihre Muttersprache bis auf einen gewissen Grad praktisch eingeübt und zur Vollendung geläufig gemacht haben, so sind sie sicher in der Anwendung der grammatischen Regeln. So kann das Kind dazu kommen, daß es sich in seiner Muttersprache über seine Erkenntnis mit der höchsten Bestimmtheit und Geläufigkeit ausdrücken kann, ohne daß es während des ganzen Zeitraums seines Nebenlernens nötig gehabt hätte, sich die Regeln der Sprachlehre zu eigen zu machen. Pestalozzi legte bei den ersten Anfängen seines Sprachunterrichtes sehr großes Gewicht auf das gemeinsame Sprechen im Takt.

Wie aber die Gegenstände, welche das Kind kennt und bezeichnet, vor dem Bezeichnen als Erfahrungssache in dem Geiste und in dem Herzen der Kinder leben müssen, so ist es auch mit den Gefühlen. Das Kind liebt, es dankt, es vertraut, es will dieses alles auch sagen können und muß es sagen. Die Entwicklung dieser Sittlichkeitsgefühle, die von Liebe, Dank, Vertrauen ausgehen, entfalten ihren ersten Keim auf dem Schooß der Mutter; von da müssen sie alle ausgehen und später in ihrem ganzen Fortschritt sich daran fetten. Alle innere Wahrheit und Sicherheit der sittlichen Kraft steht von dem ersten Entkeimen an bis zu ihrer Vollendung in innigstem Zusammenhang mit der ersten mütterlichen Besorgung. Das Reden der Kinder über sittliche Gegenstände muß, wie sich die Namen Kopf, Auge, Ohr, Hand an diese Gegenstände selbst knüpfen, an die regen und deutlichen Gefühle des Dankes, der Liebe, des Vertrauens angeknüpft werden. „Ich weiß“, sagt Pestalozzi, „was ich fordere, aber Gott und die Natur fordern,

was ich fordere, und die Welt und du selbst überladen dich mit dem, was Gott und die Natur nicht fordern; darum allein ist es schwer, was Gott und die Natur von dir fordern". Und ebenda redet er die Mutter an: „Arme Mutter, was thut die Welt an dir, was thust du selbst an dir! Kehre zurück von deiner Verirrung, entreiße dich den Klauen der rasenden Welt, erhebe dich dahin, das große Geheimnis deiner höchsten Kraft, ohne das du nicht Mutter bist, ohne das du nicht wert bist, Mutter zu sein, jeden Augenblick festzuhalten, und sichere dich, versäume eher alles auf Erden, wenn du Mutter bist, und sichere dich des inneren Reisens der Gefühle der Liebe, des Dankes und des Vertrauens in deinem Kinde durch die innere Wahrheit dieser Gefühle in dir selbst, und durch eine nur bei dieser innern Wahrheit dieser Gefühle in dir selbst dir erreichbare Reinheit und Heiligkeit der Besorgung deines Kindes.“

Über die Bildung der Gefühle und der sittlichen Empfindungen, deren Pflege vor allem dem deutschen Unterricht, wenn er ein erziehender sein will, zufallen muß, schreibt Pestalozzi noch in seinem denkwürdigen Bericht über seinen Aufenthalt in Stanz. Da zeigt sich in klarstem Lichte der ganze Pestalozzi in seiner edlen Menschlichkeit und mit seinem tiefen Herzen, da geht sein Innerstes auf und er reißt den Leser mit sich, da verstehen wir noch heute, wie eine mächtige Begeisterung für die Pestalozzischen Ideen durch ganz Europa ging, an der die edelsten Geister regen Anteil nahmen und an denen sie sich bei uns in Deutschland zur Zeit unserer tiefsten Erniedrigung aufrichteten und daraus Trost und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schöpften. Pestalozzi betont wieder, daß man mit den Wörtern, den Bezeichnungen für das Gute und Böse zuletzt kommen soll. — Knüpfte, heißt es, diese Wörter an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an und Sorge dafür, daß sie gänzlich darauf gegründet seien, um deinen Kindern klarer zu machen, was in ihnen und um sie vorgeht, um eine rechtliche und sittliche Ansicht ihres Lebens und ihrer Verhältnisse mit ihnen zu erzeugen. Aber wenn du Nächte durchwachen müßtest, um mit zwei Worten zu sagen, was andere mit zwanzig erklären, so laß dich deine schlaflosen Nächte nicht dauern.

Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe sie weder Moral noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man eines jeden Atemzug hörte, dann fragte ich sie: Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet? Wenn sie mir an meinen Hals fielen und mich Vater hießen, fragte ich sie: Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln? Ist es recht, mich zu küssen und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt? Wenn von dem Elend des

Landes die Rede war und sie froh waren und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen? Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Überlegung und Fleiß zu einem sicheren Brot und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu raten und zu helfen. An meinen Busen hingelehnt, fragte ich manche der gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: Wolltest du nicht auch gern wie ich im Kreis armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen? Gott, wie sich ihre Gefühle erhoben, wie Thränen in ihren Augen waren, wenn sie mir antworteten: Jesus Maria! wenn ich es auch dahin bringen könnte!

Über alles erhob sie die Aussicht, nicht ewig elend zu bleiben, sondern einst unter ihren Mitmenschen mit gebildeten Kenntnissen und Fertigkeiten zu erscheinen, ihnen nützlich werden zu können und ihre Achtung zu genießen. Sie fühlten, daß ich sie weiter bringe als andere Kinder; sie erkannten den inneren Zusammenhang meiner Führung mit ihrem künftigen Leben lebhaft, und eine glückliche Zukunft stellte sich ihrer Einbildung als erreichbar und sicher dar. Darum ward ihnen die Anstrengung bald leicht. Ihre Wünsche und ihre Hoffnungen waren mit dem Zweck derselben harmonisch. Aus dieser Übereinstimmung entkeimt die Jugend wie die Pflanze aus der Übereinstimmung des Bodens mit der Natur und den Bedürfnissen ihrer zartesten Fasern.

Ich habe eine innere Kraft in den Kindern aufwachsen sehen, deren Allgemeinheit meine Erwartung oft übertraf und deren Äußerungen mich oft so sehr in Erstaunen setzten als rührten.

Da Altdorf verbrannte, versammelte ich sie um mich her und sagte zu ihnen: Altdorf ist verbrannt, vielleicht sind in diesem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung; wolltet ihr nicht unsere gute Obrigkeit bitten, daß sie etwa zwanzig dieser Kinder in unser Haus aufnehme? Ich sehe die Rührung, mit der ihr „ach ja, ach mein Gott ja“ begleitet war, noch jetzt vor meinen Augen. Aber Kinder, sagte ich dann, denket dem nach, was ihr begehret. Unser Haus hat nicht Geld so viel, als es will, es ist nicht sicher, daß wir um dieser armen Kinder willen mehr als vorher bekommen. Ihr könntet also in die Lage kommen, um dieser Kinder willen mehr für euren Unterricht arbeiten zu müssen, weniger zu essen zu bekommen und sogar eure Kleider mit ihnen teilen zu müssen. Sagt also nicht, daß ihr diese Kinder wünscht, als wenn ihr euch alles dieses um ihrer Not willen auch gern und aufrichtig gefallen lassen wölet. Ich sagte dies mit aller Stärke, die mir möglich war, ich ließ sie selber wiederholen, was ich gesagt hatte, um mich sicher zu stellen, daß sie deutlich verständen, wohin ihr Anerbieten führe; aber sie

blieben standhaft und wiederholten: „Ja, ja, wenn wir auch schlechter zu essen bekommen und mehr arbeiten und unsere Kleider mit ihnen teilen müssen, so freut es uns doch, wenn sie kommen“.

Da einige emigrierte Bündner mit einer stillen Thräne mir einige Thaler für sie in die Hand drückten, ließ ich die Männer nicht gehen; ich rief den Kindern zu und sagte: Kinder, diese Männer sind aus ihrer Heimat entflohen und wissen vielleicht morgen nicht, wo sie selber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben sie in ihrer eigenen Not euch diese Gabe; kommt, danket ihnen. Die Rührung der Kinder erregte lautes Schluchzen bei den Männern.

So war es, daß ich belebte Gefühle jeder Tugend, dem Reden von dieser Tugend vorhergehen ließ; denn ich achtete es für böß, mit Kindern von irgend einer Sache zu reden, von der sie nicht auch wissen, was sie sagen.“

Lesen und Buchstabieren. — Über das Lesenlernen hat Pestalozzi öfters gesprochen; besonders in seinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ ist das Wichtigste enthalten. Dem Lesen muß, wie Pestalozzi richtig erkennt und nach ihm besonders Stoy mit Nachdruck betont hat, was aber leider beim ersten Unterrichte nicht gebührend berücksichtigt wird, das Sprechenkönnen vorangehen. Denn was nützt es dem Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens; das natürliche Reden muß ihm also vorangehen. Wenn die Kinder zuerst die einzelnen Töne ihrer Muttersprache ganz genau sprechen und sie alles das, was sie wirklich durch Anschauung wissen, reden können, dann wird das Lesenlernen eine kleine Arbeit sein, da dieselben Töne nun durch den Sinn des Auges geläufig gemacht werden müssen, die sie vorher schon durch den Sinn des Ohres kennen gelernt haben.

Statt dessen aber lehrt man die Kinder lesen, ehe sie reden können; man zieht sie von der Anschauung, diesem Naturfundament alles Redens, künstlich und gewaltsam ab und macht auf unnatürliche Weise den toten Buchstaben zum Anfangspunkt der Sachkenntnis, deren naturgemäßer Ausgangspunkt doch der Geist und das Leben der Anschauung in der Natur selbst ist. Der Mensch muß lange vieles richtig und bestimmt reden können, ehe er zum vernünftigen Lesen eines Buches reif ist. Aber man will in unseren Tagen immer mehr den Schein der Kraft als die Kraft selber; so tötet man alle soliden Bildungsmittel der Kraft durch Scheinbildungsmittel. Wenn das Lesen wahrhaft naturgemäß behandelt wird, führt es zu denselben Resultaten, wie das naturgemäße Redenlernen.

Vieles von dem, was Pestalozzi vorschlägt, ist jetzt beim ersten Leseunterricht durchgeführt worden. Aber immer wird es von Wert sein,

sich zu erinnern, wie Pestalozzi kämpfen mußte, um die unnatürliche Manier seiner Zeit zu überwinden; in manchen Dingen hingegen stehen wir noch immer in Verhältnissen, gegen die schon Pestalozzi anging. Sehr oft ist in unseren Tagen darauf hingewiesen worden, daß man im deutschen Unterricht (und ebenso im Unterricht der neueren Sprachen) vor lauter Schreiben fast gar nicht zum Sprechen kommt. Nur dadurch hat die leidige „Auffatznot“ im deutschen Unterricht entstehen können, weil das Schreiben in gar keinem Zusammenhang mit dem Sprechen und dem mündlichen Unterricht überhaupt steht. Die Klagen, die der Hallenser Fried in den „Lehrproben und Lehrgängen“ über die Not des vielen Schreibens vorbringt, sind im Grunde dieselben, welche schon Pestalozzi über das verfrühte Lesen und Schreiben ausspricht.

Pestalozzi zerlegt in seiner „Anweisung zum Buchstabieren- und Lesenlehren“ das Lesenlernen in einzelne Stufen; durch seine Methode soll vor allem eine ganze Schulabteilung zugleich geübt werden und dadurch allem Zeitverlust und allem Schaden vorgebeugt werden können, der daraus entspringt, wenn der Schulmeister sich mit einzelnen Kindern beschäftigt und die anderen sich selbst überlassen müsse; aber er hofft, und das ist das Wichtigste an seiner Methode, daß nach derselben der frühe Hausunterricht der Kinder allgemein angebahnt und erleichtert werden könne, so daß jede Mutter, auch wenn sie nur wenig lesen kann, und selbst ein sieben- bis achtjähriges Kind, das darnach unterrichtet worden ist, im stande ist, darnach die jüngeren Kinder zu unterrichten. Man darf es nicht dem Zufall überlassen, ob die Sprachtöne dem Kinde früh oder spät, in Menge oder sparsam vor die Ohren gebracht werden. Dann wird auch bei den Kindern die Fertigkeit, die Laute richtig nachsprechen zu können, vollendet sein, ehe ihnen Buchstabenformen vor die Augen kommen.

Pestalozzi unterscheidet in der „Anweisung zum Buchstabieren und Lesenlehren“ 8 Stufen:

1. Das Anhören der Töne.
2. Das dunkle Bewußtsein, dieselben hervorzubringen.
3. Die Aufmerksamkeit auf die Töne.
4. Das klare Bewußtsein der Töne.
5. Das Aussprechen der Töne.
6. Das Kennenlernen der Buchstaben.
7. Die Kenntnis der Buchstaben, angeknüpft an die Aussprache der Töne.
8. Die eigentlichen Buchstabierübungen.

Pestalozzi ließ die einzelnen Buchstaben in großen Formen ausschneiden und brachte sie dem Kinde vor die Augen mit besonderer Hervorhebung der Merkmale, wodurch sich die Buchstaben voneinander

unterscheiden. Er begann mit den Vokalen; dann nahm er die Konsonanten, welche er in Verbindung mit den Vokalen lehrte. Dabei galt ihm als Regel: „alle Silben sind nichts anderes, als durch Hinzusetzung von einem Mitlauter zu einem Selbstlauter hervorgebrachte Töne“. Die Wörter ließ er von vorne und von hinten buchstabieren; dann ließ er ähnlich die einzelnen Silben nennen.

Es ist wichtig, daß beim Unterricht vieler Kinder diese von Anfang an daran gewöhnt werden, jeden Ton im gleichen Augenblick auszusprechen, sodaß der von allen ausgesprochene Ton als ein einziger gehört werde. Dieser Takt macht die Lehrart ganz mechanisch und wirkt auf die Sinne der Kinder mit einer unglaublichen Gewalt.

Wir besitzen einen Bericht von der „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens“, die im Jahre 1800 eine Kommission nach Burgdorf schickte. In diesem Bericht wird gezeigt, daß die Kinder außerordentlich geschwind lesen, schreiben und rechnen lernen; das käme daher, daß man der Natur allein die Hand biete, sie zur eigentlichen Lehrerin mache; die Lehrart gehe von Anschauungen aus und führe das Kind allmählich und von selbst auf abstrakte Begriffe. Der Lehrer trete fast ganz zurück; nie erscheine er als ein Wesen höherer Art; sondern wie die Natur selbst, so lebt und webt er mit den Kindern als mit seinesgleichen und scheine eher von ihnen zu lernen, als sie etwas zu lehren. Dann wird berichtet über Lesen und Rechnen: „Im ersten Zimmer, wo man buchstabieren und rechnen lernt, war ein Korb mit Buchstabentäfelchen angefüllt. Der Lehrer stellte eins nach dem anderen auf, einzeln, vereint, anders versetzt. Die Kinder selbst konnten so eine Buchstabenreihe anordnen; man gab sich Wörter auf u. s. w. Es ist unbegreiflich, wie bewegliche Lettern nicht nur die schnelle Erkenntnis der Buchstaben, der Vokale und Konsonanten, sondern auch das Syllabieren und was noch mehr, die ersten Elemente des Rechtschreibens so kräftig befördern. Der Lehrer ruht nicht eher, als bis jedes Kind jede Buchstabenzusammensetzung richtig auszusprechen imstande ist, und das ist in der Ordnung. Man muß zuerst richtig sprechen können, ehe man buchstabieren will. — Von da kommt man in das zweite Zimmer. Lesen ist Fortsetzung, Ausbildung des Buchstabierens. Hier bemerkt man nichts Neues, als daß eben diese Ausbildung desto schneller erfolgt, je besser die erste Buchstabierart gewesen war. Das Neue in diesem Zimmer ist, daß die Kinder das Alphabet malen, zeichnen lernen auf Schiefertafeln. (Pestalozzi ließ dem Schreiben der Buchstaben ein Zeichnen derselben und einfacher Linien vorhergehen, da ihm dies letztere eine einfachere Thätigkeit zu sein schien. Nach demselben Prinzip verfuhr Stoy in seinem Seminar.) Wer's nicht gesehen, glaubt es nicht, wie das des Kindes Aug' und

Hand berichtigt, schärft und mathematisch macht. Nach und nach giebt man den Kindern Frakturfedern und endet mit unseren gewöhnlichen Federkielen. Das Kind legt den besten Grund zur Zeichnungskunst und lernt in der kürzest möglichen Zeitfrist schreiben. An Schweizerlieder, die im Takt richtig gesprochen und gesungen wurden, knüpft Pestalozzi die Deklamationslehre an.

Pestalozzi hatte zwar in seinem Unterricht, wie er in seinem Brief über den Aufenthalt in Stanz berichtet, ein Lesebuch; aber er legte demselben, besonders beim ersten Unterricht, wenig Wichtigkeit bei. Er ordnete das Lernen der Kinder dem höheren Gesichtspunkte unter, ihre Kräfte allgemein zu erregen und das Naturverhältnis, in welchem sie untereinander und unter seiner Beforgung lebten, mit voller Kraft wirken zu lassen. Es kam ihm nicht darauf an, daß die Kinder recht schnell buchstabieren, lesen und schreiben lernten, als vielmehr durch diese Übungen ihre Seelenkräfte so vielseitig und so wirksam zu entwickeln als nur möglich war. Die Kinder konnten die schwersten Wörter auswendig buchstabieren, ehe sie nur einen einzigen Buchstaben lesen konnten. Pestalozzis eigener Sohn konnte mit 12 Jahren noch nicht lesen; aber er war anständig, geschickt und hatte einen offenen Kopf; und sein Vater war unbeforgt um seine weitere Entwicklung.

Pestalozzi versucht ferner die Grundzüge einer psychologisch begründeten Sprachlehre festzustellen. Diese Sprachlehre muß Stufe für Stufe dem Naturgang folgen, den die Anschauungskraft in ihrer Bildung auch geht. Die Sprache selbst ist ihm Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unser Geschlecht gemacht hat. Der naturgemäß geführte Bögling muß sich über Eindrücke seiner Umgebung und seiner Verhältnisse mit ebenso viel Bestimmtheit ausdrücken, als ihm die Anschauungsmittel dieselben klar gemacht haben. Die Anschauungs- und Sprachkraft haben den nämlichen Spielraum, aber auch die nämlichen Schranken. Die Menschen können über nichts naturgemäß reden, das sie nicht erkannt haben. Was sie oberflächlich erkannt haben, davon reden sie oberflächlich; was sie unrichtig erkannt haben, davon reden sie unrichtig.

Mit der Entfaltung der Anschauungs- und der Sprachkraft geht Hand in Hand die der Denkkraft. Auch diese ist an die Verhältnisse gebunden, in welchen die Gegenstände der Anschauung dem Kinde vor die Sinne kommen. Bei diesem Gang entfaltet sich die Denkkraft langsam aber sicher. Ebenso entfaltet sich nur langsam das selbständige Vermögen in der Denkkraft, welches sich über die Schranken der Anschauungseindrücke zu erheben und schöpferisch in der Ausbildung seiner selbst selbständig vorwärts schreiten kann: das Abstraktionsvermögen.

Die Mittel der Ausbildung des Denkvermögens dürfen niemals außer dem Zusammenhange des wirklichen Lebens stehen; kein Herumschweifen im Denken darf gebuldet werden. Doch findet sich das letztere leider so häufig. Früh muß diesem Herumschweifen entgegen getreten werden, schon in der Zeit der Bildung der Anschauungs- und Sprachkraft. Die Oberflächlichkeit der Sprechübungen, die nicht von der Anschauung ausgehen, reizt zu dem gedankenlosen Maulbrauchen über die Gegenstände, die man erst noch erkennen sollte. Wenn das Kind über Dinge, die es nicht versteht, so sprechen soll, als ob es sie verstehe, so führt das zu einem gedankenlosen Schwätzen über diese Sachen. Sein Lernen wird ein Unterricht im Maulbrauchen.

Wie sich bei dem einzelnen Menschen die Sprachkraft entfaltet, das hängt zum großen Teil von der Wahrheit und Realität der Verhältnisse ab, in denen jeder einzelne Mensch lebt. Und was bei dem einzelnen Menschen wahr ist, das ist es auch bei den einzelnen Ständen der Menschen. Wie die Objekte der Anschauung bei dem landbauenden Mann beschränkter sind, als bei dem städtischen Berufs- und Gewerbsmann, so sind die Mittel der Anschauung dieser Stände wiederum beschränkter als diejenigen der wissenschaftlichen Berufsstände. Die naturgemäße Ausbildung der Sprachkraft muß also in jedem der drei Stände notwendig sehr verschieden eingerichtet werden.

Sowie die Kinder der Landleute bei ihrer Sprachbildung lernen müssen, sich über alles das, was ihr Beruf, ihre Pflicht und ihre Verhältnisse betrifft, mit Bestimmtheit auszudrücken, so müssen sie auch in religiöser Hinsicht dahin gebracht werden, sich über den religiösen Sinn in aller Einfachheit und Unschuld, in aller Wärme des Glaubens und der Liebe selbständig ausdrücken zu können. Die Herzenssprache des Gebets muß ihnen auch in den niedersten Hütten in ihrer Mundart geläufig gemacht werden. Des Herzens wegen muß ihre Sprachkenntnis soweit gebracht werden, daß dieselbe sie innerlich erheben und befriedigen kann. Aber die mühsame Arbeit des Standes der Landleute fordert, daß sie durch die Art ihrer Sprachbildung nicht in Kenntnisse und Interessen hineingelockt werden, die sie in den Fundamenten ihres Segens und ihrer Ruhe zerstreuen und schwächen. Dabei ist es im hohen Grade wichtig, daß der Mensch durch die Art, wie er sprechen lernt, nicht zum Schwätzen und Schwätzenwollen hingelenkt werde. Es ist für sein Leben unaussprechlich wichtig, daß er nicht unüberlegt und unbedacht redet, daß folglich die Übungen seines Redenlernens fest, kraftvoll und lebendig an die Übungen seines Denkens und Überlegens angeknüpft werden. Hinlenkung zur Geschwätzigkeit, die eine unpsychologische Sprachlehre durch ihre Mittel selber bei den anderen Ständen leicht erzeugt, ist für

Menschen, die ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen müssen, aber doch erzogen werden sollen, ihr Brot in ihrem Stand mit Ehren verdienen zu können, höchst nachtheilig. Die sich kultiviert glaubende Mitwelt aber nimmt es nicht genug zum Herzen, wie wesentlich es ist, daß das Landvolk reden lernt mit genauer Rücksicht auf die Art seiner Kenntnis, und daß alles das, was dem Landvolk nur verderbendes Spielzeug ist, nachgesetzt werden müsse.

Für den bürgerlichen Berufsstand und für den begüterten Landmann verlangt Pestalozzi auch, daß die Sprechübungen von den Bedürfnissen seines wirklichen Lebens ausgehen. Die Fundamente der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit, Behaglichkeit und stillen, bescheidenen Rechlichkeit des Handwerks- und bürgerlichen Erwerbs- und Berufsstandes, deren verlöschende Spuren Pestalozzi noch in früher Jugend in seiner Vaterstadt gesehen, zeigten sich deutlich in der Sprachbildung dieses Standes und den damit verbundenen Vese- und Schreibübungen. Ihr Kirchengesang und zum Teil auch ihre Freiheits-, ihre bürgerlichen Junst- und Gesellschaftslieder, ihre Handwerksgefänge waren ein zuverlässiges Zeugnis einer mit der Wahrheit und der Realität ihres Lebens übereinstimmenden und sie in den Schranken ihres Standes innig erhebenden Ausbildung ihrer Sprachkraft. Darum muß der Bürgerstand zu den naturgemäßen Grundsätzen der Vorzeit zurückkehren und bei seiner Bildung muß man die Fundamente seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Segens zu Grunde legen. Der Bürgerstand bedarf einer bestimmt von der Thatsache seines wirklichen Lebens ausgehenden und für sie belebenden Bürgersprache.

Auch die wissenschaftlichen und die höheren Stände bedürfen einer aus dem Leben hervorgehenden und mit demselben übereinstimmenden, naturgemäßen Ausbildung der Sprachkraft. Auch sie seien eben so übel daran wie der Bürgerstand und das Landvolk. Pestalozzi ist der Ansicht, daß auch die höheren Stände meist durch das Redenkönnen denken und leben lernten, daß sie aber nicht durch das Leben selbst denken und reden lernten. In Rücksicht auf die höheren Stände ist Pestalozzi mit seinem Urteil sehr zurückhaltend; aber er glaubt, daß die von ihm angeführten Gesichtspunkte der ernstesten Überlegung der Besten aus diesen Ständen würdig seien, und zwar um der Würde und der Selbstständigkeit ihrer Standesgenossen sowohl, als um des öffentlichen Wohlstandes aller Stände, der damit zusammenhängt, wegen. Naturgemäße Ausbildung und Belebung der Bildungskräfte der höheren Stände sei wahrlich höchst notwendig.

Der Unterricht in der Sprachlehre soll mit den allereinfachsten Übungen beginnen. Auch in der Natur werden die vielseitigen und künstlichen Zusammensetzungen der vollendeten Sprachkunst in der ersten

Äpöche der Völkcr nicht existirt haben. Der Wilde wie das Kind verstehen künstliche Zusammensetzungen nicht. Nur durch dauernde Übung in einfachen Sätzen gelangt das Kind zu der Fähigkeit, die verwickelten zu begreifen. Pestalozzi stellt solche Sprechübungen auf, die einen ähnlichen Weg gehen, wie ihn nach seiner Meinung die Natur mit dem Menschengeschlecht bei der Ausbildung der Sprache ging.

Durch einfache Sprechübungen will Pestalozzi das Kind bald in den Stand setzen, die Verbindung der Gegenstände untereinander und nach ihrem verschiedenen Zustand nach Zahl, Zeit und Verhältnis richtig bestimmen zu können. Die Mutter soll dem Kinde zuerst einfache Sätze vorsehen, die das Kind ebensowohl wegen der Übungen der Sprachorgane als wegen des Inhaltes der Sätze nachsprechen muß; kein Wort von einer Regel oder Sprachform darf fallen. Nur solche Stoffe dürfen dem Kinde geboten werden, die ihm Vergnügen und Interesse abgewinnen.

Die Mutter soll dem Kinde Sätze vorsehen wie diese: Der Vater ist gütig. Der Schmetterling ist buntbesügelt. — Wenn das Kind diese Sätze so oft ausgesprochen hat, daß ihm das Nachsprechen derselben keine Mühe mehr macht, dann soll es die Mutter fragen: Was ist der Vater? — Wer ist gütig? — Andere Sätze sind: „Der Mensch hat Vernunft. Der Hund hat eine gute Nase.“ Dann frage man: Was hat der Mensch? Wer hat eine gute Nase? — „Der Hungerige will essen. Die Kinder wollen gerne spielen.“ Fragen: Wer will essen? Wer will gerne spielen? Was will der Hungerige? Was wollen die Kinder? — Andere Sätze führt noch Pestalozzi an, in welchen Hilfszeitwörter die Hauptrolle spielen; der Inhalt ist meist dem nächsten Anschauungskreise der Kinder entnommen. In einzelnen Beispielen scheint uns allerdings Pestalozzi nicht das Richtige getroffen zu haben; der Inhalt ist zu abstrakt in Sätzen wie: Die Unvernünftigen wollen, was sie gelüftet. Das Recht muß gehandhabt sein. Die Überwältigten müssen unterliegen. Die Gesetze müssen beobachtet werden. — Aber Pestalozzi ist, wie die meisten großen und grundlegenden Denker der Pädagogik, in der Durchführung an und für sich ganz richtiger Gedanken auf Abwege geraten.

Darauf bildete Pestalozzi Beispiele mit Zeitwörtern, die er erst in der einfachen Form mit anderen Wörtern verband: achten — auf des Lehrers Worte. Dann dieselben Übungen in zusammengesetzten Zeitwörtern: achten. Ich achte auf des Lehrers Worte, auf meine Pflicht und auf mein Gut; ich achte den einen mehr als den andern; ich erachte, etwas sei so oder anders; ich nehme einen wichtigen Vorfall in Obacht; ich beobachte den Mann, dem ich nicht traue, die Sache, die ich gern ergründen will, und auch meine Pflicht; der gute Mensch achtet den Tugendhaften hoch und verachtet den Lasterhaften. — Insofern der

Mensch auf etwas achtet, ist er achtsam; insofern er auf etwas nicht achtet, ist er unachtsam. — Mehr als alles, soll ich mich selbst achten, und mehr, als auf alles, soll ich auf mich selbst achten.

Dann fährt Pestalozzi fort und erweitert diese Übungen durch Zusammenfügungen sich allmählich ausdehnender und so progressiv sich immer vielseitiger entwickelnder und bestimmender Sätze. *z. B.* Ich werde. — Ich werde erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nicht anders erhalten. — Ich werde meine Gesundheit, nach allem, was ich gelitten, nicht anders erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nach allem, was ich gelitten, nicht anders, als durch Mäßigung erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung und Regelmäßigkeit erhalten. — Ich werde meine Gesundheit nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung und eine allgemeine Regelmäßigkeit erhalten.

Solche Sätze werden dann noch durchkonjugiert durch die verschiedenen Zeiten und Personen. Pestalozzi trug Sorge, besonders lehrreiche, seelenerhebende und der besonderen Lage der Kinder angepasste Beispiele auszuwählen, welche tief eingeprägt wurden. Damit vereinigte er Beispiele von Beschreibungen sinnlicher Gegenstände; unter diesen finden wir einige ganz merkwürdige Erklärungen, die uns fast komisch anmuten: „Sich bücken ist, die Perpendikularstellung des Körpers von oben hereinbiegen. — Liegen ist mit seinem in eine Horizontalstellung gebrachten Körper auf irgend etwas ruhen. — Fahren ist, in einem beweglichen Gehäuse weiter gebracht werden. — Sitzen ist, in einer Stellung, worin der Körper gewöhnlich einen doppelten Winkel macht, auf irgend etwas ruhen.“

Durch diese Methode soll das Kind allmählich von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhoben werden, die schließlich, nachdem die einzelnen Worte das Kind versteht, durch Sätze wie den folgenden klar gemacht werden (der Begriff „atmen“ wird dabei zu Grunde gelegt): An einem Hauch hängt dein Leben. — Mensch! Wenn du wie ein Wüterich schnaubest und die reine Luft der Erde wie ein Gift in deine Lungen schluckest — was thust du anders als eisen, dich atemlos zu machen, und die von deinem Schnauben gekränkten Menschen davon zu befreien?

In den ersten Briefen der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ entwirft Pestalozzi ein Bild von der Art und Weise, wie er den ersten

Unterricht im Lesen erteilte. Er ließ Kinder, die erst drei Jahre alt waren, den unsinnigsten Galimatias buchstabieren, nur deshalb, weil er eben unsinnig schwer war. Aber er brachte es fertig, daß Kinder dieses Alters die längsten und schwersten Sätze auswendig buchstabierten. Reihenfolgen von Wörtern und Sätze aus der Geographie und der Naturkunde lernten sie durch lange wiederholtes Aussprechen auswendig. Es war im Anfange ein bloßes papageienartiges Nachsprechen dunkler, unverständener Worte. Allein die scharfe Sonderung der einzelnen Begriffe, die bestimmte Ordnung in diesen Sonderungen und das bis zur Unvergeßlichkeit eingeprägte, tiefe Bewußtsein dieser dunkeln, aber mitten in ihrem Dunkel einen Schatten von Licht und Erläuterung strahlenden Worte, brachte sie allmählich immer mehr zu einem Gefühl von Wahrheit und Einsicht über den vorliegenden Gegenstand, die sich, wie das Sonnenlicht aus dem dicksten Nebel, nach und nach herauschieden. Pestalozzi nennt solche Maßregeln selbst irrige und im Dunkeln gehende; aber sie brachten ihn dahin, daß er einsah, mit Kindern dürfe man in den jüngeren Jahren gar nicht rasonnieren, sondern müsse ihren Anschauungskreis erweitern. Auch ein Schüler Pestalozzis, Tobler, war der Meinung, daß einiges in diesen Versuchen unpsychologisch sei, besonders das Vorsagen schwerer, verwirrter Sätze, deren erster Eindruck dem Kinde ganz dunkel sein mußte. Indessen, als Tobler sah, mit welcher Kraft er die allmähliche Verdeutlichung der Begriffe bereite, und ihm Pestalozzi vorhielt, daß die Natur selbst alle Arten von Anschauungen zuerst in verwirrter Dunkelheit vorlege, und sie erst hernach zwar allmählich, aber sicher zur Klarheit bringe, fand er dagegen nichts mehr zu sagen.

Pestalozzi war sich selbst im hohen Grade klar darüber, daß er bei solchen Versuchen noch im Dunkeln umhertappte und oft das Falsche erfaßte. Irrte er im einzelnen, so wußte er doch stets, was er wollte. Und er wollte den Schulunterricht wieder an die Kraft der Natur selber und an das Licht, das Gott in den Herzen der Väter und Mütter entzündet und ewig belebt, an das Interesse der Eltern, daß ihre Kinder angenehm werden vor Gott und den Menschen, anknüpfen. Durch sein „Buch der Mütter“ sollte auch die ungeübteste Mutter instand gesetzt werden, den ersten Unterricht im Lesen zu erteilen, ohne daß sie nötig gehabt hätte, zu dem, was er in dem Buch sagt, noch ein Wort hinzuzufügen.

Wir haben einen Bericht von einem Lehrer Ramsauer, der als zehnjähriger Knabe von Pestalozzi unterrichtet wurde; dort heißt es: „Schulgerecht lernte ich da nichts, so wenig als andere Schüler; Pestalozzis heiliger Eifer aber, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende

Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende, ernste, gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige . . . Das Beste, was wir bei ihm hatten, waren die Sprachübungen, wenigstens diejenigen, die er an den Tapeten des Schulzimmers vornahm, und die wahre Anschauungsübungen waren. Diese Tapeten waren sehr alt und zerrissen, und vor diesen mußten wir uns oft 2—3 Stunden nacheinander hinstellen und von den darauf gemalten Figuren und eingerissenen Löchern sagen, was wir hinsichtlich ihrer Form, Zahl, Lage und Farbe sahen, und das Gesehene in immer größeren Sätzen zusammenfassen. Dann fragte Pestalozzi: Wuben, was seht ihr? (Die Mädchen nannte er nie.) Antwort: Ein Loch in der Wand. Einen Schranz (Riß) in der Wand. Pestalozzi: Gut, spricht mir nach: Ich sehe ein Loch in der Tapete. Ich sehe ein langes Loch in der Tapete. Hinter dem Loche sehe ich die Mauer. — Pestalozzi: Spricht mir nach: Ich sehe Figuren an der Tapete. Ich sehe runde, schwarze Figuren an der Tapete. Ich sehe eine viereckige gelbe Figur an der Tapete. Neben der viereckigen gelben Figur sehe ich eine schwarze runde. Die viereckige Figur ist durch einen dicken schwarzen Strich mit der runden verbunden u. s. w. Weniger zweckmäßig waren die Sprachübungen, die er aus der Naturgeschichte nahm und wobei er uns vorsprach, während wir zeichnen mußten. Er sprach vor: Amphibien. Schleichende Amphibien, kriechende Amphibien. Affen. Geschwänzte Affen, ungeschwänzte Affen u. s. w. — Hiervon verstanden wir kein Wort; denn es wurde kein Wort erklärt, und es wurde so singend und überhaupt so schnell und undeutlich vorgesprochen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn jemand etwas davon verstanden und etwas dabei gelernt hätte, zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend, daß er uns auch nicht nachsprechen hören konnte, und das um so weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorsprach. Was er uns so vorsprach, war auf einem halben Bogen große Karton (Pappe) aufgezogen, und unser ganzes Nachsprechen bestand größtenteils darin, daß wir am Ende „en“ oder „Affen“ sagten. Vom Fragen und Wiederholen war nie die Rede.“

Die Menschen brauchten Jahrtausende, um sich zur vollendeten Sprachkunst zu erheben; aber die Kinder lernen die Sprache in wenigen Monaten, und dennoch müssen wir mit der Erlernung der Sprache bei unsern Kindern eben den Gang gehen, den die Natur bei diesem Gegenstande mit dem Menschengeschlecht ging. Und auch diese ging von der Anschauung aus. Schon der einfachste Schall, durch welchen der Mensch den Eindruck, den ein Gegenstand auf ihn machte, auszudrücken

strebte, war Ausdruck der Anschauung. Die Sprache des Menschengeschlechts war nach Pestalozzi lange nichts anderes, als eine mit Mimik vereinigte Schallkraft, welche die Töne der belebten und leblosen Natur nachahmte. Zuerst gab die Sprache einzelnen Gegenständen einzelne Namen; dann kam sie zu den Eigenschaftsbenennungen und mit zu den Benennungen der Verschiedenheiten des Thuns und der Kräfte der Gegenstände. Später entwickelte sich die Kunst, das einzelne Wort selber vielbedeutend zu machen, die Einheit, die Mehrheit, die Größe seines Inhaltes, die Verschiedenheit, welche Zeit und Raum in ihm hervorbringen, auszudrücken.

Der Sprachunterricht ist seiner Natur nach nichts anderes, als eine Sammlung psychologischer Vorteile, um die Eindrücke zu äußern und sie bleibend mitteilbar zu machen. Aller Sprachunterricht muß, wie es in der Natur der Fall war, von der Anschauung ausgehen. Dies ist das A und O der Lehre Pestalozzis, die er nicht genugsam dem Leser vorhalten und in der verschiedensten Weise durchführen kann.

Von der Grammatik glaubt Pestalozzi, daß sie nichts anderes sei, als eine Reihenfolge von Mitteln, die das Kind dahin führen sollen, daß es sich über jede Anschauungserkenntnis, über die es sich in einem Zahl- oder Zeitverhältnis mit Bestimmtheit ausdrücken kann, auch bei allen anderen Zahl- oder Zeitverhältnissen mit Bestimmtheit ausdrücken kann. Alle Mittel, welche die Natur und die Erfahrung ihm zur Verdeutlichung der Begriffe an die Hand gegeben hat, glaubt er auch benutzt zu haben. Die Versuche, die er angestellt hat, zeigten ihm, daß unser Mönchsunterricht durch seine Vernachlässigung aller Psychologie nicht nur in allen Fächern von diesen letzten Zielen des Unterrichts entfernt ist, sondern auch noch bewirkt, uns der Mittel, welche uns die Natur selber zur Verdeutlichung unserer Begriffe anbietet, zu berauben.

Wir stehen am Schluß unserer Betrachtung. Wir haben, wo es anging, Pestalozzi selber reden lassen und seine Gedanken in der ursprünglichen Form wiedergegeben; zu Grunde legten wir die Langensalzaer Ausgabe Pestalozzis und Vogels „Systematische Darstellung der Pädagogik Pestalozzis“. An anderer Stelle haben wir Pestalozzis Gedanken bezüglich des Unterrichts in fremden Sprachen erläutert, Ansichten, die sich merkwürdig mit denjenigen berühren, welche in neuerer Zeit so viele energische Vertreter gefunden haben, die nämlich die Sprache selber der Grammatik vorangehen lassen, also die analytische Methode einschlagen wollen. Auf Grund rein psychologischer Überlegung ist Pestalozzi zu denselben Resultaten gelangt, zu welchen die Neueren auf dem Wege der Erfahrung kamen. Das ist das beste Zeichen für die Klarheit der Einsicht Pesta-

lozzis in den menschlichen Geist und die richtige Bildung der Vorstellungen in demselben.

Aber Pestalozzis Bedeutung ist eine allgemeine für allen Unterricht und alle Erziehung. Selbst seine Bedeutung für ein einzelnes Fach, wie das Deutsche, in welchem er vor allen anderen am meisten und selbständigsten gearbeitet hat, ist verhältnismäßig weniger wichtig. Ihm kam es darauf an, daß man wieder wahre Menschenschulen, keine bloßen Buchstabier- und Schreibschulen gründete. Der Gedanke, der ihn sein ganzes Leben beherrschte und den er mit einer wunderbaren, unermüdlischen Zähigkeit immer wieder aussprach, war: dem armen, versunkenen Volke, das von den Großen und Mächtigen jener Zeit so wenig geachtet wurde, aufzuhelfen, den göttlichen Funken, den auch der niedrigste und ärmste Mensch in sich trägt, anzufachen und nicht verlöschen zu lassen. Die erste Bedingung aber, damit das geschehen könnte, war für Pestalozzi: die Sprachfähigkeit des niederen Volkes in natürlicher Weise zu heben. „Jetzt weiß ich wohl“, sagt er in dem siebenten Brief seines Buches: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, „daß ich bloß eine schwache Kohle in feuchtes, nasses Stroh lege — aber ich sehe einen Wind, und er ist nicht mehr ferne, er wird die Kohle anblasen, das nasse Stroh um mich her wird sich allmählich trocknen, dann warm werden, dann sich entzünden, und dann brennen. Ja, Gesner! so naß es jetzt um mich her ist, es wird brennen, es wird brennen!“

Wir fühlen uns tief ergriffen von der Lauterkeit und Festigkeit dieses milden und doch so zähen Geistes. Wo finden wir auch jetzt noch diese flammende Begeisterung, diesen freudigen Optimismus und dieses siegesgewisse Vertrauen in die Kraft der einmal als wahr erkannten Ideen? Wie aber ist die Menschheit in ihrer Entwicklung und Vereblung vorwärts getrieben worden ohne jenen freudigen Optimismus, nie hat ein Mensch sich zum Träger dieser Ideen machen können, dessen Leben nicht wie das Pestalozzis ein beständiges Ringen war, die Kluft zwischen der Wirklichkeit und dem erkannten Ideal zu überbrücken. Wahrhafte Ideale aber, nicht hohle Illusionen, die der Wind vertreibt wie leere Spreu, finden wir bei Pestalozzi, Ideale, ohne die wir als Lehrer niemals auskommen können. Auch wir stimmen aus innerster Seele ein in den Ruf: „Pestalozzi für immer!“

In Schillers Gedicht: „Das Ideal und das Leben“.

Von Hugo Gildebrand in Leipzig.

Das Gedicht, welches durch die ursprüngliche Überschrift: „Das Reich der Formen“ bez. „der Schatten“ (im Sinne von Ideen, Idealen, Gestalten) eine kräftigere Bezeichnung erhielt, ist von Viehoff, Götzinger und Dünker namentlich bez. Strophen 10, 11 nicht verstanden.

I, 4. Der ewige Ringlauf der Zeiten ist dem Schüler natürlich noch nicht so in das Bewußtsein gekommen, noch nicht von ihm als solcher beobachtet infolge seiner Jugend, wie vom sechsunddreißigjährigen Dichterphilosophen. Man erinnere an die Wortgleichheit der Begriffe *annus annulus*.

6. „Ihrer Götterjugend Rosen.“ Rosen 1. bildlich für Farbe und Formen der jugendlichen Gestalt, 2. aber auch abstrakter für Rosenzeit. 9ffg. Der Zeuskopf des Phidias, der Anmut mit Würde, Liebe mit Ernst und Strenge paarte. Dem Schüler muß hier schon angedeutet werden, daß der Dichter das „θεοῦ ἐναλκνιοί“ eines Homer für erreichbar hält. Woburch, damit beschäftigt sich das Gedicht, f. das folgende „Führt kein Weg. . .?“ Die Antwort zuerst in Strophe III.

(II. der älteren Fassung.) Viehoff tadelt hier die Bilder als unzutreffend. Er belästigt den Leser mit Kants kategorischem Imperativ und setzt ganz ohne Recht für „Sinnenglück“ und „Seelenfrieden“ „Sinnlichkeit“ und „Sittengesetz“ ein, während hier Schiller deutlich seine selbständige Berichtigung der Kantschen Ethik (Pflicht und Neigung zu vereinigen; vgl. die Etymologie von Pflicht) zeigt. Auch Dünker fabelt von Schiller als ungeschickt.

Zwei Bilder, eines aus der zeitlichen, das andre aus der räumlichen Mannigfaltigkeit der Natur, zieht der Dichter sehr treffend heran, um seine Frage, die ihn beschäftigt, klar zu machen. 1. Kann das Gute (für Seelenfrieden) im Wechsel der Zeit nur auf Kosten, mit Verlust des Schönen (für Sinnenglück) erkaufte werden, wie die Frucht auf Kosten, mit Verlust der Blüte erreicht wird? 2. Muß, wenn ja, wie besonders beim Vollmondglanz, beides (Gutes bez. Ersprießliches, Nutzen schaffendes und Schönes) einmal gleichzeitig vereinigt ist, dafür ein anderer Teil gänzlich leiden, vollkommen verdunkelt sein, beides entbehren? Der andre Teil ist die andre unbeleuchtete Halbkugel. Viehoff stößt sich hier an den Ausdruck „Scheibe“ ohne jeden Grund. Die Sonne konnte der Dichter nicht nehmen, da sie auf allen Seiten heilsames Licht und Schönheit spendet. — Wenn daher Schiller in der zweiten Fassung die Strophe ausließ, so liegt der Grund hierzu vielmehr in der am Schluß derselben

leicht hineintragbaren Empfehlung der Askese ohne Ziele für das Leben selbst.

II. Nein! Die Gottähnlichkeit der Bibel und Antike geben auch wir Deutsche nicht dahin. Den todbringenden Apfel des nichtindividua-
listischen gestaltlosen Genusses laßt uns nur nicht brechen! Die Ideale, die Formen sind stärker als die Stoffe, und die Treue ihnen gegenüber, die Kunst (worunter nicht nur die betrachtende zu verstehen ist, vgl. Erziehung der Menschen) verhilft uns zur Vermählung des Glücks mit der Tugend. „Schein“ (B. 4) gebraucht Schiller in den vorher geschriebenen Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschen ebenso für wahre Erscheinung der entgegenstehenden Dinge selbst, nicht etwa für den Abglanz; er huldigt auch hier daher nicht dem sonderbaren und ganz unrichtigen Spruch Goethes „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben“ (im Anschluß an die Betrachtung des Regenbogens, des Abglanzes der Sonne). Der „Schein“ der wahren Dinge selbst soll nach jenen Briefen „schön“ sein. (Die untergehende Sonne ist z. B. auch ohne Zweifel schöner als ein Regenbogen¹).

7 flg. Proserpina griff nach dem Apfel, mit dessen Genuß sie nach der Bestimmung des Zeus erst dem Hades unrettbar verfiel.

III, 1 flg. Unter „Körper“ ist hier nicht der ideal gestaltete, z. B. des Uraniden (Strophe I, 10) zu verstehen, sondern die *σάρξ* des Apostels, die *ύλη* des Aristoteles, die plumpe erste Natur (*πρώτη φύσις, πρώτη ύλη*) in und außer dem Menschen.

5 flg. Die Ideale, hier die „Gestalten“, suchen die Menschenseelen ins-
gesamt in der Höhe, solange sie streben. Vgl. bei Goethe: „Doch ist es jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt, wenn über ihm im blauen Raum verloren ihr schmetternd Lied die Lerche singt u. s. w.“, man braucht also Schillern nicht Transcendentismus vorzuwerfen. Für die Seelentunde (Psychologie) ist wichtig zu beachten, daß nichts so sehr wie die Wolken, deren jede einzelne jegliche Gestalt und Farbe nach Malerlehre annehmen kann, die Phantasie zur Gestaltenformung anreizt. Über dem wolkengekrönten Haupt des Olymp suchten daher die Griechen ihre Ideale für die ganze Volksseele, ja in der Edda sind die Wolken sogar das Gehirn (der Sitz der Phantasie) des Riesen Ymir selbst.

Eine äußerst wichtige Frage bleibt ungelöst von Schiller. Ist die „Gestalt“ das angestrebte Ideal der eigenen Persönlichkeit, ist sie ein dieselbe ergänzendes Ideal, oder ist dieser Individualismus des 18. Jahr-
hunderts hier gar nicht beachtet und allgemein ein „Götterbild der Mensch-
heit“ für alle (VII, 3) oder sind auch nicht menschenähnliche Gestalten

1) Die Frage kann von den Schülern behandelt werden.

angenommen? Der „aufgerichtete Sklave“ in VI, 7 der älteren Fassung ist sicher die erste von diesen Möglichkeiten. Siehe zu Strophe X—XV. Das Leben als ideale Landschaft, also als Gegenstand in Strophe IV.

(V. der älteren Fassung.) Der Stoff scheint so sicher und fest, aber er muß verlassen werden. „Dü solt fliehen daz iht, dü solt minnen daz niht“ der altdeutschen Mystik („Daz fließende Licht der gotheit“ von Mechtild von Magdeburg) meint dasselbe. — B. 5 flg. erinnern wunderbar an die Warnung vor dem „ewigen Tod“ im Evangelium.

Weggelassen wurde diese und die mit ihr zusammenhängende folgende Strophe VI der älteren Fassung der Worte wegen „... entwehe diese Freystatt keine Reue ... Losgesprochen sind von allen Pflichten, die in dieses Heiligtum sich flüchten ... Selbst die rächende Erinny's schlafe Friedlich in des Sünder's Brust“. Der Dichter stand hierbei nur auf seinem individuell=christlichen oder humanen Standpunkt und verzieh die Schulden gegen ihn, wie im Lied an die Freude. Der heilige Geist des Als kann aber, sonst müßte er nicht die Wahrheit sein, die Sünden gegen ihn nicht vergessen lassen, vergessen machen. Schiller billigt nicht das Lethetinken eines Faust im Anfang des zweiten Teils. Neuerdings betont besonders Moritz Carrière, daß die genießende Kunst nicht entfühne. Etwas anderes ist die schaffende Kunst, aber Schiller deutet diese als thätige Reue hier nicht an. Genaueres s. zu Strophe X, XI.

Aufgerichtet wandle hier der Sklave
Seiner Fesseln glücklich unbewußt.

(Die Sklaven- und Leibeigenschaftsverhältnisse der Zeit, in der das Gedicht entstand, sind anzudeuten.) Erklärung für die Verse in den Briefen zwischen Julius und Raphael. Der gesellschaftlich niedrig Stehende auch lebt sich in Helden und Könige der Kunst hinein, weshalb auch ein Held in einem Kunstwerke immer rein und tabellos sein muß, damit diese Vertauschung des „Ichs“ geschehen kann¹⁾ und hier schon „des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt u. s. w.“ (XV, 5 flg.). Selbst in der Tragödie verlangt der Euklides der Ästhetik ausdrücklich nur eine *ἀμαρτία*, einen Irrtum, einen Fehler, keine Schuld bei dem das Zentrum des Interesses bildenden Menschen. Ebenso Schiller in Strophe

IV: Jungendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menschheit Götterbild.

hier, gleich in dem Bereich der Kunst, das die strebende Seele in der Höhe sucht, „oben in des Lichtes Fluren“ (III, 5), ebenso wie der Nie-

1) Verf. gestattet sich zu bemerken, daß dies ein alle realistische (oft sogar unter der Natur stehende) Kunst schlechterdings niederschlagender Grund ist.

drigstehende auf „der Menschheit Höhen“. — Die zu Strophe III angedeutete eine Frage scheint der Dichter hier nicht zu beachten. Ob der „Menschheit Götterbild“ für alle ein und dasselbe sein soll, ein allgemeiner absoluter Heiland, oder es sich für jeden verschieden gestaltet: — genug, das Ideal ist da. Bezüglich des andern Teils jener Frage ist zu bemerken, daß hier das Eigenideal, das Ideal des Lebens und der Führung der eigenen Person gemeint ist, im Sinne der Platonischen Urbilder s. B. 4 flg., nicht ein vorstrebendes Ideal von einer andern Person, Gestalt.

7 flg. „Die Unsterbliche“ ist Proserpina typisch für den Menschen.

9 flg. Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheine hier der Sieg.

Hochbedeutend ist dieser Gedanke. Zunächst muß bemerkt werden, daß der „Kampf“ der „Wettstreit“ ist, nicht die Unterdrückung des Mitkämpfenden, Mitlaufenden, Mitzielenden, sondern der Kampf eben um das Ideal. Ehe es verwirklicht, verkörpert wird — gleichgiltig, ob im Diesseits oder Jenseits, scheint die Meinung zu sein —, steht es dem edel Strebenden in der Phantasie schon sieghaft vor dem Gemüte (sei es auch als glänzende Todeswallyre germanischer Anschauung).

V. Der von Bindelmann ebenso und hermeneutisch allein so richtig verstandene Gedanke ist: Die Kunst darf nicht erschaffen für die Lebensarbeit, nein sie erquickt, ja sie befreundet sich mit dem Kampf (im höchsten Todeskampf — kann erklärt werden — gerade erschien die ideale Gestalt der Wallyre); Arbeit (arobeit) und Kunst sind im griechischen *ποιεῖν* verknüpft.

4 flg. Denn Muße erquickt nicht im großen „Weltenlauf“, der Mann wird von Gewissen und Natur zur Thätigkeit getrieben. Was erquickt den straßenmüden Wanderer? Die schöne in der eigenen tapferen Seele gespiegelte „Gestalt“ der durchwanderten Landschaft der Vergangenheit (der Schüler kann an die räumliche und aus dem Wandern entlehnte Bedeutung von „Vergangenheit“ erinnert werden). Nämlich „das erslogene Ziel“ (B. 8) ist der Raum bis zum Ziel.

VI. beschreibt das Leben,

VII. wieder die heilende, heilige Kunst. Ehrliche Feinde (10), die nie das Gesetz der Wahrheit befleckt haben, sind hier ausgeföhnt. Denn auf derselben „Wellen Silberrande Malt Aurora sich und Hesperus“ für sie. Die B. 3—6 erscheinen fast wie von Matthisson gedichtet, dessen Naturmalerei Schiller ja mit Recht hoch erhebt.

VIII und IX stellen Fleiß und Kunst gegenüber, sowie VI und VII Kampf und Kunst, und sodann X und XI Schuld und Kunst, XII und XIII Mitleiden bez. Christentum und Kunst, XIV und XV Tod und Kunst.

VIII. 1—6 zeigen Verwandtschaft mit griechischen Philosophien. Zu 7—10. Wie können in deutscher Sprache sittliche Wahrheiten bez. die geglaubte Wahrheit von der Unwiderstehlichkeit des Fleißes prachtvoller ausgedrückt werden. Wie sinnlich=anschaulich ist zunächst aus der Schatzkammer der dichterischen Bilder das Angesicht des ersten Meisters, in welchem unablässig die Hoffnung, das Ziel zu erreichen, pulsiert! Das Bild des Berufs in 7 und 8 ist das namentlich in alten Zeiten wichtige Thun des Brunnensuchers; dieser schließt aus der Gestaltung der Oberfläche auf die der inneren Erde und aus beiden auf den Ort eines Quells des Grundwassers.

IX. Aber das vollendete Kunstwerk, das auch in der Seele eines jeden vorhandene, vom Künstler zum Standhalten gezwungene Ideal zeigt keine Mühe und Qual.

B. 5, 6 werden am geeignetsten durch eine ionische Säule anschaulich gemacht.

B. 8. Der „Sieg“ ist der des Geistes und Willens (beides nach der Psychologie des berühmten B. Wundt ein und dasselbe: die Apperception) über den Stoff, über die ungestaltete Natur oder ihre zerstörenden schadenhaften Massen. Die Siegerin ist im letzten Fall die „Gestalt“, das *εἶδος* selbst.

X, XI. Diese Strophen sind nicht verstanden und dem Dichter als unklar und ethisch=verkehrt vorgeworfen worden, bez. werden dies.

Zweifellos ist: der Dichter versucht sich an der Frage, ob die Kunst, sei es nun auch eine nichtveröffentlichte, nichtmitgeteilte, auch gegen Schuld helfe.

Die Antwort in Strophe XI ist „Ja“.

Aber mit Aufgabe des Lebens wie Strophe X am Schluß besonders zeigt: „Kein Erschaffner hat dies Ziel erlogen“ u. s. w.

Zweitens nur als religiöse Kunst vom sich aufgebenden Sünder geübt. Dies ist der Gedanke der allerdings, wie einzuräumen, nicht klaren Strophe XI¹⁾. Gib dich dem Ideal, d. i. der Gestaltung der Gesetze, vor dem du erst fliehen wolltest, schließlich hin, oder nimm es, was dasselbe ist, auf, wenn es dich auch zersprengt; dein Tod zeigt wenigstens das Ideal, wenn auch dein Leben nicht, es ist doch einmal wenigstens aus blauer Ferne zur dir herabgekommen, um dich anzuerkennen (B. 5, 6), bez. du hast, nachdem du für aus Sünde entsprungene Furcht klare Anerkennung des bisher verfehlten Ideals gesetzt hast, es gezwungen in dir, noch einmal wenigstens, zu erscheinen. Siehe nun ferneres zu Kunst (Ideal) und Tod in den letzten Strophen XIV und XVI!

1) Zweideutigkeit wird besonders durch „flüchtet“ in B. 1 bewirkt.

Zum Hauptgedanken des Gedichts: das Ideal, das Gute als Gestalt für die Phantasie, hat auch Bedeutung für die Moral (und Religion).

XII, XIII. Die Auffassung des Mitleidens (der Sympathie, V. 9) in XIII ist, soviel mir bekannt ist, unerreicht und nicht wieder zu finden in der Litteratur der Erde; höchstens das Euripideische Stück, welches „die Heiligkeit des Unglücks“ behandelt, betritt dieselbe Bahn, in der hier der Dichtergeist fliegt. — Auf die Frage, weshalb der andre (nicht das Ich, V. 2) anscheinend unschuldig leide, soll die höchste Weisheit, an deren Thür sie „empört“ klopft, antworten. — Und schweigt jene, so soll im Mitfühlenden, wenn er nicht helfen kann, „das Unsterbliche“ „erliegen“. Letzteres ist verschieden erklärbar, jedenfalls führt es aber zu dem einheitlichen Gedanken, daß ohne die Kunst, ohne das Ideal, die in der folgenden Strophe XIII eintreten, der Edle dem Mitleiden erliegen müßte. Denn dieses, das Mitleiden, rechnet der Sohn des 18. Jahrhunderts (s. V. 7) mit zur „Natur“.

XIII. Das „Ideal“ hilft. Der Mitleidige muß die Klage, den Schmerz des andern mit ihm vergleichen, prüfen, ob der Geist desselben auch nach ihm gerungen und den Stoff bekämpft (V. 6), dem Grade dieser Kraftanstrengung allein gilt der Grad seines Mitleidens. Das Ideal — und hiermit erreicht der Dichter seinen Endzweck — es selbst diktiert die Grenze des Mitleidens. Der Mitfühlende sieht es gleichsam wie eine lichte Hülle um die Gestalt des Leidenden schweben und sieht, ob er (ähnlich wie der Schuldige in Strophe X) es tapfer bis zum Tod erstrebt hat oder nicht. — Die beiden Bilder in V. 7—10 sind in der Natur ebenfalls oft vereinigt, indem das heitere Blau des Hintergrundes durch dieselbe Wolke, auf der sich der Sonnenkreis friedlich malt, hindurchschimmert (wie auch jedes Glas u. s. w. zugleich spiegeln und Lichtstrahlen von der Rückseite hindurchlassen kann).

XIV, XV. Kunst und Tod, das Verhältnis des Sterbenden zum Ideal, beschäftigt die allerletzten Strophen. — Der Dichter wählt den stärksten und besten Helden der griechischen und kleinasiatischen Sage dazu. Der Heroe, der Halbgott, rang immer nur für andere, ja als „des Feigen Knecht“. Was erfüllte ihn? was sahen die andern nicht, sondern erblickten nur verwundernd seine Thaten? Das Ideal.

Im Tode („im höchsten Augenblick“) steigt es aus ihm wie unwillig empor (XV, 1, 2 flg.), „und im Staube bleibt die Schwere mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück“.

Die Schlußstrophe beantwortet zugleich eine oben zu Strophe III sich einstellende Frage. Erstens ist nämlich hier das Ideal der eigenen Person, der „Gott“ in Herakles, (wie in Strophe IV das Eigenideal des Sklaven) deutlich hervorgehoben, welches seinem Volk als Muster-

bild des ferneren vorschweben wird. Zweitens aber ist für die Seele des Helden selbst auch ein ästhetisches (im weiteren Sinne), ein beglückendes, seine unendlichen Qualen aufhebendes Ideal, besonders von B. 7 an, deutlich bezeichnet.

Hebe „die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal“.

Die Frage der unentbehrlichen Strophe II der ersten Fassung, die Grundfrage des Gedichts, ist also für alles gelöst, die Verbindung von Tugend und Glück ist mit den Religionen der Völker dem „höchsten Augenblick“ zugesichert, wenn auch nicht dem Leben. (Aus diesem Grunde scheint die erste Benennung des Gedichtes „das Reich der Formen“ [„Schatten“ führt wieder leicht zum Mißverständnis nach einer andren Seite hin] den Vorzug haben zu müssen.)

Bu dem Scherzspruche im 4. Hefte.

Von J. Peters in Leitmeritz.

Zu dem S. 295 abgedruckten Scherzspruche erlaube ich mir Ihnen aus der Gegend von Trautenau eine nur wenig abweichende Fassung mitzuteilen:

Ihr Moun, gih't'n dr Wag do grode naus?

Ne, ich nahm od junge Storeln aus. —

Ihr Moun, ihr hot mr übel gerotha.

Zuerst muß ich se ruppa, eb ich se konn brota. —

Ne, ihr Moun, ihr seid wul tolle?

Ah, Fadern hon se und keene Wolle. —

Ihr Moun, ihr seid wul vom Teufel besassa?

Ne, zuerst muß ich se brota, eb ich se konn frassa.

(„Das Riesengebirge in Wort und Bild“ 8. Jahrg. S. 40.)

Der aus Frischbiers trefflicher Sammlung entnommene Spruch (S. 299) hat einen kleinen Schaden am Wortlaute erfahren; es heißt dort richtig:

Kinder, wo geit der Wegg na Drengfort?

Herr, wi nehme man e Nest ut.

Kinder, si ju doll?

Ja, Herr, ons Kau õß kein Völl —

das heißt denn: Unfre Kuh ist kein Stier (wie in Nr. 917 und 918 bei Frischbier in ähnlichen Sprüchen „de Vock kein Völl“ und „e Vock on keen Völl“).

Zugleich gestatten Sie mir aber, im Gegensatz zu der von Prof. Hilbrand, unserm hochverehrten Meister, ausgesprochenen Meinung von dem „geißelnden Spott“ in jenen Sätzen als meine unmaßgebliche An-

sicht auszusprechen, daß wir es hier nur mit einer lebensstreuen Darstellung komisch wirkender Ungereimtheiten zu thun haben, die sich mit solchem Auseinandergehen von Frage und Antwort einstellen können. Das geschieht denn auch ganz leicht, wenn der Fragende unter dem Baume steht, der Antwortende aber im dichten Laube desselben versteckt ist.

Von ähnlicher Wirkung ist im Scherzspiele „Horribilicribrifax“ das an Mißverständnissen überreiche Gespräch zwischen dem Dorfschulmeister und der alten Cyrilla. Dort finden wir auch (Braunes Neudruck S. 42), griechisch und lateinisch, Seitenstücke zu dem deutschen Sprüchlein: „Wir reden von Äpfeln und du redst von Birnen“ oder (hilbesheimisch und einer genauen Worterklärung bedürftig, die ich nicht geben kann): „Eck höre von Tüten (d. i. Pfeifen), du hörst von Hüten (Korr.=Bl. d. W. f. niederb. Sprachf. 10, 42).

Lustiger sind noch allerlei Mißverständnisse in den sogenannten Schnaderhüpfeln, so z. B. in der schönen Sammlung von Hörmanns 1881:

Der Vater hat g'sagt,
I soll Prügel klieben (Holz spalten),
Da han i verstanden,
I soll d' Wadeln lieben —

oder:

Der Vater hat g'sagt,
I soll d' Suppen salzen,
Da hab is verstanden,
I soll d' Wadeln halzen.

Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Von Dr. Reinhold Viese. Leipzig, W. Friedrich. 1886. 240 S.

Das Werk kann auf das beste empfohlen werden, besonders die Philosophie der Kunst, wo nur ein Citat Nordaus fehlen sollte, in zweiter Linie der letzte Teil: die Wissenschaft, in dem die Darstellung der Entwicklung in Form einer Pyramide gewiß vorzüglich ist. Störend ist aber S. 215 der (allerdings sich auch bei Fechner findende) erkenntnistheoretische Wahn, das Sein an sich als Wunder aufzufassen, während Referent seinerseits entschieden das Nichts wunderbarer fände. (Sollte nicht auch die Raumtheorie Vieses durch diesen Nihilismus beeinflusst sein?) Auch der S. 209 verworfene Anthropomorphismus wird wohl nicht ganz zu beseitigen sein. Daß Verf. ebendasselbst das alte Testament für die Kindheit verwirft, bestätigen Elementarlehrer, die schon über die Belastung des kindlichen Gedächtnisses mit mehr als zweihundert fremdsprachlichen und fremdkulturellen Namen klagen. Vorzüglich ist auch auf

§. 208 flg. die Beseitigung des Materialismus; die Anmerkung von §. 62 Schluß hätte hier in den Text gestellt werden können. Das Deutsche, das Deutsch=christliche ist aber in Kap. VI sehr zu vermiffen, wodurch das Buch dieser Zeitschrift eigentlich ferner steht, auch ist eben vom germanistischen Standpunkt aus §. 3 die gänzliche Verkennung einer Ironie bei Schiller zu tadeln (wenigstens ist ein andres Verständnis Dieses schwer). Wäre das Germanische mehr berücksichtigt, so würde das Buch mit dem Titel Grundlagen moderner Humanitätsbildung, da es die Wundtsche Psychologie und viele bedeutende Leistungen völlig beherrscht, ein glänzendes Encheiridion für Gymnasial= und andre Lehrer sein. Was den pädagogischen Standpunkt des Verf. betrifft, so würden die Reformatoren und Humanisten seinem Tadel beistimmen, daß Grammatik und Mathematik auf dem heutigen Gymnasium zu schwer gewogen werden.

Leipzig.

Hugo Hildebrand.

Zeitschriften.

- Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1, 1: J. Minor, Christian Thomafius. — C. Burdach, Zur Geschichte der Faustsage. — A. Sauer, Das Phantom in Lessings Faust. — E. Schmidt, Goethes Proserpina. — R. Bögel, Kleinigkeiten zu Goethe. — Ph. Strauch, Zwei fliegende Blätter von Caspar Scheit. — E. Martin, Verse in antiken Maßen zur Zeit von Opij' Auftreten. — J. Bolte, Die streitenden Liebhaber, eine Gesangsposse aus dem 17. Jahrh. — D. Hoffmann, Hamann=Vriefe aus Nicolais Nachlaß. — B. Suphan, Aus ungedruckten Briefen Herders an Hamann. — W. v. Matkan, Goethes Prolog zu dem Puppenspiel nach der Originalhandschrift von 1774. — R. Köhler, Adams erster Schlaf. — Fr. Jonas, Zu den Tabulae votivae.
- Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XIII, 3.: J. Osthoff, Etymologica. — Fr. Kauffmann, Behaghels Argumente für eine mhd. Schriftsprache. — S. Bugge, Germ. ug aus uw. — B. Pietsch, Bemerkungen über go bei Verben. — D. Bremer, Wurstener Wörterverzeichnis. — E. Heilbron, Die e=Reime bei Opij. — W. Braune, Zu den deutschen e=Lauten; Reinhart Fuchs; Zu mhd. ein u. a.
- Germania, XXXIII, 1.: L. Beer, Zur mythologischen Methodik. — D. Glöde, Der nordische Tristanroman und die ästhetische Würdigung Gottfrieds von Straßburg. — R. Hartfelder, Eine deutsche Uebersetzung von Ciceros Cato aus der Humanistenzeit. — F. Pfaff, Zu Reinolt von Montelban. — E. Einert, Pflaffe Amis 1—72. — F. Grimme, Beiträge zur Geschichte der Minnesinger. III. Brunwart v. Augheim; Bruno von Horberg; Walther von Breisach; der Schulmeister von Enzelingen; Goldener; Pfeffer; der von Sachsendorf; Hardegger; Meister Heinrich Teschler. — R. Wartsch, Rätsel. — F. Grimme, Zu Zwein, B. 553 flg. — R. F. Schröder, Erinnerungen an R. Wartsch. — H. Weckstein, R. Wartsch 19. Febr. 1888. — G. Christmann, Verzeichniß der selbständig erschienenen germanistischen Schriften R. Wartschs. — Fr. Neumann, R. Wartsch als Romanist u. a.

- Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXII, 3.:
 Hauffen, Walthar von Rheinau. Seine lateinische Quelle und sein deutsches
 Vorbild. — Martin, Zu den Nibelungen. — Traube, Zu Mf. 3, 1—6;
 Zu Rotkers Rhetorik und der Ecbaasis captivi. — Sievers, Die erste Kürn-
 bergerstrophe. — Meyer, Die Anordnung der eddischen Heldenlieder. —
 Much, Der Name Sueben; Saltus Hircanus. — Lange, Ein Dreikönig-
 spiel aus Straßburg. — Borinski, Zur Peter-Sauenzfrage. — Schönbach,
 Zu Germ. 32, 411 ff. — Aron, Zu Hiltbold von Swanegou. — Kluge, Zu
 Bf. 31, 356. — Recensionen, Notizen u. a.
- Grenzboten 18 und 19: H. Dünker, Das Geschlecht Textor, Goethes mütter-
 licher Stammbaum. — Die Entwicklung des Naturgefühls. — 23 und 24:
 Trost, Die Karlschule und Schillers Jugenddramen. — Munders Klopstock-
 biographie. — 25: Poetische Theorien und Theorie der Poesie. — 28: G. Wit-
 kowski, Die Renaissance in der deutschen Dichtung.
- Preussische Jahrbücher. April: K. Bruchmann, Über die Dichtersprache.
 — Oskar Döring, Goethe und Diderot über die Malerei. — Juni: Kon-
 stantin Köhler, Der Dresdener Faustfund und die Entstehung des Faust.
- Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 136, 11 und 12: Herr-
 manowski, Franz Kerns Reformvorschläge für den Unterricht in der deutschen
 Saphle. — H. Vesser, Der Pfarrer in Goethes Hermann und Dorothea.
 — L. F. Fischer, Es ging ein Mann im Syrerland. — 138, 3: R. Diefle,
 Zu Lessings Laokoon.
- Pädagogisches Archiv 3: Herrmann, Zum deutschen Unterrichte.
- Nord und Süd, April: D. Brahm, Schiller auf der Stuttgarter Militär-
 akademie. — Mai: Daniel Sanders, Aus der Werkstatt eines Wörterbuch-
 schreibers.
- Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens: In demselben
 erschienen folgende Aufsätze zum deutschen Unterrichte, sämtlich von Dr. Ernst
 Friedrich in Bösliz: 4. März 86: Der ergiebige Mittelpunkt des deutschen
 Unterrichts in Sekunda und Prima, eine Skizze aus dem Schulleben. —
 11. März 86: Kerndeutsch und Übersetzerdeutsch, eine schulmännliche Betrachtung.
 — 18. März 86: Das Wesen der Rednerkunst, eine schulmännliche Betrach-
 tung. — 2. Dezember 86: Zweikämpfe zwischen Sprichwörtern. — August 87:
 Gebrauch der Fremdwörter im Inlande, eine germanistische Studie. — August
 87: Zehnfache Aussprache des Buchstabens g im Nhd. — September 87: Die
 fünf Quellen unserer Rechtschreibung von 1880, eine germanistische Studie.
 — Oktober 87: Eine Irrlehre in der deutschen Schulgrammatik. — Oktober
 87: Lehre vom Periodenbau in Tertia, didaktische Präparate. — Januar 88:
 Umschreibung des Themas im deutschen Aufsatz, ein Wink zur rednerischen
 Anleitung der Primaner und Sekundaner.
- Beilage zur Allgemeinen Zeitung: 26. März: F. R., Aus der Minne-
 fängerzeit in Bayern. — 4. und 7. April: Fr. Barnde, Nochmals Allerlei
 über Goethe-Bildnisse. — 10. Mai: Zum hundertsten Geburtstag Friedrich
 Rückerts. — 11. Juni: Herm. Fischer, Weitere Beiträge zur Biographie
 G. R. Weckherlins.
- Die Gegenwart 9: Bendt, Goethe als Meteorologe. — 11: H. Dünker,
 Der Fund der ältesten Faustscenen. — 20: Nölting, Friedrich Rückert. —
 Lemmermayer, Ungebrücktes aus Fr. Hebbels Briefwechsel. — 23: H. Dünker,
 Namenspielerei in der neuesten Goethephilologie. — 27 und 28: Eugen Meichel,
 Lichtenberg und Goethe.

Unsere Zeit 5: A. Zeittels, R. Wartsch.

Deutsche Rundschau 8: Hermann Grimm, Die deutsche Schulfrage und unsere Klassiker.

Zeitschrift für die österr. Gymnasien 39, 4: F. Prosch, Soll am Ober-gymnasium Mittelhochdeutsch oder Sprachpsychologie betrieben werden?

Neu erschienene Bücher.

Dittrich, Oskar, Die Fremdwörter der Tonkunst. Vortrag gehalten im Zweigverein Dresden des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Nebst einem Verzeichnisse von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter der Tonkunst. Dresden, Druck u. Verl. der Albanus'schen Buchdruckerei, Christian Reich 1888. 31 S. Preis 50 Pf.

Egelhaaf, Gottlob Prof. Dr., Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Sechste Aufl. Heilbronn, Verl. von Gebr. Henninger. 1888. VIII, 160 S.

Franko, Karl Dr., Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Versuch einer historischen Grammatik der Schriftsprache Luthers (gekürzte Preisschrift). Götting, E. Kemers Buchhandlung. 1888. XV, 307 S.

Groß, P. Dr., Philosophische Propädeutik für Gymnasien. I. II. III. Jahresbericht über das Gymnasium Thomäum zu Kempen am Rhein 1886—88.

Kluge, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. 2 Bde. 5. Straßburg, R. J. Trübner.

Müller, Georg Lic. Dr., Das kursächsische Schulwesen beim Erlaß der Schulordnung von 1680. Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden. 1888. (Eine gründliche, außerordentlich lehrreiche und fesselnde geschichtliche Darstellung.)

Mühlhausen, Aug., Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Birchow und Holkenborff. Neue Folge, dritte Serie, Heft 55. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals F. F. Richter) 1888. 42 S.

Sachs, F., Die gesprochenen Laute der englischen Sprache und die Schriftzeichen, welche zur Darstellung derselben benutzt werden. Leipzig, Rudolph Hartmann. 1882. 400 S.

Stejskal, Karl Dr., Regel- und Diktierbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 4. Aufl. Wien 1888. Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung. 266 S.

Söhns, Franz Dr., Die Varias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. VIII, 126 S. Preis 2 Mark.

Börn, L. Prof., Heinrich von Kleists Hermannsschlacht. Für Schule und Haus erklärt. Leipzig, E. Wartigs Verlag 1888. V, 172 S.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}

Ein altes Kinderlied aus neuer Zeit.

Von Rudolf Hildebrand in Leipzig.

Da die Mittheilung des alten und neuen Scherzspruches im vorigen Hefte nicht nur Zustimmung gefunden, sondern auch Anregung gegeben und Freude gemacht hat, während ich nicht ohne Zweifel war, ob sie auch in diesen Heften am Platze wäre, wo für den Unterricht gesorgt werden soll, so möchte ich wohl noch dieß und das verwandter Art gelegentlich vorbringen. Heute ein Kinderliedchen, das wohl auch Anregung, Freude und Lehre zu geben nicht verfehlen wird. Und wenn mir eingehalten werden sollte, daß der Platz dafür in den wissenschaftlichen Fachzeitschriften wäre, so würde ich entgegenen, daß es dort nicht so sicher den Lehrern in die Hand kommt, wie ich es wünsche und für deren Gewinn ich es möglichst zurechtmache; ich möchte es eben weniger der Gelehrsamkeit zuführen, die ihre Wege für sich geht, als der Schule, an die ich nun einmal so gern denke. Und daß auch für die Schule selbst aus diesen Dingen Gewinn entspringen könne, wenigstens für die höheren Unterrichtsstufen, das wird sich wohl auch an dem an sich unscheinbaren Kinderspruche erkennen lassen. Der Gelehrte als solcher strebt ins Weite, um im günstigen Falle von dort aus viel zusammenzufassen, der Lehrer braucht vor allem die Erkenntniß und den Blick dafür, wie viel Werthvolles die nächste Nähe bietet, in der die Schüler stehen, aus der sie herkommen, die sie verstehen lernen sollen, um von da aus ins Weite zu gelangen. Und an solcher Weite, die sich als tiefer Hintergrund aufthut aus nächster Nähe, wird es auch dem fraglichen Liedchen nicht fehlen.

Ich erlaube mir, es vorzutragen, wie ich es selbst erlebt habe, das macht die Sache lebendiger, als der in den Fachzeitschriften entwickelte Vortragston, und Leben ist in der Schule vor allem nöthig. Ich kenne den Spruch aus meinen frühesten Kinderjahren, etwa aus meinem vierten Jahre, aus Leipzig. Es ist ein Ringelreihen, wir faßten uns also bei den Händen und sangen im Kreise schreitend, in einer ganz einfachen Melodie, die doch auch ihrer berechneten Kunst nicht entbehrt:

Bauer Bauer Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Sinn hatte man ja daran nicht viel, im Eingang eigentlich gar keinen (davon nachher), aber großen Spaß, so recht für kleine Kinder berechnet. Es wird nämlich mit würdigem Schreiten angefangen, in strengem Takte nach dem Versmaß, das hab ich gerade an dem Spruche zuerst gelernt und macht große Freude. Bei der dritten Zeile aber, die auch im Versbau aus dem strengen Takte mit einer Art Überfüllung des rhytmischen Rahmens herausstrebt, geht das Schreiten in ein freies Trippeln, die Strenge in eine Art Auflösung über und endet bei der vierten, dem Inhalt entsprechend, in einem Zusammenbruch des kleinen Ganzen, sodasß Schreiten und Singen, Rhythmus und Tanz, alles in die Brüche geht und mit den singenden Tänzern selbst zusammenpurzelt. Das gibt denn ein großes Lachen, das sich mit dem Singen wunderbar mischt, die letzte Zeile wird auch mit einem Pauz! oder Plauz! eingeleitet, das aus dem rhytmischen Rahmen schon ganz austritt. Auch die Melodie löst sich schon bei der dritten Zeile aus dem strengen Singen los und geht in ein singendes Sprechen, ein parlando über, strebt übrigens möglichst in die Höhe, um bei der letzten in der Tonleiter, aber auch parlando, möglichst tief herunter zu gehen, sodasß auch die Melodie den Zusammenbruch malt. Das Ganze ist doch, wie oft solche echte Kinderlieder, zugleich ein kleines Kunstwerk. Und die Hauptsache: der Ringelreihen, der Kinderkreis selbst ist auf einmal der Kessel, die Kleinsten fallen einfach nach hinten zum Sitzen (sie fallen ja noch nicht tief, das bißchen Weh an der bestgepolsterten Stelle des Körpers gehört zum Spaße), die Größeren helfen sich mit Niederkauern, der Spaß aber ist groß, für die kleinsten größer als alles bisher Erlebte. So hat sich auch mir alles gleich tief eingepägt.

Aber der Sinn! Man muß sich ja als Kind an sinnlose Kindersprüche gewöhnen, sie spielen oft absichtlich mit sinnlosen Wortklängen, z. B. im Eingange von Auszählprüchen. Und doch lag hier ein Sinn nahe genug, daß man immer wieder einen Anlauf nahm, ihn zu erfassen. Das ist aber in den Worten, wie wir sie sangen, nicht möglich, sie sind entstellt (durch Jahrhunderte langen Gebrauch), wie sich bald herausstellte, als ich mich endlich einmal entschloß, der Kleinigkeit, die mir für rhytmische Beobachtungen von großem Werth geworden war, durch Umfrage näher nachzugehen. Da zeichnete sich denn der Verbreitungskreis des Liedchens ziemlich sicher, der nicht sehr groß ist, er umfaßt wesentlich Sachsen, Osterreich und Thüringen, aber auch mit mancherlei Abweichungen, wie es bei alten Sprüchen ist (ähnlich wie in der Pflanzenwelt), oft mit leichten Verschiebungen der Laute, die doch das Ganze anders färben. Aber auch die Hoffnung, dem Geheimniß des ursprünglichen Sinnes nahe zu kommen, wuchs, und ich bin nun damit,

wenn auch noch nicht völlig, doch so weit zu Rande gekommen, daß mich das mit bestimmt, die Sache hier vorzubringen. Ich habe die Hoffnung, daß Andere weiter helfen können, wie sich das bei dem Scherzspruche bewährt.

Die Verschiebungen und Entstellungen haben namentlich die erste Zeile ergriffen. Ich will sie erwähnen, obwohl sie von der Hauptsache ablenken, als brauchbare Probe für das rege Leben, das in solcher ungeschriebener Überlieferung waltet und sein Lehrreiches und Hochanziehendes für sich hat. In thüringischen Fassungen, die ich habe, ist der Bauer entfernt, der ja ohnehin seinen Sinn verloren hat. In Arnstadt singen die Kinder: Baumel baumel Kessel (sonst weiter wie in Leipzig), d. h. der Einsturz des Kessels ist gleich zuerst vorbereitet, die Kinder machen dabei eine baumelnde Bewegung. Eigenthümlich verschoben ist das „Baumel“ dann in Sondershausen und Erfurt: Baum Baum Kessel (usw. wie oben), was ich nicht verstehe; wäre der Kessel zwischen Bäumen aufgehängt gedacht? Schwerlich. In Weimar heißt es: Kreis Kreis Kessel (usw. wie oben), d. h. der tanzende Kreis gleich selbst als der Kessel bezeichnet, was in der Leipziger Fassung erst zuletzt klar wird; es ist übrigens wie wenn sich der Kreis selbst als Ringelreihen einführt: Ringel Ringel Reihe, Ringel Ringel Rosenkranz usw., „Kreis“ aber wird mit herbeigezogen sein durch den anlautenden Anklang in „Kessel“, denn das Kinderlied hat noch Neigung zum Stabreim und macht viel Gebrauch von dieser unserer ältesten Reimkunst.

Im Voigtlande aber findet sich der Kessel entfernt, der sonst überall herrscht, und durch Vottich ersetzt; z. B. zwischen Reichenbach und Olsnitz:

Brauer Brauer Vottich,
Sei geschwind und hortig (hurtig im Herstellen des Vottichs).
Wenn de Glöckle klinge,
Fang mer a ze springe (umtanzen ihn).
Schütt mer e Stüß voll Wasser nei,
Fällt der ganze Vottich ei.

Also auf das Bierbrauen bezogen, daher auch der Brauer. Aber daß dieser doch nur eine Verschiebung von Bauer ist, zeigt daneben die Fassung in Elsterberg, die zum Vottich den Bauer beibehält:

Bauer Bauer Vottich,
Sei geschwind und hortig.
Schütt ene Kanne Wasser nei,
Fällt der ganze Vottich ei.

Auf das Bierbrauen geht das aber auch und der Kessel selbst schon war dazu brauchbar. Denn in alter Zeit braute man sich sein Bier für Feste im Hause selbst, in demselben Kessel über dem Herde, der

zum Kochen diene und auch als Braukessel¹⁾, hier aber den Fortschritt zum Braubottich vollzogen hat, doch noch im Bauernhause in dem Elsterberger Spruche, während er in dem anderen ins Brauhaus übergesiedelt ist. Der Bottich wird übrigens auch durch den Reimklang mit Bauer herbeigezogen sein, wie dort Kreis durch Kessel.

Eine merkwürdige Fassung bietet das Erzgebirge, auch das Elbgebiet in Sachsen, mit einer inneren Erweiterung, die ich doch auch erwähnen muß. Am leichtesten einzureihen ist die Dresdener Fassung:

Bauer Bauer Kessel,
Wer sitzt drinne?
Eine große Spinne.
Was wolln wir machen?
Federn wolln wir schleißn,
Kiele wolln wir beißen.
Morgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Die Henne und die Gans, die gerupft werden soll und doch wohl bei dem Federschleißn gemeint ist (durch ein Kind in der Mitte dargestellt) werden sich nachher erklären, sie können sehr alt sein. Dabei eine Probe, wie der Sinn, wenn er verloren geht, auf seltsame Abwege geräth und dabei nach Wiß sucht: statt der Spinne erscheint in erzgebirgischen Fassungen auch: eine große Spinne, noch öfter: die alte oder die schöne Katherine (die nun selbst die Federn schleißt); auffallend aber ist, daß Kessel dabei seinen Reim verloren hat (und damit ein Hauptstück des ursprünglichen Sinnes); doch erscheint er auch ersetzt, aber gar wunderlich: Schöne rothe Kessel (dann: Wer sitzt drinne usw.)

Ganz wunderbar aber ist, was in Zeiß und Umgegend in dem Kessel sitzend erscheint, nämlich der Kaiser mit seinem Kinde:

Bauer Bauer Kessel,
Morgen wird es besser.
Tragmer ene Kanne Wasser nein,
Fiel ene weiße Taube rein.
Wer saß drinne?
Der Kaiser mit sein Kinne.
Kind wullte gebischt sein,
Puz! da fiel der Kessel ein.

Also der Kessel, der ja auch hier einfallen soll, zugleich als Wiege benutzt und bewegt, um den kleinen römischen König einzuwiegen, ob nicht veranlaßt durch einen wirklichen Kaisersohn als Wiegentkind, von dem die Alten sprachen und die Kinder hörten? Denn daß in den Kinderliedern wirklich auch so hochpolitische Dinge mit auftreten, ist

1) Vergl. in Grimms Wörterbuch kesselbier, kesselbrauen, braukessel.

mehrfach bezeugt. Kommt doch der arme Herzog von Reichstadt so vor in kindlicher Theilnahme an seinem Schicksal. Aus der Leipziger Gegend ward mir vor Jahren ein Auszählpruch mitgetheilt (Abtmaundorf) und weit von da, aus Jever, erst neuerdings ebenso als Tanzliedchen:

Napoleons Sohn,
König von Rom,
War viel zu klein,
Kaiser zu sein.

Boshaft genug freilich, daß auch die Wiege mit dem kaiserlichen Kinde umfallen muß, aber eine Boshait ist das ganze lustige Einfallen von Haus aus, wie sich gleich zeigen wird.

Um aber endlich dem Sinn näher zu kommen: Licht für den Eingang und damit für das Ganze gab eine Fassung in der Leipziger Pflege (Neudniß, aus jüngster Zeit):

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser usw.

Auch im Voigtlande kommt neben Bauer Bauer Bottich usw. vor: Bauer baue Bottich, z. B. in Reichenbach, Plauen (Dunger, Kinderlieder und Kinderreime aus dem Voigtl. Nr. 321). Also: baue dir einen Herd zum Kochen, schaff dir einen Hausstand, da ist's von morgen an besser oder gut für dich. Und gleichfalls aus der Leipziger Pflege (den Ort hab ich leider vor Jahren nicht notirt) deutlicher fortgeführt:

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser.
Trägt die Braut das Wasser nein,
Pauz! fällt der ganze Kessel ein.

Und so, nur mit Plauz! für Pauz! hat es auch Simrock im Deutschen Kinderbuch (noch nicht in der 1. Ausg., daher mir's lange entgieng), in der 2. Ausg. unter Nr. 843, in der 3. Nr. 927, doch wohl auch aus derselben Gegend (er gibt leider seine Quellen nicht an). Also zum Hausstand eine junge Frau, wie sich das ja von selbst versteht und noch jetzt in der geläufigen Redensart selbst mit enthalten ist, die ganz dasselbe sagt: „gründe dir einen Herd“, auf dem ja der Kessel nach der ursprünglichen, uralten Einrichtung das Hauptstück ist. Dazu gehört eigentlich auch die Redensart „den Herd begießen“, d. h. die neue Hauswirtschaft für die Freunde und Nachbarn durch einen Schmaus einweihen, bei dem es im Kessel so voll zugeht, daß der Herd mit dem Überfluß begossen wird. Die entsprechende französische Redensart stellt sich den Kessel vor statt des Herdes, *pondre la crémaillère*, d. h. den Kesselhaken (mit Kessel) aufhängen. In der erwähnten Neudnißer Fassung scheint in der Fortsetzung darauf Bezug genommen, wenn es in der dritten Zeile heißt,

ohne die Braut: Übermorgen tragen wir Wasser ein, also wie in der vorangestellten Leipziger Fassung, d. h.: wir helfen dir beim ersten Mahle, beim Hochzeitmahle, helfen und nehmen Theil.

Aber das Einfallen des Kessels?! Daß die ganze Herrlichkeit so elend in die Brüche geht, wie sie eben fertig gefeiert werden soll?! Der Kessel so schlecht, daß er gleich das erste Wasser und das erste Kochen gar nicht aushält? Unmöglich ursprünglich! Das ist so boshaft schadenfroh, daß man ruhig behaupten mag, das kann gar nicht von den Kindern her-rühren, vollends von kleinen Kindern (die es eben allein noch spielen), wie ja der ganze Spruch über Kindergedanken hinausgeht.

Ich muß noch einmal abschweifen, um die Erscheinung deutlicher zu beleuchten. Auch aus meinen ersten Kinderjahren kenne ich einen Leipziger Spruch auf Kosten des Nachbarortes Taucha (es liegt wirklich „im Grunde“, im Thal der Parthe eingebettet):

Wißter nich, wo Tauche liegt?
Tauche liegt im Grunde,
Wo de schönen Mädchen sin,
Tanzen wie de Hunde.

Also eigentlich eine Frage wie aus einem Geographieexamen in der Heimatkunde, mit einer Angabe der wesentlichsten Eigenschaften des fraglichen Ortes in der Antwort; gerade wie jetzt in pädagogischer Literatur in einem sog. Katechismus der Geographie. Handwerksburschen fragten sich z. B. in alter Zeit so und der Gefragte mußte die sogenannten Wahrzeichen eines Ortes anzugeben wissen. Aber der Schluß? wieder so boshaft scharf gefaßt in dem Gegensatz der schönen Mädchen und dem Hundetanz? Mir war es immer ein stilles Leid, den boshaften und rohen Umschwung des Bildes zu hören, wenn andere lachten in Leipziger Stolzgefühl. Klarheit und Beruhigung darüber kam einmal aus Holstein, da fand sich in den Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg 5, 366 (1862) der Spruch wieder in Anwendung auf ein Dorf Quickborn in der Herrschaft Pinneberg, und zwar als Tanzweise bezeichnet:

Wetet ji of woll, wo Quickborn liggt?
Quickborn liggt in Grund,
Wo de lüttjen Derens sünd
Mit den roden Mund.

Damit ist das Ursprüngliche glücklich dort im Norden gerettet, es ist von Haus aus ein Loblied, gesungen und getanzt, hier aber in ein Schmählied verwandelt als Ausdruck der beliebten Reibung, in der sich Nachbarorte gegen einander in Spruch und Vers gern ergehen. Daß das Liedchen sehr alt sein muß, zeigt das weite Auseinanderliegen der Fundorte.

Aber auch die Entstellung muß schon sehr alt sein, dafür bürgt ihr Auftreten in Schlesien. Weinhold im schlesischen Wörterbuch S. 108 bringt es bei von einem Orte Strehlen:

Wißt er nich, wu Strahla leit?
Strahla leit im Grunde.
S hôt gar hübsche Mädle drein,
S sein gar faule Hunde.

Es erscheint aber da zu einem Liebe in vier Versen erweitert, die noch weiter von den Strehleener Mädchen so handeln, und ist kein Kinderlied. Übrigens hat der Schimpf da eine mildere Gestalt, die noch deutlicher auftritt und ihn eigentlich auf einen ganz anderen Fuß setzt, in der Form, wie das Leipziger Liedchen in Stötteritz bei Leipzig gesungen wurde:

Wißt er nich, wo Tauche liegt usw.,
S sin drei schöne Mädchen drin,
Sin so faul wie de Hunde.

Da sind nur drei schön, nicht alle oder viele, daß aber die Schönen nicht gerade die fleißigsten sind, das ist auch sonst zu erfahren: damit triumphirten also wohl die Stötteritzer Mädchen über die des Nachbarstädtchens, das sich seines hohen Alters rühmt. Auch das wird ursprünglich ein Tanzlied sein, wie die Fassung dort in Holstein noch jetzt, und als solches nicht von den Kindern erfunden, sondern von der tanzbaren Jugend in der Zeit, als man noch zu solchen Liedern selbst singend tanzte. Auch die grobe Leipziger Fassung weist auf ein Tanzlied und begreift sich daraus: schöne Mädchen sind in Taucha, aber unsere oder wir tanzen besser. Bei den Kindern ist das dann in Nachahmung der Großen hängen geblieben, als das Tanzen nach Gesang von der veränderten Sitte entfernt wurde.

Daß solche Tanzlieder in alter Zeit so kurz und einfach waren, vierzeilig, mit so gestellten, noch nicht gekreuzten Reimen, also im Kunstbau genau wie noch hier die Kindertanzlieder, das wissen wir sicher an dem werthvollen Beispiel aus dem 13. oder wohl noch 12. Jahrhundert in den Carmina Burana S. 203 Swaz hie gât umbe usw., ganz deutlich als von Mädchen gesungen erkennbar, ein Ringelreihen der tanzbaren Mädchen, ohne Männer. Die Kinderlieder sind eben zugleich späte, aber echte und sichere Zeugnisse für die volksmäßige Tanzliedform des Mittelalters oder noch älter, für die Form und auch für ihren Geist und Ton, ganz vermuthlich auch mit der Melodie.

Um aber auf die Entstellung am Schlusse zurückzukommen, auch bei dem Kesselliedchen ist das Einfallen nur eine Entstellung durch größeren Geschmack, um einen pikanten Schluß zu haben, und das Ursprüngliche

ist auch noch glücklich erhalten, gleichfalls in der Leipziger Pflege. In Trachenau bei Röttha singen die Kinder:

Bauer, baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt eine weiße Taube nein.

Und ebenso in Reudnitz, nur mit fliegt statt fällt, und in Zeitz (siel), s. vorhin S. 478 (wo doch schon Bauer für baue); dort ist das Lied aber zugleich nach der Art der erzgebirgischen Formen erweitert und schließt doch auch mit dem Einfallen, wie auch eine vierzeilige Fassung, die Dunger a. a. O. Nr. 322 aus Hohenleuben bringt:

Bauer Bauer Kesselein,
Morgen tragmer Wasser ein,
Fliegt ene weiße Taube nein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Die Kinder fallen aber in der unentstellten Fassung natürlich nicht um, sie beginnen das Liedchen von vorne, so oft bis sie dessen müde sind, auch dieß noch nach alter Sitte, wie sie jetzt noch auch bei Erwachsenen z. B. in Italien als volksmäßig zu beobachten ist. Und wenn uns dabei die Meinung anwandelt, als müsse das recht langweilig gewesen sein, so irren wir uns: man sang und dachte und fühlte sich mit dem langen Wiederholen in das Liedchen gleichsam immer tiefer und lebendiger hinein. Freilich mußte der Inhalt danach sein, daß er solches Vertiefen auch darbot, aber das thut er auch, wie bei dem Liedchen in den Carmina Burana, so bei unserm Kesselliedchen, wenn man sich in alter Zeit denkt noch mit seinem vollen Sinn und Ernst.

Die weiße Taube als Schluß spricht ja wohl jetzt noch jeden an auch bei flüchtigem ersten Lesen, man fühlt gleich den eigentlichen Sinn: bist du so weit und hast Herd, Kessel und Braut (junge Frau), die sich von selbst versteht auch wo sie nicht mit erwähnt wird, ob schon man als dritte Zeile wünschte, wie gewiß auch gesungen wurde oder noch wird: „Trägt die Braut das Wasser ein“ — dann kommt dir gleich zum Hochzeitmahle der Segen des Himmels, er schickt dir selbst, was noch fehlt in den Kessel, das Feinste und Beste was er aus seinen Vorräthen geben kann; die weiße Taube ist aber gewiß zugleich als Bote und Bürge von Frieden und Reinheit, Liebe und Treue gemeint, das fühlen wir noch sofort. Es kann ja wohl wie aus dem anakreontischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts stammend klingen, aber nur zufällig; nichts war der Vorzeit geläufiger in der Fülle ihrer sinnig poetischen Vorstellungen, in denen sie lebte und webte, als die Vögel des Himmels als Boten und Vertraute der Götter gedacht, hier ist die Taube deutlich die Botin und Bürgin der Günst des Himmels. So gelten noch jetzt im Volksaberglauben

Tauben, besonders Turteltauben, als glückbringend für das Haus, als „Herrgottsvogel“, sie werden besonders in Beziehung gesetzt zum Glück des Hauses in Liebe, Ehe und Treue, s. *Ab. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart* Berl. 1869 S. 113 u. ö., besonders auch S. 342. Recht einleuchtend ist noch unserm Gefühl der Gegensatz von Taube und Krähe: Wenn das Brautpaar aus der Kirche tritt, so schaut es nach oben, sehen sie zuerst Tauben, so bedeutet dieß eine glückliche Ehe, wenn Krähen, eine unglückliche (das. S. 189, aus Böhmen).¹⁾

Auch daß der Himmelsbote hier verspeist wird, thut seiner sinnigen Bedeutung durchaus keinen Abbruch im Sinne der alten Zeit. Das zeigt z. B. die Gans als Schmaus, die Martinsgans, von der noch im 16. Jahrh. ganz deutlich erkennbar ist in den dabei gesungenen Liedern, daß man sie ursprünglich dem heiligen Martin zu Ehren aß, dem sie geweiht war, als Opferschmaus, und daß auch der Vogel selbst dabei als Opferthier mit einer Art göttlicher Ehre behandelt wurde.

Freilich wenn man nach dem ersten poetischen Eindruck genauer zusieht, kommt die Frage: das eine Vögelchen als Hochzeitmahl für Zwei oder gar mehr?! Nun sie brauchte ja nicht als ganzer Küchenvorrath, nur als Beisteuer von oben gemeint zu sein. Aber kritische Gedanken in dieser Richtung müssen sich wohl wirklich bei den Singenden geregt haben, daher begreift sich in der Dresdener Fassung (S. 478) die Henne, und zwar ausdrücklich eine große, und die Gans, die da im Kessel sitzen an Stelle der Taube: sitzen, denn von fliegen ist keine Rede mehr; es ist wohl nun für den Umfang des Appetits gesorgt, aber mit der Taube ist auch die Poesie weg, und sie würde, sonderbar genug, auch weg sein mit zwei Tauben oder mehr — ein hübsches Beispiel als sicherer Beleg, wie man das Poetisch-Sinnige nicht zu scharf mit dem Alltagslichte beleuchten, namentlich nicht mit Messen und Zählen heimsuchen darf, wenn man es behalten will, es verlangt Morgen- oder Abendduft und Schimmer und Stimmung, nicht das scharfe Licht des Arbeitstages.

In dieser Richtung nach dem Kahlen und Nüchternen der Alltagsstimmung liegt denn auch das Einfallen des Kessels, das die Taube verdrängt hat, nur in schärfster Zuspizung. Es gibt in der Entwicklung des Geschmacks von je her Zeiten, wo das Farte und Hohe auf einmal nicht mehr mundet und man ihm das Derbe und Niedrige mit einem

1) Für die Vorgeschichte der Taube im Orient, für die Entstehung der Haus- taube und insbesondere der weißen Taube aus der wilden im Tempeldienst der Astarte (der syrischen Aphrodite) dort ist zu verweisen auf Victor Gheyns überraschende Ausführungen und Nachweise in seinem Buche *Kulturpflanzen und Hausthiere* usw. Berl. 1874 S. 291 ff. Darnach kam die weiße Taube wahrscheinlich aus Italien zu uns und wird in der obigen Verwendung doch erst aus christlicher Zeit stammen.

gewissen Troß entgegensetzt. So war es auch in der Zeit, die der Blüthe unsrer mittelhochdeutschen Dichtung folgte, und die Änderung des Schlußes in den beiden Liedern könnte wohl schon in diese Zeit zurückgehen. Auch das Einfallen des Kessels könnte zuerst etwa von jungen Burtschen dieser Zeit (knaben war da das Wort) herrühren, die den neuen derben Geschmack darin mit Lust kosteten und das Ganze, modern zu reden, philiströs fanden; sie sangen es dann auch zuerst als Tanzlied, wahrscheinlich zum Ärger der Mädchen, wie umgekehrt das Tanzlied in den Carmina Burana zugleich ein Truglied der Mädchen gegen die Buben oder Knaben ist; vielleicht geschah das zuerst zur Fasnacht, wo man auch viel tanzte und gern verkehrte Welt spielte; das Umfallen konnte durch Niederkauern dargestellt werden, wie noch die älteren Kinder dabei thun.

Wir sind mit den beiden Kinderliedchen von heute unmerklich in die mittelhochdeutsche Zeit und vom Kindergesang zu dem von Erwachsenen gekommen. Das Kessellied aber klingt mit Geist und Gehalt so sehr nach ältesten einfachen Verhältnissen, daß man es noch früher, ja in ganz alte Vorzeit setzen möchte, natürlich nicht die rhythmisch-sprachliche Form, die doch an Otfried erinnert. Auf alle Fälle ist es von Haus aus ein sogenannter brütleich oder hileich, von denen uns aus alter Zeit wohl die Namen, aber keine Proben erhalten sind: das Liedchen kann dafür als ein so später Abschatten davon eintreten. Auch der leich war nicht bloß Gesang, sondern zugleich Tanz und Spiel, wie unser Liedchen noch, er war eigentlich eine Art Aufführung, wie wir das jetzt nennen, die einem wichtigen Augenblick seinen Ausdruck gab. Da aber hier nicht die Hochzeit selbst dargestellt, sondern nur der Rath dazu an den jungen Mann gerichtet wird, so sieht es aus wie nur ein Stück aus einem ganzen Hochzeitspiel oder hileich, das wie zur Vorgeschichte der Hochzeit gehört. Das wäre dann wirklich wie jetzt, wenn am Polterabend Aufführungen der Freunde und Freundinnen des Brautpaares gespielt werden, die auch die Geschichte des Brautpaares als solchen darstellen. Die Kinder können das sehr früh im Spiel nachgeahmt haben, wofür sie ja gerne nach dem Wichtigsten greifen, das sie von den Erwachsenen sehen, und haben es uns so erhalten.

Scherzgespräche.

Von **Rudolf Beer** in Leipzig.

Im 4. Hefte dieses Jahrgangs unsrer Zeitschrift spricht Hildebrand von einem Scherzspruche, den er aus Luther nachweist und der mit einigen unwesentlichen Änderungen noch heute im Volksmunde lebe. Reinhold

Köhler vermutet, daß man ihn den gereimten Gesprächen mit Schwerhörigen beizuzählen habe, und ich möchte trotz Hildebrands Zweifel auch annehmen, daß wenigstens die Entstehung dieser Gattung von Volkswitzen zurückgehe auf die ja täglich neu zu erlebende komische Wirkung, die es macht, wenn ein Schwerhöriger falsch versteht und Gegenbemerkungen macht, die gar nicht zur Sache passen. Zumal in der aus Bischofswerda mitgetheilten Form des Spruches ist der Gedankenfortschritt so ersichtlich an das jedesmalige Reimwort gebunden, daß die Schwerhörigkeit recht wohl mit zur Erklärung dienen kann.

Freund, wo geht der Weg da raus?

Der Bursche auf dem Baume ist so vollständig mit seinen Gedanken bei dem Nestsusnehmen, daß er nur etwa hört: da aus? und annimmt, jener frage, was für Vögel es seien, deren Nest er plündere. Darauf giebt er nun den Bescheid: Ich nehme junge Stare aus. Nun wird die Frage wiederholt in andrer Form:

Ich meinte, wo der Weg raus ginge?

Wieder prägt sich das Reimwort allein dem Ohre ein, aber falsch. Der Vogelsteller versteht geringe und meint, der unten mache ein Bedenken geltend: Ist es denn nicht noch zu früh zum Ausnehmen der Stare, sind sie denn nicht noch zu geringe, d. h. zu mager, zu wenig wert als Braten? Diesem vermeintlichen Einwurfe begegnet er mit dem nächsten Verse:

Sie sind heuer nicht zu geringe.

Auch das heuer erklärt sich auf diese Art recht gut: es ist ein gutes Jahr, die Vögel haben zeitig gebaut und also schon bald Junge bekommen.

Jetzt wird der andre aber ungeduldig und schreit:

Mensch, seid ihr denn gar tolle?

Der Versausgang tolle verdreht sich in dem Ohre des auf dem Baume Sitzenden wieder in Wolle, und er muß annehmen, der unten beharre auf seiner früheren Meinung und behaupte, die Vögel seien sicher noch unreif, noch mit Wolle (dem ersten Flaumkleide der jungen Vögel) bekleidet, hätten noch kaum Stoppeln, geschweige denn Federn angelegt. Darum versichert er nun nachdrücklich:

Sie haben Federn und keine Wolle.

Die folgende Frage, wenn auch sicher laut und wild genug hinaufgerufen: Mensch, seid ihr denn bei Gott beraten? bringt abermals bloß das letzte Wort an das Ohr des oben Schwebenden, er hört braten und denkt, er sei nach der Art der Zubereitung der erbeuteten

Bögel (etwa: wollt ihr sie kochen oder braten?) gefragt. Daher denn die Auskunft:

Morgen werden sie in Butter gebraten.

Die Bischofswerbische Form erscheint mir darum auch als die echteste, wohl zugleich älteste, weil die Verdrehung je eines Wortes in ein anklingendes hier noch am deutlichsten erkennbar ist; weder bei Luther, noch in dem preussischen Spruche ist der Zusammenhang so klar ersichtlich.

Natürlich greift aber die Neigung zu derartigen Scherzreden vielfach auch weiter und beschränkt sich nicht auf Fälle, in denen die Taubheit den Witz hervorbringt. Die bekannteste Anekdote der Art ist wohl diese:

A. Haben Sie gehört, daß Herr So und so Geheimrat geworden ist?

B. Was? Bei dem Drede?

Sie enthält ja offenbar zugleich einen Hieb auf das Titelwesen und legt also den Verdacht nahe, daß B. ein Witzbold ist und absichtlich mißverstehet, um seinen Spott anzubringen.

Wer Scherzgesprächen der letzteren Art weiter nachgehen wollte, der müßte vor allem die Puppenspiele durchsuchen. In der Figur des Kasperle spielt ja das absichtliche Mißverständnis von alters her eine große Rolle, wurde auch geselliglich gepflegt, weil diese Auftritte stets großen Lacherfolg hatten. Ich weise nur auf die 5. Szene des 1. Aktes des Puppenspiels vom Doktor Faust (herausgegeben von Engel, Oldenburg 1874) hin, wo Wagner zum Hanswurst sagt:

Wie es mir scheint, so ist Er ein Diener und jetzt herrarlos?

H.: Ich bin noch niemals trepaniert worden.

Weiter, als sich Wagner vorstellt als der Famulus des Professor Faust, entgegnet H.:

Was? Ihr seid der Pflaumenmus beim hiesigen Brotfresser?

B.: Nicht doch! Famulus, zu deutsch: der Junge. Ich bin der Junge zum Studieren, und Du bist zu der Hausarbeit bestimmt.

H.: So, also Du bist zum Schmieren und ich zu der Lausarbeit u. s. w.

Die Freude an derartigen mehr oder minder witzigen Nebenplänkeleien ist noch heutzutage im Volke vorhanden. Auf ihr beruht die ganze Schnadahüpfeln-Litteratur und gar manches umlaufende Geschichtlein. Ich erinnere z. B. an folgendes Gespräch:

Sie waren gestern im Theater? Was war denn gleich gestern?

Mittwoch.

Ich frage, was sie (Sie) gegeben haben?

Drei Marl.

Was für ein Stück, meine ich.

Ach so, nun: einen ganzen Thaler.

Rein, was die Schauspieler gegeben haben?

Na, die werden wohl umsonst neingekommen sein.

Noch ein Geschichtchen darf wohl hier seinen Platz finden, zumal es unter Umständen unmittelbar in der Schule nutzbringende Verwendung finden kann, wenn sich einmal um den leidigen Unterschied von *m* und *n* im Dativ und Akkusativ handelt.

Water Brangel soll seine Werbung bei dem künftigen Schwiegervater mit folgenden Worten angebracht haben:

Ich habe eine große Bitte: ob Sie mir nicht Ihren Schwiegersohn nennen möchten?

Ja, das thut mir unendlich leid, aber meine Tochter ist ja noch gar nicht verlobt.

Nein, bitte, ich wollte sagen: ich bitte darum, ob ich nicht die Ehre haben dürfte, Ihnen meinen Schwiegervater zu nennen?

Ich werde mich natürlich sehr freuen, seine Bekanntschaft zu machen. Also bitte!

Wir verstehen uns immer noch nicht: ob Sie nicht erlauben wollen, daß ich meinen Schwiegervater Sie nenne?

Ja, das müssen Sie aber doch mit ihm selbst abmachen, da kann ich doch unmöglich etwas dazu thun.

Die hübsch erfundene Geschichte hat leider keinen Schluß, wenigstens kenne ich ihn nicht: die Herren werden sich schon noch verständigt haben.

Auch die zahlreichen und vielverbreiteten Eshogeschichten gehören einigermaßen hierher. Der Widerhall giebt die letzten Silben einer Frage als Antwort zurück. Ich erzähle nur eine, von gewichtigem geschichtlichem Hintergrunde. Auf dem Königspflage in Kassel ist ein mehrfaches Echo. Das soll man zu Zeiten des ungeligen Hassenpflugischen Regiments oft befragt haben:

Was soll aus uns werden unter Hassenpflug?

Fluch, Fluch, Fluch! schallte es wieder.

Ist er noch immer des Kurfürsten Berater und Leiter?

Leider, leider!

Wie ist denn hierzulande die Steuer?

Teuer, teuer!

J. F. Castelli, der Dichter der „Schweizerfamilie“, hat solch eine Eshogeschichte in Versen erzählt, nicht eben allzu geschmackvoll; aber Schubert hat dem Gedichtchen die Ehre erwiesen, es in Noten zu setzen (op. 136), sonst wäre es wohl längst vergessen (Schubert-Album, 2. Band, Nr. 61).

Sicherlich werden vielen Lesern dieser Zeitschrift manche andere Geschichten dieser Art bekannt sein, und im Schulleben kommen ja solche Späßchen fast alltäglich vor, ich meine scherzhafte Mißverständnisse. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Lehrer, der Livius zu lesen anfassen will und den Titel des Werkes langsam ausspricht: Titi Livi ab urbe condita liber primus. Sofort schnellt der Klassenerste in die Höhe, der wohl an die Anrede „lieber Primus“ gewöhnt gewesen sein muß, und erwartet gefragt zu werden.

Erst vor ein paar Tagen redete ich einen Schüler an: Nun sagen Sie mir einmal ehrlich — weiter kam ich nicht, da stand der Sekundaner Ehrlich auf und ersparte mir vorläufig den Rest des Satzes; denn alles lachte, und das war für seine Unaufmerksamkeit, denn er konnte gar nicht gemeint sein, zugleich ausreichende Strafe.

Ich bin mit meinen Anekdotchen wohl ein bißchen weit abgekommen von dem ernsthaften Zwecke dieser Zeitschrift. Indes im deutschen Unterrichte nimmt man sich ja wohl auch zuweilen das Recht heraus, die gradlinige Bahn einmal zu verlassen und etwas Seitabliegendes zu erwähnen, es sind sogar häufig nicht die unfruchtbarsten Stunden, in denen das geschieht — und so mag denn meine Plauderei wohl auch einmal so hingehen.

Über die Sprache Luthers im kleinen Katechismus.

Von Ernst Göpfert in Annaberg.

Wenn Luther von sich behaupten durfte, daß „mit seinen kleinen Büchleichen“, die er zuerst seit 1518 hatte ausgehen lassen, „mehr gethan sei als mit den prunkenden Folianten der andern“, so gilt das wohl in dem umfassendsten Sinne von seinen beiden Katechismen und insbesondre von dem kleinen. In dem anspruchslosen Büchlein legt er in bewundernswerter Einfachheit, Klarheit und Kürze den gesamten Inhalt des christlichen Glaubens nieder, wie sich ihm derselbe aus der heiligen Schrift als der alleinigen Quelle der Wahrheit ergeben hatte, und mit der dringenden Bitte, sich über das arme Volk zu erbarmen, wendet er sich in der Vorrede an die berufenen Erzieher des Volkes, an die Pfarrerherren und Prediger, ihm zu helfen den Katechismus in die Leute, sonderlich in das junge Volk zu bringen. Die Erziehung der heranwachsenden Jugend zu evangelischen Christen, ja die sittlich religiöse Erneuerung des ganzen Volkes: diese aus seinem reformatorischen Verufe erwachsene und mit demselben so innig verknüpfte pädagogische Aufgabe ist es demnach, die er durch seinen Katechismus zu lösen sucht. Und aus der Eigentümlichkeit dieser Aufgabe mußten sich ihm die Normen ergeben für die sprachliche Gestaltung des Katechismus. Wenn es galt, den reichen und bedeutungsvollen Inhalt desselben nicht nur dem Verständnis, sondern auch der Teilnahme des Herzens nahe zu bringen und durch beides zugleich den Lernenden zum bleibenden Besitze zu machen, so konnte solchen Anforderungen nur genügt werden, wenn derselbe in allgemein verständlicher Form dargeboten war, in jener kindlichen Einfachheit und schlichten Volkstümlichkeit, welche vor allem die Eigenart der Katechismus-Sprache aus-

macht. Daß trotz dieser nicht hoch genug zu achtenden Vorzüge uns heute einzelnes in den Lautverhältnissen, der Flexion oder Wortbildung derselben mehr oder weniger fremdartig gegenübersteht, andres in Wortbedeutung und Syntax nach seinem eigentlichen Gehalte mehr gefühlt als unmittelbar empfunden wird, erscheint als selbstverständlich, wenn man erwägt, daß unsre heutige Sprache um einen Zeitraum von über 300 Jahren von derjenigen Luthers absteht und daß diese einer Zeit angehört, die auch auf sprachlichem Gebiete einen bedeutsamen Wendepunkt in unserm deutschen Geistesleben bezeichnet.

Bekanntlich hat es vor Luther eine deutsche Schriftsprache von allgemeiner Gültigkeit nicht gegeben; auch das Mhd. und vorab das Nhd. im engeren Sinne: die schwäbische Mundart hat niemals die Geltung einer solchen zu erringen vermocht, obgleich sie die Sprache der sogenannten ersten Blüteperiode unsrer Litteratur und die Umgangssprache der höhern Stände war. Als dann mit dem Niedergange der Poesie im Anfang des 14. Jahrhunderts diese Litteratursprache in Verfall geriet, erlangte allmählich jenes Deutsch einen maßgebenden Einfluß, das, von der kaiserlichen Kanzlei ausgehend, die bayrisch-österreichische und ober-sächsische Mundart in sich vereinigte und dem sich auch die auf mittel-deutscher Grundlage ruhende Sprache der sächsischen Kanzlei seit der Mitte des 15. Jahrhunderts enger angeschlossen hatte. Das ist die Sprache, welche Luther meint in der bekannten Stelle aus den Tischreden: „Ich habe keine gewisse sonderliche Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen“. So wichtig immerhin dieses Kanzleideutsch für Luther gewesen sein mag, so darf gleichwohl jene Erklärung kaum so verstanden werden, als ob dasselbe einer so durchaus selbständigen Natur wie Luthern zu einer unbedingten Norm, zu einem bindenden Kanon geworden wäre oder als ob er in ihm für seine gesamte litterarische Thätigkeit ein mustergültiges Vorbild erkannt hätte. Gegenüber dem Reichthum und der Fülle von Gedanken, die uns in jeder Schrift Luthers entgegentreten, bewegte sich der Inhalt der Kanzleisprache in einem ganz bestimmten, engbegrenzten Gedantengebiete, und so lassen sich aus ihrem Einflusse schwerlich die Vorzüge und Besonderheiten der Lutherschen Sprache, läßt sich am wenigsten die Eigenart des Lutherschen Stiles erklären; das Kanzleideutsch konnte ihm vielmehr nur als Korrektiv dienen bei der Feststellung der äußeren sprachlichen Form. Weit höher ist sicherlich für Luthers Bedeutung auf

sprachlichem Gebiete der Einfluß anzuschlagen, welcher von der ihm angestammten Mundart ausging und der Gewinn, den er für seine sprachliche Entwicklung auch aus ihr gezogen hat. Das Mitteldeutsche seines heimatlichen Dialekts, das er in seiner Mansfelder Kinderzeit spricht, in und außer dem Hause hört und späterhin während seiner Eisenacher und Erfurter Studienjahre noch weiter vernimmt¹⁾, ist der lebendige Boden, welcher ihm die ersten sprachlichen Eindrücke und Bilder und in den unter seinen Landsleuten umlaufenden sprichwörtlichen Redensarten und Redewendungen, Sprüchen und Liedern andres wertvolles Sprachgut zuführt; auf ihm entwickelt sich zuerst sein feines Gefühl für sprachliche Dinge, und gewiß auch die begeisterte Liebe, die er für seine herrliche Muttersprache im Herzen trägt, wurzelt auf diesem Boden. So tragen denn auch seine frühesten Schriften noch deutlich die Kennzeichen seiner heimatlichen Mundart an sich²⁾; aber je länger er seine ganz in den Dienst der Reformation gestellte litterarische Thätigkeit fortsetzt, um so mehr macht er sich frei von jeder „sonderlichen Sprache“, d. h. auch von den Einflüssen seiner Heimat, um so reicher entfaltet sich sein natürliches Sprachtalent, und so wird unter seinen Händen unsere Sprache allmählich das, als was sie nach Jakob Grimms Ausdruck zu gelten hat, „Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersehung“. Diese Sprache ist es, die in ihrer vollkommensten Gestalt in der Bibelübersetzung und in ihrer ganzen Eigenart auch in der Sprache des Katechismus vorliegt.

Den für uns zugänglichen ältesten Originaltext des kleinen Katechismus bildet die Wittenbergische Originalausgabe aus dem Jahre 1529³⁾, von welcher das germanische Museum zu Nürnberg einen Abdruck bewahrt. In ihr tritt uns bereits eine zweite der von Luther selbst geordneten Katechismusausgaben entgegen, denn sie trägt den Titel: „Der kleine Katechismus für die gemeine Pfarher vnd Prediger, Gemehret vnd gebessert durch M. Luther“ und enthält als neu hinzugekommene Bestandteile außer einer Vorrede, einem Trau- und Taufbüchlein auch die Haus-tafel und: „Eine kurze weise zu beichten für die einfeltigen, dem priester“, Stücke, welche der ersten Ausgabe, die nur für die Hausväter bestimmt war und von der ein Original-Exemplar noch nicht bekannt ist, fehlen.

1) „So bin ich zu Eysleben geboren, zu Mansfeld erzogen, zu Magdeburg und Eysenach gelernet, zu Erfort Magister und Augustiner worden unnd nun Doctor zu Wittenburgt.“

2) Man vergleiche z. B. die am meisten bekannte Schrift: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, aus dem Jahre 1520.

3) Vergleiche: Der kleine Katechismus Dr. M. Luthers in seiner Urgehalt. Kritisch untersucht und herausgegeben von Dr. Harnack. Stuttgart 1856.

Unter Berücksichtigung dieses für jetzt ältesten erreichbaren Originaltextes mögen im folgenden die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten der Katechismus Sprache, insbesondere auch jene altertümlichen Sprachformen, die im mhd. Sprachgebrauche ihre Erklärung finden, zusammengestellt werden.

Wenden wir uns zunächst zum Vokalismus, der in Luthers Sprache wie überhaupt im Neuhd. wesentlich mitteldeutschen Charakter trägt. Zu den wichtigsten Kennzeichen des Neuhd. gehört bekanntlich der Eintritt der Diphthonge ei, au und eu für die mhd. Vokallängen i, u, iu (nhd. mein, Haus, heute, mhd. mln, hūs, hiute), ein Lautwandel, der zuerst seit dem 12. Jahrhundert in der bayrisch-österreichischen Mundart hervortritt und durch die Kanzleisprache zu allgemeinem Gebrauche gelangt. Wenn Luther sich hierin der letzteren auch im Katechismus durchaus anschließt, so hält er doch fest an dem alten i in der Diminutivendung lin für lein wie in stündlin (7. Bitte) und gobetlin (Abends.), vielleicht, weil ihm diese Form etwas Traulicheres hatte als jenes lein. Und wenn auch bei ihm die Abschwächung der Vokale der Bildungssilben zu klanglosem e durchgeführt erscheint, wenn er sogar im Anschluß an seinen Heimatsdialekt erber für ehrbar, mhd. erbēars (vgl. erberkeit in der Haustafel) schreibt, so vermag er sich doch in dem Substantiv Nohister (Nächster) von dem gerade in Mitteldeutschland am längsten erhaltenen i¹⁾ nicht loszumachen. Die Formen wirdig und Wirdigkeit für würdig und Würdigkeit, liogen und triegen für lügen und trügen, Schepfer und Schepfung für Schöpfer und Schöpfung, Helle für Hölle, schworen für schwören, frum für fromm entsprechen in ihren Stammvokalen ganz dem Mhd.; ebenso steht in fride, vihe, gibt mhd. i für unser heutiges ie, während zihet und iglich statt des mhd. ie einfaches i haben. Vielfache Übereinstimmungen mit dem Mhd., aber auch auffallende Abweichungen von diesem und zugleich vom Nhd. zeigt die Katechismus Sprache in der Anwendung oder Unterdrückung des Umlautes. Den Umlaut von a läßt Luther niemals unbezeichnet, aber statt des ä der heutigen Schriftsprache setzt er nach mhd. Brauche o und schreibt demgemäß: veter, gedechtnis, hende, stende (Plur.), allmechtig, gnediglich, teglich, einfeltiglich, nemlich, orzelen, stercken, settigen, erhold, empsehēt. Dagegen vermißt man wie in seinen Schriften vor 1525 und wie in der Kanzleisprache auch im Katechismus häufig den Umlaut von o und u; neben frölich erscheint frolich, neben fürchten furchten, neben fünfte funfte, neben sünde sundigen, versundigen, neben schuldiger

1) Dasselbe begegnet uns z. B. in seiner Schrift an den christlichen Adel ic. fast auf jeder Seite in Worten wie Gottis, lengist, grossist, allis, ubir, einis, heiligst u. f. w.

und schuldig entschuldigen; bei foddern für fördern, Bischouen für Bischöfen, junger für Jünger, furen für führen, uber und ubel finden sich nur die Formen ohne Umlaut und in dem Adjektiv ungedültig weist ihn weder das Mhd. noch das Nhd. auf. Bei glauben und taufen begegnen wir regelmäßig den umgelauteiten Formen, die sich zwar nicht im Mhd., wohl aber noch in einzelnen Volksmundarten nachweisen lassen; nur tritt uns in Luthers glauben und teuffen statt des zu erwartenden oberd. ou (ahd. galoupan, got. galaubjan urd ahd. toufan, got. daupjan) ebenso wie in heubt (heubtstück), verseumen, eusserlich, erseufft das mitteld. ou als Umlaut entgegen.

Der Konsonantismus der Sprache im Katechismus, der im Gegensatz zum vokalischen Lautstande mehr oberd. Färbung zeigt, läßt zugleich auch die orthographischen Eigentümlichkeiten der Lutherschen Sprache deutlicher hervortreten. Freilich ist kaum anzunehmen, daß nach dieser Seite hin Luthers Schriften außer den vorhandenen Briefen völlig authentische Zeugnisse darbieten; denn wenn er klagt, „seine Bücher würden so schendlich zugerichtet“, daß er sie als seine eignen nicht wieder erkenne, wenn sie wieder zu ihm kämen, so geht daraus wohl sicher hervor, daß Setzer oder Korrektoren sich vielfach Eingriffe in seine Schreibweise mögen erlaubt haben. Ich ganzen schließt er sich aber auch in der Orthographie der Kanzlei- und Gemeinsprache sowie den gleichzeitigen Schriftstellern an. Auch im Katechismus bedient er sich noch der Minuskelschrift und gebraucht große Buchstaben¹⁾ nur beim Beginn neuer Sätze oder da, wo die Worte wirklich Hauptworte, also Träger wichtiger, bedeutamer Begriffe, besonders auch heiliger Namen sind. Wie er in den Worten hymel, gesynde, feyertag, synn, yn, bey, eytel, yglich, freylich einfaches i durch das aus dem Griechischen stammende, von F. Grimm als „unnützlich und barbarisch“ verurteilte y wiedergiebt, so steht bei ihm wie in lateinischen Handschriften und wie in Urkunden des 13.—15. Jahrhunderts statt des anlautenden u fast regelmäßig v, doch auch umgekehrt im Inlaute u für v in euangelion, euerig, zuuersicht und Bischouen; wenn er aber in vertrauen, jungfrawe das au durch aw, in rewe, getrewe, newer und drewen das eu durch ew ersetzt, so erinnern diese Lautverbindungen noch an die mhd. iw und ow, aus denen durch Spaltung das w in uw²⁾ die jüngeren iuw und ouw (vgl.

1) Die Bibelausgabe von 1545 ist die erste, in welcher die Substantiva (mit wenig Ausnahmen) mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt sind, und zwar mit lateinischen, wo der Sinn eines Wortes ein böser, mit deutschen, wo derselbe ein guter war. Vgl. Wadernagel Litteraturgesch. S. 383, Anm. 69.

2) So erklärt Schleicher in seiner deutschen Sprache S. 155 diesen phonenischen Vorgang.

mhd. getriwe und frowe neben späterem getriuwe und frouwe) hervor-
gegangen sind. Durch die Verdoppelung der Konsonanten mag er viel-
fach die Kürze des vorausgehenden Vokales ausdrücken wollen wie durch
dd in foddern (förrern), widder, odder, nidder, durch tt in vatter,
trotten, durch ll in gowallt, welt, wallt (walte), allte, erhellt (erhält),
meist folgt er aber auch hierin wieder der sächsischen Kanzleisprache und
den zeitgenössischen Schriftstellern, die sich in derartigen Doppelschreibungen
besonders gefielen; so in der Anwendung von ff in straffe, teuffel, tauffe,
nottdurfft, vernunft, verzweifeln, ruffen, unstrefflich, von dt in heil-
landt, von tz in creutz, hertz, geitz oder da, wo er in Worten wie
werck, wircken, stercken, dancken nach einem Konsonanten ck gebraucht.
Um so auffälliger erscheinen dann solche Formen, in denen die mhd.
Geminatio fehlt und die wie hymel, jamer, frum, komen nach mhd.
Weise mit einfachem Konsonanten auftreten. Zur Bezeichnung der vo-
kalischen Längen dient Lutheru außer dem e nach i besonders das h;
er gebraucht dasselbe in der häufigen Verbindung th, um den folgenden
Vokal zu dehnen; seltener dagegen, wenn man von wahr (Ware) und
der sonderbaren Schreibung gemalh absieht, dient h zur Dehnung des
vorausgehenden Vokals, so daß Wortformen wie son, narung, nomen,
stelen, gefaren, loren, inen, ire mehr mit den entsprechenden mhd.
als mit den heutigen übereinstimmen. Wo der h-Laut zu seiner
Zeit noch gesprochen wird, da giebt ihn Luther auch im Katechismus
durch ch wieder und schreibt schuch und geschicht (geschieht); daß der-
selbe aber in eraus (4. Hauptst.) fehlt, ist eine Eigentümlichkeit des
Mittelb., die sich (bei orab, ernach, erauf, erkür) auch aus andern
Schriften Luthers nachweisen läßt. Da seine heimatliche Mundart die
Laute b und p, d und t in der Aussprache nicht unterschied, so kennt
auch Luther keinen Gegensatz zwischen ihnen und folgt in der Unter-
scheidung derselben keinerlei Regel; er schreibt nach mhd. Geseße gelt
und golt mit Tenuis im Auslaute, dagegen werd mit auslautender
Media; dem nur einmal (in der Beichte) vorkommenden gepot steht gebot,
dem einfachen geburt widdergepurt, dem mhd. witwo das mittelb. widwo
gegenüber; und wie in anderen seiner Schriften nebeneinander die
Schreibungen deusch, teutsch und deutsch auftreten, so im Katechismus
eltern (4. Gebot) und eldern (Hausl.). Die auch im späteren Mhd. noch
üblichen Formen umb, drumb, widerumb lassen sich wie sampt und
verdampft und wie selbs für selbst aus der älteren Sprache begründen,
während in kompt (kömpt) das p nach m eingeschoben und in dem seit
Luther gebräuchlichen Predigt für das mhd. bredigo das t angetreten ist.

Auch in dem, was die Wortbildung angeht, lassen sich in der Sprache
des Katechismus bemerkenswerte Eigentümlichkeiten und mehr als auf

dem Gebiete des Lautsystems Übereinstimmungen mit der älteren Sprache aufzeigen. Noch ist in den adjektiven Adverbien gerne, feste, angenehme, das auf ahd. o beruhende, im Mhd. fast völlig aufgegebene o und in felschlichen (8. Geb.) auch die mhd. Adverbialendung -en bewahrt, noch tritt die zur Bildung weiblicher Substantiva dienende Ableitungssilbe -ung in der auch im ältern Mhd. üblichen Form -unge auf, wie bei erneuerunge, losterunge, verheissunge, und in ordenunge hat sich auch das alte o der Bildung noch erhalten. Die mit -ig gebildeten und durch -lich verstärkten Adjektiva, die im Mhd. so häufig begegnen (vgl. minneclich, riuwœclich, zühtœclich) sind im Katechismus vertreten durch einfeltiglich, ewiglich, gnœdiglich, würdiglich, und die gleichfalls mit -lich gebildeten Adjektiva felschlich und gewislich, die wir heute durch die einfachen Formen falsch und gewiß ersetzen, entsprechen mhd. velschlich und gewislich; auch in gelied, gemeins (Gemeinde), fahr, fährlichkeit und oberkeit für Obrigkeit (mhd. oberkeit, oberheit, d. i. ober-echeit mit unorgan. -ec = ig) liegen gute mhd. Bildungen vor. Wie in der Bibel bedient sich Luther auch im Katechismus der echt mhd. Form lîn = lein als Diminutivendung (vgl. oben gebetlin und stündlin), obwohl er, wie aus jenem köstlichen Briefe an sein söhlin Hensichen¹⁾ hervorgeht, auch unsre heutige aus dem Niederd. eingebrungene Endung -chen (zwarun umgebildete zwarten in der 5. und der substantivische Infinitiv ver-zweiffeln für Verzweiflung in der 6. Bitte, der letztre insofern, als Luther in der Bibelübersetzung und andren seiner Schriften eine gewisse Vorliebe für die Substantiva auf -ung hervortreten läßt²⁾). Aber ganz dem mhd. Gebrauche entspricht es, wenn er für die zusammengesetzten Formen verbessert (7. Geb.), betrügen (2. Geb.) und wiederkommen (2. Art.) die eindrucksvolleren einfachen bessern, triegen und komen gebraucht oder wenn er unsre Komposita desgleichen (des glichen erst im 15. Jahrhundert), umsonst (mhd. umb sonst) und dafür, das letztre durch zwischengeschobene Satztheile, in zwei Worte trennt.

Weniger Eigentümliches tritt uns in der Katechismussprache in der Flexion des Nomens und Verbums entgegen. Nur in der Weichte ist einmal das Maskulinum Mensch in der neutralen Form (ich armes mensch) gebraucht, die seit Ende des 18. Jahrhunderts eine unedle Bedeutung angenommen hat, im Mhd. aber neben der maskulinen erscheint;

1) Es sei gestattet, hier auf die illustrierte Ausgabe dieses Briefes hinzuweisen, welche der katholische Maler Ludwig Richter seinen evangelischen Landsleuten als sinnige Jubiläumsgabe zum 400jähr. Geburtstage Luthers gewidmet hat.

2) Vgl. beweynung, befestung, befehlung, mehrung, yrrung, begabung (für Weisheit) in der Schrift: An den christlichen Adel zc.

im übrigen weicht Luther im Geschlecht der Substantiva nicht von dem heutigen Sprachgebrauche ab. In Übereinstimmung mit dem Mhd. steht die schwache statt der starken Form im Genet. Sing. bei Erde (himels vnd der erden), im Dat. Sing. bei Erde und Hölle in den adverbialen Redensarten: auf Erden, zur Hölle, sowie im Accus. Sing. beim Adjektiv: giebt die ewigen Seligkeit, und umgekehrt die starke für die schwache nach vorausgehendem Pronomen beim Adjektiv: wir seine rechte Kinder (Waterunser). Vielleicht die Rücksicht auf den Rhythmus des Satzes mag Luthern bestimmt haben, bald die kürzeren, bald die vollen Wortformen zu wählen, so wenn er beim Plur. des Neutr. die apokopierten Formen ding, gepot, wort, stück, beim Genet. Sing. im Masculinum und Neutrum die synkopierten fleischs, geists, guts, leibs, sons vorzieht, in den Nominativen herre, vihe und den Dativen mit liste, mit goldo, vnter yhme das alte e der Endung bestehen, in schulde und hofe sogar ein neues antreten läßt. Ganz abgelegt ist die Flexion in dem Ordnungszahlwort ander: der ander Artickel, die ander bitte, das ander gebot, sowie beim Pronomen und attributiven Adjektiv: unser sunde, solch bitt, seinem eigen hause, falsch zeugnis, gut regiment, gut wetter, solch gross ding. In der Verbalflexion tritt gleichfalls Apokope und Synkope mehrfach auf, diese ganz wie im Mhd. zwischen zwei t-Lauten wie in der 3. Sing. Präs.: bedeut, behüt, erleucht für bedeutet, behütet, erleuchtet, jene in der 3. Sing. Prät.: danckt für dankte, während dagegen in segenen das alte Bildungs=e beibehalten ist. Außerdem verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Luther in den Sätzen: ‚daß der Vater nicht ansehen wolt unser sunde‘ und: ‚er wollts uns alles vergeben‘ den alten Konjunkt. Präs., der im Mhd. mit dem des Prät. zusammenfällt (wolde, wolte), bei sollen in der 2. Sing. Präs. noch das mhd. du solt und ebenso die im Mhd. beliebte Anschließung des Pronomens der 2. Person an die entsprechende Verbalform (wiltu, magstu) festhält. In der Komparation weicht die Katechismusprache bis auf die schon erwähnte Superlativform nehister und das beim Komparativ stehende echt mhd. desto (Weichte) von der heutigen Schriftsprache nicht ab.

Fast vollständig auf dem Boden unsrer heutigen Schriftsprache steht die Sprache des Katechismus in Hinsicht auf die Wortbedeutung. In der mehr oder minder stark abweichenden Bedeutung der älteren Sprache ist eine verhältnismäßig geringe Zahl von Worten verwendet. Wie im Mhd. wird noch der Erwerb oder Unterhalt als die Nahrung (7. Geb.), die gute Sitte oder der äußere Anstand als seine Zucht (5. Hauptft.), eine Gefahr oder Gefährdung als Fahr bezeichnet; das einfache natürliche Wasser heißt schlicht, der geistig und sittlich einfache

Mensch einfültig; danken (den Namen Gottes, 2. Geb.)¹⁾ steht noch im Sinne von lobpreisen, verlassen (5. Bitte) in dem von erlassen, vergeben; das mit altem spanan = loden, reizen zusammengesetzte abspannen gilt für abwendig machen und das Adverb zwar ist noch ganz das mhd. so wars mit der Bedeutung: in Wahrheit. Wenn Luther diese Worte ohne Bedenken in ihrer ehemaligen Bedeutung gebrauchen konnte,²⁾ so ist damit bezeugt, daß das unmittelbare Gefühl für dieselbe zu seiner Zeit noch lebendig war und daß er für jene Ausdrücke das Verständnis seiner Leser voraussetzen durfte. Denn von allen verstanden zu werden in dem, was er schrieb, mußte ganz besonders im Katechismus seine angelegentlichste Sorge sein, und wie solche Verständlichkeit zu erreichen sei, dazu giebt er selbst die Anleitung: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Marke fragen und denselben auf das Maul sehen wie sie reden.“ So wurzelt denn auch der Wortschatz seines Katechismus ganz in dem Gedanken- und Anschauungskreise des Volkes, und in der sorgsam erwogenen Wahl seiner Ausdrücke und Redemittel erkennen wir allenthalben den echt deutschen Mann, der seine Herkunft aus dem Volke nirgends verleugnet. Ganz für den Bürger und Bauersmann schreibt er, wo er von den Dingen und Bedürfnissen des alltäglichen Lebens spricht, von Haus und Hof, Acker und Vieh, Geld und Gut, Kleidern und Schuhen, Essen und Trinken; von der Ware, dem Handel und der Nahrung, von Gesundheit und gutem Wetter, oder von den Hausgenossen, von Weib und Kind, Knecht und Magd und dem ganzen Gesinde oder auch von den guten Freunden und getreuen Nachbarn. Und wenn er uns zeigt, wie der Hausvater seinen Angehörigen den Katechismus aufs einfültigste fürhalten müsse, wie Kinder und Gesinde züchtig und mit gefalteten Händen an den Familientisch treten und vor dem Schlafengehen ihr Abendgebet sprechen sollen, wie dann am Morgen ein jedes mit Freuden an sein Werk gehen und etwa ein Lied singen möge, oder wenn er von der Stellung der Kinder zu ihrem lieben Vater das schöne Bild gewinnt für das Verhältnis der Menschen zu Gott als ihrem himmlischen Vater: überall knüpft er da an das bürgerliche und namentlich an das von ihm selbst so hochgehaltene häusliche und Familienleben²⁾ an; überall auch weiß er hier wie anderwärts in seiner Ausdrucksweise ungefucht den echten Volkston zu treffen. Wie ganz volkstümlich gedacht und ausgesprochen ist die Er-

1) Auch in der Bibel, 3 B. Ps. 50, 5 wird danken mit dem Accusativ in gleichem Sinne gebraucht.

2) L. v. Ranke bezeichnet Luther als den „Patriarch der strengen mit Andacht durchbrungenen Zucht und Sitte des norddeutschen Hauswesens.“

klärung: Wohlgefallen heisset das alle thier so viel zu essen kriegen, das sie frölich und guter ding drüber sind; wie einfach und gemeinverständlich sein: Amen, Amen, das heisset Ja, Ja, es sol also geschehen, und wie tritt zugleich die zum Gemüt bringende Wärme und Junigkeit volksmäßiger Rede hervor in den Ausdrücken und Sätzen: lieb und wert haben, alles zum besten kehren, herzlich vergeben und gerne wohlthun, das alles aus lauter väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit, Gott giebt täglich Brot allen bösen Menschen, oder da, wo er von der ernststen Todesstunde redet und beten lehrt, daß uns Gott ein seliges Ende beschere und mit Gnaden von diesem Jammerthale zu sich nehme in den Himmel. Und wie trefflich versteht er es, durch Anwendung von Bildern und individualisirenden Ausdrücken seiner Sprache zugleich den Reiz sinnlicher Frische und lebensvoller Anschaulichkeit zu verleihen; man braucht nur zu erinnern an die Worte des 2. Artikels: Nicht mit Gold oder Silber ꝛc. die die Vorstellung vom Loskaufen durch ein Lösegeld wachrufen, oder: erworben und gewonnen, denen ebenso wie: angefochten werden, gewinnen und den Sieg behalten das Bild von Mühe und Kampf, Überwindung und Sieg zu Grunde liegt; an die liebende Mutter, die mit zutraulicher Rede ihr Kind zu sich herankruft, müssen wir denken, bei dem Ausdruck: Gott will uns damit locken, an ein Wegwenden, Verschließen der Augen, wenn es heißt, er wolle nicht ansehen unsre Sünde; den schlaun Anschlag und das Auspähen nach passender Gelegenheit kennzeichnet treffend die Wendung: mit List nach seinem Erbe oder Hause stehen; und nicht bloß der Teufel und der alte Adam, auch die Welt und unser Fleisch werden persönlich gefaßt als die Feinde des Christen, die ihn betrügen und verführen und gegen die er täglich aufs neue den Kampf aufnehmen muß. Wie aber schon durch solche Bildlichkeit der Rede, so gewinnt die Katechismussprache auch äußerlich eine poetische Wirkung durch die so häufige Wiederkehr jener Redeformeln, in welcher derselbe Begriff durch gleiche oder verwandte Sprachbilder ausgedrückt wird. Luther gebraucht dieselben mit einem unverkennbaren Wohlgefallen und teilt die Vorliebe für sie sowohl mit der älteren Poesie und Prosa wie mit der Sprache des Volkes. Nur selten wie bei fürchten, lieben und vertrauen; beten, loben und danken erscheinen dreigliedrige, meistens vielmehr die zweigliedrigen Formeln, und diese werden teils durch und, teils durch oder, in negativen Sätzen hingegen durch das altertümliche noch verbunden; zuweilen fehlt aber auch die Konjunktion und die zusammengehörigen Ausdrücke treten wie in der Erklärung zur 4. Bitte (Essen, Trinken; Kleider, Schuh; Haus, Hof; Acker, Vieh u. s. w.) unmittelbar nebeneinander auf. In Haus und Hof, Leib und Leben, Nahrung und Notdurft, Geld und Gut, Tod

und Teufel, lehren und leben, verloren und verdammt werden die parallelen Glieder durch die Alliteration zusammengehalten, in Ware oder Handel, Schande und Laster, Schaden und Fahr, hören und lernen, lügen oder trügen durch den gemeinsamen oder anklingenden vokalischen Inlaut, während die Formeln: Gold oder Silber, Erbe oder Haus, Leiden und Sterben, lauter und rein, zeitlich und ewiglich, nicht verachten noch erzürnen u. a. des lautlichen Bandes ganz entraten. Man erkennt bald, daß diese formelhaften Verbindungen nicht nur die gedächtnismäßige Aneignung der Textesworte wesentlich begünstigen, sondern auch vielfach den Eindruck des Gesagten auf Vorstellung und Gefühl verstärken und vertiefen müssen; in welchem Grade sie zugleich die anmutende Frische der Katechismus Sprache erhöhen, insbesondere aber den Rhythmus beleben können, das vermag uns schon die eine Stelle des 1. Artikels zu gegenwärtigen: Mit aller Notdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget und vor allem Übel behütet und bewahret; und das alles aus lauter väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit; des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.

Fast möchte es scheinen, als ob die Anerkennung der gerühmten Vorzüge in der Katechismus Sprache doch nach einer Seite hin einzuschränken sei. Während nämlich Luther sich durchaus frei hält von allen Neubildungen und gegen die fürsüchtlichen Kanzeleien eifert, „die sich dünken, sie haben Macht die deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter“, so verhält er sich doch auch in seinem Katechismus nicht ablehnend gegen die Fremdwörter. Allein abgesehen von den nicht mehr als Fremdlingen gefühlten, dem Lateinischen entlehnten Worten Kreuz, Segen, Priester, Engel und Predigt, die sich längst vor ihm völlig in den deutschen Wortschatz eingefügt hatten, bedient sich Luther, gegenüber der Kirchensprache seiner Zeit, immer nur einer geringen Anzahl eigentlicher Fremdwörter. Die Ausdrücke Amen, das er selbst so schön erklärt, Evangelium, bei dem er auch im Katechismus die griechische Endung -on beibehält, und das bei Heiligennamen stehende und seinen Zeitgenossen geläufige Sanct sind ebenso wie Altar, Kreatur, Sakrament, Testament fast sämtlich durch die Einführung des Christentums bei uns heimisch gewordene Kultuswörter, und Luther konnte für sie und auch für das adverbial gesetzte Summa (in Summa, 7. Bitte) sowie für das nur in Überschriften verwendete Artikel um so sichrer auf Verständnis rechnen, als alle diese Worte bis etwa auf das letztgenannte¹⁾ schon im Mhd.

1) Dasselbe findet sich wenigstens im mhd. Wörterbuche nicht verzeichnet.

im Gebrauche waren. Und sollte ihm hier auch noch etwas davon auflaſten, daß er durch die Schule mittelalterlich-kirchlicher Lateinbildung hindurchgegangen iſt, ſo bleibt er doch, entgegen ſeinen gelehrt, dem deutſchen Volke und Volkstum fremder gewordenen Mitarbeitern „trotz Schule, Univerſität, Kloſter und Ratheder innerlich ein Mann des Volkes.“¹⁾

Am ſchärfften ausgeprägt tritt uns auch im Katechiſmus die Eigenart der Lutherſchen Sprache in ihrem Stil und Satzbau entgegen, im Katechiſmus um ſo mehr, als ſich Luther hier nicht wie bei der Bibelüberſetzung an den Text eines ihm vorliegenden Originals gebunden und von dieſem beeinflusst ſah, vielmehr lediglich von der Rückſicht auf eine dem volkstümlichen Sprachbewußtſein gemäße Faſſung ſeiner Gedanken geleitet wurde. Obgleich ſich nun auch in ſeinem Satzbau der Einfluß des Kanzleideutſch und nicht minder der der lateiniſchen Sprache, an der ſich ſein Stil zunächſt gebildet hat, wahrnehmen läßt, man denke z. B. an das reichverketete Satzgefüge in der Erklärung zum 2. Artikel, ſo ſteht doch nach dieſer Seite hin ſeine Sprache mehr unter der Gewalt ſeiner Individualität als unter dem Zwange der Regel, lehnt ſich aber auch hier wieder, namentlich in dem was die Wortſtellung, die Anordnung der Sätze, die Weiterführung einer Gedankenreihe, die Verbindung der einzelnen Satz- und Periodenglieder betrifft, vielfach an die eine viel freiere Bewegung geſtattende ältere Sprache an. Wir heben an dieſer Stelle nur die hervorſtechendſten Eigentümlichkeiten aus der Syntax der Katechiſmusſprache hervor. Ganz dem mhd. Brauche entſpricht es, wenn Luther das demonſtrative Pronomen vor dem relativen fehlen läßt. Und hindert (die), ſo uns den Namen Gottes nicht heiligen und ſein Reich zc. (3. Bitte); wenn er zur Einführung des hypothetiſchen Satzes ſtatt unſres heutigen wenn die Partikeln wo und ob verwendet: (Es geſchieht), wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird (1. Bitte), du wolleſt mir vergeben, wo ich unrecht gethan habe (Abendſegen), und ob wir damit angefochten würden (6. Bitte); wenn er den alten Genetiv des Demonstrativpronomens des eintreten läßt für unſer dazu: Des hilf uns, lieber Vater im Himmel (1. Bitte) oder für unſer darüber: Des walt Gott Vater zc. (Morgen- und Abendſegen); wenn er durch das ſo häufig wiederkehrende ſo das Relativpronomen in jedem Genus und Kaſus erſetzt (Beſchluß der Gebote, 3. Bitte, 4. und 5. Hauptſtück) oder wenn er in den Verbindungen: vor allem Schaden und Gefahr, meinen Leib und Seele, keinen Schaden noch Leid das nur dem erſten Subſtantiv zukommende an dem vorausgehenden attributiven Adjektiv oder Pronomen

1) Scherer, Geſchichte der deutſchen Litteratur, S. 285.

ausgedrückte Genus zugleich mit auf das zweite bezieht. Weit größere Freiheit, als sie unsre strengeren syntaktischen Gesetze zulassen, wahrte sich Luther in Rücksicht auf Gebrauch und Stellung des Verbums, insbesondere des Hilfsverbs. So setzt er bei mehreren durch und verbundenen oder ohne Konjunktion aneinander gereihten Verben mit verschiedner Rektion denselben Objektskasus: Ihn über alle Dinge fürchten, lieben und (ihn) vertrauen, ihn lieben und vertrauen, ihm helfen und (ihn) fördern, des alles ich ihm zu danken und zu loben; so stellt er im Hauptsatze das Verbum finitum ans Ende: St. Paulus zu den Römern am sechsten spricht, oder läßt dasselbe ganz fallen in dem Satze: Uns Christen zu essen und zu trinken (geboten, befohlen); so unterbricht er bei mehreren nicht gleichkonstruierten Zeitwörtern das Hilfsverbum der Zeit: Gelitten (hat) unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben (ist) und im abhängigen Satze stellt er im Gegensatz zum heutigen Gebrauche das Hilfsverb des Modus dem prädikativen Adjektiv voran: Daß ich soll gewiß sein (Waterunser), das Hilfsverb der Zeit dagegen hinter das prädikative Substantiv: Daß wir gerecht und Erben seien des ewigen Lebens (4. Hauptstück). Eine weit größere Freiheit waltet aber auch in Luthers Sprache in der Form und Stellung der Satzglieder und Sätze. In der Erklärung zur 5. Bitte giebt er dem erläuternden Nebensatze: Denn wir täglich viel sündigen durch die einseitende Konjunktion denn (für unser heutiges da) die Form eines Hauptsatzes; in der Erklärung zur 6. Bitte läßt er den Bedingungsatz: und ob wir damit angefochten würden nicht, wie es unserm heutigen Sprachgefühl zusagt, dem Objektsatze nachfolgen (und daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten, ob = wenn wir damit angefochten würden), sondern vorantreten, und in dem Berichte über die Einsetzung des heiligen Abendmahls unterbricht er den Hauptsatz (unser Herr Jesus Christus nahm zc.) durch eine adverbiale Bestimmung mit zugehörigem Relativsatz (in der Nacht, da er verraten ward) und führt ihn dann unter Wiederaufnahme des Subjekts fort. Von weiteren Eigentümlichkeiten im Satzbau sei nur noch jener im Katechismus öfter erscheinenden Konstruktion gedacht, bei welcher der Nebensatz ohne Vermittelung in die Form des Hauptsatzes überspringt, z. B.: Der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern ..., aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl zc. (Beschluß der Gebote); wenn Gott allen bösen Rat und Willen bricht und hindert, so uns ..., sondern stärket und behält uns fest in seinem Wort und Glauben (1. Bitte); auf daß gleichwie Christus ist auferwedet von den Toten, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln (4. Hauptstück); wir bitten in diesem Gebet, daß der Vater im Himmel nicht ansehen wolle unsre Sünde ..., sondern er wolle uns alles aus

Gnaden geben (5. Bitte). Durch die zuletzt angeführten, von strengeren Grammatikern meist verpönten Anafoluthien, denen wir gleichwohl auch in der Prosa eines Goethe und anderer namhaften Schriftsteller nicht selten begegnen, weiß Luther geschickt einer zu weitgehenden Unterordnung im Aufbau seiner Perioden auszuweichen, und wie in ihnen, so sucht er auch sonst allenthalben das, was sich ihm innerlich als das Hauptsächlichste und Wesentliche aufdrängt, in den Vordergrund zu stellen und durch die Art seines Satzbaues nachdrücklicher hervorzuheben. Daß namentlich in Rücksicht auf den letztern eine oft voreilige Kritik mancherlei auszustellen findet im Katechismus, einem Buche, für welches Luther in der ganzen zeitgenössischen Prosa nichts vorfand, das ihm hätte als Vorbild dienen können, kann nur wenig ins Gewicht fallen angesichts der bereits mehrfach hervorgehobenen Vorzüge der Katechismus-Sprache. Wer sich des Eindruckes der letzteren deutlicher bewußt werden will, darf sie freilich nicht bloß lesen, sondern muß sie hören; dann wird er sich nicht nur erheben an ihrer edlen Würde und wohlthuenden Frische, sondern auch etwas vernehmen von „dem kurzen Schritt der Kraft und dem treuen Ton der Einfalt“, welche der ehrwürdige E. M. Arndt der Sprache seines Luther nachrühmt.

Proben einer Übersetzung von Otfrids Evangelienbuch.

Von L. Freytag in Berlin.

Vorbemerkung. Es giebt meines Wissens nur zwei Übersetzungen von Otfrids Evangelienbuch. Die eine (von G. Rapp) verdient weder den Namen einer Übersetzung noch auch den einer wenn auch noch so freien Bearbeitung; sie ist nur insofern gewissermaßen ein psychologisches Rätsel, als sie beweist, daß man sich auch an die Übersetzung eines Textes wagen darf, den man überhaupt gar nicht versteht. Die andere ist ein Werk des bedeutendsten Herausgebers und Erklärers des Otfridschen Werkes, des Professors J. Kelle in Prag; es versteht sich, daß sie gut und wortgetreu ist, von einzelnen Stellen abgesehen, über die sich rechten ließe. Aber Professor Kelle hat von vornherein auf den Endreim verzichtet und damit gerade das aufgegeben, was Otfrid prinzipiell als der erste in unsere Metrik eingeführt hat. Die hier vorgelegten Proben sollen nun beweisen, daß eine Übersetzung von Otfrids Evangelienbuch auch mit Beibehaltung des Endreims, wenn auch schwierig, dennoch aber wohl möglich ist. Man darf nur nicht vergessen, daß bei Otfrid (wie überhaupt genau genommen in unserer ganzen Poesie) der Endreim ein

rein äußerlicher Schmutz ist und daß man sich, wenn es darauf ankommt, den Sinn des Dichters zu treffen, nicht zu besinnen und nicht anzustehen braucht ruhig ein Reimwort einzufügen, wenn es vonnöthen ist. Der von manchen Kritikern (nicht Dichtern) auf die „Reimnot“ ausgegossene Spott ist in den meisten Fällen nichts als bewußte oder auch unbewußte Heuchelei; einer Sprache wie der unsrigen, welcher der Endreim künstlich aufgezwungen worden ist, wird die „Reimnot“ immer und ewig anhaften, und wer sich die Mühe giebt, unsere bedeutendsten Dichter und Reimkünstler (nicht etwa bloß Platen) daraufhin näher anzusehen, wird sich davon überzeugen, daß häufig nicht der Gedanke den Reim, sondern daß im Gegentheil der Reim den Gedanken beherrscht. Um so zuverlässiger ist dies der Fall, je entschiedener ein Dichter (vollends ein Übersetzer) auf die Reinheit des Reimes hält; diese ist wenigstens bei einem Übersetzer unbedingt notwendig.

Ich habe es für erforderlich erachtet, den stumpfen Reim beizubehalten, da auch Otfrid es gethan hat. Über Otfrids Dichterwert habe ich an dieser Stelle kein Wort zu verlieren; der unbefangene Leser wird einräumen, daß der Weißenburger Mönch trotz seines Ringens mit Sprache und Reim, trotz der häufigen schwerfälligen Breite und vieler prosaischen Wendungen doch kein so geistloser Reimer ist, als den man ihn allzuoft hinstellt.

Aus Otfrids Evangelienbuch.

I, 12: Pastores erant in regione eadem.

Es hielten dort im Land bei Nacht
 Treue Hirten gute Wacht:
 Gegen Feinde schützten sie
 Alleamt das liebe Vieh.
 Zu ihnen schön und wunderbar
 Gottes Engel strahlend kam;
 Da wurden sie umleuchtet ganz
 Von seinem hehren Himmelsglanz.
 Da mochte Furcht sie wohl umfahn,
 Als ihre Augen ihn erfahn,
 Und Furcht erfüllte jeden Mann,
 Da Gottes Bote nun begann:
 „Eine Kunde wundervoll
 Ich hier euch allen bringen soll!
 Gottes Gnade wird euch kund;
 Zur Furcht drum habt ihr keinen Grund.
 Euch künden soll ich allzumal,
 Was mir der Himmelsgott befehlt,
 Und keiner lebt, der je vernahm

Botschaft so hold und wunderbar.
 Davon wird diese Welt geweiht
 Und selig für die Ewigkeit;
 Ja, selig jede Kreatur,
 Die wandelt auf der Erden Flur!
 Von jungfräulicher Mutter ist
 Diesem Land geboren Christ,
 Der Heiland, der aus himmlischem
 Gefilde stammt, zu Bethlehem;
 Von dort kommt eurer Herrn Geschlecht,
 Die einst geübt das Fürstenrecht.
 Die Mutter, Jungfrau schön und gut,
 Sie ist aus eurer Fürsten Blut!
 Ihr Guten, euch nun zeig' ichs an,
 Wo man den Heiland finden kann;
 An einem Zeichen nehmt ihrs wahr,
 Das seltsam ist und wunderbar.
 Zur Stadt hinauf nun zieht von hier!
 Wie ich gesagt, so findet ihr

Das neugeborne Kind: es liegt
In einer Krippe eingewiegt!“
Noch eh er ausgeredet, war
Um ihn der Engel ganze Schar,
Der Himmelsboten große Zahl,

Und sie sangen allzumal:
„In hohen Himmels Heiligtum
Sei Gotte hoher Preis und Ruhm,
Und Friede jedem Menschenkind,
Das auf Erden wohlgefinnt!“

Mystice.

Früh machten sie das Heil uns kund;
Das Lied auch lehrt' uns früh ihr Mund;
Daß ja es in das Herz dir dringt,
Was dieser Bibelspruch uns singt!
Nimmer laß in deine Brust
Arges Willens böse Luft,
Daß nie er dir den Frieden nimmt,
Der dich fürs Himmelreich bestimmt!
Stets üben laßt uns diesen Sang
Zu Gottes würdigem Empfang,

Denn uns zum Vorbild bot ihn dar
Vom Himmel hoch die Engelschar.
So ist nun auch ein Seelenhirt,
Der wachsam stets ersunden wird,
Es würdig, wird zu seinem Heil
Ein Engelsanblid ihm zu teil.
Zum Himmel wieder schwebt' empör
Singend nun der Englschor;
Dort schau'n sie hochgebendheit
Des hohen Gottes Herrlichkeit.

I, 25: Venit Jesus a Galilea ad Johannem.

Aus der Heimat kam nun dort
Der Herr an den Versammlungsort;
Johannes sollte dort ihn nahn
Und mit dem Taufbad ihn empfahn.
Doch der Prophet stand staunensvoll,
Sein Mund von Ehrfurcht überquoll;
Mit diesen Worten weigert' er
Dem hohen Heiland sein Begehrt:
„Ich bin ja nur dein niedrer Knecht,
O Herr! Wie wär' es jemals recht,
Wenn meine Hand solch Werk vollführt
Und zum Taufen dich berührt?
Rein, deine Hand, sie lege sich
Zur Tauf' auf deinen Knecht, auf mich!
Wie in den Sinn ja kam' es mir,
Rein Amt sei nötig auch bei dir!“
Doch sanft und gütig nahm sofort
Der Sohn des Höchsten selbst das Wort;
Er sprach, es solle so geschehn
Und müsse in Erfüllung gehn:
„Meinem Wunsche komm nur nach,
Den ich eben zu dir sprach;
Denn für uns gebührt es sich,
Zu thun, was gut ist, williglich.“
Erfüllung ward nun rasch gewährt
Dessen, was der Herr begehrt;
Er tauf' ihn so, wie er gefollt
Und wie der Herr von ihm gewollt.
Auf that der Himmel sich sofort;
Draus scholl des ew'gen Waters Wort,

Und mit segensvollem Mund
Macht' er des Sohnes Glorie kund:
„Das ist mein Sohn, mir hochgeehrt
Und mir von ganzem Herzen wert;
In ihm erkenn' ich selber mich,
Denn als Sohn ihn zeugte ich!
Adam entsagte meinem Bund
Und richtete sich selbst zugrund;
Jedoch mein Sohn wird, wie ich weiß,
Ganz erfüllen mein Geheiß.
That jener, was er nie gefollt
Und was ich nimmermehr gewollt,
So wird von diesem das vollführt,
Was meinem einz'gen Sohn gebührt.“
Da sah hernieder, wie du weißt,
Johannes kommen Gottes Geist,
Der nach der Taufe allsogleich
Auf Christus kam vom Himmelreich.
Der heil'ge Geist der Taube glich:
So fürwahr auch ziemt' es sich,
Denn es ist die Taube mild
Und aller Sanftmut Ebenbild.
Von Galle ist sie ganz befreit
Und von jeder Bitterkeit;
Zum Streit sie nie den Schnabel weß
Und mit den Krallen nie verlegt.
Also auch im heil'gen Geist
Die höchste Schönheit sich erweist
Und holde Sanftmut allezeit
Und gütevolle Lieblichkeit.

Moraliter.

Die Taufe ist uns allen gut:
 Geweiht ja ist des Wassers Flut,
 Seit Christus auf die Erde kam
 Und auf sich die Taufe nahm.
 Seit das Wasser floß um ihn,
 Hat er Reinheit ihm verliehn,
 Und aus dem Taufbad wird zu teil
 Der ganzen Menschheit ew'ges Heil.
 Wer von den Menschen unverweilt
 Zu der heil'gen Taufe eilt,
 Hier lernen mag er segensvoll,
 Was er zum Heile glauben soll.
 Du siehst, wie es dort erging:
 Der Sohn die Taufe dort empfing;

Da sprach der Vater, wie du weißt;
 Die Taube war da Gottes Geist.
 Drum bei der Taufe Heiligkeit,
 Wo Gottes Gnad' uns Heil verleiht,
 Siegt in der heil'gen Flut die Kraft,
 Die uns ew'gen Segen schafft.
 So halten wir den Glauben fest,
 Der nie von seiner Treue läßt,
 Daß uns die Taufe gottgeweiht
 Gedeihen mög' in Ewigkeit.
 Mag das Taufbad klar und rein
 Uns zum ew'gen Heile sein;
 Geh' uns der Glaube rechte Kraft -
 Zu seines Dienstes Ritterchaft!

II, 14: Jesus fatigatus ex itinere.

Es wollt', als solches nun geschehn,
 Der Herr die Heimat wiedersehn;
 Er ging zurück ins Heimatland,
 Das aus den Schriften uns bekannt.
 Wie es oft der Wandrer Art,
 Ward er ermüdet von der Fahrt;
 Dem läßt die Arbeit keine Frist,
 Wer im Beruf mannhast ist.
 Als er durch Samaria kam,
 Den Weg zu einem Städtchen nahm
 Der Herr, und von der Arbeit matt
 Sucht' er eine Ruhestatt.
 Hier hatt' er einen Sitz erwählt
 (Müde, wie wir jüngst erzählt)
 Bei einem Brunnen, welcher meist
 In unsrer Sprache „Pfüze“ heißt.¹⁾
 Das Evangelium macht uns klar,
 Daß um die sechste Stund' es war;
 Am größten ist die Hitze dann
 Am Tag und strengt am meisten an.
 Es machten sich die Jünger auf,
 Speise zu erkeln durch Kauf;
 Sie mühten sich und wollten gern

Das Mahl dort halten mit dem Herrn.
 Indes saß Christus einsam dort.
 Da kam ein Weib an diesen Ort;
 Zum Wasserholen unverweilt
 War die Frau herbegeeilt.
 Indessen sprach der Herr zu ihr:
 „Weib, zu trinken gieb du mir!
 Wohlthun wird's mir müden Mann,
 Wenn ich mich erfrischen kann.“
 Sie sprach: „Wie kam' es, daß ich dir
 Gewährte, was du willst von mir?
 Ein Jude bist du sicherlich,
 Und aus diesem Volk bin ich!“
 Darüber nun, weshalb sie dies
 Ihm sagte und ihn von sich wies,
 So daß den Trunk sie ihm verwehrt,
 Hat Johannes uns belehrt:
 Denn diese Völker alle zwei,
 Gerne wahrlich (wo's auch sei)
 Ihre Speise nehmen sie
 Beim Mahl aus einer Schüssel nie.
 Er sagte: „Brächtest du's dazu,
 Erkenntest Gottes Gabe du

1) bi einemo brunnen (thaz wir ouh puzzi nennen). Es bleibt bei der unglücklich nüchternen Fassung der Stelle nichts übrig, als sich in die Übersetzung zu fügen oder den zweiten Halbvers einfach wegzulassen. Das letztere wäre vielleicht das beste, zumal „Pfüze“ jetzt etwas ganz anderes bedeutet als im Althochdeutschen.

Und ihn in Wahrheit, welcher hier
 Einen Trunk erbat von dir,
 Du hättest ihn sofort vielleicht,
 Und dir hätt' er dargereicht
 Ein Wasser, das lebendig fließt
 Und Süß und Gnad' ins Herz dir gießt.“
 Sie sprach: „Mein Herr, du hast doch hier
 Wahrlich kein Gefäß bei dir,
 Daß du es nähmst und hier am Ort
 Schöpftest von dem Wasser dort.
 Was sag' ich noch? 's ist zweifellos:
 Des Brunnens Tiefe, die ist groß;
 Woher vollends für dich ergießt
 Sich Wasser, das lebendig fließt?
 Mich dünkt, daß du nicht größer bist,
 Als unser Vater Jakob ist;
 Ich sage dir, er trank daraus,
 Und mit ihm sein ganzes Haus.
 Zu deckt' er dieses Brunnens Flut,
 Und dadurch schützt' er ihn gar gut;
 Durch ihn allein ward uns zum Heil
 Uns dieser selbe Quell zu teil.“
 Zu ihr nun der Erlöser sprach:
 „Weib, denke meiner Rede nach
 Und merke auf und höre still
 Das Wort, das ich dir sagen will!
 Wer, weil der Durst hierher ihn lenkt,
 Vom Brunnen hier zu trinken denkt,
 Den zwingt, noch eh er sichs gedacht,
 Wiederum des Dursts Macht.
 Doch wer an meinem Brunnen sich
 Erlaben möchte williglich,
 Der durch mich zu jeder Frist
 Gern jedem dargeboten ist,
 Ihn wahrlich nimmer Durst bezwingt,
 Da dann in ihm der Brunnen springt,
 Denn er erfrischt ihn allezeit
 Zu ewiger Glückseligkeit.“
 „Du könntest mir zur Ehre nun“,
 Sprach sie, „mir eine Güte thun,
 Wenn mit dem Quell, von dem du sagst,
 Mich Arme du erquicken magst,
 So daß ich nicht mir zum Verbruß
 Zum tiefen Quell stets laufen muß
 Und von der Mühseligkeit
 Deine Güte mich befreit!“
 Er sprach: „Zuörderst hol herbei
 Deinen Mann, wo er auch sei;
 Gilt schnell hierher, du und dein Mann;
 Die Wahrheit hört ihr beide dann.“

Da sprach sie: „Wahrheit ist mir Pflicht:
 Einen Gatten hab' ich nicht.“
 Und mit göttlicher Geduld
 Gab er die Antwort ihr in Suld:
 „Wie es wahr ist, gabst du's zu,
 Keinen Gatten hättest du;
 Wahr ist auch, was ich jetzt erzähl:
 Mit Fünfen warst du schon vermählt.
 Doch den dein Herze lieb gewann,
 Mit dem du lebst, ist nicht dein Mann;
 Das ist gewiß und offenbar,
 Und so sagtest du, was wahr.“
 Sie sprach: „Mein Herz in mir gesteht,
 Du, Herr, bist wahrlich ein Prophet,
 Denn das Wort aus deinem Mund,
 Durch niemand wahrlich ward dir kund.
 Unre Ahnen haben hier
 Gebetet einst im Bergrevier;
 Auch du suchst (nehm' ich sicher an),
 Den Ort hier, wo man beten kann.
 Ihr Juden freilich (wie man sagt)
 In Salem, welches herrlich ragt,
 Von altersher die Stadt erblickt,
 Die sich dazu am besten schickt.“
 Und er: „O Weib, ich sage dir
 (Und du glaub' es sicher mir),
 Für alle Menschen weit und breit
 Kommen wird dereinst die Zeit,
 Daß euer brünstiges Gebet
 Nicht hier noch dort zum Vater fleht.
 Gewiß, ihr fleht zu jeder Frist
 Um das, was euch noch dunkel ist;
 Wir aber beten dort fürwahr,
 Was uns völlig offenbar;
 Denn das Heil, das ich genannt,
 Durch unser Volk wirds euch bekannt.
 Dereinst wohl kommt der Zeitpunkt nah
 (Ja, wahrlich, jetzt schon ist er da),
 Daß Väter, die es recht verstehen,
 Geistlich zu dem Vater flehn,
 Denn er sucht mit Herzlichkeit
 Die rechten Väter allezeit,
 Daß allemal an ihn ergeht
 Ihr echtes, geistliches Gebet.
 Denn es ist der Herr ein Geist,
 Der sich von höchster Macht erweist,
 Und herzlich Gottes Geist begehrt,
 Daß man in Wahrheit ihn verehrt.“
 Des Herren Worte aufmerksam
 Und gespannt das Weib vernahm;

Sie wandte sich nun zu ihm hin
Mit einer Antwort tief an Sinn.
„Ich weiß es wohl, verkündigt ist
Ein Mann uns (und sein Nam' ist Christ),
Durch dessen Ankunft jedermann
Von uns einst dieses wissen kann;
Er wird die Güte selber sein,
Und alle Dinge insgemein
Macht er uns gar freundlich klar,
Verständlich auch und offenbar.“
Es gab ihr da an Milde reich
Der Herr die Antwort allsgleich:
„Ich, der ich rede hier mit dir,
Ich selber bin es, glaube mir!“
Indessen kam der Jünger Schar,
Die hocherstaunt im Herzen war;
Sie wunderten ja innerlich
Des Zwiegesprächs der Weiden sich,
Daß so voll Demut sich soweit
Herabließ seine Herrlichkeit,
Daß das ew'ge Leben gar
Des ärmsten Weibes Lehrer war.
Doch als sie hörte solch ein Wort,
Warf sie ihren Eimer fort,
Lief in die Stadt, und jedermann
Sagte sie die Botschaft an:
„D kommt! Den Mann, o seht ihn nur,
Der also jüngst mit mir verfuhr,
Daß sein Wort mir kundgemacht,
Was einst mit Werken ich vollbracht!
Ihr Herren, sollt' es Christus sein?
Ich glaub' es und gesteh' es ein,
Und wahrlich, deshalb sag' ich dies,
Weil er so ähulich sich erwies.
Mich dünkt, so ist's, denn räthselhaft
Ist seines Segens Wunderkraft,
Und seltsam ist ihm offenbar,
Was heimlich mein Verlangen war.“
Aus der Stadt und jedem Haus
Eilten sie zu ihm hinaus;
Ihn zu sehen unverweilt
Kamen sie herbeigeeilt.
Es baten, während jene fern,
Die Jünger ihren hohen Herrn,
Auf seinem Sitze auszuruhen
Und gütlich sich am Maßl zu thun.
Er sprach, er habe schon gespeist;
Und dies beton' er allzumeist:
Die Speise schaff' ihm süße Lust,

Sei sie auch ihnen unbewußt.
Die Jünger meinten, Speis' hierher
Gebracht wohl hätt' ihm irgendwer,
Indes zum Einlauf unverweilt
Sie alle in die Stadt geeilt.
„Meines Vaters Wille ist
Meine Speise (daß ihrs wißt!),
Und alles wird von mir erfüllt,
Was sein Wille mir enthüllt.
Wie's wahr ist, sagt ihr selber doch:
Nur vier der Monde währt es noch,
Und (wie es heißt) ist dann bereit
Die eigentliche Erntezeit.
Nun seht: mit eignen Augen traun
Mögt ihr alle um euch schaun,
So daß ihr keinen Acker seht,
Der nicht schon weiß zum Mähen steht.
Jeder Bauer schickt sich an
(Wie ichs euch hier verkünden kann),
Daß er die Frucht, die ihm gelingt,
Sorgsam in die Scheuer bringt.
Zur Ernte hab' ich euch gesandt!
Das Korn, nicht säet' es eure Hand,
Und ihr tratet insgemein
In die Arbeit andrer ein.“ —
Viele glaubten da an ihn,
Bei denen hier der Herr erschien
Und die zu ihm herbeigeeilt
Und denen er sich mitgeteilt.
Willfährig blieb zwei Tage dort
Der Heiland noch an ihrem Ort;
Von Herzen baten sie den Herrn,
Und seine Milde that es gern.
Zimmer größer ward die Schar,
Die gläubig ihm ergeben war,
Denn immer mehr ward ihnen wert,
Was der Heiland sie gelehrt.
Zum Weibe, das sie mit dem Wort,
Daß der Herr in ihren Ort
Gekommen, wunderbar beglückt,
Sprachen alle hochentzündt:
„Wir glauben nun, doch deshalb nicht,
Weil dein Mund die Meldung spricht;
Nur deshalb, weil uns Heil beschert
Und er selber uns belehrt.
Die Wahrheit keiner nun vergißt,
Daß er unser Heiland ist;
Er kam in diese Zeitlichkeit,
Daß er die Welt vom Fluch befreit!“

IV, 7: De doctrina Domini in monte ad discipulos.

Der Herr verließ den heil'gen Ort;
Die Jünger gingen mit ihm fort
Und zeigten ihm indes genau
Des Gotteshauses stolzen Bau.
Er sprach: „So wahrlich wird es sein,
Daß dieses mächtige Gestein
Hier auf dem Boden liegt entstellt
Und zerstreut und rings zerpellt.“
Als er nach diesem Gange jezt
Auf den Ölberg sich gesetzt,
Ward durch Bertwunderung erregt
Der Jünger Frag' ihm vorgelegt:
„Vieher Meister, sag uns an,
Wann die Zeit sich nähern kann,
Das Zeichen, wie du kommen wirst
Und wie einst die Welt zerbirzt!“
Er sprach: „Habt auf die Dinge acht,
Besonnen seid und klug bedacht,
Daß euch der vielen Lügner List
Nicht schädlich und verderblich ist.
Wachsend Unheil seinerzeit
Erfüllt den Weltkreis weit und breit,
Hungersnot und arge Sucht
Und jammervolle Menschenflucht.“
Huldreich sagt' er auch vorher
All die Räte hart und schwer,
Die sie träfen mit Gewalt
Um seines Namens willen bald.
Auf ihnen lieg' ohn' Unterlaß
Der Menschen mannigfalt'ger Haß,
Und Mißgunst werde nimmer ruhn
Und gegen sie das Ärgste thun;
Seinen lieben Jüngern sei
Beschieden, daß man sie herbei
Gebunden führe vor Gericht
Und hoher Kön'ge Angesicht.
Doch gab er Trost für ihre Not
Und selbst für ihren Martertod:
Es sei der Grund für all die Pein
Der Haß ja gegen ihn allein.
„Doch vor den Leuten sorgt euch nicht,
Da ihr stehn müßt zu Gericht,
Und daß ihr nicht in Angsten schwebt
Um die Antwort, die ihr gebt!
Als meine Jünger steht ihr dort,
Drum will ich stets ein weißes Wort
Mit rechter Rede im Verein
Schützend, warnend euch verleihn.

Selbst bin ich dort mit euch im Bund
Und rede selbst durch euren Mund;
Ich geb' ein Herz euch stark und gut
Und verleih' euch festen Mut.“
Zu ihnen auch der Herr hernach
Von dem jüngsten Tage sprach,
Gedachte auch zur selben Frist
Der Zeit, da herrscht der Antichrist,
Der schweren Not, die mit Berdruß
Die Welt dann leider dulden muß.
„Ich sag' es euch mit Offenheit:
Nie gab es eine solche Zeit!
Auf die Menschen bricht daher
Pein und Drangsal groß und schwer,
Und irgendwo und überall
Nie geschah ein solcher Fall.
Doch auf der Seinen Heil bedacht
Schnell fährt es ab des Höchsten Nacht,
Die ihnen immer gnädig ist;
Denn furchtbar dräut der Antichrist.
Die Welt erschrecken dann gewiß
Sonn' und Mond in Finsternis,
Und fallen wird dann nah und fern
Auf die Erde Stern um Stern.
Wehklagen wird zu jener Frist
Alles, was auf Erden ist;
Das Volk der Menschen weit und breit
Wird vergehn in diesem Leid.
Sie sehn vor ihrem Angesicht
Herniederkommen zum Gericht
Aus der düstern Wolkennacht
Des Menschen Sohn mit großer Macht;
Von seiner Engel ganzer Schar
Hört man himmelhoch fürwahr
Mit voller Kraft allüberall
Schmetter'n den Posaunenschall.
Sie sind beauftragt ringsumher
Zu sammeln seiner Treuen Heer;
Sie werden da zu ihm gestellt,
Wo sie auch weilen auf der Welt.
Wenn ihr im Zweifel alle seid
Über diese letzte Zeit,
Klar kann ihr Eintritt keinem sein
Als dem Vater ganz allein;
Voraus ja kann es keiner sehn,
Wann es etwa mag geschehn
Und wann es will der Herr der Welt,
Daß die Erd' in Trümmer fällt.

Jedoch vorher wird allgemein
 Noch kurze Ruß auf Erden sein,
 Wie zu des alten Noah Zeit
 Einst herrschte falsche Sicherheit.
 Und wie die Flut sie rings umsing,
 Als Noah in die Arche ging,
 So plötzlich, eh es einer meint,
 Auch der Menschensohn erscheint.
 Drum sorgt, daß ihr zu rechter Zeit
 Alle völlig wachsam seid,
 Da ihr's alle nimmer wißt,
 Wann des Herrn Herabkunft ist.
 Denn wüßt' ein Mann, der sicher sich
 Zu Hause fühlt, wie ärgerlich
 Ihm müßte die Enttäuschung sein,
 Schliche sich ein Dieb herein,
 So wär' er unter seinem Dach
 Zur rechten Zeit ganz sicher wach;
 Durchwühlen ließ' er nie sein Haus
 Und jagte flugs den Dieb hinaus.
 Ging's schier auch über seine Nacht,
 Die ganze Nacht doch hielt' er Wacht,
 Und gegen jeden Feind sein Gut
 Hielt' er stets in guter Hut.
 Wie er, so seid auch ihr bereit,
 Denn ihr wißet nicht die Zeit;
 Seid wachsam stets auf mein Gebot,
 Daß ihr entgeht der schweren Not!"
 Ein Gleichnis, welches wunderbar
 Geeignet und am Platze war,
 Trug er seiner Jünger Chor
 Von den zehen Jungfrau vor:
 Wie die fünf traf schweres Leid
 Zur Strafe ihrer Lüßigkeit,
 Und wie sie das Verderben traf,
 Weil sie nicht gewehrt dem Schlaf;
 Wie gut's den andern dort erging,
 Weil hier sie nicht der Schlaf umsing,
 Weil sie ihr Herz auf treue Art
 Beherrscht und sich es rein bewahrt.
 Ein zweites Beispiel fügt' er bei,
 Daß dringender die Warnung sei:
 Wie ein Herr von hohem Stand
 Bereifte in ein fremdes Land,

Wie er mit sich zurate ging
 Und jeder Knecht von ihm empfing
 Von seinem Schatze einen Teil,
 Um ihn zu nähren mittlerweil.
 „Sie sollten (so war sein Geheiß)
 Sich bemühen in stetem Fleiß
 Ihn zu vergrößern immer mehr
 Bis zu seiner Wiederkehr.
 Zwei thaten ihre Pflicht; der Wert
 Des Gutes ward durch sie gemehrt;
 Aus feiger Furcht ganz offenbar
 Ein schlechter Mann der dritte war.
 Er ward verworfen, und man warf
 Ihn in die Pein, die hart und scharf;
 Mit vollem Rechte that man dies,
 Weil er läßig sich erwies.
 Den andern ward das beste Heil
 Zum Lohn durch ihren Herrn zuteil;
 Ihr Herze macht' er wohlgenut,
 Wie stets ein guter Herr es thut.
 Für die stolzen Städte sein
 Seht' er sie als Verwalter ein;
 Noch fügt' er großen Reichtum bei,
 Daß ihr Dienst auch lohnend sei.
 Deshalb wachsam seid auch ihr
 Immerdar auf Erden hier,
 Bei Nacht wie auch beim Tageslicht
 Immer denkt an eure Pflicht,
 Und darauf sollt ihr eifrig sehn
 Den Gefahren zu entgehn,
 Und nutzt die Kraft, die euch verliehn,
 Dem Verderben zu entfliehn,
 Daß ihr wert seid allvereint,
 Wenn mein Gerichtstag einst erscheint,
 Mir grad ins Angesicht zu sehn
 Und im Gerichte zu bestehn!"
 Des Tages lehrte' er voller Kraft
 Und offen vor der Bürgerschaft;
 Sie kamen all in Sorg' und Müß
 Zu dem Herrn schon morgens früh.
 Zum Oberrg abends dann empor
 Stieg er mit der Jünger Chor;
 Dort (wie wir dessen schon gedacht)
 Verbracht' er nun die ganze Nacht.

IV, 32. Stabat autom iuxta crucem Jesu Mater eius.

Und die gute Mutter sein
 Sah mit an die ganze Pein,
 Und des Heilands Qual und Schmerz
 Erfüllte wahrlich auch ihr Herz

Mit schwerem, jammervollem Sinn:
 Uns aber ward es zum Gewinn!
 Es konnte ja nicht anders sein:
 Sie treffen mußte diese Pein!

Ein einz'ger Jünger stand noch dort
Jungfräulich rein am Trauerort:
Da muß' er bei der Mutter stehn
Und mußte diesen Jammer sehn.
Weil so gut des Jünglings Herz,
Empfahl ihm auch im Todeschmerz
Der Herr und in der letzten Pein
Die jungfräuliche Mutter sein;

Sie zu sich nehmen sollte er,
Daß sie nicht lebe trostesleer;
Sie schützen soll' er treugesinnt
Als Stellvertreter für ihr Kind.
Als er so dahing, sorgt' er doch
Für seine arme Mutter noch;
Drum sorgen wir, wie er befahl,
Für uns're Mütter allzumal!

IV, 88: Sol obscuratus, et tradidit spiritum Jesus.

Solche Thaten jammervoll
Sah die Sonne selbst mit Groll,
Und sie gönnt' ihr herrlich Licht
Den Völkern auf der Erde nicht.
Sie war entsetzt durch diese That
Und diesen schändlichen Verrat,
Und sie wollte voller Graun
Nicht mehr auf sie herniederschau'n.
Sie vergönnte ihnen nicht
Ihr wundervolles Angesicht,
Wollt' ihnen nimmermehr verleihn
Ihres Blickes holden Schein.
Den Glanz, der alle Welt erfreut,
Von dem ich sprach, entzog sie heut
Der Welt auf ihrem Himmelsgang
Drei volle Tagesstunden lang;
So wollte sie die Erde scheun
(Ich rede wahr) von sechs bis neun;
Es ist doch sonst um diese Zeit
Am größten ihre Helligkeit.
Für das Volk zunichte ganz
Machte sie den hellen Glanz
Und verkehrte seine Pracht
In die fürchterlichste Nacht;
Gefangen sah sie ja von fern
Und dort hängen ihren Herrn,
Durch den sie einst erschaffen ward:
Drum war sie schier vor Furcht erstarrt.
Doch als die neunte Stunde kam,
Die Welt ein Wort des Herrn vernahm;
Er rief (so hört' es jedermann)
Seines Vaters Liebe an:

„Mein Herr und Gott, was hast du mich
Vergessen unabänderlich?
Verlorst du ganz mich aus dem Sinn
Und gabst mich meinen Feinden hin?“
Er ward noch mehr mit Qual gekränkt
Und mit Eßig noch getränkt,
Mit einem völlig bittern Wein:
Aus Haß geschah es ganz allein¹⁾
Dann hub der Herr aufs neue an
(Wie man dort selber lesen kann)
Mit seiner Stimme lautem Schall,
Und man vernahm es überall:
„Mein Vater, in die Hände dein
Geb' ich hin die Seele mein:
Dir, mein Vater, wie du weißt,
Nun befehl' ich meinen Geist!“
Als bald nun zu derselben Frist,
In der er sprach, was ihr nun wißt,
Rief der Herr, den Gott gesandt,
Die Seele in des Vaters Hand.
Der Knechte einer gab ihm da
Den Todesstich, als er es sah;
Der eilt' herbei mit einem Speer,
Des Heilands Seite öffnet' er.
Auf that gewiß sich uns sogleich
Der Eingang in das Himmelsreich;
Was wir erharret im Zeitenlauf,
Das that uns seine Seite auf.
Blut alsbald und Wasser floß,
Als diese Wunde sich erschloß;
Durch beides (immer sei's bedacht!)
Ward die Erlösung uns gebracht.

1) Diese vier Halbverse „Sie nan ouh tho qualun, mit eßichu drangtun, mit bitteremo lide, thaz datun so al bi nide“ lassen keine andere Deutung zu. Das myrrhatum vinum sollte den Gekreuzigten den Durst stillen und die Qual lindern; Dsifrids Auffassung beruht also auf einem Mißverständnis.

Der Vorhang nun zerriß sofort
Vor des Tempels heil'gem Ort;
Man hängt' ihn hin, daß man mit ihm
Verhülle dort die Cherubim
Und den herrlichen Altar,
Auch den hohen Tisch fürwahr
Und die Leuchter rings geehrt;
Kein Vorhang war so hoch an Wert.

Dieser Vorhang riß entzwei;
Was er verhüllt, nun ward es frei;
Es sollte sich den Menschen wohl
Nun offenbaren im Symbol.
Was es gewollt, bedeutet hat
Zu unserm Heil durch Gottes Rat,
Enthüllte jetzt der heil'ge Christ,
Daß allen frei der Zugang ist.

IV, 34: Terra mota est, petrae scissae sunt.

Die Erde bebte, durch die Kraft
Des Herrn bezwungen, und zerläßt
Spalteten (ich rede wahr)
Die harten Felsen sich sogar.
Auf that sich da der Gräber Thor,
Und es ging daraus hervor
In diese Welt der Toten Schar,
Die längst in Gott entschlafen war.
Solch Wunder wohl geschah noch nie:
Aus den Gräbern stiegen sie
Bis in die Stadt und zeigten sich
Allen Leuten öffentlich,
Daß dies Wunder kund und frei
Und allen unverborgten sei:
Den Sieg, den hier der Herr gewann,
Erfahren sollt' ihn jedermann.
Laut nun mach' ichs euch bekannt:
Mit dem Heiland auferstand
Mancher Liebling unsers Herrn;
Gedient ja hatten sie ihm gern!
Doch nur dann erst ist's geschehn,
Als Christus wollte auferstehn;
Er ist (was Wonne uns verleih't)
Der Erstling unsrer Seligkeit.
Mein Wort bewähren voll und klar
Die Evangelien fürwahr,

Und völlig überzeugend klingt
Das Wort, das uns die Bibel bringt.
Jedoch der Hauptmann von der Schar
Nahm es mit Entsetzen wahr;
Nach den Wundern dergestalt
Pries er Gottes Allgewalt.
Durch ihn ward frei ans Licht gebracht
Des Heilands zweifellose Macht;
Durch ihn ward's allen offenbar,
Er sei Gottes Sohn fürwahr.
Da wandte sich das Volk. Ihr Herz
Ward erfüllt von tiefem Schmerz,
Und traurig abends jeder trat
Den Heimweg an nach solcher That.
Ihr Thun ward ihnen schwer bewußt;
Ein jeder schlug an seine Brust,
Und in sein Haus ein jeder kam,
Beseelt von Reu und bitter Scham.
Indessen stunden sie von fern,
Die befreundet mit dem Herrn;
Allen war es schwer zumut,
Und ihnen kam es doch zugut!
Und um ihr eignes Leben schwer
Klagte sie, die jüngst hierher
Mit dem Herrn gekommen war
Zum Fest, der treuen Frauen Schar.

Vu Goethes Corquato Tasso.

Von R. Kirchner in Chemnitz.

Gewiß wird es nicht an Schulmännern fehlen, bei denen P. Klauke mit seiner Ansicht, daß Goethes Tasso von der Schullektüre auszuschließen sei, Beistimmung findet. Unter den Erwachsenen haben hochgebildete Persönlichkeiten sich für das Drama nicht zu erwärmen oder überhaupt

nicht in ihm zurecht zu finden gewußt, wie sollte man da nicht von vornherein verzweifeln, einem unreifen Jüngling die Schönheiten desselben zu erschließen. Hierzu kommt noch ein ganz besonderer Umstand. Die Jugend vermag in der moralischen Welt manches zu verstehen, was eigentlich ihrem Gesichtskreis ferner liegt, wenn es sich nur als bestimmter Fehler oder Vorzug in konkreten Verhältnissen erfassen läßt. Wenn aber beim Objekt ebenso wie beim Subjekt der Fehler, welcher erkannt werden soll, gerade dasjenige Organ betrifft, welches die Erkenntnis vermittelt, so scheint diese letztere kaum erreichbar zu sein, wie z. B. nur der an andern die Farbenblindheit zu bemerken vermag, der selbst nicht mit dem gleichen Gebrechen behaftet ist. Nun leidet Tasso wie jeder geistig bewegte Jüngling an dem Fehler, daß er die Dinge nur im Lichte seiner Subjektivität sieht, sie nach seinen Vorstellungen von ihnen beurteilt und zu gestalten hofft und sich nach seinen Phantasien eine goldene Zukunft erträumt. Wie sollten sich diejenigen, welche sich in gleichem Bahne befinden, darüber klar werden, daß es bei Tasso wirklich ein bloßer Wahn ist? Indessen läßt Goethe seinen Helden so überschwengliche Ziele verfolgen, daß jeder, der mit dem Irrenden auf demselben Wege wandelt, am Ende doch auf die falsche Richtung aufmerksam werden muß. Ebenso sind die übrigen Schwierigkeiten bei Erklärung des Dramas in der Schule nicht unüberwindlich, und gerade weil man es so verschiedenartig aufgefaßt hat, ist es Pflicht des Lehrers zu versuchen, ob er seinen Schülern ein richtiges Verständnis von diesem wunderbaren Werke unseres großen Dichters für die folgende Lebenszeit mitgeben kann. Der Verschiedenheiten in der Auffassung giebt es aber hier unter den Kritikern wohl mehr als bei jeder andern Dichtung. Ganz abgesehen von den unbesonnen wegwerfenden Urteilen eines Leves oder Scherr wird selbst von seiten solcher, welche mit Umsicht und Sorgfalt bei ihrer sichtenden Betrachtung verfahren, mancher Tadel laut. Gruppe z. B. meint, es fehle an frischem Auftreten der Personen, selbst an Frische des Worts, und die allzu breiten Reden der Handelnden seien weich und selbstgefällig, und wenn er auch nicht jede Schönheit wegleugnen kann, so hält er es doch für nötig den Leser damit zu trösten, daß Goethe nach diesem Durchgangspunkt noch Treffliches und Frisches geschaffen habe. Dagegen lassen sich auch freudig anerkennende Stimmen vernehmen. Gottschall sagt: „Die Dichtung atmet den Hauch einer klassischen Idealität, deren Zauber in solcher Weise von keinem neuern Dichter erreicht worden, so daß nur Goethes „Iphigenie“ (die jedoch von W. Scherer entschieden über Tasso gestellt wird), das andere Kind seiner italienisch-idealen Epoche, ihr an die Seite zu stellen ist. Jedes Wort quillt von den Lippen klar und harmonisch, sicher seiner Unsterblichkeit im Bunde so

reizender Geschwister.“ Und wie mit der Dichtung im ganzen steht es auch mit den einzelnen Personen derselben. Lewitz findet, daß die Elemente in Leonore Sanvitales Charakter „weibliche Schlaueit und Eitelkeit, Selbstsucht und höfische Fügsamkeit“ sind. Wislar dagegen hält es für ein arges Mißverständnis, wollte man in ihr eine bloße Hoffsfigur sehen. Vielmehr sei sie „ein wahrhafter Charakter, jedoch gehalten in wohlthuender, dichterischer Form und Höhe, in poetischer Verklärung und idealer Haltung.“ Nach Hettner, der überhaupt dem Stück störende Zwiespältigkeit zum Vorwurf macht, ist Antonio verzeichnet, so daß jeder Darsteller zu erzählen weiß, wie er es trotz aller Mühe nicht dahin bringe die Widersprüche zu vereinigen. Dünker dagegen ist überzeugt, daß der Dichter in beiden Fällen, wo Antonio feindselig mit Tasso zusammentrifft, „vortrefflich“ die äußern Umstände so gewählt habe, „daß ein solches Sichselbstvergessen bei einem so vorsichtig zurückhaltenden Manne erklärlich wird“. Aug. Wilh. v. Schlegel wirft die Behauptung hin, die Prinzessin äußere zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Anteil an ihr sollte nehmen können. Ad. Stahr aber sagt: „Der unter der stillen Oberfläche tief und stark stutende Strom ihrer Liebesempfindung reißt sie unwiderstehlich fort zu immer neuen Geständnissen ihrer Liebe für den Mann, den sie liebte, weil sie ihn verehren mußte.“ Gegen die Ansicht, daß Alphons nur die Personifikation fürstlicher Macht sei, kämpft Hiede, der ihm „eine wahrhafte Fürstenseele und einen ganz bestimmten Charakter“ zuerkennt. Für Tasso, dessen Seele von Anfang an kränklich sei und nach dem Schluß hin nur noch verstimmter werde, empfindet Julian Schmidt weniger Teilnahme als für Antonio, mit dem man sich oft genug versucht fühle zu sympathisieren, während Leopold von Stollberg an Jacobi schreibt: „Was sagen Sie zu Goethes Tasso? Mir mißfällt der Ton eminent. Warum giebt er dem Kleinlichen, stolzen, großmütigen Antonio diese Superiorität über den Jögling der Musen und Grazien?“ Solchem Wirrwarr gegenüber ist gewiß ein zurechtweisender Führer wünschenswert und für Schüler unbedingt notwendig, die man doch, wenn man sie überhaupt mit Goethes dichterischer Bedeutung bekannt machen will, nicht in Bezug auf eins von dessen hervorragenden Werken im Dunkeln tappen lassen und etwa auf eine bloße Lektüre desselben verweisen darf. Eine, wenn auch nicht am einzelnen haftende, so doch genaue, mindestens 10stündige Besprechung des Tasso ist in höheren Schulen nicht zu umgehn. Hierzu kann auch der Lehrer einer Erklärungschrift nicht enträten, nach der er freilich nicht lange zu suchen braucht, nur daß ihn vielleicht die Wahl unter der großen Menge der erschienenen in Verlegenheit setzt. Nach meiner Ansicht verdient unter den älteren die von G. Fr. Eysell, unter den neueren die von Franz Kern den

Vorzug, welche beide das Gedicht im ganzen und nach seinen Theilen mit unbefangener und gewissenhafter Aufmerksamkeit erörtern und zu dem, wie mir scheint, hierbei einzig möglichen Ergebnis gelangen, daß dem viel umstrittenen Werke Goethes die höchste Bewunderung gebührt. Durch das folgende sollen sie denn auch keineswegs überflüssig gemacht, sondern nur in einigen Punkten ergänzt und womöglich berichtigt werden. Unzweifelhaft zutreffend erklärt Kern die auffallenden Abweichungen der Urtheile über das Drama daraus, daß Goethe nirgends un- zweideutig, d. h. er selbst durch den Mund der dargestellten Personen ausgesprochen habe, was er mit demselben wolle, sondern die Charaktere sich so entfalten lasse, wie es im Leben geschehe. Auch hier beurteile man ja die Menschen sehr verschieden, je nachdem man diesen oder jenen Zug besonders ins Auge fasse oder aus rasch gewonnener Zuneigung oder Abneigung ganz übersehe (S. 23. 105. 106). Da aber unter diesen Umständen ein Irrtum fast unvermeidlich ist, liegt im Voraus die Vermutung nahe, daß ihm auch Kern nicht völlig entgangen sein wird. Schon seine an und für sich ganz angemessene Methode scheint mir dem Haupthelden des Stücks zum Nachteil zu gereichen. Um nämlich über ihn ein richtiges Urtheil zu erlangen, verhört er zuvörderst die Nebenpersonen, läßt sich aber für seine Zeugen so sehr einnehmen und verweist solange bei ihren Aussagen, daß für Tasso nur eine verhältnismäßig kurze Schlußbetrachtung übrig bleibt, die wohl um einige Schattierungen zu dunkel gehalten sein dürfte. Im großen und ganzen freilich muß ich ihm beistimmen und gedenke deshalb die Teile seiner Beweisführung, die ich für unwiderleglich halte, hier nicht oder nur vorübergehend zu berühren. Besonders beherzigenswert ist seine Forderung, daß man das Drama ausschließlich aus diesem selbst erläutern müsse. Namentlich die ihm zu Grunde liegenden geschichtlichen Verhältnisse, mit denen Goethe nach seiner Gewohnheit ziemlich frei schaltet und waltet, können leicht Verwirrung stiften. Wittich zwar hält es für erforderlich, seiner kurzen Programmabhandlung über Goethes Tasso einen Auszug aus D. Speyers Abhandlung in Gottschalls Neuem Plutarch vorauszuschicken, aber jedes Konversationslexikon bietet schon mehr, als in dieser Beziehung nötig ist. Auch die Entstehungsgeschichte des Dramas darf für die Schülerklärung keinen Aufenthalt verursachen. Der Hauptsache nach gehört sie zur Biographie des Dichters und hat für Beurteilung des Gedichts nur dann Bedeutung, wenn sie bei einem Sturm gegen die Einheit der Komposition ins Treffen geführt werden soll. Im offenen und ehrlichen Kampfe würde es sich jedoch geziemen, diese Hilfsstruppe erst in Anwendung zu bringen, nachdem aus dem Stück selbst dessen Mangel an Einheit erwiesen ist. Wer sich aber hierauf nicht verträufen

läßt und sein philologisches Gewissen nicht darüber zu beruhigen vermag, daß seiner Einleitung zu den Erläuterungen ein sonst üblicher Bestandteil fehlen soll, der suche bei Dünker nach, wo er die Nachrichten über das allmähliche Wachsen des Gedichts bis zu seiner Vollendung zusammengestellt findet. Dagegen will michs bedünken, daß es zweckmäßig sei, gelegentlich in der Schule die Lebensbezüge aufzufuchen, welche Goethe in seinem Tasso verarbeitet hat, wiewohl allerdings auch diese zur Erklärung des Stücks nichts Wesentliches beitragen und vieles, was man hierüber vorgebracht hat, auf leeren Vermutungen beruht. Es ist jedoch wie die Probe zu einem Rechenexempel, wenn wir die Gestalten der Dichtung in der wirklichen Welt wiedererkennen. Wir halten uns zwar überzeugt, daß sie dort individuelles Leben besitzen, freuen uns aber gleichwohl unsere Überzeugung hier bestätigt zu sehen. Was uns erst fremdartiger gegenüberstand, rückt uns nun nahe und wird uns vertraut; was wir erst als nicht durchaus echt anzuzweifeln geneigt waren, weil wir es nicht mit voller Deutlichkeit nachzuempfinden vermochten, erscheint uns nun von Tageshelle beleuchtet in scharfen Umrissen, da wir es an Thatfachen der Erfahrung messen können. Daher werden solche Vergleiche zwischen Dichtung und Wahrheit immer wieder austauschen und dürfen wohl auch als Übungen des Scharfsinns in der Schule ein bescheidenes Plätzchen beanspruchen. Ja man verfiel geradezu in einen Fehler, wollte man Goethes poetische Leistungen nicht in Beziehung setzen zu seinem Leben, da beides inniger bei ihm verwachsen ist als bei jedem andern Dichter. Von Rom aus klagt er 26. Februar 1787, daß er sich mit den Grillen des Tasso herumschlagen müsse; er habe jedoch schon zuviel von seinem „Eigenen“ hineingelegt, um es fruchtlos aufzugeben; und gegen Eckermann bekennt er, daß die Dichtung Wein von seinem Wein und Fleisch von seinem Fleische sei, obwohl er sich gegen eine Deutung auf bestimmte einzelne Personen des weimarischen Hofes verwahrt. Gewiß gilt von diesem Drama ebenso wie von den Wahlverwandtschaften, daß sich kein Strich darin findet, „der nicht erlebt, aber auch keiner gerade so, wie er erlebt worden“. Trotz der Bemerkung von Goethes Enkel Wolfgang, daß des Großvaters Briefwechsel mit der Herzogin Luise zum Teil im Tasso abgedruckt sei, irrt Hoheisel keinesfalls, welcher bei dem Liebesverhältnis zwischen der Prinzessin und ihrem Günstling nicht an die fürstliche Frau in Weimar denken mag, von der höchstens dieser oder jener Charakterzug der ersteren stammen könne. Wenn Karl Arthur Müller in seinem dramatischen Gedicht „Goethe — Tasso“, in welchem er nächstlicherweile bei einem Hoffeste im Parke zu Belvedere erst Goethen dem Freunde Merck seine Liebe zur Herzogin, hierauf diese der Göckhausen ihre Liebe zum Dichter, dann die Liebenden sich ihre Zuneigung

untereinander gestehen, schließlich aber resolut verzichten läßt, — wenn er hiermit die Absicht hatte zu zeigen, daß derartige Beziehungen auf ganz unmöglichen Annahmen beruhen, so ist ihm das trefflich gelungen. Geringen Wert hat es ferner, bei Leonore Sanvitale an die schöne Mailänderin, die Frau von Branconi u. a. zu erinnern. Besser verlohnt es sich schon, Antonio mit Herder, wie er uns in Wahrheit und Dichtung, oder mit dem Minister von Fritsch, wie er uns in Beaulieu-Marconnays Darstellung entgegentritt, und noch besser, den Herzog Alphons mit Karl August zu vergleichen, welchem der Dichter nach Hohefels Versicherung in dem poetischen Ebenbild „das edelste Denkmal gesetzt hat“. Schon von Dorer-Egloff wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das Schicksal des unglücklichen Lenz, seine „Eselei“, welche Hermann Grimm im Hinblick auf Zettels Härlichkeit gegen Titania in Shakespeares Sommernachtsstraum als unziemliche Liebeswerbung bei einer weimarischen Hofdame erklärt, seine Verbannung und sein Wahnsinn auf die Gestaltung des Goetheschen Dramas von Einfluß gewesen sei. Aber wie „Werthers Leiden“ zunächst aus den eigensten Lebenserfahrungen hervortwachsen und erst durch die Kunde vom Tode des jungen Jerusalem den eigentlichen Abschluß erhielten, so mag es auch mit Tasso geschehen sein, den ja der französische Kritiker J. J. Ampère (Edermann III, 110) zu Goethes Genugthuung einen gesteigerten Werther nannte. Drei Jahre vor seinem Tode, am 10. Januar 1829, schreibt der Dichter an den Staatsrat Schulz: „Ich hatte in meinem Tasso des Herzbutes, vielleicht mehr als billig ist, transfundiert.“ Tasso ist zunächst Goethe selbst, der wie jener die Gunst eines hochherzigen Fürsten genoß, zu einer Zeit an dessen Hof kam, wo ihn große dichterische Erfolge zu einem so „präsumtuösen Menschen“ gemacht hatten, daß es ihm ganz selbstverständlich erschienen wäre, wenn man ihm eine „Krone aufgesetzt“ hätte, der sich einerseits von Widersachern und Neidern angefeindet, anderseits von edlen Frauen gefördert und gehoben sah. Wie er es jedoch liebt, sein eignes Wesen in zwei kontrastierenden Gestalten auseinander zu legen, in Clavigo und Carlos, Götz und Weislingen, so fließt auch das Herzblut des Dichters im Antonio, dem klug berechnenden Staatsmanne, der doch die Gunst der Frauen nicht entbehren mag und die Wallungen seines heißen Blutes nicht immer unterdrücken kann. Daß aber Goethes Beziehungen zu Charlotte von Stein den eigentlichen Lebenskeim zu seinem Drama enthalten, hat Erich Schmidt geistreich dargethan. Zum Glück braucht man bei Betrachtung dieses Verhältnisses auf die widerwärtige Streitfrage über das „Noviziat“ hier nicht einzugehen, da vor Beendigung desselben (12. März 1781) der ursprüngliche Plan des Stücks und der 1. Akt, sowie vom zweiten die 1. Scene vollendet waren. Charlotte hatte ohne Zweifel bis

dahin die oft ungestümen Liebeswerbungen des Dichters in festen Grenzen zurückzuhalten gewußt, so daß er entsagend seiner „Besänftigerin“ be-
 teuert: „Ich sehe Dich eben künftig, wie man einen Stern sieht“, und
 sie antwortet: „Mache mich recht gut.“ Im Oktober 1776 schreibt er: „Sie
 kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt;
 vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, ver-
 gebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal
 niederwünscht; sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur
 voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr über dem Haupte schwebt.“ Goethe
 läßt die Geliebte an allem seinem Denken und Thun teilnehmen und
 gewinnt durch sie die innere Ruhe, welche er mit Spinozas *acquiescentia*
 vergleicht. Gern lauscht sie den Gesprächen der Männer über diesen
 Philosophen (I. Akt, 1, 131—3). Sie trägt viel bei zur Vertiefung,
 Klärung und Formvollendung von Goethes Poesie. Goethe—Tasso huldigte
 der Prinzessin—Charlotte, bevor er immer mehr vom Staatsmanne an-
 nahm und mit Antonio—Fritsch zusammenstieß. Der deutsche Dichter
 erlebte damals Konflikte gleich dem italienischen am Schluß des Dramas
 und klagt im Oktober 1780 der Geliebten, daß er, um sich Luft zu
 machen, sein Liebstes beleidige und unbekannt mit dem Augenblick und
 sich selbst, die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer
 verzehre (III, 2, 185 ffg.). Aber schon damals, als Lenz aus Weimar
 weichen mußte, sah sich Goethe in die Rolle eines Antonio gedrängt.
 In dem Jugendfreund erblickte er sein verzerrtes Gegenbild und wünschte
 demselben ebenso wenig zu gleichen, wie er sich scheute, als Staatsmann
 in eine einseitige Richtung zu geraten. Bezeichnend jedoch ist es, daß
 er die Katastrophe seines Dramas erst dann niederschrieb, als er unter
 dem Schmerz litt, den ihm die Lösung des Bundes mit Frau von Stein
 verursachte.

Aus dem Zusammenwirken so vieler Lebenserfahrungen erklärt sich
 die große Naturwahrheit des Stückes, aus der Eigentümlichkeit dieser
 Erfahrungen und der an ihnen Beteiligten der Umstand, daß die Natur-
 wahrheit nicht von jedem sofort erkannt wird. Es ist nicht ganz leicht,
 sich in die sonderbare Lage, in der sich Goethe—Tasso befand, und in
 die Stimmungen zu versetzen, die in den ungewöhnlichen Verhältnissen
 ein reichbegabtes Dichtergemüt durchwoagten. Aber wenn sich natürlich
 auch nicht jeder Dichter in dem Helden des Dramas wiederzufinden
 vermag, so wurde doch durch ihn nicht nur die Frau von Staël, sondern
 auch mancher andere an Rousseau erinnert, und L. F. Huber, der sich
 von dem Stück nicht sonderlich angezogen fühlte, mußte nichts desto-
 weniger gestehen, daß an der Wahrheit der Charaktere nichts auszusetzen
 sei, und daß ihn das Bild Schillers bei seiner Trennung von den

Dresdner Freunden nicht verlassen habe von dem Augenblicke an, wo Tasso nach Rom wolle.

Ein Drama muß vor allem eine Handlung darstellen; diese aber hat man Goethes Tasso abzusprechen versucht. Schöll meint, der hierin durchgeführte Prozeß sei zu ätherisch, um dramatisch zu sein, und Brugß sagt: „Tasso ist viel weniger ein Drama als eine dialogisierte Novelle, ein Abschnitt des Goethe'schen Tagebuchs in dramatische Form gekleidet.“ Auf das Überzeugendste wird dieser Irrtum von Kern im Anschluß an die bekannte Definition der Handlung in Lessings erster Abhandlung über die Fabel widerlegt. Ein Moment ließe sich seiner Beweisführung noch hinzufügen. Wenn das Stück kein Drama ist, so gehört es nicht auf die Bühne und kann sich nicht auf ihr erhalten. Deshalb behauptet denn auch Gottschall, da es sich nur auf dem Boden der Gesinnung bewege und in Kontrasten der Seelenmalerei bestehe, entspreche es weder den strengen Gesetzen des Dramas noch den Anforderungen der praktischen Bühne (vgl. auch Tiedt, Dramat. Blätter, III, S. 199 flg.). W. Scherer aber sagt: „Trotz der geringen äußern Handlung müßte die stärkste dramatische Wirkung von dem Stück ausgehn, wenn es Schauspieler gäbe, welche all die Macht sanfter Schmerzen zu offenbaren wüßten, die in diesen edeln Worten geborgen ist, und wenn es ein Publikum gäbe, in dessen Herzen alle die schmelzenden Töne vollen Widerhall fänden, die Goethe seiner Lyra hier entlockte.“ Zwar giebt es schwermüthig Schauspieler und Hörer, die den Anforderungen Scherers vollkommen entsprechen, wohl aber solche, die nicht allzuweit davon entfernt sind. Snab berichtet von einer Aufführung des Tasso in Dresden: „Als der Vorhang aufging, eine sonnig-südlische Landschaft sich vor den Blicken aufthat und die ersten Verse erklangen, da zog eine weihevollte Stimmung durch das ganze Haus und dauerte ungeschwächt bis zu Ende fort. Das war kein gekünsteltes Interesse, kein äußeres Brunken mit geläutertem Geschmack, das sich ängstlich beim Gähnen ertappt — es war eine wirkliche innige Hingebung an den Zauber der Rede, es war der Flügelschlag eines gewaltigen Geistes, welcher die Zuhörer unbewußt im Banne hält.“ H. Grans aber, der lange Zeit auf der weimarischen Hofbühne ein Liebling des dortigen Publikums war, bekennt, daß ihm keine Rolle so lieb geworden und so in Fleisch und Blut übergegangen sei, wie Goethes Tasso. In dieser Darstellung habe er daher nicht nur in Weimar, sondern auch in vielen andern Städten Deutschlands reichen und immer gleichmäßigen Beifall geerntet. „Karl Gutzlow“, so fährt er fort, „der als Generalsekretär der Schillerstiftung kurze Zeit in Weimar domizilierte, sprach mir nach einer Darstellung aus, daß er nie geglaubt habe, in dem „dramatischen Gedicht“ so viel spannende Handlung und Charakteristik

zu finden, und erfreute mich wahrhaft durch die nachstehenden Verse, welche mein Album zieren:

Dein „Hamlet“, wie aus Shakespeares Geist geboren,
Dein „Tasso“, wie geweiht von Goethes Hand,
Sind jedem Herzen ewig unverloren,
Das einmal ihres Zaubers Macht empfand.

Der Gang der Handlung scheint einfach und regelmäßig, hat aber doch seine Eigentümlichkeiten. Freitag teilt einen Plan desselben mit, aber nur in Andeutungen, und Unbescheid hätte daher ohne Besorgnis, etwas Überflüssiges zu thun, in seinem „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre“ auch den Bau dieses Stückes skizzieren können. Meisterhaft wird die Szene mit einem einleitenden Akkord eröffnet. Als Schächerinnen gekleidet freuen sich die beiden Leonoren in scheinbarem idyllischem Selbstgenügen der schönen Natur, aber die Art, wie sie die beiden Hermen schmücken, verrät schon die Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer Stellung zu Tasso und leise wird die Liebe der Prinzessin angedeutet. Es folgt sodann die Exposition in zwei Teilen. Zunächst entwerfen die Frauen das Bild Tassos in den hellsten und glänzendsten Farben, Alphons dagegen fügt dem Bilde in der 2. Scene auch einigen Schatten hinzu, so daß der Zuschauer für das spätere Benehmen des jugendlichen Dichters sofort die genügende Erklärung finden kann. Mit dem erregenden Moment, der Krönung Tassos, beginnt die aufsteigende Handlung, durch welche das Liebesverhältnis zwischen Dichter und Fürstin zur Entwicklung gelangt.

Was nun zunächst die innere Seite der Handlung anbetrifft, so bleibt in Tassos Herzen die innigste und verehrungsvolle Neigung für das hohe Frauenideal, als welches er die Prinzessin anbetet, bis zum Höhenpunkt des Dramas unverändert, nur daß II, 1, 367 ein seliges Entzücken über ihr vermeintliches Geständnis hinzukommt, diese jedoch empfindet anfangs nur Freundschaft, bei der sie noch dazu durch vornehme Zurückhaltung dem Dichter bestimmte Schranken setzt (Kern S. 42 flg.); in der 1. Scene des 2. Aktes tritt sie ihm um ein Beträchtliches näher und duldet es, daß er sich „ganz ihr ergiebt“ (III, 2, 31), vergißt aber nicht ihn darauf hinzuweisen, daß gewisse Dinge „nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden“ (II, 1, 374). Nach Tassos Gefangennahme erreicht ihre Zuneigung für ihn den Höhenpunkt. In der 2. Scene des 3. Aktes äußert sie Gefühle, die über bloße Freundschaft hinausgehen und bräutlichen Charakter zu tragen scheinen (B. 190 flg., 199—223), aber die Stelle, an welcher sie es thut, ist nicht als Höhenpunkt des ganzen Dramas deutlich herausgearbeitet. Die Fürstin vergißt auch hier keinen Augenblick, daß sie entsagen muß, und ihre Worte bringen nicht

zu den Ohren des gefangenen Tasso, ändern also nichts in seinem Schicksal. In dem absteigenden Teil des Dramas bleibt der Prinzessin Empfindung für Tasso unverändert bis zur Katastrophe, nur daß zu dem eignen Liebesleid noch ihr Schmerz hinzukommt, sein Gemüt so verdüstert zu sehen (V, 4, 99 flg.), Tassos Glaube an sie dagegen sinkt immer mehr herab. In der 1. Scene des 4. Actes vermag er sich noch in dem Gedanken an ihre Liebe aufzurichten, obschon dieser bereits getrübt wird durch die Vorstellung, daß mit der Gunst des Fürsten auch sein Liebesglück zerstört ist und ihn nichts mehr vor dem Sturz in den Abgrund retten kann (IV, 1, 52). Im 2. Monolog desselben Actes ahnt er bereits, daß sie keine so glühende Leidenschaft im Herzen fühlt, wie er (3, 73) und im 3. Monolog hält er sie gar für gewonnen von seinen Feinden (5, 50 flg.). Die Katastrophe wird dadurch veranlaßt, daß er die herzliche Teilnahme der Geliebten erkennt, und hat zur Folge, daß die Prinzessin, erschreckt durch sein plötzlich hervorbrechendes Feuer, sich von ihm wendet, er aber nochmals in sein Mißtrauen gegen sie zurückfällt und gegen alle tobt, die er für seine Feinde ansieht, dann aber durch die übermäßige Leidenschaft, in die er geraten ist, zur Besonnenheit zurückkehrt und sich in den Schmerz über sein verlorenes Glück versenkt.

Die äußere Handlung steigt in drei Stufen auf. Zuerst nimmt die Prinzessin den gekrönten Dichter gegen die rücksichtslose Geringschätzung kräftig in ihren Schutz, mit der ihn Antonio, trotz dem dreimaligen Versuch des Herzogs, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken (I, 4, 20. 107. 182), behandelt. Dadurch fühlt sich Tasso so zu ihr hingezogen, daß er die Abgehende nicht zu verlassen vermag. Statt sich in die lockende Einsamkeit zurück zu begeben, folgt er der Geliebten. Schon lange hat er sich mit dem Plane getragen, ihr Herz und ihre Hand durch große Heldenthaten zu erobern (II, 2, 55 flg.), Antonios Reden haben ihm aber die Schwierigkeit dieses Mittels nahe gelegt (II, 1, 48 flg. u. 92), nun möchte er ihr wenigstens gestehen, wie bereit er sei, alles für sie zu thun, und aus ihrem Munde Trost und ein hilfreiches Wort erlangen. Doch der Drang seines mächtigen Gefühls treibt ihn weiter. Von dem Wunsche, ihr durch die That seine Gefinnung beweisen zu können, (II, 1, 160—169) geht er über zu dem, der trennenden Schranken der Sitte überhoben zu sein (246), und versteigt sich am Ende zu einer Liebeserklärung (359 u. 360), die von der Prinzessin, aber freilich nicht in seinem Sinne, erwidert wird. Der folgende Monolog, in dem durch den Jubel ein leiser Laut der Wehmut durchklingt wie die Vorempfindung eines bevorstehenden Unheils, leitet zur 3. Stufe der Steigerung über. Antonio erscheint, der entweder ein furchtbarer Zerstörer oder ein mächtiger Förderer von Tassos Glück werden

kann. Da die Prinzessin eine Annäherung beider wünscht, sucht ihn Tasso sich im 1. Teil der Scene mit feurigem Ungeftüm zum Freund zu gewinnen, und da er das nicht nur nicht durchsetzt, sondern vom Gegner sogar mit beißenden Worten verhöhnt wird, im 2. Teile sich seiner als des grimmigsten Feindes im Zweikampfe zu erwehren. Als er den Degen zieht, hat die äußere Handlung ihren Höhenpunkt erreicht, mit dem dann in der 4. Scene des 2. Actes das tragische Moment, die Verurteilung des Dichters, in scharfem Kontraste steht. Die Handlung erhält sich nun bis zu dem Liebesgeständnis der Prinzessin ihrer Freundin Leonore gegenüber (III, 2) auf gleicher Höhe, denn Antonio wird von Alphons zur Erkenntnis seines Unrechts gebracht und zeigt sich bereit, sich mit Tasso auszusöhnen, und die Prinzessin faßt den Entschluß, in eine zeitweilige Entfernung des Freundes zu willigen, nur deshalb, weil sie meint ihm dadurch zu nützen. Aber freilich giebt sie hiermit bereits den Anstoß zur Umkehr der Handlung, da Leonore nun Gelegenheit hat ihre selbstsüchtigen Pläne zu verwirklichen. Auf der 1. Stufe der absteigenden Handlung wird sich Leonore über ihre Absicht klar und versucht sie auch sogleich bei Antonio ins Werk zu setzen, aber vergebens, weil dieser bereits durch Alphons von seiner Leidenschaft geheilt ist. Dennoch rät sie dem Dichter mit ihr nach Florenz zu gehen (2. Stufe). Dieser will zwar weichen, da alles ihn verlasse, aber sich nicht nach Florenz, sondern nach Rom begeben, und als nun Antonio kommt, um ihm die Ver söhnung anzubieten, verlangt er zum Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Versicherung, daß derselbe ihm einen Urlaub bei dem Herzog vermittele. Was er wünscht, geschieht (3. Stufe). Wie weit er sich schon dem Hofe von Ferrara innerlich entfremdet wähnt, zeigt er in dem Gespräch, mit dem er von dem Herzog Abschied nimmt. Waren seine Neben schon Leonore und Antonio gegenüber nicht aufrichtig, so täuscht er nun auch seinen größten Wohlthäter (V, 2, 4 u. 11). Aber noch hat er der Prinzessin Liebeswohl zu sagen (Moment der letzten Spannung) und wird durch ihre liebevollen Worte so heftig erregt, daß er selbstvergessen sie umarmt (Katastrophe). Den Rasenden beruhigt Antonio und verspricht ihm geduldrigen Beistand in seiner Not.

In diesem Bau des Stückes ist das Sineinandergreifen von Spiel und Gegenspiel ungewöhnlich. Die Freytagsche Regel, daß die Handlung entweder im Spiel steigt und im Gegenspiel fällt oder umgekehrt, findet hier keine Anwendung, vielmehr ist das Eingreifen des Gegenspiels und das Verhalten des Spielers in der ersten Hälfte (1. und 2. Act) ganz gleichartig dem in der 2. Hälfte, denn dort wird Tasso durch Antonios Kälte der Prinzessin genähert, hier durch Leonorens Liebenswürdigkeit von der Prinzessin entfernt, beide Male aber zu einer entscheidenden That

getrieben. Da infolge dieser Anordnung die Gegenspieler im 3. Akt eine ganz andere Stellung zum Helden nehmen müssen als vorher, beansprucht die Durchführung dieses Wechsels einen größeren Raum in unserm Drama, als in andern für den Übergang vom Höhenpunkt bis zur Umkehr verwendet zu werden pflegt. Zwar sagt Freitag, die Hauptscene des Höhenpunktes selbst bilde gern „den Mittelpunkt einer Gruppe von Momenten, welche nach beiden Seiten anschließend auf- und abwärts laufen“ und nach der entscheidenden That entstehe eine Pause, da die Spannung aufs neue erregt, dazu neue Kräfte, vielleicht neue Rollen vorgeführt werden müssen, an denen der Hörer erst Teilnahme gewinnen solle. Aber obwohl Goethe das letztere in seinem Tasso nicht zu thun brauchte, ist doch den ganzen 3. Akt hindurch kein wesentlicher Fortschritt bemerkbar. Allerdings gehört, wie bereits gesagt, die 2. — 4. Scene schon zur absteigenden Handlung. Der Zuschauer aber, der den weiteren Verlauf noch nicht kennt, muß glauben, daß das Unternehmen „der verschmigten kleinen Wittlerin“, welches ja der Hauptsache nach von der Prinzessin gebilligt worden ist, dem Dichter zum Heile gereichen werde, und hat nicht den mindesten Grund ihn zu bemitleiden oder für ihn zu fürchten. Fesselnd bleibt das Drama freilich auch hier, ähnlich jedoch wie in den zwei ersten Akten der Jungfrau von Orleans ist man genötigt, sich eine Weile statt des dramatischen mit dem epischen Interesse zu begnügen und sich mit der Romanfrage zu beschäftigen: „Was will das werden?“ Dazu kommt, daß das Gegenpiel strenggenommen gar nicht von Gegenspielern geführt wird. Alle Personen des Stücks sind mehr oder weniger Tassos Freunde, selbst Antonio mag ihm nicht schaden. Der „vielerfahrene Mann“ (I, 4, 17) hat ihm früher manchen nützlichen Rat, manche gute Lehre (II, 1, 194) gegeben, die den Jüngling nicht selten verdroß (IV, 2, 49), weil er sich dabei als Schüler fühlen sollte und doch meinte, selbst schon auf der rechten Spur zu sein, die auch gelegentlich schroff und kalt erteilt worden sein mag (vgl. II, 1, 199 mit III, 2, 11 u. 20), aber nichtsdestoweniger immerhin so beschaffen war, daß der Belehrtete aus ihr im vertrauten Gespräch mit der Prinzessin nicht nur keinen Grund ableiten konnte, ein ungünstiges Urtheil über den Charakter des andern zu fällen, sondern sogar gestehen mußte, daß dieser alles besitze, was ihm selber fehle. Hätten allerdings Hettner und Vultzhaupt Recht, so besäße Antonio als abscheulicher Intriguant alle Eigenschaften eines rechtschaffnen Gegenspielers. Ein Intriguant indes dürfte sicher, ich will gar nicht sagen, einer besonders großen, aber doch wenigstens einer gewissen höfischen Feinheit nicht ermangeln. Antonio aber begegnet nicht nur dem jungen Dichter, der durch sein Benehmen hierzu nicht den mindesten Anlaß giebt, mit unhöflicher Mißachtung, sondern behandelt auch den Herzog und die Prin-

zessin ziemlich schön, indem er jenem die Widersinnigkeit vorrückt, einen Müßiggänger so unmäßig zu belohnen (I, 4, 106 und 134), und jener auf ihre Verteidigung Tassos mit einem schwungvollen Lobpreis Ariosts antwortet. Auf diesen Intriganten Antonio läßt sich mit geringer Änderung Lessings Äußerung über das Gespenst in Voltaires Semiramis anwenden: Ein Intrigant, der sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle guten Sitten unter den Intriganten sind, dünkt mich kein rechter Intrigant zu sein. Es bleibt dabei, Antonios Benehmen, daß er sich von Anfang seines Auftretens an „so ohne Maß verlor“ (III, 4, 30), erklärt sich einzig und allein aus seiner gereizten Stimmung. „Der Anblick des bekränzten Tasso erfüllt ihn mit Verdruß, welcher dem augenblicklich Plötzlichen der Überraschung entspricht“ (Eysell). Ist aber Antonio gereizt, so ist er kein Intrigant, der eben zu allererst seine Empfindungen zu beherrschen im Stande sein muß, ist er aber nicht gereizt, so ist er wiederum kein Intrigant, der vor allem durch gewinnende Formen diejenigen für sich einnehmen muß, mit deren Hilfe er den andern verderben will. Sonach kann er auch nicht im strengen Sinne des Wortes als Tassos Gegenspieler angesehen werden, vielmehr wohnen dessen Feinde ausschließlich in seinem eignen Innern und von außen kommt nur da und dort ein Anstoß, der den unausbleiblichen Kampf mit ihnen beschleunigt.

Erwähnt mag schließlich werden, daß Vultaupt von zwei Höhenpunkten unseres Dramas spricht, von denen der zweite in Tassos „Liebeserklärung“ an die Prinzessin bestehen soll. Gemeint ist wohl die Umarmung, denn seine Liebe hat Tasso schon in der ersten Scene des 2. Actes erklärt. Aber auch diese Umarmung kann ich nicht als einen neuen Höhenpunkt anerkennen. Sie bildet für die Reihe von Vorgängen, die sich unter den bisherigen Verhältnissen vollziehen, ebenso das Ende, wie wenn Romeo am Sarge seiner Julia Gift trinkt. Tassos Rolle in Ferrara ist nun ein für allemal ausgespielt (V, 5, 109. 114), mag immerhin Schöll das Vergessen der Etikette nicht für etwas Unverbesserliches halten. Kein Zuschauer, welcher die Art, wie die Prinzessin liebt, richtig erfaßt hat, kann im Zweifel sein, daß der Dichter durch seine That unmittelbar sein Los bestimmt und sein voriges Glück zerstört hat, und wird eine Fortführung der Handlung durch dieselben Personen und auf demselben Boden nicht erwarten. Freilich sähe man trotzdem noch einige Fragen an das Schicksal nicht ungern beantwortet und deshalb kommt der Dichter dem Hörer mit einer letzten Scene zu Hilfe, über deren Berechtigung später ein paar Worte gesagt werden sollen.

Zuvor aber ist die Idee, welche der Handlung zu Grunde liegt, zu erörtern. Nach Eckermanns Berichte behauptete Goethe, obwohl er

Herders Gattin gegenüber die Disproportion des Talents mit dem Leben als den Sinn seines Stücks bezeichnet hatte, seinem Werke keine Idee zu Grunde gelegt, sondern einfach Tassos und sein eignes Leben dargestellt zu haben, und pflegte überhaupt, um die Idee einer Dichtung befragt, abzulenken oder ganz zu schweigen, da er nicht sein eigener Kommentator sein wollte. Jedenfalls verstand er unter Idee eine moralische Lehre und war verdrüsslich über die Bedanten, welche keine Dichtung gelten lassen mochten, wenn sie dieselbe nicht unter dem Gesichtspunkt einer Abhandlung über irgend ein triviales Sprichwort betrachten konnten. Schon Lessing jedoch unterschied von dieser Art von Idee die „Hauptabsicht“, unter welche der Dichter eines Dramas oder einer Epopöe die besondern Absichten der Handelnden so zu bringen weiß, daß sich ihr alle zu nähern oder von ihr zu entfernen streben. Nach Freytag hat die Idee in diesem Sinne in der Seele des erfindenden Dichters nicht die farblose Klarheit eines abgezognen Begriffs, sondern enthält als Kern und Keim der ganzen Dichtung schon die Hauptteile der Handlung, das Wesen der Hauptcharaktere, ja etwas von der Farbe des Stückes. Aber was ist nun dieser Kern der ganzen Dichtung? Lewitz hat mit einleuchtenden Gründen dargethan, daß es sich hier nicht um einen Kampf zwischen einem Vertreter des Idealismus und einem des Realismus handelt. Aber seine Ansicht, daß der Dichter in seinem Drama einfach das Hofleben darstellen wolle und daß man von dem Werke nicht mehr fordern dürfe, als es seiner Natur und Bestimmung nach leisten könne, ist ebenfalls unhaltbar, denn die auftretenden Personen unterscheiden sich sehr wesentlich von bloßen Hoffiguren und lassen nicht nur das rein Menschliche nicht vermessen, sondern auch das für Leben und Treiben im Höfen Charakteristische bloß andeutungsweise und bei weitem nicht scharf genug hervortreten. Wenn Dünker seiner Betrachtung über die Handlung des Stückes die Sätze voranstellt, daß es eine sittliche Heilung und in dem Helden einen Menschen vorführe, welcher seine leidenschaftliche Glut nicht zu beherrschen wisse und erst im tiefsten Seelenschmerz sich über seine Verblendung klar werde, so erfüllt er damit freilich die Forderung Freytags nicht. Eine sittliche Heilung ist ja so ziemlich in jedem Drama, sei es ein Lust- oder Trauerspiel, enthalten und eine schmerzliche Heilung von Selbstverblendung oder Weltverkennung so ziemlich in jedem ernstern Drama. Wilmar führt die Worte Goethes (Brief aus Italien im Mai 1788): „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, welche unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück“, als Grundgedanken an und hätte, wie Wittich mit Recht hervorhebt, statt dessen lieber sagen sollen: Grundstimmung. Als eigentliche Idee nennt er später

den Kampf „einer einsamen Seele, die eingetaucht in die schmerzliche Wonne und das süße Weh der Poesie, sich von der Kunst selbst, die andre nährt (V, 4, 26 flg.), vernichtet sieht“ und es nicht über sich gewinnt, „die Welt der Wirklichkeit zu verschmähen, das heißt sie innerlich, durch die Kraft seines dichterischen Geistes, zu überwinden.“ Dieser stimmt dem berühmten Litterarhistoriker im wesentlichen bei und meint (Programm des Gymnasiums Sondershausen 1868) ähnlich wie Rosenkranz, daß „die an sich herrlichen Gaben, Gefühl für das Schöne und Große, Tiefe des Gemüths und lebhaftes Phantasie, gerade die Triebkräfte des dichterischen Schaffens, unbehütet und ungezügelt, grauser Zerrüttung preisgegeben“ seien. Hierbei jedoch bleibt unbegreiflich, wie das an sich wahrhaft Gute, wenn es sich auch noch so frei entfaltet, jemals verderblich werden kann, und weshalb die Dichtkunst, die doch „mit dem verlassenen Verbannten großmütig in die Sterblichkeit“ sich eingeschlossen hat, die Welt verschmähen soll. Wohl müssen wir „die Angst des Irdischen“ von uns werfen, wenn wir in „des Ideales Reich“ fliehen wollen. Aber dieses ist doch nur in der Idee vorhanden und zunächst vermag der Dichter ebensowenig wie die Dichtkunst der wirklichen Welt zu entbehren, die Dichtkunst, weil sie aus ihr Blut und Leben schöpfen und ihr ein wahres, wenn auch veredeltes Abbild vorhalten, der Dichter, weil er außerdem seinen menschlichen Bedürfnissen genügen muß. In Konflikt mit der Welt aber kann jeder kommen, der sich keine festen Grundsätze gebildet hat oder durch Leidenschaft gehindert wird, an ihnen festzuhalten. Anders liegt die Sache schon, wenn man in der Dichtkunst Tassos selbst etwas Krankhaftes nachweist. Hiebei erkennt in ihm einen sentimental modernen Dichter, „in welchem jeder Nerv stets augenblicklich bis zur höchsten Spannung reizbar ist“ und faßt das Thema des Stücks als „das Dämonische der poetischen Begabung, wo sie mit sentimentaler Gemüthsstimmung sich verbindet und auf eine dieser Stimmung Nahrung gebende Wirklichkeit trifft.“ Natürlich ist hier unter sentimental nicht in Schillers Sinne der Gegensatz von naiv zu verstehen, sondern die im Gefühl schwelgende Geistesrichtung, die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland herrschte. Dieselbe bestand darin, daß man sich wehmütigen Empfindungen hingab, ohne in den wirklichen Verhältnissen einen ausreichenden Grund dazu und ohne in seinem Innern einen Antrieb zum erforderlichen Widerstand dagegen zu besitzen. Ob Tasso nicht doch noch aus einem zwingenderen Grunde als Werther sich eine Zeitlang einer fast an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung überläßt, mag zunächst dahingestellt bleiben, aber was hat seine Eigenschaft als Dichter damit zu schaffen? Werther war kein Dichter und nichtsdestoweniger gleich sein

Schicksal dem Tasso in vieler Beziehung. So wie man hier vor der Frage steht: Warum schwelgt Tasso in Schmerzlichen Gefühlen? so läßt Wittich, der des Selben Untergang aus seiner Geringschätzung der Sitte ableitet, die Frage links liegen: Warum verstößt derselbe gegen die Sitte? Wohlgemerkt, hier wie dort wird im weitern Verlauf der Besprechung der wichtige Punkt berührt, aber nicht als etwas, was zur Bestimmung der dramatischen Idee von Wichtigkeit wäre. Diejenigen, welche die Zwiespältigkeit unsres Stücks behaupten, wissen natürlich für den ersten und zweiten Teil eine besondere Idee aufzuführen. Bedenken gegen die Richtigkeit ihrer Auffassung muß es aber erregen, daß auch sie nicht einig sind. Vulthaupt bekämpft seinen Vorgänger Hettner, welcher glaubte, das neue Thema des zweiten Teils liege in Leonorens Worten, daß Antonio und Tasso Feinde seien, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen bildete, und daß sie sich zu ihrem Vorteil klug verbinden sollten. Er weist darauf hin, daß dieses Thema schon im ersten Teil dem Streit des Dichters mit dem Staatsmanne zu Grunde liege. Wenn er aber meint, daß statt dessen für die letzte Hälfte „Tassos geistige Selbstzerstörung einerseits, seine Liebe und sein Vertrauen zur Prinzessin anderseits“ Inhalt und Hebel der dramatischen Bewegung werden, so vergißt er vollständig, eine wie große Rolle diese Liebe schon in der vorhergehenden Hälfte spielt und in wie inniger Verbindung mit ihr diese geistige Selbstzerstörung steht. Die Richtigkeit der Idee, welche er für die zwei ersten Akte aufstellt, nämlich daß diese den Kampf enthalten zwischen der berechtigten Freiheit des dichterischen Genius mit der Kleinlichen Rabale des Höflingtums, ist zum Teil bereits widerlegt, zum Teil wohl durch die Äußerung beeinflußt, welche von Goethe Herders Gattin gegenüber nur leicht hingeworfen wurde und daher keine allzu ernstliche Berücksichtigung verdient. Allerdings tritt in dem Stück und zwar in dem ganzen Stück eine Disproportion des Talents mit dem Leben zu Tage, aber es ist dies durchaus nicht die Hauptsache und zudem etwas so Unbestimmtes, daß es uns keinen irgend genügenden Aufschluß über die Art der Handlung giebt. Auch das Talent eines Wallenstein gerät mit dem Leben in ein Mißverhältnis, und selbst ein dichterisches Talent kann in ein solches auf sehr verschiedene Weise geraten. Hier müht sich ein Bürger in einem ungeeigneten Berufe ab und seufzt unter drückenden Ehefesseln, dort kämpft ein Schubart mit allzufreien Äußerungen gegen die politischen Zustände, hier steuert ein Zacharias Werner auf einen von ihm selbst idealisierten und mit allerlei Übertreibungen ausgestaffierten Katholicismus los, dort „schwimmt sich“ Klingler durch seine Schroffheiten „wie ein Splitter im Fleische“ aus der weimarischen Gesellschaft. Es muß eben noch die treibende

Macht genannt werden, welche der Handlung ihre ganz bestimmte Richtung giebt und von Vulthaupt bereits hervorgehoben worden ist. Mag auch Eckardt noch so entschieden dafür eintreten, daß hier nicht eine Leidenschaft wie in andern Dramen, sondern eine Geisteskraft, nämlich die alles überwuchernde Phantasie das Übergewicht in Anspruch nimmt, er befindet sich doch im Irrthume. Im Mittelpunkte steht die Liebe Tassos und der Prinzessin. Schöll drückt das so aus: „Ununterbrochen geht . . . aus des Dichters zartestem Bunde mit der sittlichen Hochblüte des Hofes das Zerwürfniß mit der Hofsitte, aus der höchsten Wirklichkeit seines Ideals die schneidende Trennung seiner Wirklichkeit von demselben hervor.“ Die „ganz andern Angelpunkte“, von denen Gruppe spricht, sind alle in Wahrheit der Liebe als der Hauptsache untergeordnet. Dieselbe Prinzessin hätte gewiß in ihrer Weise auch einen andern zart-sinnigen, gefühlvollen und edeln Jüngling, welcher ihr unter den von ihr (II, 1, 93 ffg., III, 2, 177 ffg.) geschilderten Umständen zuerst entgegengetreten wäre, lieben und dieser mit ähnlichem Feuer wie Tasso ihre Neigung erwidern können, aber daß unser Held Melodie und Rede besitzt, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen (V, 5, 145 ffg.) und seine ganze Seele zum Preise der Geliebten geweiht fühlt, befestigt freilich das Herzensbündnis und verstärkt seine Gefahren. Antonio würde über einen andern Günstling der Prinzessin, den diese so warm in Schutz nimmt, wie sie es im 4. Auftritt des 1. Aktes thut, in eben solche Mißstimmung geraten, aber damit dies so rasch geschehe, mußte freilich ein Dichterjüngling den Lorbeerkranz auf dem Haupte tragen. Leonore wäre gewiß nicht abgeneigt, sich in den Huldigungen eines andern glänzenden Verehrers zu bespiegeln, aber daß die Dichtkunst Tassos ihrem Namen Unsterblichkeit verspricht, lockt sie freilich in beträchtlich höherem Grade. Auch ein Anderer sähe sich durch die Liebe einer Fürstin in eine Flut von Hoffnungen und Befürchtungen gestürzt, zu eifrigem Sinnen und Denken auf Mittel, die Geliebte ganz zu gewinnen, entflammt und mächtig angetrieben, jede Schranke der Sitte zu durchbrechen, aber freilich bei dem geborenen Dichter Tasso nimmt das alles eine leidenschaftlichere Form an. Namentlich von seinen Ansätzen, durch Einwirkung auf das praktische Leben und durch Heldenruhm sich seinem höchsten Ziele zu nähern, fällt er deshalb so jäh wieder in die ihm allein naturgemäße Beschäftigung zurück und erhebt sich ebenso jäh aus seinen poetischen Träumereien, um mit unzumutbarem Eifer gegen alles anzustürmen, was seinem höchsten Wunsche im Wege steht (III, 4, 53 ffg.). Die Liebe Tassos ist für die Handlung des Stücks, wenn ich so sagen darf, die Substanz, die Dichterkraft Tassos, die Feindseligkeit Antonios, die Intrigue Leonorens und der Verstoß des aufgeregten Liebhabers

gegen die Sitte nur das Accidens, so daß man die Idee des ganzen Stücks noch etwas genauer als Schöll folgendermaßen ausdrücken muß: Ein edler feuriger Jüngling, der mit der Gabe der Dichtkunst reich begnadigt ist, liebt eine Fürstin, welche seine Neigung nicht unerwidert läßt, strebt ungeachtet der entgegenstehenden Schranken nach ihrem vollen Besitz, vernichtet dadurch nicht nur seine schönsten Hoffnungen, sondern auch sein ganzes bisheriges Glück und wird nur durch „der Freundschaft leise, zarte Hand“ und durch „Beschäftigung“ mit seiner Kunst vorm Untergang bewahrt.

Goethes Tasso ist ein Charakterdrama und, wenn man nur nicht das sinnige Wort des Novalis, daß Schicksal und Charakter bloß Synonymen eines und desselben Begriffes seien, zum Maßstab nehmen will, von dem Schicksalsdrama so sehr unterscheiden, wie dies überhaupt zwischen beiden Gattungen geschehen kann. Allerdings entsteht unser empirischer Charakter ohne unsern bewußten Willen, bestimmt wiederum unsere Handlungen und diese unser Lebenslos, er darf daher ebenso wie jeder Vorgang um uns her oder in uns selbst, der ohne unsern bewußten Willen Einfluß auf uns gewinnt, Schicksal genannt werden. Die Anwendung des Wortes verstößt aber nun einmal gegen den Sprachgebrauch, da man hierunter etwas durch die Gottheit von außen uns Geschicktes und über uns Verhängtes versteht, und in unserm Stück hat Goethe nicht nur die Charaktere, so wie sie sind, vor uns entwickelt, sondern uns sogar einen Einblick in das Entstehen der wichtigsten derselben gewährt. Rößcher sagt über diese Eigentümlichkeit des Stückes: „Es gehört zu den größten Geheimnissen künstlerischer Komposition, die aufeinander feindlich und freundlich bezogenen Individualitäten so zu zeichnen, daß daraus nur der vom Dichter dargestellte Verlauf hervorgehen kann“, und selbst Julian Schmidt erkennt die psychologische Tiefe des Dramas, die noch kaum genug gewürdigt sei, unumwunden an. Über einen andern Punkt jedoch scheint mir dieser Schriftsteller weniger einsichtsvoll zu urteilen. Er meint, daß man ein Lustspiel vor sich habe, sobald man die Fabel des Tasso prosaisch fasse: Ein wunderliches Original, das sein Herzchen hege wie ein krankes Kind, komme in einen gebildeten Kreis, der ihn verhätschelt, mißverstehe alles und begehe eine Reihe von Ueberrheiten, die ihn schließlich vertreiben. Ohne Zweifel ist es möglich, Goethes Meisterwerk in dieser Weise herabzuziehn. Aber grenzt nicht überall das Lächerliche an das Erhabene? Wird nicht das edelste und schönste Gedicht durch gleichgiltige Betonung und niedrige Aussprache schon ins Gegenteil verkehrt? Um wieviel mehr also durch Übersetzen der dichterischen Sprache in die des gewöhnlichen Lebens? Bedarf ein Parodist irgend welches Witzes, um lächerlich zu wirken, wenn er etwa eine Handlung, die ihrer

Natur nach bloß in höheren Gesellschaftskreisen vor sich gehen kann, in die unteren Volksschichten verlegt? Von einer Verwandtschaft mit der Komödie ist beim Tasso nicht im entferntesten die Rede, doch wie steht es mit der Tragödie?

Goethe hat sein Stück Schauspiel genannt, weil beim Schluß desselben die handelnden Personen sämtlich am Leben erhalten bleiben. Aber Lessing schreibt am 13. November 1756 an Nicolai: „Merken Sie wohl, daß ich hier (beim Unglück des tragischen Helden) nicht vom Ausgang rede; denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen oder durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will“, und Aristoteles erklärt diejenige Art der Tragödie nicht für ausschließlich vollkommen, sondern nach den Gesetzen der Kunst nur eben für die vollkommenste, bei welcher der Held aus Glück ins Unglück gerät. Allerdings klagt Freytag, daß sich moderne Weichherzigkeit zum Schaden echt tragischer Wirkung oft verleiten lasse, das Leben des Helden auf der Bühne zu schonen, giebt jedoch an anderer Stelle zu, gerade bei den modernen Stoffen sei der tödliche Ausgang weniger Bedürfnis. Hätte sich Goethe entschließen können, seinem Tasso nicht bloß einen das Lebensmark erschütternden Stoß zu versetzen, sondern zum Beweis, daß dieser Stoß auch mit gehöriger Kraft geführt sei, der ungläubigen Menge den entseelten Leichnam des unglücklichen Dulders vor Augen zu stellen, so würden die Kritiker mancher Bedenken, doch zugleich auch einer schönen Gelegenheit, ihren Scharfsinn zu zeigen, überhoben sein. Wie aber wäre jenes gewaltsame Ende zu bewerkstelligen ohne Veränderung der ganzen Handlung? Sollte Alphons, der die Verletzung des Burgfriedens so mild bestrafte, wegen der Umarmung seiner Schwester ein Todesurteil aussprechen? Statt dessen ruft er, getreu seinem bisherigen Verfahren, als immer noch milder Arzt (I, 2, 96) dem Antonio zu, daß er den Rasenden festhalten solle, natürlich zunächst, damit dieser nicht gegen andere, dann aber ohne Zweifel auch, damit er nicht gegen sich selber wüte. Sollte Tasso sich selber töten? Er hätte ja bei etwas größerer Steigerung seiner Liebesleidenschaft soweit kommen können, aber von einem versöhnenden Schluß des Stückes wäre dann nicht die Rede. Eduard von Hartmann sagt, der sterbende Held der Tragödie rufe gleichsam jedem Zuschauer die Worte Christi zu: „In der Welt werdet ihr Trübsal erdulden, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ Carriere jedoch fügt hinzu: „Die Weltüberwindung ist nicht der Tod als solcher und die Ruhe des Grabes, sondern die Erhebung des Gemütes über das irdische äußere Glück und Unglück, über die Selbstsucht und den Materialismus des Verstandes und Herzens in die sittliche Weltordnung, die Ruhe in Gott dem Lebendigen.“ Eckardt und Gervinus

nennen Tasso einen Schwächling; der Selbstmörder Tasso müßte von jedem so genannt werden. In verächtlicher Schwäche würde er das Leben von sich, um die Bürde des Leids nicht ferner zu tragen, und jämmerlich unterläge er, statt zu überwinden. Und was für ein Leben würde er vernichten? Ein Leben, nicht nur reich an dichterischen Erfolgen, sondern auch die Aussicht auf noch reichere eröffnend, ein Gut demnach so wertvoll für die Menschheit, daß die Größe seines Verlustes in gar keinem Verhältnis stünde zu der Ursache, die ihn veranlaßt hätte, und sein frevelhafter Zerstörer sich nicht Bewunderung, sondern Tadel, nicht Mitleid, sondern Unwillen der Zuschauer zuzöge. Aber auch auf die Prinzessin vermöchte der Tod Tassos nicht versöhnend zu wirken. Das eine Wort: „Hinetweg“, mit dem sie ihren Freund von sich stößt, zeigt erschütternder als eine lange Tirade, daß sie mit Schrecken aus einem schönen Traum erwacht, daß sie das unnatürliche Band zwischen einem feurigen Jüngling und sich, der älteren, nicht von Liebesraserei ergriffenen Jungfrau, für immer zerrißt und daß die Läuterung von dem Irrtume ihres Herzens unter bitterm Weh begonnen hat. Seinen Werther durfte Goethe sterben lassen, weil er das Feinvolle dieses Ereignisses durch die Art seiner Erzählung und die eingeflochtenen Betrachtungen in das Gebiet des Nührenden erheben konnte, seinem Tasso durfte er kein gleiches Ende bereiten, weil das Drama andern Gesetzen unterliegt als die epische Dichtung. Er fühlte sich dazu um so weniger bewogen, als er einer Äußerung in „Kunst und Altertum“ zufolge das erzwungene Scheiden aus einem gewohnten und geliebten Zustand, auch ohne daß dabei Gift oder Dolch, Spieß oder Schwert in Anwendung kommen, für „das Grundmotiv aller tragischen Situationen“ hielt. Daß der Held in unserm Stücke nicht stirbt, steht nach Gottschalls Meinung in vollkommener Harmonie mit der ganzen Dichtung, „denn wo die Kollision so ganz innerlich bleibt, da kann ihr Ende nicht in handgreiflicher Weise zu Tage treten“.

Muß aber Tasso leben, so ist auch die 5. Scene des letzten Aktes nicht zu entbehren. Lewitz glaubt, mit dem Schluß des vorher gehenden Auftritts sei die Handlung soweit geführt, daß sich der Zuschauer über das Schicksal des Helden im Reinen befinde. „Tasso ist gewaltsam über den Kreis hinausgebrängt, in welchen ihn Geburt, Stellung, Weltverhältnisse, die in diesem Drama die bedeutendsten Motive bilden, für immer festgebannt haben; seine Leidenschaft hat alles verlegt, was ihm in seiner Lage heilig und unverletzlich bleiben mußte.“ „Selbst der äußerlichsten, oberflächlichsten Gefinnung muß es einleuchten, daß... er den Schmerz, dieses so verehrte, so zarte Wesen auf eine leidenschaftliche und unsittliche Weise verlegt zu haben, durch sein ganzes Leben nachempfinden werde.“ „Sollte es Goethe für einen würdigen Schluß gehalten haben, nach der

unabänderlichen Katastrophe uns noch die Klage darüber hören zu lassen?“ Merkwürdig! Obwohl Lewiz mit dieser Frage die das Klage lied enthaltende letzte Scene für einen unwürdigen Schluß erklärt, tadelt er doch auch wieder, daß sie nicht der reine Ausdruck des Schmerzes sei, sondern bereits das Heilmittel für Tasso andeute. Dadurch aber weise sie auf einen neuen Zustand hin und führe einen bedeutenden Schritt über die gewöhnliche Anlage der Tragödie hinaus. Indessen geschieht das doch auch in andern Tragödien. Was wird z. B. im Wallenstein aus Octavio Piccolomini, in der Maria Stuart aus Leicester, in der Braut von Messina aus Isabella? Auch diese bleibt am Leben, obwohl sie die Handlung des Stückes in Bewegung setzt und also die Hauptperson desselben ist, und muß ihren Jammer weitertragen. Aber darin freilich sieht Lewiz nicht das Bedenkliche, sondern darin, daß zuletzt noch eine Heilung Tassos angedeutet wird. Worin besteht jedoch diese Heilung? Er hat die edle Freundin dadurch, daß er sie in seinen sinnlichen Taumel hineinreißen wollte, für immer verloren, sie, deren Blick ihn vorher von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe heilt (II, 1, 130), deren holdes Wesen ihm nicht die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück zu rauben vermag (IV, 1, 30), deren Wink er folgen möchte, wenn ihn derselbe auch ins Verderben rief (37). Ohne Not hat er die getäuscht, durch die ihm nur Liebes und Gutes zu teil ward. Ohne Maß verliert er sich zuletzt in Schmähungen gegen dieselben Menschen, denen er sein höchstes Glück verdankt. Wahrhaftig, das alles ist so beschaffen, daß er es sich selbst nie verzeihen kann (V, 5, 80), und seine Dichtkunst, die er als sein Heilmittel bezeichnet, vermag daran nichts zu ändern, ebenso wenig wie der Schmerz der Isabella aufgehoben werden wird durch den Gedanken, daß die Geister ihrer Söhne sie umschweben; wohl aber bewahrt ihn seine Kunst vor völliger Fassungslosigkeit, vorm Wahnsinn. Freilich ist Schöll anderer Meinung und vertritt die Ansicht, daß gerade am Ende des Stückes die Geisteskrankheit Tassos zum Ausbruch komme und dadurch „die rührende Schönheit der Dichtung in schauerhafte Häßlichkeit“ münde. Indessen begreift es sich schwer, wie der sonst scharfsinnige Forscher auf diesen Irrtum verfallen konnte. Die bewundernswürdige Kunst Goethes besteht ja eben darin, daß er nicht, wie Lewiz glaubt, auf einen künftigen Heilungsprozeß und damit auf einen zweiten Teil der Handlung, der unser Drama erst zu einem abgerundeten Ganzen gemacht hätte, hinweist, sondern ihn innerhalb seines Stückes selbst und zwar keineswegs bloß in der Schlußscene vorführt. Solange Tasso auf völlige Vereinigung mit der Prinzessin hofft, sinnt er auf Heldenthaten, sie zu gewinnen, und achtet seine Dichterkraft gering. Nur vorübergehend befehrt er sich auf Bureben seiner Fürstin zu der Vorstellung, daß gleiches Streben

Held und Dichter bindet (I, 3, 172; II, 1, 52). Sobald er sich aber der Prinzessin ferner zu fühlen beginnt, erwacht auch wieder das Bewußtsein von der ihm innewohnenden Dichterkraft mit immer größerer Deutlichkeit. Schon in dem Gespräch mit Leonore (IV, 2, 84) erhebt er sich im stolzen Gefühl der ihm von Natur verliehenen Gabe über seinen Gegner. Einem Herzog bekennt er (V, 2, 91), daß er den mächtigen Drang vergebens aufhalte und das Leben ihm kein Leben sei, wenn er nicht sinnen oder dichten solle, und auf Antonios ermunternde Worte (V, 5, 135) endlich: „Vergleiche dich, erkenne was du bist!“ wird es ihm klar, daß ihm doch das „Eine“ bleibt, in seiner Dual zu sagen, was er leide. Diese Kraft aber wird nicht erst in einer spätern Zeit ihre Wirkungen entfalten, sondern hat jetzt bereits den Sturm der Verzweiflung beschwichtigt. Der Schmerz des Geschehenen wegen bleibt freilich, doch die Unbändigkeit des Gefühls, gezügelt durch die gesprochenen Worte, weicht zurück vor dem klaren Gedanken. Der Unglückliche erkennt seinen wahren Beruf, er gelangt überdies zu einer nicht minder wichtigen Erkenntnis, daß es nämlich seine Natur sei, als sturmbewegte Welle auf dem Meere der Empfindungen hin und her getrieben zu werden und daß er deshalb an dem gleichfalls von der Natur gegründeten Felsen seinen Halt suchen müsse. Schon einmal dämmerte ihm die Erkenntnis auf, daß dem Antonio „auf des Lebens leicht bewegter Woge“ ein stätes Herz bleibe und daß er wohl thue, an diesem Schatz auch Anteil zu suchen (II, 3, 80 flg.). Zwar gestand er auch damals schon, daß er sich seiner „Unerfahrenheit und Jugend nicht schäme“, aber sein Herz war doch zu voll der stolzen Überzeugung, daß ihm der Zukunft goldne Wolke ums Haupt ruhe, und sein Werben um Antonios Freundschaft viel zu unbesonnen-stürmisch, als daß dieser nicht dem Bekenntnis und Geständnis gleicherweise hätte mißtrauen sollen. Beides gewinnt zuverlässige Wahrheit, wenn es jetzt unter ganz anderen Verhältnissen wiederholt wird, und Antonios Mitgefühl zuverlässige Stärke, da er sich doch sagen muß, daß die Erhörung jener ersten Bitte den Dichter vor tiefem und schmerzlichem Fall bewahrt haben würde. Tasso „schämt sich“ wirklich nicht mehr seine Schwäche zu bekennen in allen Verhältnissen, die sich nicht durch Dichterkraft bewältigen lassen, und Antonio übt nachsichtige Geduld mit dem Fassungslosen, der ihm die von kluger Staatskunst geordneten Kreise nicht mehr verwirren wird. Denn wie Tasso gelangt auch Antonio erst in der letzten Scene des 5. Aktes zu völligem Abschluß. In herber Mißstimmung hatte er anfangs den jungen Dichter von sich gestoßen. Seines Herzogs Befehl bewog ihn, den Beleidigten versöhnen zu wollen, aber er that es doch nur mit halbem Herzen, obwohl er von der Vernünftigkeit des Gebotes überzeugt zu sein erklärte. In dem Gespräch

mit Leonore (III, 4) zeigt er sich entschlossen seinem Herrn zu gehorchen, gleichwohl wirkt seine Mißstimmung gegen Tasso noch insofern nach, als er nicht im mindesten das Wohlwollen verrät, welches der ältere Mann gegen den jüngern empfinden müßte, wenn es ihm wohl anstehen soll, diesen zu leiten (II, 5, 22). Es ist deshalb auf die Aufrichtigkeit und Dauer der Versöhnung noch nicht genügend zu bauen, und wenn Antonio, um einen Beweis dafür abzulegen, Tassos zeitweilige Entfernung vom Hofe zu bewirken verspricht und, um diesen Zweck zu erreichen, dem Herzog des Dichters Schwächen mit besonders lebhaften Farben und nicht ohne Übertreibung ausmalt, so muß der Zuschauer zweifeln, ob das nicht doch vielleicht aus der geheimen Absicht geschieht, den unbequemen Nebenbuhler los zu werden. Erst die Schlussscene bringt diese Zweifel völlig zum Schweigen, da der verstößene Dichter kein Gegenstand von Befürchtungen irgend welcher Art, sondern nur noch ein Gegenstand des Mitleids ist. Daß Antonio dieses ihm nun wahrhaft zollt, erhellt auch noch aus seiner Stellung zu Tassos Dichtkunst. Wohl weiß er, daß das Vaterland bereits den Jüngling „erkennt und auf ihn hofft“ (V, 1, 139), aber dennoch kann er den Leistungen desselben nicht gerecht werden und zwar aus zwei Gründen. Im Sinne seiner Zeit rühmt er an Ariost, dessen Vorzüge er doch gerade im Gegensatz zu seinem Nebenbuhler besonders herausstreichen möchte, namentlich die Verbindung von Allegorien, Personifikationen und Weisheitsprüchen mit heiterem Phantasienspiel, sieht also ebenso die Blüte der Poesie in ihrem lehrhaften Charakter, wie etwa der biedere Christian Weise, welcher auf diese Art die Tugend *per piam fraudem* der künftigen und neubegierigen Welt beibringen wollte und durch die possierliche Apothekerbüchse der Dichtkunst bei etlichen mehr zu bewirken hoffte, als wenn er den *Catonem* mit großen *Commentariis* hätte auflegen lassen. Außerdem dichtete Antonio selbst, jedoch nur in Mußestunden, in denen ihn keine Staatsgeschäfte in Anspruch nahmen. Wir dürfen dem Urteil Tassos, den man ja für völlig sinnlos zu halten genötigt wäre, wenn er nicht einmal auf seinem eigensten Felde Bescheid wüßte, und der ja auch mit ruhiger Objektivität einen Ariost zu würdigen versteht (II, 1, 31 flg.), getrost Glauben schenken, daß Antonio bei seinen „steifen“ Versuchen nur die Gedanken anderer Dichter zusammenreicht (IV, 2, 89 flg.). Antonio folgte auch hier wohl der Sitte der Zeit und verfaßte hauptsächlich Gelegenheitsgedichte, die keine andere Person des Dramas der Erwähnung für wert hält. Weil im Gegensatz hierzu Tasso dichtend die Sprache inniger Empfindung redet, bezaubert er die Herzen der Frauen, und weil es scheint, als ob er durch die Prinzessin auf deren Bruder Einfluß gewinnen und also Antonios Kreise stören könne, fürchtet dieser des Nebenbuhlers Dichtkunst,

ohne sie doch bezweigen zu schätzen. Der kalte Hofmann (III, 2, 11. 20, vgl. mit II, 1, 199) bringt den gefühlvollen Worten des andern keine rasche Empfänglichkeit entgegen und hält sie für Hofdichtung gleich der seinigen. Die Verherrlichung der Frauen, soviel er davon von früher her kennt, ist ihm eben formeller Lobgesang nach moderner Manier und in dem befreiten Jerusalem, soviel er davon gehört hat, sieht er auch nichts anderes als ein übliches Preislied auf einen Ahnherrn des Estefchen Hauses. Da er derartiges zwar vielleicht nicht so geschickt, dafür jedoch auch bloß als Nebenbeschäftigung nach ernster Berufsarbeit gleichfalls zu leisten glaubt, wird er nicht müde, mit einem starken Anfluge von Eifersucht über den Müßiggänger zu spotten, der Kränze im Spazierengehn bequem erreicht und nur im Lippen- und Saitenspiel als Held und Sieger davonzieht (II, 3, 106. 177, vgl. I, 4, 105; III, 4, 36; V, 1, 125. 141). Als er jedoch wahrnimmt, daß der Herzog nach einer kurzen Mißstimmung (vgl. II, 5, 22 mit V, 1, 35) ihm wieder vollkommen vertraut, daß derselbe die Verbindung mit Tasso, beinahe nur wie eine geschäftliche, für gegründet ansieht auf Leistung und Gegenleistung (V, 1, 23. 40) und jedenfalls dem Dichter nicht die mindesten Übergriffe auf politisches Gebiet erlaubt (vgl. IV, 2, 31 mit V, 1, 111 ffg.), zerfällt die hauptsächlichste Veranlassung seiner Eifersucht in nichts. Nach der Umarmung der Prinzessin vollends schweigt bei Antonio auch der leiseste Verdacht, daß seiner Staatskunst jemals Tassos Dichtkunst Gefahr drohen werde, und mit diesem Verdacht schwindet das trennende Vorurteil. Zugleich erkennt er endlich bei dieser Gelegenheit, daß die Lieder Tassos nicht bloß künstliche Reimereien sind, sondern Ausflüsse heißen Gefühls. Noch meinte er Leonoren gegenüber (III, 4, 128 ffg.), daß der Schlaue nur aus Klugheit, nur um sich zweier Flammen rühmen zu können, wohlberechnete Künste übe und die Knoten hin und wider knüpfe und löse. Nun hat er nicht nur mit eignen Augen gesehn, daß der Jüngling noch etwas ganz anderes wagt, als damals geahnt werden konnte — und wie undenkbar ein solches Wagnis wäre ohne ein gewisses Entgegenkommen der Fürstin, weiß der erfahrene Mann —, sondern erprobt auch an sich selbst die Macht der von Empfindung durchglühnten Worte des Unglücklichen und ist außer Stande sich der Rührung zu erwehren (V, 5, 119). Er verspürt den Hauch echter Poesie und damit erkennt er den Wert des wahren Dichters (135). Die Seelenbewegungen beider ehemaligen Gegner sind zu einem bestimmten Ziele gebracht und die Gegner selbst haben eine Versöhnung geschlossen, die alle Gewähr der Aufrichtigkeit und Dauer in sich trägt. In der Rückkehr zur Dichtkunst und der Freundschaft mit Antonio hat sich Tassos Heilung vollzogen, soweit sie überhaupt möglich ist. Die Fragen, welche der Zuschauer am Ende der 4. Scene des 5. Aktes

über das fernere Schicksal der handelnden Personen etwa noch auf dem Herzen hatte, sind gelöst und die Handlung unseres Stückes greift durchaus nicht mehr als die jedes andern über ihren eigentlichen Schlupunkt hinaus. Dieser Schluß unterscheidet sich aber wesentlich von demjenigen, welchen man sonst in Schauspielen antrifft. In ihnen kann der Held gar aufregende Gefahren bestehn, wie Tell oder Iphigenie, aber zuletzt rettet er sich und seine Freunde, überwältigt die Gegner und feiert einen frohen Triumph. Tasso hat diejenigen verloren, die ihm das teuerste auf Erden waren, er klammert sich an denjenigen, den er als seinen ärgsten Feind haßte, und schaut in eine Zukunft voll Schmerz und Enttägung.

Der Schluß ist traurig genug, ob nun auch das ganze Stück eine Tragödie ist, bedarf noch einer kurzen Auseinandersetzung. In seiner geistvollen Erklärung des Philotas knüpft Fried¹⁾ seine Besprechung der tragischen Elemente dieses Stückes an die Hauptbegriffe der Aristotelischen Poetik an, und Unbescheid benützt zu gleichem Zwecke die Hauptpunkte von Lessings Lehre über die Tragödie in der Hamburger Dramaturgie. Ich möchte glauben, daß man den Schülern beides besser ersparte, da man sich doch hier wie dort auf ziemlich schwankendem Boden befindet. H. F. Müller in seiner gegen das in vieler Beziehung verdienstvolle Werk Günthers gerichteten, vielleicht allzuscharfen, aber gewiß beherzigenswerten Programmabhandlung (Blankenburg am Harz 1887) sagt: „Um sich das Verständnis des Tragischen nicht zu erschweren und den Genuß einer Tragödie nicht zu verkümmern, breche man vor allen Dingen mit den Schlagwörtern, welche eine schulmeisterliche Kritik erfunden hat und von einem Compendium zum andern fortpflanzt.“ Indessen ist doch für die Tragödie eine Handlung durchaus erforderlich, der es nicht an entsprechender Wichtigkeit fehlt, da sie andernfalls nur für die Komödie tauglich wäre. Die Handlung nun in Goethes Tasso entfaltet sich nicht mit solcher Wucht, wie in andern Trauerspielen, sie entscheidet nicht tiefeingreifende Prinzipienstreitigkeiten und zieht nicht die Geschichte ganzer Völker in Mitleidenschaft, sondern dreht sich nur um Wohl und Wehe einzelner Personen; aber welcher Personen! Alle stehen sie durch Rang und Geistesbildung auf der Menschheit Höhe und dürfen alle durch den edeln Grundzug ihres Wesens das lebensbigste Interesse jedes feinfühligem Zuschauers beanspruchen. Der Kampf ferner, den der Held des Stückes unternimmt, richtet sich allerdings nicht gegen die geheiligten Grenzlinien der urehrwürdigen Sittlichkeit, sondern nur

1) Von dessen „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen“ ist vor Einlieferung obigen Aufsatzes nur die erste Lieferung erschienen. D. Leit.

gegen die oft künstlichen Gehege der nur allzuhäufig launischen und unvernünftigen Sitte. Aber auch die vergangenen Sitten, die uns jetzt unvernünftig vorkommen, sind einem Volke heilig gewesen, und auch die gegenwärtigen, die wir vielleicht für lächerlich halten, erheischen unsere vorsichtige Berücksichtigung, da wir die Gefühle anderer schonen müssen. Sitte und Sittlichkeit stehen immer in naher Beziehung zu einander; jene ist gewissermaßen ein befestigtes Außenwerk dieser; wenn jene preisgegeben wird, läßt sich auch diese nicht lange mehr behaupten. In unserm Stück handelt es sich aber nicht einmal um Sitten rein zufälliger Art, und tiefere Bedeutung scheint es zu haben, wenn Goethe nach älterem Sprachgebrauch beide Ausdrücke miteinander verwechselt (vgl. II, 1, 271. 274 mit II, 3, 170). Standesunterschiede waren zu allen Zeiten vorhanden und dienten zum allgemeinen Heile, wenn sie auch in einzelnen Fällen als Hemmnis erschienen. Die Gesetze jedoch, welche damit in Verbindung stehen, werden durch die Umarmung der Prinzessin schwer genug verletzt, ganz abgesehen von der Kränkung, welche hierdurch die engelsreine, innerlich vor sinnlicher Berührung zurückschaudernde (vgl. II, 1, 311) Fürstin erleidet. Das Duell ferner in des Herzogs Palast ist eine Störung des Hausfriedens, die auch heutzutage dulden würde, obwohl nicht mehr so harte Strafen darauf gesetzt sind wie damals (II, 4, 102). Es kommt jedoch weit weniger auf die objektive Beschaffenheit der Sitte, als darauf an, was sie den betreffenden Personen bedeutet (vgl. IV, 2, 40). Edel sinnige und feingebildete Menschen sind empfindlicher für das „was sich ziemt“, als andere, und daher erfordert das Stück, in welchem diese Grenzen unter sorgsamer Hut stehen, ein entsprechendes Publikum, wenn es seine volle Wirkung thun soll. Obwohl es nicht zur Tragödie höheren Stiles gehört, besitzt seine Handlung doch gewiß Wichtigkeit genug für verständnisvolle Hörer.

Auch über die tragische Schuld der handelnden Personen hat man viel hin und her geredet und namentlich dem Helden ein recht umfangliches Sündenregister vorgerückt. Nur immer mäßig, lieber Tasso, nur immer mäßig! heißt es da (V, 1, 89). Hübsch Wasser unter deinen Wein gethan (V, 1, 60), im eigentlichen und bildlichen Sinne! Die Zeit ordentlich eingeteilt und von der eingeführten Regel beileibe nichts geändert, früh aufgestanden und etwa bis zum Lever der Fürstin einige Stunden fleißig für die Unsterblichkeit gedichtet, denn Morgenstunde hat Gold im Munde, aber in der Hitze der Arbeit nicht etwa das Frühstück versäumt, damit du nachher beim Mittagessen nicht ein Gericht nach dem andern zu hastig einschlingst (V, 1, 62), dann ein Spaziergang ins Freie, denn *post conam stabis aut mille passus meabis*, hierauf

einige Stunden der Geselligkeit und Freundschaft gelebt, aber ja kein starkes Getränk! Endlich bald zu Bett und vor dem Einschlafen das Pensum des nächsten Tages überdacht — wahrlich, lieber Tasso, du bedarfst keiner Kur zur Verbesserung des Bluts (V, 2, 71) und keines Arztes, dessen bitter schmeckende Mittelchen dir, wie du ganz richtig bemerkt, doch nichts nützen (V, 1, 67). Aber dazu deine Selbstüberhebung! Wenn einen armen Edelmann ein Fürst der Dürftigkeit entzieht, zu seinem Hofgenossen erwählt und mit Vertrauen und Gunst beschenkt, so, dünkt' ich, könnte der bescheidne Mann sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren (V, 1, 27 flg.). Du aber bist übermütig genug, deiner Fürstin einen Liebesantrag zu machen, unfittlich genug, dem verdienten Staatsmann Freundschaft abtrotzen zu wollen, undankbar genug, die milde Strafe deines gütigen Herzogs nicht de- und reumütig hinzunehmen, von den letzten Ausbrüchen deines ungemäßigten Sinnes ganz zu schweigen. Die hohe Dichtergabe, die dir Gott verliehen hat, verachtest du, denn bald willst du Held, bald Staatsmann, oder was weiß ich, werden! Die, welche solche Anklagen gegen Tasso erheben, übersehen nur eins, daß nämlich eine gewaltige Leidenschaft all seinem Denken, Fühlen und Wollen eine bestimmte Richtung giebt, ihn unwiderstehlich fortreißt und aus den gewohnten Gleisen heraustrreibt. Oder dürfte wohl einer, der jemals einen ähnlichen Sturm in seinem Innern erlebte, wirklich wagen, ihn schuldig zu sprechen? Und wer nichts ähnliches erlebte, darf es erst recht nicht. Kern freilich behauptet, ob schon er S. 53 von dem tiefen Gefühle Tassos spricht, dessen Liebe zur Prinzessin sei nur ein „rasches Auslobern, ein wildes, unstetes Aufflackern, ein Taumel, von dem er vorübergehend ergriffen wird“ (S. 133). Jedenfalls hat jedoch dieses Aufflackern ziemlich lange gedauert. Denn Antonio, der allerdings nicht die volle Wahrheit ahnt, weiß doch schon von Tassos Preisliedern auf Leonore, obwohl er geraume Zeit abwesend war (I, 4, 6; II, 1, 19; III, 4, 15; 2, 65; IV, 1, 23). Um aber nicht zu dem Irrtum verleitet zu werden, daß für Tasso die Gunst des Herzogs einen größeren Wert habe als die Liebe der Fürstin, weil er in seinem zweiten Selbstgespräch (IV, 1) von dem Gedanken an diese abspringt und zuletzt nur den Verlust jener zu beklagen scheint, muß man den ersten Monolog (II, 2) zur Vergleichung heranziehen. Die Sonne des Glücks ist dem Jüngling aufgegangen, sein ganzes Wesen atmet Liebe und Entzücken, für Haß hat er keinen Sinn, für erlittene Kränkung kein Gedächtnis, alles Große und Worttreffliche umfaßt er mit glühender Begeisterung (Gysell). Dennoch schimmert zu Ende eine Ahnung kommenden Unheils in den Worten hindurch: „O Bitterung des Glücks, begünstige diese Pflanze doch einmal“ (65. 66). Die Sache ist klar: Alle

Gunst des Herzogs ist ihm nichts und die Liebe der Prinzessin ist ihm alles. In dieser Liebe besteht sein ganzes Glück, ihrer möchte er sich immer werter machen, sie mit allen Kräften behaupten. Aber die ängstliche Besorgnis, daß ihr eine Gefahr drohe, steigt jetzt schon in seiner Seele auf, und was er leise fürchtet, erfüllt sich im folgenden. Der Herzog bestrafte ihn, stürzt ihn von der Götter Saal herab unter die niedern Menschen, von der schwindelnden Höhe seligen Entzückens in den finstern Abgrund des Unglücks. Der Gefangene hat weniger als je Aussicht, den Inbegriff aller seiner Wünsche zu erreichen und fühlt um so nagenderen Schmerz, als er schon beim ersten Anlauf so schwer gefallen ist. Die Ungnade des Herzogs umhüllt ihm mit finstern Wolken das glänzende Bild der Geliebten; der ungerecht strafende Bruder tritt zwischen ihn und die heißgeliebte Schwester und läßt ihn auf düstern Pfad verloren stehn. Die Gunst des Fürsten ist ihm nur Mittel zum Zweck, wenn man aber diesen will, muß man jenes erwägen und wenn das Mittel versagt, so liegt es am nächsten, daß bei ihm vor allem die trauernden Gedanken verweilen. Den Fürsten selbst liebt Tasso nicht so, daß er die Trennung von ihm sehr schmerzlich empfinden würde (II, 1, 185. 189; IV, 2, 68. 126), sondern zollt ihm nur schuldige und in Augenblicken besonders lebhafter Dankbarkeit auch mehr als schuldige Ehre; Zeichen der Gnade aber, wie er sie in Ferrara empfängt, kann er auch von den Medicern erwarten (IV, 3, 59). Zeigt er sich daher um die Gunst des Herzogs Alphons mehr als billig besorgt (I, 2, 76), so geschieht es nur, weil ihm ohne sie sein höchstes Glück entschwindet. Während er im zweiten Monolog zuerst von der Prinzessin und dann von dem Herzog spricht, äußert er gerade umgekehrt im vierten (IV, 5) erst seine Klagen über die andern Personen und fährt dann fort: „Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!“ Das heißt doch wohl: Von dir hätte ich das nie und nimmermehr gedacht! Daß er es dennoch denkt, ist wahrlich kein Zeichen schwächlicher, bloß aufplackernder Liebe, man müßte denn als ein solches auch das Verhalten eines Eiferjüchtigen ansehen. Aber wie er mit dichterischem Spürsinn das Wesen Leonorens richtig durchschaut (II, 1, 217 flg.) und ahnt, in welcher Weise Antonio zum Herzog über ihn sprechen mag (IV, 5, 17 flg. vgl. mit III, 4, 190—202; V, 1, 55 flg.), so fühlt er auch aus Leonorens Worten heraus und schließt aus dem langen Fernbleiben der Prinzessin (IV, 5, 54), daß diese keine glühende Leidenschaft empfindet, die der seinigen gleiche, keine Leidenschaft, die, alle Fesseln sprengend, selbst das Äußerste nicht scheut (IV, 4, 73 vgl. II, 2, 48). Die Vorstellung aber, daß sie ihn weniger lieben könne als umgekehrt, daß also seiner Hoffnung nicht nur äußere, sondern auch innere Gefahren im Wege stehen, peinigt ihn auf das

Furchtbarste. In der Schlußscene des 5. Actes erwähnt er die Geliebte gegen das Ende zu nicht mehr, aber deshalb glauben zu wollen, daß er weniger an sie dachte, wäre gewiß verfehlt. Der Gedanke an sie durchzittert seine Worte und nur der Name der Reinen und Heiligen (V, 5, 62), die ihm ihr liebendes, von irdischen Flecken freies Herz offenbart hat, geht nicht über seine Lippen, von denen noch eben sinnlose Schmähungen gegen sie ertönten. Dieses Schweigen ist ein feiner Zug und beweist deutlicher als viele Worte, welch lauterer Angedenken Tasso seiner Geliebten bewahren wird. Einen Moment im Wechsel der Empfindungen umdüstert von dem Wahn, daß er von einer Buhlerin ins Verderben gelockt sei, sieht er sie nun hellglänzend vor sich als Stern, den man nicht begehrt, um den man aber doch mit schmerzlich sehnen den Gedanken schweift.

Die Ernsthaftigkeit, Tiefe und Echtheit seiner Liebe scheint mir über jedes Bedenken erhaben; alles übrige aber schließt sich ungesucht und natürlich an. Selbstverständlich ist nun, daß er darauf sinnt, an das letzte Ziel des Liebenden zu gelangen und die Laufbahn des Helden hierzu für die geeignetste hält. Abgesehen davon, daß jeder rechte Jüngling für Kriegsrühm schwärmt, war seine Kampfeslust schon bei seinem ersten Eintreffen in Ferrara durch das glänzende Turnier, welches man damals feierte, mächtig angeregt worden (II, 1, 62 flg.). Einen innern, diese Schwärmerie erklärenden Vorgang ferner, den ebenfalls jeder erlebt hat, schildert er in seinem ersten Monolog. Das Wort vermag ihm, der es so meisterhaft zu gebrauchen weiß, nicht zu genügen, sondern nur die That. Wohl verlangt es ihn, die Geliebte zu preisen, aber auch mit einem tausendfachen Werkzeug könnte er die unaussprechliche Verehrung nicht ausdrücken. Wie gern bewährte er seine Gefinnung dadurch, daß er sich mit einer edeln Schar den gräßlichsten Gefahren nach ihrem Wink und Willen entgegenwürfe. In seinem Befreiten Jerusalem hatte er sich wie Homer zum Herold staunenswerter Heldenthaten gemacht und nun in der geistigen Leere, die nach Vollendung eines solchen Werkes empfunden zu werden pflegt, fühlt er das Bedürfnis, die Heldenthaten wie ein Achill selbst auszuführen. So begeisterte sich auch ein Grabbe bei seinen Schlachtenschilderungen derart für das Kriegswesen, daß er sich für den Soldatenstand berufen glaubte. Tasso aber bildete sich durchaus nicht ein, schon alles zu besitzen, was zu einem Helden gehört (II, 3, 179), doch vertraut er seiner Faust und hofft sie für einen rühmlichen Zweck gebrauchen zu können. Mit seinem großen Gedichte will er die Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge begeistern und sucht damit nicht etwa ein bloßes Hirngespinnst zu verwirklichen, denn selbst der praktische Antonio rühmt vom Papsst, daß er mit der

Macht der Christenheit die Türken da, die Ketzer dort zu vertilgen gedenkt (I, 4, 60, vgl. 122; IV, 4, 88). Bei dieser Gelegenheit hofft Tasso Ruhm zu erwerben und den Zugang zu seinem höchsten Lebensglück zu erobern (II, 2, 30, 31). Freilich wäre es lächerlich, wenn er, statt an diesem Plane festzuhalten, bei anderer Gelegenheit den Wunsch zu erkennen gäbe, ein großer Staatsmann zu sein. Das fällt ihm jedoch gar nicht ein, nur schmerzt es ihn, daß der Herzog ihm in politischen Dingen nicht ebensoviel gesundes Urteil zutraut wie der Prinzessin, die ihn ja wirklich in Bezug auf Weltkenntnis nicht übertrifft; es schmerzt ihn, daß er der Geliebten nur als halber Mann erscheinen muß, wenn in seiner Gegenwart andere, denen er doch nicht nachstehen möchte, von dem Fürsten um Rat gefragt werden (IV, 2, 127 flg.). Dem Antonio bestreitet er diesen Vorzug nicht ernstlich (II, 1, 47) und dessen Worte, mit denen derselbe die Größe des Papstes schildert, haben ihn nur deshalb so wunderbar getroffen (15), weil er auch wie jener „Halbgott“ (45), aber nicht im Frieden, sondern im Kriege, lenken und leiten, kämpfen und siegen möchte. Denn sein Dichten erscheint ihm, wie dem Antonio, im Gegensatz zum thätigen Leben als unnütze Ruhe (IV, 2, 137), zumal er durch dasselbe seinem höchsten Ziele nicht näher zu kommen glaubt. Wenn Tasso weiterhin die milde Strafe seines Fürsten nicht mit schweigender Geduld über sich ergehen läßt, so kann man sich hierüber doch unmöglich wundern, sobald man den plötzlichen Umschlag des schwindelhaftesten Glücks in rauhe, nüchterne Wirklichkeit bedenkt. Wir sind immer die Reden Tassos im 4. Auftritt des 2. Aktes von Vers 57 an als beinahe die rührendsten im ganzen Stücke vorgekommen. Unübertrefflich schildert in ihnen Goethe den Kampf, der zwischen Dantespflicht der Unterwerfung und verletztem Rechtsgefühl im Herzen des Jünglings hin und her wogt. Er hatte es für ein heiliges Gebot der Ehre gehalten, den Schimpf, mit welchem Antonio ihn überhäufte, nicht bloß mit leeren Worten, sondern mit dem Schwerte abzuwehren, und nun soll nicht derjenige Strafe erleiden, welcher zu all dem Veranlassung gab, sondern der, welcher dem verletzenden Hohn nicht stumpfsinnige und verächtliche Gleichgiltigkeit entgegen setzte. Das Urteil des Fürsten erweckt in der Seele Tassos denselben Widerspruch wie bei jedem teilnehmenden Menschen der Spruch eines vernünftigen Juristen, der nur seinen Gesetzesparagrafen und die That des Angeeschuldigten, nicht aber die Beweggründe zu derselben berücksichtigt. In dem Herzog hatte Tasso bisher noch nicht seinen Richter und kurz vorher mehr als je den Bruder seiner Geliebten gesehn. Je heftiger er sich vorher durch Antonio beleidigt glaubte, desto tiefer muß er sich nun gekränkt fühlen, daß sein böswilliger Gegner über ihn triumphiert; je mehr ihn vorher die Güte der Schwester beglückte, desto

mehr muß der Strafbefehl des Bruders ihn nun mit Schmerz erfüllen, und je glänzender er vorher seine Ehre zu verteidigen hoffte, desto schwerer muß es ihm nun fallen, sich in die Gerechtigkeit des herzoglichen Urteilspruchs zu finden. So endigt er denn damit, daß er sich von diesem auf ein billigeres Gericht beruft (II, 5, 191) und verhehlt es auch später nicht, daß er glaube, ihm sei Unrecht geschehen (IV, 2, 34. 35; 4, 9. 10). Wenn man das alles im Auge behält, verliert sein Benehmen während der Stunden seiner Gefangenschaft auch den Schein des Auffälligen. In Antonio kann er beim besten Willen nichts anderes sehen, als einen hämischen Gegner, und daß er ihn bei seinen wichtigsten Plänen für das größte Hindernis halten muß (daher IV, 2, 100), wurde bereits erwähnt. Alphons stellt sich auf des Gegners Seite und tadelt diesen nicht einmal in des Beleidigten Gegenwart. Nun kommt auch noch Leonore zu dem Gefangenen, rät ihm, sie zu den feindlichen Medici zu begleiten (IV, 2, 175) und kündigt Antonios Besuch an, der auf des Herzogs Befehl erfolge (212). Wie sollte aber der harte Mann, der gleich im Anfang den Jüngling, ohne von ihm gereizt worden zu sein, mit gehässiger Schroffheit behandelte, nun, nachdem beleidigende Worte gefallen sind, jemals verzeihen (151)? Steht Leonore nicht mit Antonio und Alphons in Einverständnis, da sie doch von deren Absicht weiß, und kann sie mit Bewilligung der Prinzessin zu Tassos Abreise von Ferrara zureben, wenn es nicht erst recht der eigentliche Wunsch jener beiden ist, von denen der eine sich bisher dem Jüngling gegenüber feindlich, der andere wenigstens nach des letztern Meinung nicht freundlich genug verhalten hat? Wenn er aber die Prinzessin im Einverständnis mit seinen Gegnern glauben muß, so hält er sie natürlich nicht etwa sofort für seine Feindin. Das jedoch meint er zu erkennen, daß sie ihn wie ihr Bruder (IV, 5, 31; 3, 13 flg.), von Antonio gewonnen, als schuldig betrachtet. Daß ihre Liebe an Wärme der seinigen nicht gleichkommt, ist ihm unerträglich, unerträglicher aber, daß ein Antonio ihr werter zu sein scheint als er selbst (IV, 5, 48 flg.). Bedürfte es noch eines Maßstabes für die Verschiedenheit zwischen der Neigung Tassos und der Prinzessin, so könnte ihr Verhalten zu Leonore und Antonio dazu dienen. Die Prinzessin findet den Gedanken tröstlich, daß der Dichter, wenn überhaupt, so wenigstens mit ihrer Freundin davon zieht, dieser findet den Gedanken untröstlich, die Gunst der Geliebten mit einem andern teilen zu sollen. Die Kraft traut er sich nicht zu, Antonio, mag derselbe sich nun mit ihm versöhnen oder nicht, an ihrer Seite und gar von ihr bevorzugt zu sehen, und darum muß er Ferrara unter allen Umständen verlassen. Allerdings hofft er das nicht für immer zu thun (IV, 3, 58—62) und gerade durch seine Abwesenheit die Neigung der Prinzessin zu voller

Blut zu entfachen, wie er es in dem letzten Gespräch mit ihr in halb unbewußter Absichtlichkeit durch die Schilderung seiner Wanderung nach Neapel und seines Lebens in Constandoli versucht. So folgt eins aus dem andern, nirgends zeigt sich ein Sprung oder eine Lücke, alles entwickelt sich mit Notwendigkeit aus Tassos Leidenschaft und Charakter. Beides aber ist edel geartet und so muß er von jeder Schuld im gewöhnlichen Sinne freigesprochen werden.

Ebenso verhält es sich mit der Prinzessin, gleichwohl werden auch gegen sie hauptsächlich zwei Anklagen gerichtet. Zunächst hat man ihr „Aussholenwollen und absichtliches Ausforschen Leonorens“, ob diese glaube, mit Tassos Liebesgedichten gemeint zu sein (I, 1, 97), tadeln wollen. Aber weder ist dabei ihre Bescheidenheit im Spiele, „die sich der Erwiderung ihrer Liebe nicht so ohne weiteres versichert hält“ (Eysell), denn sie weiß, an welche Leonore Tasso allein denkt (II, 1, 213. 214), noch irgend eine Eifersüchtelei (III, 2, 18). Ihrer Rolle einer glücklichen Schächerin entsprechend neckt sie einfach die Freundin, die oft dazu Veranlassung giebt und als gute Gesellschafterin sich nicht ungern necken läßt (I, 2, 33; 4, 85. 86), und auch die Worte: „Du hast dich sehr in diese Wissenschaft vertieft, Leonore, sagst mir Dinge, die mir beinahe nur das Ohr berühren und in die Seele kaum noch übergehn“ (I, 1, 18—21), spricht sie nicht etwa „verlezt und aus ihren Träumen gleichsam aufgeschreckt“ (Wilmar), noch unmutig, „weil ihr das Analysieren von Tassos Empfindungen mißfällt“ (Strehle), sondern ebenfalls in neckendem Ton. Sie kennt ja die sehr konkreten „Wünsche“ Leonorens (II, 1, 214 vgl. mit II, 3, 16), die mit der sublim idealen Auffassung von dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Frauen zu Tasso nicht recht stimmen, und merkt gar wohl, daß es nur Brocken ihrer eignen platonischen Weisheit sind, welche der „Neuling“ ihr vorsetzt, denn der Kern von Leonorens Wesen (W. Müller) besteht eben darin, daß sie „wie aus einem Spiegel zierlich widerstrahlt, was sie von außen empfangen hat“ (Wilmar). Leonore weiß zu sagen, was sie fühlt, während die Prinzessin tiefer fühlt und schweigt (I, 1, 88. 89), und führt daher häufig nur in anmutigen Worten aus, was jene als Thema der Rede hingeworfen hat (3. B. I, 1, 26 vgl. mit 28—39, oder 181 mit 182—196). Auch hier nun scherzt die Prinzessin über Leonorens Fertigkeit, von etwas zu sprechen, was sie in Wirklichkeit gar nicht ernstlich so denkt, und zwingt sie dadurch die Quelle zu nennen, aus der sie geschöpft hat. Eine zweite Anklage richtet sich gegen die Liebeserklärung, welche die Fürstin ihrem Günstling macht (II, 1, 61 flg.). Gewiß nimmt Kern richtig an, daß sie dabei an gar nichts anderes denkt als an die „wahre Liebe“ (I, 1, 181), d. h. an rein geistige Freundschaft, aber nicht minder

gewiß ist es, daß der Jüngling sie anders versteht und deshalb mit seinen eignen vorangehenden Worten etwas anderes gemeint hat. Wäre Kerns Deutung der letzteren wirklich zutreffend, so müßte man Goethes Ausdrucksweise an dieser Stelle für außerordentlich dunkel und schwerfällig halten. Indessen sagt ja Tasso deutlich genug, daß er nach dem von der Prinzessin entlehnten Urbild jeder Tugend, jeder Schöne (350) edle Liebe (360) in seinem Gedichte dargestellt habe und zwar in verschiedenen Beziehungen als „Heldenliebe (352), Liebestreue (353) und Liebesnot“ (354). Es handelt sich also zunächst nur um Abstraktionen, aber wie fein Liebesideal einer wirklichen Person entlehnt ist, so läßt er die mannigfaltigen Seiten desselben auch in den mannigfaltigen individuell gezeichneten Personen seines Gedichtes wiedererscheinen. Daraus folgt, daß sich auch viele der Wirklichkeit entsprechende Züge in dem Gedichte finden müssen, und sie finden sich in der That, obwohl das, was Goethe hier sagt, keineswegs die Geltung einer litterarhistorischen Notiz hat und poetische Wahrheit besitzen kann, ohne geschichtlich wahr zu sein. Namentlich bei Zeichnung Sophroniens, die Tasso mit kluger Steigerung zuletzt nennt, hat ihm die Gestalt der Prinzessin und deren Liebe zu ihm selber vorgeschwebt. Man vergleiche nur folgende Stellen aus dem 2. Gesang des Befreiten Jerusalem (Übersetzung von Duttonhofer):

14. Denn eine Jungfrau lebt in ihrer Mitte,
Die königlichen Sinn im Busen trägt.
Zum Schmutz der Tugend wird von reiner Sitte
Der Reiz der hohen Schönheit ernst gepflegt.
Ihr höchster Ruhm ist, daß in enger Hütte
Solch hohen Wert sie still und schweigsam hegt,
Vor Bühler Blick und Lob geht eng verschleiert
Sie einsam nur einher und ungeeiert.
16. Sie ist so schön, und er ist so bescheiden,
Er glüht, doch ohne Hoffen und Begehren.
25. Du keusches, hohes Herz, du edles Wesen!
26. Sie schweigt, doch Furcht hat nimmermehr bezwungen
Dies starke Herz, nur etwas Bangigkeit.
30. Sie hebt das Haupt und blickt so himmlisch gütig,
Im Auge sanfte Frömmigkeit, ihn an. u. s. w.

Die Prinzessin rühmt nun an Tassos Gedicht als zweiten Vorzug, daß es nicht bloß Liebesideale darstelle, sondern auch für die Eingeweihten verständlich die Beziehungen auf die Wirklichkeit erkennen lasse. Sie sagt das ohne alle Nebenabsicht und zugleich vollkommen arglos, weil Tasso die Liebe, deren Geheimnis er dem Liede anvertraut habe, edel nennt, weil er sie mit dem Urbild der Tugend in Verbindung bringt, weil er Tancredens Neigung zu Chlorinden, welche von der Hand

des Ritters fällt, ehe dieser sie zu seinem Weibe machen kann, an erster Stelle erwähnt, vor allem aber, weil sie, wie gesagt, viel zu hoheitsvoll ist und Tasso bisher ihr gegenüber viel zu bescheiden war, als daß sie an eine sinnliche Liebe desselben glauben könnte. Freilich begeht sie einen Irrtum, indem sie nach ihren eignen tiefen, aber stillen Empfindungen die eines jugendlichen Dichters bemißt und mit ihren Worten einen Feuerbrand in sein bereits glühendes Herz wirft; ladet sie damit jedoch auch eine Schuld auf sich? Beide Liebende folgen, ohne Böses zu wollen, dem Zuge ihrer innern Natur, müssen jedoch das, was hieraus entsteht, als ihre eigne That anerkennen und können die Verantwortlichkeit dafür nicht von sich abwälzen. Das wunderbare Mysterium der menschlichen Wahlfreiheit tritt in Wirkksamkeit. Die Liebenden sehen sich in Leiden gestürzt, die sie nicht verschuldet haben und die doch ihr eignes Werk sind. Zwischen Anklage des Schicksals und Selbstanklage schwanken sie — sehen wir wenigstens Tasso hin und her schwanken ähnlich der Jungfrau von Orleans, die am Schluß ihres großen Monologs vor der Krönungsfeier ansruft: „Doch du riffest mich ins Leben, In den hohen Fürstensaal, Mich der Schuld dahin zu geben, Ach! es war nicht meine Wahl!“ oder ähnlich dem alten Harfner, welcher, ein zweiter Ödipus, von den „furchtbaren Mächten“ singt: „Ihr führt ins Leben uns hinein, Ihr laßt den Armen schuldig werden, Dann überlaßt ihr ihn der Pein; Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ In diesem Sinne ist die Charaktertragödie Tasso auch eine Schicksalstragödie, sicherlich aber eine Tragödie. Die Eindrücke, die das Stück bewirkt, sind nicht peinlich, wie Gruppe meint oder Gnad, der aber dann wieder von der „erschütternden Tragik des einseitigen Phantasielbens“ spricht, auch nicht bloß schmerzlich oder „wohl schmerzlicher, als mit denen uns ein Drama entlassen sollte“, wie Hiede will, sondern eben tragisch. Indem Tasso mit dem Feuer der Jugend nach dem strebt, was ihm das höchste Glück zu sein scheint, zerstört er dasjenige Glück, welches er ruhig hätte genießen können; indem er den heißersehnten Inbegriff seiner Wünsche schon meint festzuhalten, entschwindet er wie ein Schatten seinen Händen; indem er voll Entzücken über das Heil jauchzt, das ihm widerfahren ist, schwankt bereits der Boden unter seinen Füßen. Als dann der harte Fall geschehen ist, können wir uns des Mitleids mit dem Unglücklichen nicht erwehren, des tragischen Mitleids, welches sich mit der Furcht verbindet, daß auch uns in ähnlicher Lage ein ähnliches Geschick ereilen würde. Wer von den feiner Fühlenden sollte eine solche Fürstin nicht lieben, wer sollte sich nicht vorstellen können, daß unter gleichen Verhältnissen das Verlangen in ihm erwachte, sie ganz zu besitzen, und daß ihr Verlust ihn mit herzerreißendem Weh erfüllte? Aber auf den Kampf folgt die Versöhnung, auf das Begehren das Entsagen, auf den

Verlust die Erkenntnis dessen, was noch geblieben ist, so daß alles harmonisch abschließt. Bei der Prinzessin tritt der Kampf nur in schwachen Anfängen hervor, sie hat frühzeitig entsagen gelernt (II, 1, 95) und ist daher keine tragische, sondern eine elegische Natur. Die Schuld des Antonio und der Leonore liegt auf der Hand. Beide erhalten jedoch sofort ihre gebührende Zurechtweisung und entbehren insolgedessen ebenfalls des tragischen Interesses, zugleich aber, da sie nicht bemerkbar leiden, auch des elegischen.

Der Herzog wird nicht einmal durch einen Fehler, den er beginge, interessant und ist bloße Nebenfigur. Kern freilich meint, daß derselbe die Bekrönung Tassos überreiter Weise anbefohlen habe. Allerdings ist ihm die Sache, als Antonio hinzukommt und gleich beim ersten Auftreten den gekrönten Dichter sieht, unangenehm, aber doch nur deshalb, weil ihm die Mißstimmung seines Staatssekretärs nicht entgeht. Tasso verdiente für die Vollendung seines großen Werkes, dessen Wert dem Herzog bekannt ist (I, 2, 52), eine Auszeichnung und hätte sie ähnlich wie in Ferrara an jedem andern Hofe erhalten. Antonios Werk war noch nicht vollendet (I, 4, 107 u. 108) und darum konnte ihn Alphons nicht mit einer Bürgerkrone empfangen, aber er verspricht sie gutmütig dem Gereizten, um dessen üble Laune zu verbessern. Daß ihm dies nicht gelingt, darf ihm nicht zum Fehler angerechnet werden. Eckardt allerdings glaubt ihm sogar „zürnen“ zu müssen, daß er dem Dichter auf dessen Bitten die Handschrift des Gedichtes nicht wieder herausgibt (V, 2, 40). Aber Alphons verspricht ja eine Abschrift anfertigen zu lassen, mit welcher dann der Verfasser machen kann, was er will. Obwohl dieser nachher beim ersten heftigsten Ausbruch seiner Verzweiflung über Raub klagt, der an seinem Eigentum begangen sei, haben diese Worte doch keine größere Bedeutung, als wenn er ebenda den Herzog einen Tyrannen und die Prinzessin eine Duhlerin nennt.

Was Antonios Schuld anbetrifft, so muß man dieselbe nicht noch unnötig dadurch vermehren, daß man ihn für einen feinen „Beurteiler von Dichtungen“ hält (Kern S. 20 u. 35). Wäre er das, so würde er schon aus wenigen Versen Tassos Dichtergröße erkennen, und thäte er dies, so müßte seine Verachtung des Dichters, die er, statt freudiger Begeisterung, fast bis zum Schluß des Dramas zur Schau trägt, den widerwärtigsten Eindruck machen, da sie sich nicht mehr aus augenblicklicher Gereiztheit erklären ließe. Wie jeder Weltmann, der sich viel in geselligen Kreisen höherer Stände bewegt, ist Antonio redogewandt, aber aus den glatten Worten auf das volle Verständnis schließen zu wollen, wäre eine Übereilung und verriete wenig Menschenkenntnis. Wohl weiß er den Ariost recht geschickt zu loben, aber es sind doch, wie bereits oben erwähnt

wurde, fast bloße Äußerlichkeiten, welche er hervorhebt, während die schweigsamere, aber sinnige Prinzessin richtig erkennt, daß in dem Gedicht ohne strenge Einheit sich oft nur Märchen zu spielender Unterhaltung aneinanderreihen (I, 2, 37—40). Wenn sie dann zu dem gereizten Staatsmanne sagt: „Du sollst uns dereinst in Tassos Liedern zeigen, was wir gefühlt und was nur du erkennst“, so sind diese Worte wegen der Bitterkeit, mit welcher sie gesprochen werden, nicht sonderlich geeignet als Beweismaterial nach der einen oder andern Seite hin zu dienen, denn sie könnten auch ironisch gemeint sein. Davon jedoch abgesehen sagen sie nichts anderes, als was jede bescheidene Frau einem als besonders klug bekannten Manne gegenüber äußern würde, daß er nämlich dasjenige, was sie nur als schön empfindet, in klaren Begriffen zum Ausdruck bringen solle. Zwar spricht Tasso davon, daß er Antonios Rat bei Verbesserung seines Gedichtes benutzen werde (IV, 4, 104), aber er meint es damit nicht aufrichtig, da er an dieser Stelle den Staatsmann nur durch Freundlichkeit seiner Absicht geneigt machen möchte. An andern Stellen braucht man gar nicht oder wenigstens nicht ausschließlich an eine Teilnahme Antonios für Tassos dichterische Arbeiten zu denken. Erst nachdem dieser im 2. Auftritt des 4. Aktes sich über des andern steife Klugheit erbittert ausgelassen hat, mit welcher er immer den Meister spielt und sein Lob häufig in Tadel verwandelt, bringt Leonore das Gespräch auf Antonios Urteil über Tassos Talent (IV, 2, 75 vgl. mit 67), und in der 4. Scene des 1. Aktes sagt jener ausdrücklich, er werde letzterem auf dessen Wunsch die Wahrheit nicht vorenthalten, wenn derselbe aus seiner (d. i. doch wohl der dichterischen) Welt in die des andern (das praktische Leben) schauen wolle (18 u. 19). Mag aber auch die Welt des Gefühls und die des Verstandes gemeint sein, so ging doch schon aus der früheren Betrachtung über Antonios Verhältnis zu der Dichtkunst des jüngern Mannes hervor, daß er derselben nur schwer gerecht zu werden vermochte, und so kann man ihn auf keinen Fall als Beurteiler poetischer Werte sonderlich hoch stellen.

Wie man demnach Antonios Schuld einigermaßen herabmindern darf, scheint die Leonorens gegen Kerns Meinung wohl erhöht werden zu müssen. Nachdem der selbstsüchtige Plan, Tasso aus Ferrara zu entfernen, in ihrer Seele aufgetaucht ist, belügt sie sich über die Art, wie sie gegen ihre Freundin handelt, doch in recht gröblicher Weise. Obwohl sie ihr ausdrücklich vorher tiefes Gefühl zugesprochen hat (I, 1, 89), sucht sie sich nun einzureden, daß die Leidenschaften der sanften Fürstin, dem stillen Scheine des Mondes gleich, nicht wärmen und keine Lust noch Lebensfreude umher gießen (III, 3, 41 ff.), und obwohl sie sich die Frage: „Liebst du ihn?“ nicht mit einem einfachen Ja zu beantworten vermag,

will sie doch der Freundin, die ihr eben das volle Herz eröffnet hat, den Jüngling entreißen, bei dessen Scheiden derselben in trüber Gegenwart der Zukunft Schrecken heimlich die Brust überfällt (III, 2, 222 flg.). Ferner darf nicht vergessen werden, daß sie zu gemeinsamem Vorteil schon manche Intrigue mit Antonio gesponnen hat (III, 5, 1 „Für diesmal“) und ihren Plan ins Werk zu setzen nicht aufgibt, trotzdem sie aus dem Munde des „rauen Freundes“, dessen „Bähmung“ (III, 3, 52. 53) für ihre Absichten ihr nicht gelungen ist, gar wohl weiß, daß der Versöhnung der beiden Gegner nichts mehr im Wege steht und also kein Grund mehr vorliegt für Tassos Abreise. Daraus jedoch folgt unabweisbar, daß die begütigenden Worte, die sie anfangs an den Staatsmann und den Dichter richtet, nur scheinbar in der Absicht zu besänftigen, gesprochen sind, nur um nicht offen den Eigennutz zur Schau zu tragen und dem Auftrag Antonios zuwider zu handeln (III, 4, 209 flg.). In der That sind Tasso gegenüber (IV, 2) ihre beruhigenden Äußerungen so knapp und übergehen so geflissentlich das Wichtigste, daß man die wahre Gesinnung der Rednerin nicht unschwer durchschaut. Warum sie aber bei ihrer sonstigen Geschicklichkeit nicht eine geeignete Form sollte finden können dem Jüngling auf seine Fragen darüber Gewißheit zu verschaffen, daß die Prinzessin den innigsten Anteil an seinem Lose nehme und ihn nur äußerst ungern ziehen lasse, ist gar nicht abzusehen. Die kleine Schwierigkeit, daß sie ihm nicht gut nach ihrem bisherigen Schweigen über ihr mit der Freundin bereits geführtes Gespräch nachträglich verraten kann, Pläne mit derselben für sein Wohlergehen entworfen zu haben, macht eine Hofdame nach Leonorens Art nicht verlegen. Ihr Treubruch, den sie an der Prinzessin verübt, ist also doch größer, als daß man ihr denselben so leichtthin verzeihen möchte. Der Dichter klärt uns nicht über ihr ferneres Verhältnis zu der Hintergangenen auf, aber man fragt auch nicht danach, da sich unser Interesse für die „kleine Schlange“ durch deren letztes Benehmen so weit abgeschwächt hat, daß es unsere Aufmerksamkeit von den Hauptpersonen oder vielmehr von der Hauptperson nicht mehr abzulenken vermag.

Von großem Ebenmaß ist die Stellung der handelnden Personen untereinander, die Wilmar nach Ähnlichkeit und Verschiedenheit ihrer Charaktere und Neigungen recht ansprechend mit den fünf Blütenblättern des Stiefmütterchens vergleicht. Am engsten gehören sich die gleichsam schon von Jugend an für einander gebildeten beiden Hauptpersonen Tasso und die Prinzessin an, und in vieler Beziehung ähneln sich Antonio und Leonore. Während aber das erste Paar innerlich vereinigt erscheint, beruht die Verbindung des andern nur auf äußern Formen der Geselligkeit und auf äußerlichen Zwecken. Doch auch die beiden Frauen untereinander und die beiden Männer unterein-

ander stehen in näherer Beziehung. Die anfängliche Freundschaft der Prinzessin und Leonorens lockert sich durch die Selbstsucht der letzteren, ohne daß jedoch dieser Vorgang im Drama bis zu Ende geführt wäre; die anfängliche Feindschaft des Tasso und Antonio wandelt sich am Ende des Dramas dadurch, daß in dem Herzen des letzteren aufrichtiges Mitleid mit dem Unglücklichen erwacht, in das Gegenteil. Eine kreuzweise Beziehung findet statt, indem Antonio die Gunst der Prinzessin erstrebt und daher den Dichter zum Nebenbuhler hat, Leonore aber den Dichter mit sich nehmen möchte und daher die Freundschaftspflicht gegen die Prinzessin verlegt. Ähnlich stehen die Personen zum Herzog, der sich am meisten zu seiner Schwester und Antonio hingezogen fühlt, während ihm Tasso und Leonore gleichgiltiger sind. Wie in einem Unterhaltungsspiel ließen sich leicht noch mehr regelmäßig sich entsprechende Beziehungen der Art auffinden, aber das Angeführte mag genügen, da auch auf ähnliche Regelmäßigkeit in Anordnung der Scenen hingewiesen werden muß. Der erste Akt hat ihrer vier, von denen zwei der Exposition dienen. In den beiden folgenden Scenen treten nacheinander der Held und sein Gegenspieler auf, Tasso angekündigt von der Prinzessin, Antonio von dem Herzog, jener zunächst in der ganzen Liebenswürdigkeit, dieser in der ganzen Schroffheit seines Wesens, beide ihre Wichtigkeit für die Handlung dadurch bemerklich machend, daß sie eben eine große Leistung vollbracht haben. Man hat tadeln wollen, daß Antonio dieser Anordnung zufolge nicht in einer besondern Scene so wie Tasso zunächst seine angenehmeren Eigenschaften rein entwickeln könne, ehe er die abstoßenden hervortreffe. Aber hierdurch wäre die Teilnahme für den Helden allzusehr abgeschwächt worden und deshalb mußte es sich Goethe bis zum Ende des Stückes versparen, Teilnahme für Antonio zu erwecken. Wie die zwei Teile des 1. Aktes, so entsprechen sich nun die zwei folgenden Akte. In beiden tritt zunächst die Prinzessin auf, jedesmal im Gespräch mit einer von denjenigen Personen, die ihr am befreundetsten sind, mit Tasso und Leonore. Beide treffen infolge dieser Unterredung jedesmal nach einem längern Selbstgespräch mit Antonio zusammen, dessen Willen sie jedoch nicht in ihrem und der Prinzessin Sinne zu bestimmen vermögen. Die größere Energie der zwischen Tasso und Antonio spielenden Streitscene bewirkt noch den unmittelbaren Anschluß der Verhandlung mit dem Herzog, während der 3. Akt nur mit einem kurzen Selbstgespräch Leonorens endet. Im 4. Akt findet nun die doppelte Einwirkung Leonorens und Antonio's auf Tasso statt, welche sich zwischen drei Monologe des letzteren verteilt. In dem ersten derselben wird Tasso's Stimmung gezeigt, auf die eingewirkt werden soll, und in den zwei folgenden das Ergebnis dieser Einwirkung selbst. Der letzte Akt ist gewissermaßen die Umkehr des ersten. In beiden treten

sämtliche Personen auf; während jedoch im ersten das Schicksal des Helden zunächst von den Frauen in die Hand genommen wird, geschieht dies im letzten von seiten der Männer, und während der erste Akt mit einer feindlichen Spannung zwischen Tasso und Antonio schließt, endet der letzte mit der Versöhnung beider. So zeichnet sich also das Stück auch durch Ebenmaß in den Außerlichkeiten aus.

Zum Schluß noch einige Worte über Ort und Zeit. Zwar nicht die Einheit des Ortes, wohl aber die der Zeit hat Goethe strenger beobachtet, als es die alte französische Regel vorschreibt, denn die wenigen Stunden, während welcher das Stück spielt, entsprechen vollkommen dem wirklichen Verlauf der Handlung. Man muß das wohl im Auge behalten, wenn man sich nicht verleitet sehen will, die Mißstimmung Antonios und den Irrwahn Tassos während seiner Gefangenschaft ganz falsch zu beurteilen. Der Zuschauer ist daran gewöhnt sich vorzustellen, daß von dem Ende eines Aufzugs bis zum Anfang des folgenden Wochen und Monate vergehen, und wenn er nun in den Zwischenakten durch eine genossene Erfrischung oder durch ein heiteres Gespräch mit einem Nachbar die von dem Stück erregten Empfindungen abgeschüttelt hat, wundert er sich, daß bei Wiedereröffnung der Scene die schlechte Laune des Antonio oder Tassos unrichtige Auffassung der eignen Lage immer noch fortbauert. Beide würden uns unerträglich vorkommen, wenn ihr Seelenzustand, den sie in einigen Scenen zu erkennen geben, von langer Dauer wäre; dagegen können sie an Achtung und Teilnahme bei den Zuschauern nichts verlieren, wenn er nur vorübergehend ist. Doch nicht bloß die Zeitlänge des Stücks, sondern auch das Lebensalter der Personen, oder wenigstens der Hauptpersonen muß berücksichtigt werden. Die geschichtliche Prinzessin war 10 Jahre älter als Tasso und so ungefähr hat man beider Altersunterschied auch im Drama zu denken, da die Jugend des Dichters an mehreren Stellen ausdrückliche Erwähnung findet (I, 2, 62; II, 3, 68; 5, 1). Wenn ihn die Fürstin selbst (II, 1, 95) junger Freund nennt, so thut sie das ihrem bescheidenen Sinn gemäß nicht wie Pylades, der auch seinen älteren Freund Orest mit „Jüngling“ anredet (Iph. II, 1, 138 vgl. mit II, 2, 27), in dem Gefühl geistiger Überlegenheit, sondern weil sie an ihr höheres Alter denkt. Damit aber wird mehr als durch andere Erwägungen der Vorwurf von ihr abgewehrt, als ob sie unbesonnen mit der Neigung des Dichters spiele.

Was nun die historische Wahrheit der Ort- und Zeitfarbe überhaupt anbetrifft, so hat man auch hierüber verschieden geurteilt. Frau von Staël meint: *Les couleurs du midi ne sont pas assez prononcées*, und Julian Schmidt empfindet in dem Stücke nichts Historisches. Freilich hat Goethe kein historisches Drama liefern wollen und Grimms Äußerung

könnte daher zur Rechtfertigung des Werkes in dieser Hinsicht vollkommen genügen: „Dieses Ferrara aus Goethes Phantasie, diese Fürstenfamilie darin hat Goethe so überzeugend wahr geschaffen, daß die Wirklichkeit dagegen nicht aufkommt.“ Es würde jedoch recht einseitig sein zwar daran zu denken, daß Italien die Heimat eines Alexander VI. und einer Lucrezia Borgia, dagegen zu vergessen, daß es auch die Heimat einer Vittoria Colonna und eines Petrarca war, welche ebenso ideal zu lieben verstanden wie die Prinzessin vom Anfang und Tasso vom Ende unseres Dramas an. Daher wird denn von Grimm zugegeben, daß im Italien des Cinquecento ein Geist lebte, der sich poetisch gestalten ließ, wie es in Goethes Werk geschehen ist, und Gottschall hat sich doch wohl nicht bloß durch die Bühnenvorrichtungen zu dem Ausspruche bewegen lassen: „Das Stück taucht ganz unter in den klassischen Äther, und der tiefblaue Himmel Italiens ruht mit seinem dunkeln Farbenton und seiner magischen Beleuchtung über den schönen Menschengruppen.“ In der That bewirkt gleich die Eingangsscene diesen Eindruck, obschon Goethe hier wie auch später die an den Sünden erinnernden Züge nur mit Sparsamkeit verwendet. Der im ersten Frühling schon erfreuliche Schatten (I, 1, 29) erinnert an die Glut eines mittägigen Landes, der Lorbeer (I, 1, 12) und die Citrone (V, 4, 85) an den andersgearteten Pflanzenwuchs, das Bedecken der zarteren Gewächse mit Brettern und verbundnem Rohre (I, 1, 35; V, 4, 86) an eine Sitte, die Goethe auch in der italienischen Reise erwähnt, Tassos Pilgerfahrt zu seiner Schwester an die wunderbare Umgegend Neapels. Darauf beschränkt sich aber auch die Ortsfarbe, sofern sie nicht durch Ton und Haltung des ganzen Gedichts gegeben ist. Die Zeitfarbe wird angedeutet durch die Schäferspielerei der Frauen, der ja auch Tasso in seinem Aminta ein Opfer dargebracht hatte, durch das glänzende Turnier, durch den mit dem Rittertum verbundenen abenteuerlichen Sinn, dem ein neuer Kreuzzug möglich schien, und durch den zarten Minnedienst, welcher manches Wort der Männer und manche von den Frauen als selbstverständlich hingegenommene übertriebene Huldigung beeinflusst, durch Erwähnung des Humanismus, der anfangs auch Frauen zur Erlernung der klassischen Sprachen begeisterte, der Reformation, der sich der Prinzessin Mutter zuneigte, und des kehrverfolgenden Papstes Gregor. Aber die großen Bewegungen der Völkergeschichte bringen nur wie die plätschernden Wellen eines breit dahinschießenden Stromes an das Ufer der Zauberinsel, wo uns das unmittelbar vor unsern Augen sich vollziehende Schauspiel so sehr fesselt, daß wir alles ferner Liegende völlig darüber vergessen.

Eigentlich wären nun noch die Charaktere im Zusammenhang zu betrachten. Es würde dies jedoch einen Raum in Anspruch nehmen,

welcher das in dieser Zeitschrift für einen solchen Gegenstand verfügbare Maß bei weitem überschritte. Da ich im obigen schon das Wichtigste hervorgehoben habe und von Kleinigkeiten abgesehen mit Kern, wie schon zu Anfang gesagt wurde, übereinstimme, darf ich meine Aufgabe für erledigt ansehen. Der Aufsatz erfüllt seinen Zweck, wenn er da und dort zu gerechterer Würdigung des Goetheschen Meisterwerks und zu erneutem eignen Studium anregt.

Die Freundschaft bei Klopstock.

Eine Meditation.

Von Ferdinand Schulz in Charlottenburg.

Es ist eine leichte Aufgabe, die Schüler oberer Klassen für die Meister deutscher Dichtkunst zu erwärmen; denn sie selbst nehmen dem Lehrer die Arbeit ab. Nur einer dürfte eine Ausnahme hier von machen. Es ist dies Klopstock. Zwar sollte man meinen, daß gerade das jugendliche Alter von demselben um so leichter sich erfüllen ließe, als der hohe Schwung seiner Gedichte ebenso sehr wie die weiche Gefühlstimmung derselben verwandte Saiten bei der Jugend findet, deren Wiederklängen man erwarten dürfe. Und doch ist dem nicht so. Der heutigen Jugend im großen und ganzen widerstrebt dieser Dichter, und zwar noch weniger in den glänzenderen Theilen seines Messias, wo man es vielleicht eher erwarten sollte, als in seinen Oden. Es ist die Überschwenglichkeit der Gefühlstimmung, welche die Jünger unserer realistisch gestimmten Zeit nicht nur nicht mit sich fortreißt, sondern geradezu zurückstößt. Man wird daher wohlthun, sorgfältig bei der ersten Auswahl der zu lesenden Oden zu verfahren und den Schüler allmählich in die Denk- und Gefühlswelt des Dichters einzuführen, bis er sich soweit in die Größe seiner Denkungsart und die Schönheit seines Ausdrucks eingelebt hat, um an der großen Weichheit des Gefühls, wie sie ihm, seinem Kreise und zum Teil seinem Zeitalter eigen war, keinen Anstoß zu nehmen.

Ein fernerer Hebel für die Aufnahme des Dichters in das Gemüt des Schülers ist die Eröffnung des Verständnisses von dem Wesen Klopstockscher Dichtung auf verstandesmäßigem Wege. Am sichersten geht man hier von dem Schillerschen Urtheil aus, das ihn als „musikalischen Dichter“ hinstellt. (Vergl. des Verf. Meditationen I, S. 74 flg.). Von hier aus läßt sich strahlenförmig in die einzelnen Richtungen seiner Dichtung eindringen. In Bezug auf das Vaterland z. B. lassen sich die

einzelnen Erscheinungen und Beziehungen auf das Leichteste aus jenem feinem Wesen erklären (vergl. Meditationen II, S. 150). Eine andere Seite, in der sich das Wesen Klopstocks deutlich abspiegelt, ist seine Freundschaft. Diese ist so eigenartig, daß sich wohl eine gesonderte Betrachtung derselben für den Schüler lohnt, wie wir sie im folgenden anstellen wollen.

Zunächst die Freunde! Wir begegnen unter ihnen ganz bestimmten lebenden Personen, welche im Ringols, dem Freundschaftstempel auftreten, wie Bodmer, Cramer, Ebert, Gärtner, Gellert, Giese, Kühnert, Olde, Rabener, Rothe, Schlegel. Ebenso gut aber finden wir darunter Verstorbene, ja Zukünftige und nur in der Vorstellung vorhandene — heilige Schatten. Auch die Freundin, welche künftig den Dichter lieben wird, fehlt nicht in dem Reigen neben der „künftigen Geliebten“. Und selbst die Lebenden erscheinen dem Dichter nicht immer in lebendiger Leiblichkeit, sondern als dahingeshieden und durch den Tod verklärt.

Der Ursprung des Freundschaftsbandes mit den lebenden Freunden beruht nicht auf leiblicher Verwandtschaft. In Bezug auf Schmidt, den Bruder Faunys, sagt der Dichter ausdrücklich, daß mehr die Freundschaft als vereintes Blut ihn zärtlich zugesellt habe. Dagegen bemerken wir Gleichheit der Studien bei Ebert, Kühnert, Olde, welche sich auf griechische, römische und britische Dichtung richten, insbesondere auf Homer, Horaz und Milton. Die Philosophie bildet ein Band mit Rothe, die Richtung auf göttliche und geistliche Dinge bei Cramer, Schmidt, Gellert. Alle verbindet die Ausübung der Dichtkunst miteinander, und wir begegnen hier ebensowohl Anakreontikern, wie Stein und Hagedorn, als geistlichen Dichtern, wie Gellert, und Satirikern, wie Rabener. Auch ein strenger Kritiker, Olde, befindet sich in diesem Kreise. Obenan steht das Streben nach Tugend, welches allen gemeinsam ist. Als deren Lehrer wird Gellert hervorgehoben, während Rabener „der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund“, und Olde „Hasser von Stümpfern der Tugend und Schriften“ heißt. Endlich aber ist allen gemeinsam eine warme Hingabe an das Vaterland, welches nicht als staatlicher Organismus erscheint, sondern als ein der Gegenwart und leiblichem Dasein entrücktes Ideal und seine Züge der deutschen Urzeit mit seinen Helden und seinen Werten entlehnt.

Dazu gesellen sich persönliche Eigenschaften der einzelnen, welche sie den anderen lieb und wert machen. So heißt Cramer reblich, Rabener gerecht, Gellert edelmütig, Rothe frei, gesellig, Giese und Schmidt zärtlich: der ehrwürdige Hagedorn wird „Vater“ genannt.

Gemeinschaftlich ist dann auch das Ziel, dem sie zustreben. Es ist dies, durch Hingabe an das gemeinsame Ideal, einen Zustand deutschen Lebens und deutscher Dichtung herbeizuführen, welcher den Vorstellungen

von der Unschuld, Reinheit und Natürlichkeit eines Urdeutschlands entsprach, wie sie in der Phantasie der Freunde lebten, und so ein neues goldenes Zeitalter in Sitte, Denken, Fühlen und Dichten heraufzuführen.

Charakteristisch sind demgemäß auch die Äußerungen dieser Freundschaft. Lächeln und Weinen giebt nur allzuhäufig dem Gefühle Ausdruck, „— siehst mich weinend an“, „du lächelst“, „(der Schatten) neiget sich zu mir und lächelt“, „der in Zähren schwimmende süße Blick“, „sahst du die Thräne, welche mein Herz vergoß?“, „doch jetzt auf einmal wird mir das Auge hell“. „Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend nicht die Thräne verbeut, Geh! ich weine nicht Freund, ich müßte mein Leben durchweinen, weint' ich dir, Giseke, nach!“, „vielleicht, daß die lindernde Thräne meinen Gram mir verweint“ u. a. Die Härte zeigt sich in der Umarmung. „Als wir da dich umarmten und Abschied nahmen“, „Auf meinem Schoß, in meinen Umarmungen soll einst die Freundin“ u. a. Der Überschwang des Gefühls betundet sich im Verstummen: „du schweigst, Freund“, „Ebert, verstummst du nicht hier?“ Feuerig begrüßt man sich und singt sich gegenseitig an: „In meinem Arme, freudig und weisheitsvoll, sang Ebert: Evan, Evoc Hageborn!“ So steigert sich das Freundschaftsgefühl bis zu einer Staffel des Affekts, welche dionysischer Begeisterung gleichkommt.

Suchen wir aus diesen Zügen das Wesen Klopstockscher Freundschaft zusammenzusetzen, so würden wir etwa finden, daß wir in ihr ein Verhältnis erblicken müssen von besonderer Wärme und Innigkeit des Gefühls, welches sich bis zum Schwunge dionysischer Begeisterung zu steigern vermag, geknüpft sowohl mit Lebenden, durch Gleichheit des Denkens und Strebens Verbundenen, als mit Dahingegangenen und noch gar nicht Daseienden, Zukünftigen, deren Gestalten gleichmäßig von der Phantasie des Dichters verklärt erscheinen, zum Zweck, ein goldenes Zeitalter in Sitte, Denken und Dichten heraufzuführen nach dem Muster eines vorgestellten Urdeutschlands.

Die Vereinigung der ihm verbundenen Freunde denkt sich der Dichter, diesen Vorstellungen gemäß, im deutschen Eichenhaine oder im Tempel der Freundschaft, im Wingolf.

So tritt auch in Hinsicht auf Freundschaft bei Klopstock die Sehnsucht nach einem Zustande der Unschuld und Sitteneinheit hervor, wie er seinem Zeitalter verloren gegangen war, d. h. also die Sehnsucht nach der verlorenen Natur. Er ist mithin auch hier ganz der sentimentalische Dichter. Zudem er nun diese Gegenstände mit dem Gefühl durchdringt und den Stimmungsgehalt derselben in seinen Liedern wiederklingen läßt, ist er der musikalische Dichter. Zudem er endlich den Blick von der Wirklichkeit der Lebenden mit ihm verknüpften Freunde ablenkt und diese

in seiner Vorstellung so verklärt, wie sie ihm nach ihrem Tode erscheinen würden, ja diesen sogar längst Dahingeschwundene und noch gar nicht Vorhandene zuzählt, bestätigt er den Ausspruch Schillers: „Er zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen“.

Gejangene Anfragen,

beantwortet von der Leitung des Blattes.

1. Dr. F., Riga. Welches Ursprungs ist das Wort Schmetterling? Antwort: Schmetterling ist eine Bildung, die erst im Neuhochdeutschen auftritt. Der ältere deutsche Ausdruck dafür war Zweifalter oder Feifalter (jetzt noch bayer.; schwäb. Weifalter und Bauhalter), mhd. vivalter; das letztere findet sich auch landschaftlich noch in der Form Pfeifholter. Man hat das Wort Schmetterling auf niederdeutsch smedder, smiddor, d. i. dünner magerer Gegenstand, zurückgeführt, sodas Schmetterling soviel bedeuten sollte, wie: dünner, schwanker, hin- und herflatternder Gegenstand (vgl. Kluge's Et. Wörterb. 2. Aufl.), aber mit Recht hat Kluge selbst diese Erklärung in der neuesten (4.) Auflage seines Wörterbuches aufgegeben und sich der von Weigand aufgestellten Etymologie angeschlossen, das nämlich Schmetterling zurückgehe auf oberdeutsch der Schmete, österreichisch der Schmetten, d. i. Milchrahm, das wieder mit Schmant (mhd. smant, d. i. Milchrahm, zu böhmisch smant gehörig) verwandt ist und sich an böhmisch smetana (russisch smetana — Rahm) anschließt. So würde Schmetterling also soviel heißen wie: Rahmvo gel. Dazu stimmen andere landschaftliche Benennungen des Schmetterlings, z. B. Buttervo gel, Butterfliege (niederdeutsch, engl. butterfly), Molkendieb, Milchdieb, Smantleder (westfälisch) u. a. Diese Benennungen gehen auf den alten Volksaberglauben zurück, das die Elfen und Hexen in Gestalt von Schmetterlingen Milch, Rahm, Mollen, Butter stählen (vgl. Jacob Grimm im D. W.-B. II, 585 unter Butterfliege, sowie M. Heyne ebenda unter Milchdieb und Molkendieb, ferner Jacob Grimm in der Mythol. 430 flg., 434, 1025 flg., desgl. Weinhold, schles. Wörterb. 62, Schmeller, bayer. Wb., 1, 1591, sowie Weigand in seinem Wb. II, 124 unter Molkendieb. Dieser Aberglaube schließt wohl daran an, das die sehr verbreiteten Schmetterlingsarten der Citronenfalter und Weißlinge durch ihre gelbe und weiße Farbe das Volk an die Farbe der Butter und der Milch erinnerten; man nannte wohl zunächst nur den Citronenfalter Buttervo gel und die Weißlinge Milchdiebe, übertrug dann aber den Namen auf alle Arten. In der Meißner Gegend wird wenigstens heute noch nur der Citronenfalter Buttervo gel genannt (während jedoch in

Niederdeutschland gerade der Kohlweißling vorzugsweise so benannt wird). Der Umstand, daß die Kohl-, Baum- und Heckenweißlinge u. a. gerade im Spätsommer, wenn die Kühe auf die Weide getrieben werden, in ganzen Scharen anzutreffen sind und wohl auch zwischen den Kuhherden umherfliegen, mochte dann zu dem Glauben führen, daß diese Tiere den Kühen die Milch entzögen (wenn etwa eine Kuh trotz der guten Fütterung wenig Milch gab).

2. H. D., Dresden. Heißt es: Wir Deutschen oder Wir Deutsche? — Antwort: Da sich im Neuhochdeutschen, wie schon Jacob Grimm überzeugend dargethan hat, der feststehende Gebrauch entwickelt hat, daß man ein Adjektivum nach vorausgehendem dekliniertem Bestimmungswort schwach, ohne dieses aber stark dekliniert, so ist das Richtige: Wir Deutsche, da hier dem substantivisch gebrauchten Adjektive deutsch kein dekliniertes Bestimmungswort vorangeht. (Vgl. hierzu unsere Zeitschrift I, 359 ff.) Im Singular sagt man allgemein richtig: Ich Deutscher, Du Deutscher u., ebenso: Ich Armer, Du Armer u. ähnl., weil hier die schwache Form: Ich Deutsche, ich Arme u. mit der starken Form des Femininums zusammenfallen und von jedem als diese letztere empfunden werden würde. Im Nominativ und Accusativ Plur. dagegen findet sich hier der grammatischen Richtigkeit zuwider häufig die schwache Form: Wir Deutschen, ihr Glücklichen, ihr Armen u. Das erklärt sich wohl daraus, daß man hier die Adjektive ganz entsprechend wie schwach deklinierte Substantive behandelt hat, wie ja überhaupt das substantivisch gebrauchte Adjektiv sich leicht mit den wirklichen Substantiven vermischt. Bei der Wendung: „Wir Deutschen“ lag diese Vermischung besonders nahe, da andere Völkernamen „Ihr Franzosen, Dänen, Russen u.“ schwach deklinierte Substantive sind, die aber eben deshalb nicht als Vorbild für die Deklination des substantivisch gebrauchten Adjektivs: „Deutscher“ gelten durften. Da sich nun aber diese schwachen Formen: „Wir Deutschen, wir Armen“ einmal eingebürgert haben, so sind sie als Freiheiten des Sprachgebrauches zu gestatten; es ist ein Gegenzug des Sprachgeistes gegen die einengende Regel. Bismarck sagte richtig: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt;“ sein Wort wird aber meist citirt: „Wir Deutschen u. s. w.“ Goethe schrieb im Faust: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles! Ach, wir Armen!“ — Übrigens stand schon im Mittelhochdeutschen nach den persönlichen Pronomina das adjektivische Attribut in starker und schwacher Form, z. B. wê mir armer! mir armer moide, mir armen wibe u. Folgten mehrere solcher Wendungen unmittelbar aufeinander, so galt der Wechsel zwischen starker und schwacher Form als schön, z. B. ir werden man, ir reinu wip (Walther v. d. Vogelweide). Doch überwog schon im Mittelhochdeutschen entschieden die starke Form.

3. Dr. S., Dresden. Kann man sagen: Zur Zeit, wo; zu dem Zeitpunkte, wo; jetzt, wo u. c.? — Antwort: Wo ist keineswegs bloß Ortsadverbium, sondern überhaupt ein relatives Adverbium, das für: in welcher, an welcher, in welchem, an welchem u. ähnl. steht und sich sowohl auf einen Ortsbegriff, als auch auf einen Zeitbegriff (Zeitpunkt) beziehen kann. Man kann daher ebenso gut sagen: „Das Land, wo meine Wiege stand“ als: „Die Stunde, wo ich scheide.“ Ebenso steht das dem relativen wo entsprechende da nicht nur lokal, sondern auch temporal, z. B. „Da ihr noch die schöne Welt regieret, an der Freude leichtem Gängelband selige Geschlechter noch geführt, schöne Wesen aus dem Fabelland, ach, da euer Wonnedienst noch glänzte, wie ganz anders, anders war es da, da man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia.“ Schiller, Die Götter Griechenlands. Goethe braucht in poetischer Sprache mit Vorliebe da, in Prosa wo, z. B. „So gieb mir auch die Zeiten wieder, da ich noch selbst im Werden war, da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar, da Nebel mir die Welt verhüllten, die Knospe Wunder noch versprach, da ich die tausend Blumen brach, die alle Thäler reichlich füllten.“ Faust, Vorspiel. „Jetzt, da jeglicher liebt u.“ Episteln. „Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte.“ Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch. „Eines Abends, wo wir sehr vergnügt zusammen waren.“ Ebenda. „Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte.“ Ebenda, 8. Buch. Es ist unsägliche Pedanterei, wenn einzelne Grammatiker verlangen, man müsse sagen: Die Zeit, zu welcher u. (nicht: Die Zeit, wo). Gerade dieses Wo macht unsern Satzbau schlanker und geschmeidiger, als das steife, aus der Kanzleisprache entlehnte welcher, und verdient daher besonderen Schutz.

Sprechzimmer.

Anfrage. Alfred Naar, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen, führt bei Besprechung der Medea-Trilogie von Grillparzer die „gleichsam die tragische Formel des ganzen Gedichtes“ enthaltenden Verse an:

Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
 So viel sie betreten, hat keiner sie gesehn!
 Gefallen muß dir, was dir gefällt;
 So weit ist's Zwang, rohe Naturkraft.
 Doch steht's nicht bei dir, die Neigung zu rufen,
 Der Neigung zu folgen steht bei dir,
 Da beginnt des Willens sonniges Reich —

und fügt weiter hinzu: „Und Medea will nicht“, so ruft entschlossen das Kind des Mictes. Und Medea folgt doch — so handelt das Weib unter dem Zwange der Neigung. — Das ist alles ganz klar und verständlich, sei es nun, daß wir die Worte „doch steht's nicht bei dir“ concessiv fassen, sei es, daß wir ein adverbatives Verhältnis zwischen diesem und dem folgenden Verse annehmen. Nun aber hat die durchaus saubere Cottasche Ausgabe sämtlicher Werke Grillparzers (III, 103) die Worte:

Doch steht's bei dir, der Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen steht bei dir —

also (bei Auslassung des „nicht“) eine ganz unverständliche Stelle, für die auch in dem „in vereinzeltsten daktylischen Sprüngen wie ein Bergquell aus der Fessenspalte“ hervorbrausenden Metrum eine Heilung nicht gefunden werden kann. — Es wäre interessant, zu erfahren, ob Naar, der doch mehrfach auf die von Heinrich Laube besorgte Cottasche Ausgabe Bezug nimmt, die Stelle stillschweigend durch Einschub des „nicht“ emendiert hat, oder ob ihm eine frühere Ausgabe oder auch die Originalhandschrift des „Goldnen Bließes“ vorlag, woraus er, ohne ein weiteres Verdienst für sich in Anspruch nehmen zu können, einfach die richtige Lesart abschrieb. Wer giebt Auskunft?

Darmstadt.

R. Landmann.

Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Dr. Hermann Kluge, Professor am Gymnasium zu Altenburg. Achtezehnte, verbesserte Auflage. Altenburg. Druck und Verlag von Oskar Bonde. 1887. VI. S. 248.

Als der Verfasser vor ca. 20 Jahren an die Abfassung dieser für den Schulgebrauch bestimmten Darstellung der deutschen Literaturgeschichte ging, hatten sich schon andere Männer der Schule und Wissenschaft nicht ohne Erfolg an die Lösung derselben Aufgabe gemacht. Es gehören hierher die Leitfäden und Abrisse von Werner Hahn, Heinrich Kurz, F. A. Bischoff und Wilhelm Büß, die jedoch bei dem Streben nach möglichstster Vollständigkeit die Bedürfnisse der Schule nicht wirklich befriedigen konnten. Kommt es doch bei einem solchen Lehrbuche weniger auf erschöpfende Vollständigkeit, als vielmehr auf eine weise Beschränkung des umfangreichen Materials an, damit der Schüler im allgemeinen den Entwicklungsgang unserer Litteratur sowie die klassischen Werke der beiden Blüteperioden gründlich verstehen und schätzen lerne. Aus der ersten Blütezeit (1100—1300) ist daher das Nibelungenlied, Gudrun, Parzival und Walthar von der Vogelweide, aus der zweiten Blütezeit

Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller mit besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt, so daß dadurch einerseits dem Schüler das rechte Verständniß eröffnet, andererseits seine Selbstthätigkeit und Urteilskraft angeregt und gefördert wird. Die Einleitung behandelt in 5 Paragraphen außer dem Begriffe der deutschen Litteraturgeschichte den „Indogermanischen Sprachstamm, die Dialekte des germanischen Sprachstammes, das Hochdeutsche, die Lautverschiebung und die (7) Perioden der deutschen Litteraturgeschichte“; zugleich sind in fortlaufenden Anmerkungen die wichtigsten Werke und Quellen für die deutsche National-Litteratur gewissenhaft angeführt. Durch diese bis auf die Gegenwart fortgesetzten Angaben wird das handliche Buch noch über die Ziele der Schule hinaus dem studierenden Jünglinge und Lehrer ein zuverlässiger Ratgeber sein. Die Meisterwerke unserer Klassiker, besonders die Balladen und Dramen Goethes und Schillers, hat der Verfasser ihrem Inhalte nach so vortrefflich charakterisiert, daß dem Schüler für das Verständniß und den Geist der darin offenbarten Poesie und Idee kaum ein besseres Hilfsmittel und Repetitorium für seine Lektüre geboten werden dürfte. Aus der romantischen Schule und der neuesten Zeit hat sich der Verfasser auf die hervorragendsten Erscheinungen beschränkt, was für den Hauptzweck des Buches entschieden zu billigen ist. Nur für Ludwig Uhland, den bedeutendsten Epigonen der zweiten klassischen Periode, möchte ich im biographischen Teile noch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen 1829 erwähnt wissen, sowie unter seinen Werken die Herausgabe der „alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder“ in 2 Abteilungen bei Cotta 1844. Im Register kann noch zu Karl Lachmann S. 53, zu Uhland ebenfalls S. 53 citiert werden, während der Hinweis auf meinen Namen sich auf S. 54, nicht auf 55 (wie S. 247 gedruckt ist) zu beziehen hat. Sonst sind mir bei der Durchsicht falsche Angaben nicht aufgefallen. Der französischen Übersetzung des Buches, die schon vor einigen Jahren in Paris erschien, ist nun auch im Jahre 1886 zu Innsbruck eine italienische gefolgt, ein überaus ehrenvolles Zeugnis für den Wert dieses Schulbuches; in etwa 150000 Exemplaren ist es in seiner deutschen Ausgabe bereits weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet. Und so schließe ich meine Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, es möge dies erprobte Buch sich auch in seiner neuesten Gestalt die alten Freunde erhalten und neue gewinnen, um Kenntnis und Liebe zu unserer vaterländischen Litteratur in immer weitere Kreise zu tragen. Dies wird auch den Herrn Verfasser nicht der schlechteste Lohn für seine verdienstvolle Arbeit dünken.

Halberstadt.

Robert Schneider.

36*

Ueber die Nachbildung griechischer Metra im Deutschen. Leipzig.
Dissertation von E. Henschke. 1885.

Henschke übersieht (wie N. Ahmus) einen wichtigen Hauptpunkt. Ein kurz aber stark ausgesprochener Ton klingt länger bez. ebenso lang als ein langer schwacher. Die äußere Ursache hierfür ist die saiteninstrumentähnliche Membran im Schneckengang unseres Ohres, wo ein jeder Ton an einer bestimmten Stelle klingt, und zwar je stärker er angesprochen wird, desto länger. Ein Wort wie das ahd. *imō* hatte also im Hören andere Quantitäten als im Sprechen, das kurze *i* klingt noch über das lange *ō* hin, bez. hinweg. Hieraus erklärt sich die Längtenwanderung im Deutschen vermutlich, d. h. aus dem Einfluß des Hörens auf das Reden in dieser Hinsicht; und Accentuations- und Quantitätsprinzip stehen sich von obigem Gesichtspunkt aus nicht mehr als im Prinzip unvereinbar gegenüber, bez. die Naturgesetze in der deutschen und griechischen Sprache.

Leipzig.

Hugo Hilbrand.

Das Wesen des Tragischen von Dr. Franz Bettingen, Gymnasial-
programm von Crefeld. Ostern 1888.

Die Methode, an einzelnen Tragödien das Wesen des Tragischen zu entwickeln, ist sehr gut; von Arbeiten über die *κἀταρασις* mußten aber wenigstens die Susemihl'schen in der Einleitung der letzten Herausgabe der Aristot. Poetik berücksichtigt werden. Kühn ist die Behauptung, daß die Religion nicht die Quelle der Kunst sei, angesichts der Entstehung des griechischen und deutschen Dramas. Jedes hohe *πᾶθος* ist religiös (wenn B. mit Herder, Schleiermacher und dem ganzen individualistischen achtzehnten Jahrhundert unter Religion die Beziehung des Ich zur Welt verstehen will), auch beim Künstler. Die *μυθοισις* ist eben oft eines der nur in der Phantasie gesehenen Ideale und daher widerspricht diese von Aristoteles angegebene Quelle der Kunst keineswegs jener geschichtlich bekannten, welche vermutlich in seinem großen nur bruchstückweise erhaltenen Werk auch angegeben war.

Vorzüglich ist der Ausgang B.'s in Wagners Musiktragödie. Von hier aus konnte er aber auch obige Frage etwas beleuchten und hierin auch ein schärferes Kriterium für das Wesen der *ἀμαρτία* finden, die übrigens Susemihl und andere Aristoteliker ganz richtig als „Fehler“ auffassen, und gerade z. B. in dem zu großen und deshalb unvorsichtigen Siegfried.

Es sei Ref. gestattet, hiermit in Zusammenhang zu bringen, wenn B. den Gegensatz zwischen der Ansicht des Mittelalters, daß das Böse in üblen Geistern außerhalb des Menschen lebe, und der des Wortes „In deiner Brust find deines Schicksals Sterne“ unvermittelt läßt. Was fehlt?

So zu sagen das Psychophysische. Dies hatte die germanische Heldensage, indem sie bedeutende Helden von Jugend ab an einem körperlichen Gebrechen leiden ließ, das sie entweder überwandten oder an dem sie zuletzt wie Siegfried an seiner durch Unbedachtsamkeit preisgegebenen verwundbaren Stelle untergingen.

Hier findet sich auch die Lösung für die Frage nach der Beziehung des seelischen zum körperlichen Leid des tragischen Helden. Ein tieferes Seelenleid ist, wie B. nicht annimmt, immer zugleich ein moralisches, wie es der „Verstandesfehler“ und der in jeder Entwicklung bereits liegende beim Helden offenkundige Mangel Siegfrieds keineswegs ist. Sein Schmerz ist der des Todes und des Verlustes der Kriemhild. Beim germanischen tragischen Epos über sah B., was damit zusammenhängt, daß Hadubrand der tragische Held ist und daß wir nicht an den Gefühlen des Vaters teilnehmen sollen. Jede klassische Naivität wird den Tod des Unschuldigen, nicht bloße Gefühle eines Überlebenden beimitteilen. Für sie ist auch die Teilnahme an dem leiblichen und seelischen Schmerz desselben verbunden und untrennbar.

Leipzig.

Hugo Hildebrand.

Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters, von Dr. Anselm Salzer. Vinz 1886, Fortf. 1887.

Das Unternehmen S.'s ist zweifellos verdienstlich. Die Marienverehrung und -Poesie ist eine wesentliche Verbindung des Religiösen mit Naturanschauungen und germanischen Vorstellungen. Die Ausführung S.'s ist eine gediegene. Auffälligerweise fehlt aber Maria als Gottes Braut gotes werdiu brüt, als seine Gattin, ferner als Herrin und Gebieterin des Mannes, ahd. mino liebiu vrouwa, mhd. interessanterweise unsere liebe frouwe, auch als ewiga maged. Sodann fehlt sie auch als vogedin ahd., vogtin mhd. (Reimar v. Zweter), d. h. als Richterin, wie vogt Richter auch von Gott. Unter palas fehlt aus Heinrich von Krolowiß „der palas gote ie bereitet was vor allem anegonge“.

Leipzig.

Hugo Hildebrand.

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte von Dr. Kurt Bruchmann, Leipzig bei W. Friedrich. 1888.

Der große Fehler des vorliegenden dritten Heftes der „Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft“ ist eine unzeitige Philosophie auf Grund weniger Untersuchungen, und speziell noch dazu eine unter Strauß und Schopenhauer anzusehende; man lese

S. 1, S. 2 das Haarsträubende „Daneben freilich giebt es Künste“ u. f. w. und den Schluß 339 flg., der an transzendentem exzentrischem Naturalismus krankt; was sollen Auslassungen über progeneratio S. 341 und anderwärts, Pessimismus S. 254, ganz haltlosen Nihilismus 290 flg.? Die Mode soll sich auf „das Größte“, „auf alles“ ausdehnen lassen, ohne beschränkendes Weltgesetz 292. Dem Buchmotto „Gefühl ist alles“ widerspricht das Schopenhauersche Erkenntnis und Willen = alles S. 3, S. 345. Höchst eigentümlich ist auch die Unterscheidung zwischen religiösem und wissenschaftlichem „Glauben“ S. 3 für das Publikum des Werks — der Stil erstrebt möglichste Beschäftigung des Lesers. Unklar ist 269 m (subjektiv), 81 m, 319 Abschnitt 2 (nur das Korpuskulare scheint hier nach „logisch“) 75 m. Seitentitel waren unentbehrlich. Vieles schweift vom Ziel ab; die Einteilung entspricht nicht sehr dem Ziel des Buches. Trivialer ironisierender Stil S. 175, wo mit „leider“ bedauert wird, daß wir nicht mehr Troglotyden sind, auch die Ironie gegen Byron S. 90 (der das Volksepos schätzte) ist unangenehm; daß „Scher dich zum Teufel“ = eine muntre Redensart ist, deutet auch neu. Faule Witze f. 294/95 u. f. w. l. — Sachlich ist die Stärke des Buches die eigentliche Sprachwissenschaft und das Verständnis nordischer (englischer u. a.) Poesie. Das Althochdeutsche und Altgermanische ist nicht berücksichtigt, so gut wie nicht (mit einer Ausnahme f. u. l.) auch das Mittelhochdeutsche, dessen Minnepoesie vollständig durchzustudieren der Verfasser allem Anscheine nach allgemein fast für unmöglich nimmt S. 288. Übermäßig bevorzugt ist die protestantische profane und geistliche Poesie des 17. Jahrhunderts, das bedeutende 18. Jahrhundert sehr gering beachtet. Das Grimmsche Wörterbuch mußte für Bedeutungswandel zu Rate gezogen werden. Auch ist die Nichtbeachtung von Taines englischer Litteratur — und vielem anderen für feinere psychologische Untersuchungen zu rügen. — S. 5 u. 6 mußte „die Jahre fliehen pfeilgeschwind“ durch Wundts Untersuchungen über den Zeitsinn erklärt werden. S. 62 hält Verf. die ihren Schleier trocknende Maria (noch heute im katholischen Volke) im 15. Jahrhundert für eine „schablonenhafte Wendung“. — S. 75 sind die „himmelschönen Stunden“ bei Schiller falsch im Sinn eines orthodoxen Himmels nicht = „ätherisch, sternschön“ aufgefaßt, ebenso wie „das Gebild aus Himmelsöhnen“ S. 76 aus Goethes Marienbader Elegie richtiger erklärt werden mußte. S. 78 wird die antike Sphärenlehre, auf welche die mittelalterliche Astronomie zurückgeht, sehr vermißt (Freidank 11, Herm. v. Frißlar 98, Berthold v. Regensburg nennen drei Himmelskugeln um die Erde). S. 79 sollte für Fr. Nießsche besser Schiller „Und alle Himmel glaubt' ich zu ersiegen“ stehen. S. 79, 80 fehlen die bekanntesten Vorstellungen von Besektheit der Sterne von

Aristoteles bis Wieland, wo an einen Einfluß des Hebräischen gar nicht zu denken. S. 119 fehlt, daß das Volk sich das Herzblut oft rosen- bez. karmiroet vorstellt, weil das Herz hauptsächlich so gefärbt ist. S. 125 sind Eichendorffs „blaue Tage“ nicht verstanden, insofern der blaue Himmel überall reflektiert wird (auf jedem Blatt, am auffälligsten in größeren schattigen Partien); der Dichter steht sich mit Wundts Philosophie besser, die der Verfasser doch sonst oft citiert. S. 131 flg. hat sich der Verfasser für „Wind und Seele“ die besten litterarischen Belege entgegen lassen. Für das Griechische wird uur Hesiod angeführt, für das Lateinische gar nichts, s. z. B. Ovid ex Ponto, wo die Furcht ausgesprochen, daß die abgeschiedene Seele hier in fremdem Lande flattern müsse, aus dem Altdeutschen auch gar nichts, s. z. B. in der Winsbekin, daß die Minne der Seele in der Luft schwebt, aus dem Volkslied gar nichts, s. „Rüffet dir ein Lüftelein Wangen u. s. w., denke daß es Seufzer sein, die ich zu dir sende“, wogegen in dem aus Simon Dach Angeführten S. 132 von Seele und Wind auch nicht das Geringste zu finden ist. S. 173 fehlt, daß der Teufel schon sehr früh als dumm, als nichtig wie das Böse gedacht wurde, daß das Böse entweder nichts oder ein Todes sei.

Die S. 177 aufgeworfene Frage: Werden die überlieferten Gedanken nur als Gedanken aufgenommen, oder auch in Gefühl umgewandelt? bleibt unbeantwortet. S. 270 flg. ist die Ansicht, daß die Dichter oft nicht glauben, was sie sagen, sehr eigentümlich, um so eigentümlicher, als S. 3 der Verf. selbst Glauben unter Willen rechnet. S. 273 fehlt sehr eine vertiefte Auffassung vom sagengemäßen Mitkämpfen der Toten in einer Völkerschlacht. S. 279—290 sind eine Herabwürdigung der Minnepoesie, die Gemeinheit Schopenhauers in seinen Worten von „abgeschmackter Weiberveneration, dieser höchsten Blüte christlich-germanischer Dummheit“ wird abgedruckt, und neue Ausdrücke, wie „überfüßes Frauengehabe“ werden hinzugefügt. Was soll eine oberflächliche Wertschätzung der Frau nach dem numerischen Verhältnis ihrer Vertreterinnen S. 280 in einem sprachpsychologischen Buche? Von germanischer Frauenverehrung und etwa in der Bedeutung Religion weiß Verf. nichts. Die Polemik gegen Gervinus S. 288 ist ganz haltlos, unfertig in der ganzen Partie die einseitige Betrachtung der ganz allgemeinen „Sinnlichkeit“ jener Zeit unter dem Gesichtspunkt der Schwäche Ein gesunder Individualismus fehlt hier dem Verf. wie auch S. 353, wo der historische Individualismus Lokes nicht begriffen ist. S. 352 bringt Verf. am Schluß die Frage nach Beziehung der Denk- und Sprachepochen zu denen der Geschichte. Eine wie reiche Fülle hätte sich ihm hierfür in R. Hilbrands R u. G des Grimmschen Wörterbuchs dargeboten. Wie interessant ist es, daß das Mittelhochdeutsche

von den Hohenstauffen bestimmt wurde, ebenso wie, als das politische Centrum zu den Habsburgern und nach Osterreich ging, von hier aus die Verbreiterung des i zu ei, des u zu au begann und ebenso wie die Jahrhunderte lange Dynastie der Habsburger siegte. Bei der Universalgeschichte will niemand stehen bleiben; sie als Gesamtorchester rauschen zu hören (S. 352), würde noch nicht genügen, sondern in Psychologie umgesetzt soll die Geschichte uns bessern.

Leipzig.

Hugo Hilbrand.

Der deutsche Unterricht am Realgymnasium und seine Eigenart.
Betrachtungen und Vorschläge von Dr. W. Münch. Barmen 1886.
Progr. Nr. 429.

Nicht die dem deutschen Unterricht am Realgymnasium angewiesene größere Stundenzahl allein, meint der Verfasser zu Anfang seiner aus ebenso geistvoller als erfahrungsreicher Beobachtung hervorgegangenen Schrift, sondern die denselben umhüllende Sphäre, nämlich die ethischen und allgemeinen Bildungsfächer (Religion, Geographie, Geschichte, Naturkunde), ferner die exakten Wissenschaften, vor allem aber die fremden Sprachen, bedingen die Eigenart und den Unterschied in der Behandlung dieses Unterrichtes gegenüber dem des humanistischen Gymnasiums. Das letztere ist, zieht man den wohlthätigen Einfluß, den fremdsprachliche Bildung auf die eigene Sprache zu üben vermag, in Betracht, ungünstiger gestellt: die durch Pflege des Griechischen und Lateinischen zu erreichende besondere Art geistiger Schulung steht nicht im entferntesten in ausgleichendem Verhältnis zu dem Nachteil, welcher aus unmittelbarer Nachbildung entspringen würde, während dem Schüler des Realgymnasiums, wenn man ihn vor gewissen Fehlern, z. B. nachlässig übernommener Wortstellung und dergl. zu bewahren weiß (die Gallicismen und Anglicismen kommen aber recht häufig in den Aufsätzen vor, der Ref.) in den neu-sprachlichen Werken empfehlenswerte Vorbilder für die Darstellung in der Muttersprache dargeboten werden. Die Bekanntschaft mit den Alten wünscht Münch durch eine hauptsächlich dem Privatstudium anheimgegebene, richtig geleitete Übersetzungslektüre zu vermitteln; von den Römern empfiehlt er für Prima Tacitus, Horaz, von den Griechen die leichteren Dialoge Platons, die Apologie des Sokrates, namentlich aber Sophokles. Ferner bedurfte der deutsche Lesestoff in mannigfacher Beziehung der Abänderung. Doch können wir nicht zugeben, daß Lessings Laokoon selbst in der obersten Klasse des Realgymnasiums nicht mit dem Vortheile gelesen werden könne als in der Gymnasialprima und an seine Stelle die Hamburgische Dramaturgie zu treten habe: man gebe dem Schüler

nur eine vorzügliche Ausgabe (z. B. die von Cojad) in die Hände, welche über die meisten textlichen Schwierigkeiten leicht hinweghilft. Ebenso können wir uns nur mit einer ganz gelegentlichen Heranziehung der Logik, aus welcher Münch den hauptsächlich durch Beispiele aus den Naturwissenschaften zu stützenden induktiven Beweis ausgewählt wissen will, wirklich befreunden. Dagegen findet sich eine Fülle von treffenden Ansichten, die man ohne weiteres zu den seinigen machen kann, in demjenigen Abschnitte, welcher sich mit der Frage beschäftigt, wie die umgebenden Fächer (Geographie, Geschichte, Ethik, Religion) zur Verwirklichung der Centralstellung des Deutschen beitragen können. Die Forderung, daß dieses Verhältnis nie bloß ein äußerliches, sondern ein organisches zu sein hat „wie zwischen Magen und Gliedern in des Menenius Agrippa Fabel“, sollte besonders beherzigt werden. So beliebt z. B. die Verbindung von Geschichte und Deutsch ist, so häufig ist der Mißbrauch, die möglichst genaue Aufzeichnung des Stofflichen als wesentlichen Zweck der schriftlichen Darstellung hinzustellen. — Am Schlusse bekundet der Verfasser eine Übereinstimmung mit Hildebrand, indem auch er als das Lösungswort gegenüber der Muttersprache bezeichnet: „los vom Buche, Erhebung über die bloße Schriftsphäre, freie Übung und Verfügung“.

Münchs Verdienst besteht darin, daß er in seiner Schrift, ohne das gemeinsame Bildungsziel beider wissenschaftlicher Anstalten aus den Augen zu verlieren, die inneren Eigentümlichkeiten des Realgymnasiums, sofern sie aus dem deutschen Unterrichte entspringen, entschieden aber ohne Einseitigkeit darlegt. Freilich setzen einige seiner Forderungen eine außerordentlich polyglotte Vorbildung des Lehrers dieser Anstalt voraus, die, wenn sie überhaupt wünschenswert ist, sicherlich selten zu finden sein wird.

Dresden.

Hermann Unbescheid.

Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. Von Ferdinand Schöntag, kgl. Gymnasialprofessor. Regensburg, Hermann Bauhof, 1887.

Recht brauchbar für den Lehrer wird die Arbeit Schöntags dadurch, daß sie eine ziemlich Anzahl von Parallelaufgaben enthält; denn mindestens in solchen Fällen, wo die Durchschnittsleistung in der Behandlung eines Gegenstandes zu niedrig ausgefallen ist, müßte ein neuer Versuch mit einem ähnlich lautenden Thema gemacht werden. Bevor man aber den Schülern diese neue Ausarbeitung überträgt, wird man gut thun, ihnen den Schöntagschen Aufsatz zu der korrigierten Arbeit vorzulesen, damit dieselben inne werden, wie sie den gestellten Anforderungen hätten genügen können. Aus diesem nur lobenswerten Verfahren sind offenbar

die Schöntagichen Musteraufsätze, welche keineswegs Unerreichbares vor Augen führen, sondern bei passender Anleitung der Leistungsfähigkeit selbst eines Schülers mittlerer Begabung entsprechen, entstanden und wollen von diesem Standpunkt aus beurteilt sein. Unter den Arten der schriftlichen Darstellung bevorzugt der Verfasser mit Recht die Vergleichung; sie veranlaßt ja den jungen Stilisten am ersten planmäßig vorzugehen, nach bestimmten Gesichtspunkten und unter einem gewissen logischen Zwange zu arbeiten und wird selbst auf der obersten Stufe mit Glück zu verwenden sein, weil sie phantasievolle Durchführung, welche man von dem gereiften Schüler verlangt und welche die Vergleichung recht wohl verträgt, und höchstmögliche Schärfe des Gedankens erfordert. Besondere Erwähnung verdienen in dieser Beziehung die Aufsätze: „Steinkohle und Diamant“, „Pflug und Schwert“, „Hand und Maschine“, sowie „der Streit des Diktators L. Papirius Cursor mit seinem Reiterobersten Qu. Fabius“ und „Schillers Kampf mit dem Drachen“.

Dresden.

Hermann Unbescheid.

Goethes Iphigenie auf Tauris. Für die Zwecke der Schule erläutert und methodisch bearbeitet von Dr. H. Bokeradt. 2. Aufl. Paderborn und Münster. 1887.

Der Verfasser der vorliegenden erläuternden Schulausgabe von Goethes Iphigenie rechtfertigt in dem Vorwort zur ersten Auflage die Herausgabe damit, daß in diesen Erklärungen, abweichend von anderen, danach gestrebt worden sei, „mit rücksichtsloser Gründlichkeit jede Stelle zu erläutern, die irgendwie, sei es, um den Sinn festzustellen, oder sei es auch nur, um die poetische oder stilistische Bedeutung hervorzuheben, eine nähere Beleuchtung wünschenswert macht.“ Dieser Absicht entsprechend bietet denn die Ausgabe zuerst unter dem Texte des Schauspiels äußerst sorgfältige Erläuterungen zu den einzelnen Stellen, sodann einen „methodischen Anhang“, der erstens „Fragen zur Vermittlung des Verständnisses“, zweitens eine Betrachtung der Quelle des Stoffes, drittens eine kurze „Geschichte der Goetheschen Iphigenie“ enthält. Nebenbei liefert der erste und zweite Teil des Anhangs noch zahlreiche Aufgaben für Aufsätze und Vorträge. Nehmen wir nun noch hinzu, daß alles dies mit größter Gewissenhaftigkeit und größtem Lehrgeschick ausgeführt ist, so werden wir zugestehen, daß die Ausgabe den beabsichtigten Zweck vollständig erreicht, eine allseitige und gründliche Kenntnis des Goetheschen Schauspiels zu ermöglichen. Eine andre Frage ist aber, ob sie auch geeignet ist, dem Schüler Begeisterung, Liebe für dasselbe einzulößen, eine Wirkung, die dem Unterzeichneten fast wichtiger erscheint, als die des richtigen Ver-

ständnisses jeder Kleinigkeit. Diese Frage ist wohl in Berücksichtigung des ausgesprochenen Zweckes der Ausgabe bei aller Anerkennung der Sorgfalt des Verfassers im großen und ganzen zu verneinen. Der Schüler, welcher etwa bei jeder dritten Verszeile eine sachliche Erläuterung einer Einzelheit nachsehen oder anhören muß, der dann durch die Fragen des Anhangs genötigt wird, sich die einfachsten Thatsachen des Gelesenen nach den verschiedensten Verhältnissen wieder und wieder zu überlegen, wird das Schauspiel von Anfang bis zu Ende aufs gründlichste verstehen lernen, aber froh sein, wenn er damit fertig ist. Nach der Ansicht des Unterzeichneten sind zwei Eigenschaften der vorliegenden Ausgabe daran schuld: einmal die übergroße Gründlichkeit in den sachlichen Erläuterungen, andererseits die fragende Form des ersten Anhanges. Bezüglich des ersteren Punkt es gesteht der Verfasser schon zu, in der zweiten Auflage eine Anzahl Anmerkungen der ersten als überflüssig beseitigt zu haben. Sicher aber hätte er darin noch weiter gehen können. Goethes Iphigenie wird wohl ausnahmslos auf der obersten Stufe der Gymnasien gelesen, und auf dieser ist doch das Verständnis des Textes im einzelnen und die Kenntnis der meisten in Betracht kommenden Verhältnisse des Altertums jedenfalls voranzusetzen. Ebenso dürfte in den Fragen meist das Gute etwas zu viel gethan sein. Ein großer Teil derselben verlangt nichts als eine Wiedergabe des Gelesenen, sicher ein sehr gutes Mittel, das Verständnis zu prüfen und zu fördern, wo dieses aber schon vorhanden ist, jedenfalls nicht gerade anregend. Noch mehr aber glaubt sich der Unterzeichnete gegen die fragende Form dieses Anhanges wenden zu müssen. Während die Erläuterungen unter dem Texte das Verständnis des Einzelnen bewirken sollen, sind die Fragen dazu bestimmt, die Einsicht in das Ganze des Kunstwerkes zu fördern. Nun ist das letztere aber entschieden für die Belehrung das wichtigere, und daher verdiente es nach der Ansicht des Unterzeichneten viel eher sogleich dem Schüler mitgeteilt zu werden, während man die sachlichen und sprachlichen Einzelheiten ruhig seiner Weisheit überlassen könnte. Zu vielen und gerade sehr wichtigen Fällen hat dies der Verfasser auch deutlich zugestanden, indem er in den betreffenden Fragen sogleich die nötige Antwort angedeutet hat, z. B. zu I, 1: „Inwiefern ist dieser erste Abschnitt das Muster eines Einführungsmonologes, d. h. 1. bekommen wir eine hinreichende Vorstellung von Iphigeniens Lage und Persönlichkeit? 2. ist der in der Seele Iphigeniens entstehende Kampf (zwischen Neigung und Pflicht) angedeutet? 3. wird auf die Lösung desselben hingewiesen? 4. ist die höhere Aufgabe Iphigeniens, die Frevel des Hauses zu sühnen, durch ihre augenblickliche Stellung und ihr Verhältnis zu Diana angedeutet?“ ebenso S. 126: „Steigert sich das Heimweh Iphigeniens in den ersten

drei Auftritten, d. h. tritt dasselbe in dem 1. Auftritte als Gefühl, im 2. als Stimmung, im 3. als bewußte Empfindung hervor?" und so noch oft. In manchen andern Fällen würde man zu Gunsten des Schülers gewünscht haben, die Antwort ebenfalls angedeutet zu finden, z. B. S. 141: „Ist es psychologisch, daß der sich austobende Wahnsinn die (von den Vätern ererbte „wilde“) Widerstandskraft des Drestes bricht und ihn für mildernde Einflüsse fähig macht?“ oder S. 148: „Zweck der Vergleiche im allgemeinen? Welcher Gemütsverfassung entspricht die bildliche Rede?“

Soviel über die Einrichtung der Ausgabe im allgemeinen. Im einzelnen hat der Unterzeichnete bei der großen Sorgfalt des Verfassers wenig zu bemerken gefunden. An Druckfehlern sind ihm nur folgende aufgefallen: S. 52, Anm. z. Z. 84 „Sophokle's“, S. 81, Z. 13 „setzte“ statt „legte“, S. 101, Anm. z. Z. 41 „verschoff'nes“ statt „verschloß'nes“ (Herz!). Sachlich nicht richtig erscheint: S. 52, Anm. z. Z. 86 „Schwäher“. . . Gewöhnlich bedeutet es „Schwiegermutter“ (statt „Schwiegervater“). Nicht einverstanden ist der Unterzeichnete mit S. 80 Anm. z. Z. 70: „denn es (die Schmerzen) sind Freunde, Gutes raten sie“, wo der Verfasser bemerkt: „Nicht allgemein, sondern nur auf diesen Fall passend“, während er zu Z. 69 soeben angegeben hat, inwiefern Schmerzen im allgemeinen als heilsam, weil warnend, ratend, betrachtet werden können. S. 85, Z. 65—66: „Denn solcher Weihe Feier anzuordnen gehört der Priesterin und nicht dem König“ erklärt der Verfasser „der Verabredung gemäß, und nicht als ob Pylades seine Meinung von der Sache aufstellen wollte, da er ja nicht die Sitten und Bräuche der Scythen kennt.“ Jedenfalls aber soll Pylades gerade einen allgemeinen sittlichen Grundsatz aussprechen, um Iphigenie im Widerstand zu bestärken.

Dresden.

Arthur Deneke.

Kleine Mitteilungen.

Am 27. und 28. September fand in Pirna die vierzehnte Hauptversammlung des sächsischen Realschulmännervereines statt. Von besonderer Wichtigkeit war ein „Verzeichnis der im laufenden Schuljahre auf den sächsischen Realgymnasien und Realschulen im Gebrauche befindlichen Lehrbücher“, das von dem Vorsitzenden des Vereines, Herrn Rektor Prof. Dr. Lippold in Zwickau, aufgestellt worden war und in der Hauptversammlung erläutert wurde. Durch ein derartiges Verzeichnis, mit dessen Zusammenstellung sich Herr Prof. Dr. Lippold ein entschiedenes Verdienst erworben hat, wird es möglich, die Verbreitung und praktische Bedeutung der einzelnen Lehrbücher zu überblicken. Ganz von selbst wird sich daran die wohlthätige Folge knüpfen, daß der Zersplitterung im Gebrauche der Lehrbücher Einhalt gethan und eine größere Einheit in der Verwendung derselben herbeigeführt wird. Wünschenswert wäre es, daß auch andere Teile Deutschlands und andere höhere Anstalten in derselben Weise vorgehen. Soweit diese Frage den deutschen Unterricht betrifft, wird unsere Zeitschrift gern die Hand dazu bieten.

Bei Karl J. Trübner in Straßburg wird in nächster Zeit ein Grundriß der germanischen Philologie erscheinen, herausgegeben von Hermann Paul, unter Mitwirkung von R. v. Amira, W. Arndt, D. Behaghel, Fr. Kauffmann, F. Kluge, R. Kögel, E. Mogk, E. Sievers, B. Symons u. a. u. a., der in 5—6 Lieferungen zu je 4 Mark ausgegeben werden wird. Das Werk schließt sich in äußerer Form und innerer Einrichtung dem in gleichem Verlage erscheinenden Grundriß der romanischen Philologie an. Der Plan des Werkes, auf den wir hier aus Rücksicht auf den Raum nicht näher eingehen können, ist ein so großartiger und umfassender, daß wir es für unsere Pflicht halten, die Lehrer des Deutschen schon im voraus auf das vielversprechende Werk aufmerksam zu machen.

Der Kunstwart, Rundschau über alle Gebiete des Schönen (herausgegeben von Ferdinand Avenarius, Dresden, Stephaniestraße 1), bringt im 21. und 22. Stück des ersten Jahrganges einen vorzüglichen Aufsatz: Poesie und Rhetorik, von Wolfgang Kirchbach, den kein Freund unserer Dichtung und namentlich kein Lehrer des Deutschen ungelesen lassen sollte. Das 24. Stück desselben Blattes enthält einen sehr lesenswerten Aufsatz: „Das Fremdwort“ (von einem ungenannten Verfasser), der sich mit guten Gründen für thunlichste Erziehung der Fremdwörter in unserer Sprache ausspricht. Wir kommen auf das vorzüglich geleitete Blatt in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift zurück.

Zeitschriften.

- Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 5. Mai. Oxfordser Benediktinerregel, herausgeg. von E. Sievers, besprochen von D. Behaghel. (Die Einleitung liefert einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Lautverschiebung.) — Fr. Pfaff, Johann v. Soest, Sängere, Dichter und Arzt 1448—1506, besprochen von Hermann Suchier. (Ebenso gründliche wie anziehende Darstellung.) — Theodor Vetter, Der Spectator als Quelle der Diskurje der Maler, besprochen von Richard Weisjens. (Eine bisher noch nicht angestellte genaue, mit großer Gewissenhaftigkeit und Vorsicht vorgenommene Vergleichung der einzelnen Artikel der „Diskurje der Maler“ mit dem englischen „Spectator“.) — Schröder und Gotter. Briefe Friedrich Ludwig Schröders an Friedrich Wilhelm Gotter 1777 und 1778. Eingeleitet und herausgeg. von Berthold Lizmann, besprochen von Max Koch. (Für die Kenntnis Schröders und seiner Bühne sind die Briefe ungemein lehrreich.) — Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer, herausgeg. von Paul Weisjäder (Seufferts Litteraturdenkmale Bd. 25), besprochen von Franz Wunder. (Ein ebenso brauchbarer Beitrag zur Goethephilologie, als ein glücklicher Versuch, Meyers geistige Persönlichkeit in klaren Umrissen zu zeichnen.) — Fr. Kern, Zustand und Gegenstand, besprochen von F. v. Sallwürk. (Sehr ansprechend und für die didaktische Verwendbarkeit der Kernschen Reform von durchschlagendem Werte ist die Ausdehnung seiner Sapanalyse auf die Analyse ganzer Lesestücke. In gleicher Weise wird die eingehende Lehrprobe beachtenswert erfunden werden und vielleicht manchen zaghaften Praktiker mit der Neuerung befreunden.)
- Nr. 6. Juni. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum, herausgeg. vom Direktorium. 1. Band. Jahrgang 1884—86, besprochen von Moriz Heyne in Göttingen. (Die Mitteilungen beanspruchen das höchste wissenschaftliche Interesse aller derer, die sich mit deutscher Vorzeit beschäftigen.) — Wilh. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, besprochen von B. Symons.

(Die Schrift bezeichnet keinen Fortschritt in unserer Erkenntnis der germanischen Helvensage.) — Ausgewählte Dichtungen von Wolfohart Spangenberg (Erfassische Litteraturdenkmäler, herausgeg. von Ernst Martin und Erich Schmidt, IV. Bd.), besprochen von Adolf Socin. — L. van Helten, Middel-niederländische Spraakkunst, besprochen von Ernst Martin.

— Nr. 7. Juli. Carl Lange, Die lateinischen Osterfeiern, besprochen von Reinhold Bechstein. (Das hier benutzte Material ist in höchstem Maße bedeutungsvoll.) — Heinrich Drees, Die politische Dichtung der deutschen Minnesänger seit Walther v. d. Vogelweide, besprochen von Reinhold Becher. — Theodor Vetter, Chronik der Gesellschaft der Mahler 1721—22, besprochen von Richard Weiffenfels. (Ein sehr wichtiges litterarhistorisches und kulturhistorisches Denkmal.) — Goethe und Carlyles Briefwechsel, besprochen von K. J. Schröder. (Das willkommene Buch ist mit vollem Beifall zu begrüßen.) — Dänische Schaubühne, die vorzüglichsten Komödien des Frh. Ludwig v. Holberg, herausgeg. von Jul. Hoffory und Paul Schlenker, besprochen von D. Brenner in München.

— Nr. 8. August. A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, besprochen von K. v. Bahder in Leipzig. (Socins Buch leidet an Überfülle des Stoffes und an einer wenig glücklichen Gruppierung desselben; wir finden uns überall aufgehalten durch seitenlange Auszüge aus den Werken älterer Germanisten. Doch wird niemand dem Buche das Zeugnis versagen, daß es mit erstaunlichem Fleiße zusammengestellt ist und namentlich für die nhd. Sprachgeschichte eine Fülle wertvollen Materials teils neu zugänglich macht, teils bequem vereinigt.) — Max Ortner, Reinmar der Alte. Die Nibelungen, besprochen von Reinhold Becher. — Hermann Wunderlich, Untersuchungen über den Satzbau Luthers. 1. Teil: Die Pronomina, besprochen von G. Vinz. — Hans Bustersers ernstlicher Bericht, hrsg. von Ignaz Peters, besprochen von Adolf Socin.

— Nr. 9. September. Sigwart, Chr. Die Impersonalien, eine logische Untersuchung, besprochen von Ludwig Tobler. (Das Hauptverdienst des Werkes ist der Nachweis, daß der impersonale Ausdruck verschiedene Formen und Grade durchläuft, welche nicht alle aus einem Princip zu erklären sind, und daß die Unterschiede von mehr oder weniger deutlich gedachten Subjekten unmerklich ineinander verlaufen.) — Georg Hassenstein, Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten, besprochen von R. Bechstein. (Warm geschrieben, enthält viele feine Bemerkungen.) — Friedrich v. Westenholz, Die Griseldis Sage in der Litteraturgeschichte, Dissertation, besprochen von R. Spiller. — Philipp Lenz, Der Handschuhheimer Dialekt, Programm des Gymnasiums zu Konstanz, besprochen von D. Behaghel. (Handschuhheim ist ein Ort an der Bergstraße, nördlich von Heidelberg; die Arbeit zeugt von tüchtiger Schulung.)

— Nr. 10. Oktober. Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 2. Band, herausgeg. von Ködiger, besprochen von Otto Bremer in Halle. (Ein Werk von außerordentlicher Gelehrsamkeit und erstaunlichem Scharfsinn; die Ergebnisse Müllenhoffs sind jedoch keinesfalls als gesichert anzusehen.) — Adolf Vangguth, Goethe als Pädagog, besprochen von K. J. Schröder. — Ludwig Steub, Zur Ethnologie der deutschen Alpen, besprochen von A. Unterforscher. — Anton Nagels, Zahlensymbolik, besprochen von G. Christmann. — Festschrift zur Begründung der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von der Universität Zürich, besprochen von D. Behaghel.

- Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte** 1, 2. Zu den Quellen des ältesten Faustbuches. — Fr. Meyer v. Waldeck, Der Peter Squenz von Andreas Gryphius eine Verspottung des Hans Sachs. — Oskar Walzel, Beiträge zur Kenntnis Joh. Elias Schlegels. — Otto Harnack, Goethe und Wilhelm Humboldt. — Joh. Volke, Die älteste Fassung des Gaudeamus igitur. — Th. Dittell, Ein Schreiben Gottscheds an Friedrich August II. zu Sachsen. — Franz Munder, Drei Briefe Klopstocks aus seiner Studentenzeit. — A. Sauer, Nachträge zu Bürgers Gedichten und Briefen. — Jac. Vächtold, Hölberlin in der Schweiz. — S. Singer, Der Verfasser der Schildbürger. — Jac. Minor, Zum deutschen Drama des 17. Jahrh. u. a.
- Zeitschrift für deutsche Philologie** XXI, 1. R. Weinhold, Tius Thingas. — G. Witkowski, Briefe von Dwig und Moscherosch. — E. Wolff, Das sogenannte Hamburger Preisausschreiben. — R. Kinzel, Die Frauen in Wolframs Parzival. — R. Weinhold, Friedrich Veder, Nekrolog. — G. Kettner, Neuere Schillerlitteratur. — D. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax, besprochen von H. Klinghardt. — Ad. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, besprochen von R. Weinhold u. a.
- Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur** XIV, 1. H. Falk, Die Nomina agentis der altnordischen Sprache. — A. Koch, Der i-Umlaut und der gemeinnordische Verlust der Endvokale; Zur urgermanischen Betonungslehre. — R. Kögel, Zur Ortsnamenkunde. — R. Luid, Zur Geschichte der deutschen e- und o-Laute. — A. Leizmann, Der Winsbete und Wolfram. — E. Schaubach, Zu Wolframs Parzival u. a.
- Germania**, XXXIII, 2: K. v. Bahder, Johann von Söest: „Dy gemein Bicht.“ — Bernh. Wypß, Zu Steinmar. — R. Euling, Handschrift 1590 der Leipziger Universitätsbibliothek. — Die Nachbildung der Manesse'schen Handschrift in Heidelberg. — Felix Liebrecht, Narrengesellschaften; Seewasser in Tempeln; Ein Volksvers. — Friedr. Blau, Zur Alexiuslegende. — R. Sprenger, Zu Reinke de Vos. — Felix Liebrecht, Einige Beiträge zur Geschichte der Frauen u. a.
- Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik** 138. R. Schröter, Die Sprachreinigungsfrage und das Gymnasium. — R. Kinzel, Gedächtnisrede auf Julius Facher.
- Die Grenzboten** 30: Goethe als Erzieher. — Goethe und die Brillenträger.
- Die Gegenwart** 34: H. Dünker, Goethe und Lenz in Straßburg.
- Preussische Jahrbücher**, August. G. Brendler, Wielands goldener Spiegel.
- Neues Lausitzisches Magazin** 64, 1. R. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers (auch als besondere Schrift erschienen).
- Die Mädchen'schule**, Zeitschr., hgg. v. R. Hessel und F. Dörr, I, 3. P. Bartels, Die häuslichen Arbeiten, ein Beitrag zur Überbürdungsfrage.
- Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins**, Heft 24: Reinhard Kade, Johann Vocer und sein Lobgedicht auf Freiberg 1553.

Neu erschienene Bücher.

- Bindel, Karl, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die Tertia der höheren Lehranstalten. 2. Bändchen. Leipzig, V. G. Teubner. 1888. 239 S.
- Faulde, A., Übungsbuch zu R. Galliens lateinischer Schulgrammatik für die Schüler des Realgymnasiums. Kursus der Sexta, Berlin, Bernhard Simion, 1888; sowie

- Gallien, R., Direktor des Realgymnasiums zu Reife, Lateinische Schulgrammatik für die Schüler des Realgymnasiums, ebenda 1887.
- Göbel, Julius, Poetry in the Limburger Chronik, Baltimore, Isaac Friedenwald, 1888. 41 S.
- Hertel, L., Die Salzunger Mundart, Meiningen 1888. 150 S.
- Hessl, Karl, Mustergebichte und Musterprosa. Zum Gebrauch in Schulen, Lehrers- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 2. Aufl. Bonn, E. Webers Verlag 1887. 1. Teil: Gebichte 107 S. Prosa 158 S. — 2. Teil: Gebichte 208 S. Prosa 292 S. — 3. Teil: Gebichte 246 S. Prosa 212 S.
- Hildebrand, Hugo, Dialekt aus der Zeit der Kreuzzüge und den folgenden Jahren. Berlin und Stuttgart, Spemann (Kürschners Deutsche National-Litteratur Band 108). 354 S. Preis M. 2,50.
- Klaude, Paul, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes, 3. Heft: Iphigenie auf Tauris. Berlin, W. Weber 1888. 224 S. Preis M. 2,80.
- Nichavili, C. Th., Neuhochdeutsche Grammatik, bearbeitet für höhere Schulen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1888. Preis broschirt M. 1,40. 169 S.
- Salzer, Anselm, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Mit Berücksichtigung der patristischen Litteratur. 3. Fortsetzung. Linz 1888. IV, S. 97—150.
- Schmidt, Leonhard, Gudrun, Eine Umdichtung des Mittelhochdeutschen Gudrunliedes. Wittenberg, Herrosé 1888. Preis M. 1,50.
- Tuchhändler, Zur Wekung und Pflege der Selbstthätigkeit im erziehenden Unterricht durch den Betrieb der Grammatik, Beilage zum Programm des Gymnasiums in Buchsweiler. Straßburg 1888. (Progr. Nr. 473.) 34 S.
- W. Wartenberg, Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lateine. Hannover 1888, Norddeutsche Verlagsanstalt. Kurjus der Sexta. 112 S.
- Witkowski, Georg, Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und Buch von der Deutschen Poeterey, Leipzig, Veit u. Comp. 1888. 217 S.

Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}.

Cornell University Library

THE ZARNCKE LIBRARY

COLLECTED BY FRIEDRICH ZARNCKE

THE GIFT OF

William H. Sage

1893

A. 58655

1/10/93

